Ukrainische Volksmärchen

Nach den bereits erschienenen „Russischen Volksmärchen" und „Belorussischen Volksmärchen" schließt nun der ukrainische Band die Gruppe der ostslawischen Märchenbände in unserer Publikationsreihe ab. Dadurch wird dem Leser nicht nur die Möglichkeit geboten, das Erzählgut des zweitgrößten slawischen Volkes kennenzulernen, sondern er hat auch Gelegenheit, sich über das Gemeinsame und das national Spezifische im Märchen dreier eng verwandter und freundschaftlich verbundener Völker zu unterrichten.

Die 123 Texte der Sammlung ergeben einen repräsentativen Querschnitt durch das ukrainische Märchenschaffen. Charakteristisch für die Ukraine sind die zahlreichen Tiermärchen, die häufig Verbindungen mit der mittel- und westeuropäischen Volkserzählung zeigen.

In den besonders umfangreichen Zaubermärchen werden viele bekannte Motive aus der russischen und belorussischen Sammlung im ukrainischen Kolorit wiedergegeben. Sozialkritische Legendenmärchen und Alltagsmärchen runden das Bild ab.

Das Nachwort gibt einen ausführlichen Überblick über die Sammlung und Erforschung des ukrainischen Märchenschatzes. Der Anmerkungsteil legt besonderen Wert auf Vergleiche mit den anderen slawischen Märchenvarianten.

VOLKSMÄRCHEN

EINE INTERNATIONALE REIHE

Herausgegeben vom
Zentralinstitut für Geschichte
Wissenschaftsbereich Kulturgeschichte/Volkskunde
an der Akademie der Wissenschaften der DDR

durch
Julian Krzyżanowsky, Warschau
Gyula Ortutay, Budapest
Erna Pomeranzewa, Moskau
Gisela Burde-Schneidewind, Berlin

mitbegründet von
Wolfgang Steinitz

Redaktion
Friedmar Geißler

UKRAINISCHE VOLKSMÄRCHEN

Herausgegeben von
P. V. LINTUR

2., unveränderte Auflage

AKADEMIE-VERLAG · BERLIN
1981

Übersetzung von *Hans Joachim Grimm*
Fachbearbeitung *Wilfried Fiedler*

2. Auflage 21.—70. Tausend
Erschienen im Akademie-Verlag, DDR-108 Berlin, Leipziger Str. 3—4
© Akademie-Verlag Berlin 1972
Lektorin: Hildegard Palm
Einband, Schutzumschlag: Helga Klein
Lizenznummer: 202 · 100/145/81
Fotosatz: VEB Druckerei „Thomas Müntzer", 582 Bad Langensalza
Bestellnummer: 751 934 4 (2121/7) · 7208
Printed in the USSR
DDR 14,50 M

y $\frac{70803-288}{014\,(01)-81}$ 397–81 4803010101

1
SCHWESTERCHEN FÜCHSIN UND BRUDER WOLF

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. An einem Sonntag buk die alte Frau Pfannkuchen mit Mohn, nahm sie nacheinander aus dem Ofen, legte sie in eine Schüssel und stellte sie auf das Fensterbrett, damit sie abkühlten. Da lief eine Füchsin an der Hütte vorbei und schnupperte. Pfannkuchen! Sie stahl sich leise an das Fenster, ergriff flink einen und machte sich davon. Sie lief aufs Feld, setzte sich hin, aß den Mohn aus dem Pfannkuchen, stopfte dafür Müll hinein und lief weiter.

Wie sie so lief, trieben Burschen Vieh zur Tränke.

„Guten Tag, Jungs!"

„Guten Tag, Schwesterchen Füchsin!"

„Tauscht mir einen dreijährigen Ochsen gegen einen Pfannkuchen mit Mohn!"

„Wo gibt es denn so etwas? Ochsen gegen Pfannkuchen!"

„Er ist aber ganz süß, hm hm."

Einer fand sich und machte den Tausch.

„Paßt auf, Jungs", sagte sie, „eßt den Pfannkuchen erst, wenn ich im Wald verschwunden bin!"

Sie lief weiter und trieb den Ochsen vor sich her. Die Burschen warteten, bis sie im Walde verschwunden war, und machten sich dann an den Pfannkuchen, fanden aber nur Müll.

Inzwischen trieb die Füchsin den Ochsen in den Wald, band ihn an eine Eiche und ging Holz fällen, für einen Schlitten. Sie fällte und sprach dazu:

„Laß dich fällen, Bäumchen, krummes und gerades! Laß dich fällen, Bäumchen, krummes und gerades!"

Sie fällte genügend Holz, machte sich einen Schlitten, spannte den Ochsen davor, setzte sich hinein und fuhr los.

Da kam Bruder Wolf gelaufen.

„Guten Tag, Schwesterchen Füchsin!"

„Guten Tag, Brüderchen Wolf!"

„Wo hast du denn den dreijährigen Ochsen und den Schlitten her?"

„Na, woher schon? Den Ochsen habe ich mir verdient, den

Schlitten gemacht, und nun fahre ich."

„Nimm mich auch mit!"

„Wo soll ich dich hinnehmen? Du machst mir doch den Schlitten entzwei."

„Nein, ich mache ihn nicht entzwei, ich lege nur eine Pfote drauf."

„Na, leg sie schon drauf. Wo soll man schon mit dir hin!"

Da legte der Wolf die Pfote drauf. Sie fuhren ein Weilchen, da sagte der Wolf:

„Ich lege auch noch die andere Pfote drauf, Schwesterchen Füchsin."

„Ach Brüderchen Wolf, du machst mir doch den Schlitten entzwei."

„Nein, ich mache ihn nicht entzwei."

„Na gut, dann leg sie drauf!"

Der Wolf legte sie drauf. Sie fuhren und fuhren, auf einmal machte es „krrrrr".

„Ach du meine Güte!" sagte die Füchsin. „Der Schlitten kracht schon."

„Aber nein, Schwesterchen Füchsin, mein Bein hat geknackst."

Nun, egal, sie fuhren weiter. Da sagte der Wolf wieder:

„Ich lege auch noch meine dritte Pfote drauf, Schwesterchen Füchsin."

„Wo willst du sie hinlegen? Du machst mir doch den Schlitten entzwei."

„Aber nein! Wovon soll der schon entzweigehen?"

„Na, dann leg sie drauf!"

Kaum hatte er sie draufgelegt, da machte der Schlitten wieder „krrrrr".

„Ach Wölfchen, mein Schlitten kracht. Steig ab! Sonst machst du ihn entzwei."

„Wo kracht der denn? Du phantasierst wohl, Schwesterchen Füchsin? Ich habe eine Nuß geknackt."

„Gib mir auch eine!"

„Es war die letzte."

Sie fuhren noch ein Weilchen.

„Ach Schwesterchen Füchsin, jetzt setze ich mich ganz drauf."

„Wohin denn? Hier ist doch kein Platz für dich."

„Ich krümme mich so zusammen, daß ich draufpasse."

„Du machst mir noch den Schlitten ganz entzwei. Womit soll ich dann Holz fahren?"

„Wieso soll ich ihn entzweimachen? Ich bin doch ganz leicht. Ich setze mich drauf, Schwesterchen Füchsin. Bin nämlich müde. Nur ein Weilchen."

„Dann setz dich drauf! Wo soll man schon mit dir hin!"

Er setzte sich also in den Schlitten. Kaum hatte er sich gesetzt, machte der Schlitten „krrrr–krrrr" und fiel auseinander. Da schimpfte ihn die Füchsin aus.

„Verrecken sollst du, verfluchtes Wolfsvieh! Was hast du denn da angerichtet?"

Sie schimpfte und schimpfte, und dann sagte sie:

„Jetzt geh und fälle Holz für einen neuen Schlitten!"

„Wie soll ich denn Holz fällen, Schwesterchen Füchsin, wenn ich das gar nicht kann und nicht weiß, was für einen Baum?"

„Ach du garstiges Wolfsvieh! Wie man einen Schlitten entzweimacht, hast du gewußt, aber wie man einen Baum fällt, weißt du nicht. Sag einfach: ‚Laß dich fällen, Bäumchen, krummes und gerades! Laß dich fällen, Bäumchen, krummes und gerades!'"

Der Wolf ging. Er trat in den Wald und begann:

„Laß dich fällen, Baum, krummer und krummer! Laß dich fällen, Baum, krummer und krummer!"

Er fällte einen Baum und schleppte das Holz zur Füchsin. Da sah sie, es war so knorrig, daß man es noch nicht einmal für das Streichbrett am Pflug verwenden konnte, geschweige denn für eine Schlittenkufe. Da schimpfte sie ihn wieder aus.

„Warum hast du solches Holz gefällt?"

„Es war gerade solches da zum Fällen."

„Warum hast du nicht das gesagt, was ich dir befohlen habe?"

„Ich habe doch gesagt: ‚Laß dich fällen, Baum, krummer und krummer!'"

„Ach, bist du dumm und einfältig! Bleib hier sitzen, paß auf den Ochsen auf, ich werde selbst gehen und Holz fällen!"

Sie ging. So saß also der Wolf da und hätte gerne etwas gegessen. Er begann alles zu durchwühlen, was im Schlitten war, aber da fand er nichts. Er überlegte und überlegte: Ich werde den Ochsen auffressen und davonlaufen. Er machte ein Loch in den Ochsen, aß innen alles heraus, ließ Spatzen dort hineinfliegen und stopfte Stroh hinein, stellte den Ochsen an einen Zaun und stützte ihn mit einem Stock ab. Dann lief er davon. Die Füchsin kam zu dem Ochsen. Da sah sie den Strohwisch aus der Seite herauslugen. Die Füchsin schnappte den

Strohwisch, und die Spatzen kamen heraus. Sie ergriff den Stock, nahm ihn, und — bums — fiel der Ochse um.

„Na warte, du verfluchtes Wolfsvieh! Das werde ich dir heimzahlen."

Sie machte sich auf den Weg.

Während sie so lief, fuhr dort eine Wagenkolonne mit Fischen. Sie ließ sich mitten auf den Weg fallen, streckte die Beine von sich und tat, als sei sie tot. Die Fuhrleute erblickten sie gleich.

„Schaut her, Jungs! Was hier für eine feine Füchsin liegt!"

Sie stellten sich um sie herum und drehten sie um.

„Die müssen wir mitnehmen. Da haben wir Pelze für die Kinder."

Sie warfen sie auf den letzten Wagen und fuhren weiter.

Während sie so fuhren, sah Schwesterchen Füchsin, daß sie gar nicht aufpaßten, und sie warf einen Fisch aus dem Wagen. Sie warf noch einen Fisch auf den Weg, bis sie alle heruntergeworfen hätte. Dann huschte sie heimlich vom Wagen. Die Fuhrleute fuhren weiter, und sie sammelte die Fische auf, setzte sich unter einen Heuschober und fraß sie.

Da sah sie Bruder Wolf kommen.

„Guten Tag, Schwesterchen Füchsin!"

„Guten Tag!"

„Was machst du denn da, Schwesterchen Füchsin?"

„Ich esse Fisch!"

„Gib mir auch einen!"

„Das wäre ja noch schöner! Ich habe mir viel Mühe gemacht, habe welche gefangen und soll dir noch welche abgeben! Geh und fang dir selbst welche!"

„Wie soll ich mir denn welche fangen, wenn ich das nicht kann? Zeig mir wenigstens, wie man das macht!"

„Wie soll man die schon fangen? Geh zu einem Eisloch, steck den Schwanz hinein, bleib ruhig sitzen und sag immer: ‚Laßt euch fangen, ihr Fische, ihr großen und kleinen!' Dann kommen sie auch."

„Danke für den Rat."

Der Wolf lief schnell zu einem Flüßchen an ein Eisloch und steckte den Schwanz ins Eisloch.

„Laßt euch fangen, ihr Fische, ihr großen und größeren! Laßt euch fangen, ihr Fische, ihr großen und größeren!"

Kleine wollte er nämlich nicht. Zu der Zeit war aber klirrender Frost. Die Füchsin lief am Ufer entlang und sagte immer:

„Frier ein, du Wolfsschwanz, frier ein! Frier ein, du Wolfs-

schwanz, frier ein!"

„Was sagst du da, Schwesterchen Füchsin?"

„Na, ich sage immer: ‚Laßt euch fangen, ihr Fische, ihr großen und kleinen!'"

„Das sage ich auch: ‚Laßt euch fangen, ihr Fische, ihr großen und größeren!'"

Der Wolf bewegte den Schwanz. Er war schon ganz schwer. Da sagte die Füchsin:

„Jetzt haben die ersten Fische angebissen."

Nach einiger Zeit:

„Nun zieh heraus, Wölfchen!"

Der Wolf zog. Aber der Schwanz war bereits angefroren. Er bekam ihn nicht heraus. Da schimpfte die Füchsin:

„Ach du garstiges Wolfsvieh! Was hast du gemacht? Sieh, du hast gesagt: ‚Laßt euch fangen, ihr Fische, ihr großen und größeren!' Da haben die großen angebissen, jetzt bekommst du den Schwanz nicht heraus. Ich werde dir Hilfe bringen müssen. Ich gehe und rufe die Leute."

Die Füchsin lief schnell ins Dorf und schrie:

„Geht, Leute, den Wolf verprügeln! Geht, Leute, den Wolf verprügeln!"

Da kamen die Leute zusammengelaufen. Die einen mit Äxten, die anderen mit Forken, andere mit Dreschflegeln, und die Weiber mit Mistgabeln und Ofenkrücken. Da haben sie vielleicht den armen Wolf durchgewalkt!

Die Füchsin lief inzwischen zu einer Hütte. Niemand war dort. Die Besitzerin war zum Fluß gelaufen, um den Wolf zu verprügeln, und sie hatte einen Backtrog voll Teig zurückgelassen. Die Füchsin schmierte sich den Kopf voll Teig und lief aufs Feld. Da sah sie, daß der Wolf kaum kriechen konnte. Er hatte tüchtig was abbekommen, der Arme. Die Füchsin aber begann auch gleich zu stöhnen und ganz kleine Schritte zu machen. Als der Wolf sie sah, sagte er:

„Ach, so eine bist du! Hast mir soviel Gutes getan, daß ich meinen Schwanz losgeworden bin."

Da sagte sie:

„Ach Brüderchen Wolf, war ich das etwa? Siehst du denn nicht, daß mir schon das Gehirn ausläuft? Sie haben mich so geschlagen, den Schädel haben sie mir eingeschlagen. Trag mich, Brüderchen Wolf!"

„Ich kann mich ja selbst nur mit Mühe auf den Beinen halten."

„Du hast nur den halben Schwanz verloren. Mir haben sie

den Schädel eingeschlagen. Oh, oh, oh, ich komme nicht mehr nach Hause."

„Na, dann setz dich drauf. Was soll man schon mit dir machen?"

Die Füchsin kletterte ihm auf den Rücken, machte es sich dort bequem und stöhnte. So trug sie der Wolf.

Da saß sie und sprach immer vor sich hin:

„Ein Geprügelter trägt eine Nichtgeprügelte. Ein Geprügelter trägt eine Nichtgeprügelte."

„Was sagst du da, Schwesterchen Füchsin?"

„Ich sage immer: ‚Ein Geprügelter trägt eine Geprügelte!'"

Dann begann sie wieder leise:

„Ein Geprügelter trägt eine Nichtgeprügelte."

So brachte er sie bis zu ihrer Hütte.

„Steig ab, Füchsin! Wir sind angekommen."

Hops, sprang sie vom Wolf und sagte:

„Ein Geprügelter hat eine Nichtgeprügelte gebracht. Ein Geprügelter hat eine Nichtgeprügelte gebracht."

Da wollte der Wolf auf sie los. Sie aber lief in ihre Hütte und schloß hinter sich zu. Der Wolf kam nicht hinein. Da schaute sie aus dem Fenster und neckte ihn noch:

„Ein Geprügelter hat eine Nichtgeprügelte gebracht."

Der Wolf trat von einem Bein aufs andere, lief um die Hütte der Füchsin herum und kam nicht hinein.

„Verfluchte Füchsin! So hat sie mich angeführt."

Dann zog er nach Hause.

Die Füchsin aber lebt noch immer dort und fängt Hühner.

2

SCHWESTERCHEN FÜCHSIN

Schwesterchen Füchsin stahl einmal ein Hühnchen und lief davon. Wie sie so lief, überraschte sie die Nacht. Sie sah eine Hütte, ging dort hinein, verbeugte sich und sagte:

„Guten Abend, liebe Leute!"

„Geb dir Gott Gesundheit!"

„Laßt mich hier übernachten!"

„Ach, Schwesterchen Füchsin, unsere Hütte ist so klein. Wir haben keinen Platz."

„Macht nichts! Ich hocke mich unter die Ofenbank, decke mich mit dem Schwänzchen zu und schlafe so."

Da sagten die Leute:

„Gut, bleib hier!"

„Aber was mache ich mit meinem Hühnchen?"

„Leg es unter den Ofen!"

Das tat sie. In der Nacht aber stand sie heimlich auf, fraß das Hühnchen und verscharrte die Federn.

Am anderen Morgen stand sie früh auf, wusch sich und wünschte dem Hausherrn einen guten Morgen.

„Oh, wo ist denn mein Hühnchen?"

„Na, unter dem Ofen."

„Ich habe schon nachgeschaut. Dort ist es nicht."

Sie setzte sich hin und weinte.

„Ich war so froh, daß ich das Hühnchen hatte, und nun ist es mir weggenommen worden. Gib mir für das Hühnchen ein Entchen, Herr!"

Was blieb ihm übrig? Er mußte es ihr geben.

Die Füchsin steckte das Entchen in einen Sack und zog weiter.

Sie lief und lief. Da überraschte sie wieder die Nacht. Sie sah eine Hütte, ging dort hinein und sagte:

„Guten Abend, liebe Leute!"

„Gott gebe dir Gesundheit!"

„Laßt mich übernachten!"

„Das geht nicht, Schwesterchen Füchsin. Unsere Hütte ist zu klein. Wir haben keinen Platz für dich."

„Macht nichts! Ich hocke mich unter die Ofenbank, deck' mich mit dem Schwänzchen zu und schlafe so."

„Nun gut, dann bleib hier!"

„Aber wo tue ich mein Entchen hin?"

„Bring es in den Stall zu den Gänsen!"

Das tat sie. In der Nacht aber stand sie heimlich auf, fraß das Entchen und verscharrte die Federn.

Am anderen Tag stand sie früh auf, wusch sich und wünschte dem Hausherrn einen guten Tag.

„Wo ist denn mein Entchen?"

Sie schauten in den Stall. Dort war es nicht. Da sagte der Hausherr:

„Vielleicht ist es mit hinausgelaufen, als die Gänse herausgelassen wurden."

Da weinte die Füchsin und sagte:

„Ich war so froh, daß ich das Entchen hatte, und nun ist es mir gestohlen worden. Gebt mir für das Entchen ein Gänschen, Herr!"

Was blieb ihm übrig? Er mußte es ihr geben. Die Füchsin steckte das Gänschen in den Sack und zog weiter.

Sie ging und ging, bis es wieder Abend wurde. Da sah sie eine Hütte, ging hinein und sagte:

„Guten Abend, liebe Leute, laßt mich bei euch übernachten!"

„Das geht nicht. Unsere Hütte ist zu klein. Wir haben keinen Platz für dich."

„Macht nichts! Ich hocke mich unter die Ofenbank, deck' mich mit dem Schwänzchen zu und schlafe so."

Da sagten sie:

„Nun gut, dann bleib!"

„Und was mache ich mit meinem Gänschen?"

„Bring es in den Stall zu den Lämmern!"

Das tat sie. In der Nacht aber stand sie heimlich auf, fraß das Gänschen und verscharrte die Federn.

Am anderen Morgen stand sie früh auf, wusch sich und wünschte dem Hausherrn einen guten Morgen.

Dann sagte sie:

„Wo ist denn mein Gänschen?"

Sie schauten nach. Es war nicht da. Da sagte sie zu dem Hausherrn:

„Wo ich auch immer gewesen bin, ich habe noch nie erlebt, daß mir etwas gestohlen wurde."

Da sagte der Hausherr:

„Vielleicht haben die Lämmer es totgetrampelt."

Darauf die Füchsin:

„Mach, was du willst, Hausherr, aber gib mir ein Lamm!"

Er gab es ihr, sie steckte es in einen Sack und zog weiter.

Sie lief und lief. Da überfiel sie wieder die Nacht. Als sie eine Hütte sah, bat sie um ein Nachtlager und sagte wieder:

„Laßt mich übernachten, liebe Leute!"

„Das geht nicht, Schwesterchen Füchsin. Unsere Hütte ist zu klein. Wir haben keinen Platz für dich."

„Macht nichts! Ich hocke mich unter die Ofenbank, deck' mich mit dem Schwänzchen zu und schlafe so."

„Gut, dann bleib hier!"

„Aber was mache ich mit meinem Lamm?"

„Laß es im Verschlag!"

Das tat sie. In der Nacht aber stand sie heimlich auf und fraß das Lamm.

Am anderen Morgen stand sie früh auf, wusch sich und wünschte dem Hausherrn einen guten Morgen. Dann sagte sie:

„Wo ist denn mein Lamm?"

Sie setzte sich hin, begann wieder zu weinen und sagte:

„Wo ich auch immer gewesen bin, so etwas habe ich noch nie erlebt. Es war das einzige, was ich hatte, und nun ist mir auch das gestohlen."

Da sagte der Hausherr:

„Die Schwiegertochter hat die Ochsen hinausgetrieben, vielleicht hat sie es mit hinausgelassen."

Da sagte die Füchsin zu ihm:

„Mach, was du willst, Hausherr, aber gib mir die Schwiegertochter!"

Da weinte der Schwiegervater, die Schwiegermutter weinte, der Sohn weinte, und die Kinder weinten. Die Füchsin aber steckte die Schwiegertochter in den Sack. Sie machte sich noch nicht gleich auf den Weg, sondern ging für eine Weile aus der Hütte. Da nahm der Sohn den Sack, holte die Schwiegertochter heraus und steckte einen Hund hinein.

Als die Füchsin wieder zurückkam, nahm sie den Sack mit dem Hund und zog weiter. Sie trug den Sack und sprach vor sich hin:

„Für das Hühnchen ein Entchen, für das Entchen ein Gänschen, für das Gänschen ein Lämmchen und für das Lämmchen die Schwiegertochter."

Wie sie so den Sack hin und her baumeln ließ, machte der Hund „Wauwau".

Da sagte die Füchsin:

„Ach, du garstige Schwiegertochter bist zu einem Hund geworden! Na, ich will doch mal sehen, was du für eine bist."

Sie nahm den Sack und band ihn auf. Kaum hatte sie ihn aufgebunden, sprang der Hund heraus. Da lief die Füchsin fort und der Hund hinterher. Die Füchsin immer weiter, immer weiter in den Wald, bald hätte der Hund sie eingeholt. Aber nein, sie kam noch zu ihrem Fuchsbau und versteckte sich. So saß sie nun in ihrem Bau und der Hund davor. Er kam nicht hinein. Da fragte die Füchsin ihre Ohren: „Meine lieben Ohren! Was habt ihr gedacht, als ihr vor diesem verfluchten Windhund fortgelaufen seid?"

„Wir haben gedacht, Schwesterchen Füchsin, wenn dich dieser Windhund nur nicht einholt und dir deinen goldenen Pelz zerreißt!"

„Habt Dank, meine lieben Ohren, ich werde euch goldene Ohrringe kaufen."

Dann sagte sie zu den Augen:

„Was habt ihr gedacht, meine lieben Augen, als ihr vor

diesem verfluchten Windhund fortgelaufen seid?"

„Wir haben gedacht, Schwesterchen Füchsin, wir haben hin und her geschaut, wenn dich dieser Windhund nur nicht einholt und dir deinen goldenen Pelz zerreißt!"

„Habt Dank, meine lieben Augen, ich werde euch eine goldene Brille kaufen."

Dann sagte sie zu den Beinen:

„Was habt ihr gedacht, meine lieben Beine, als ihr vor diesem verfluchten Windhund davongelaufen seid?"

„Wir haben gedacht, Schwesterchen Füchsin, daß wir nur recht schnell laufen, damit der Windhund dich nicht einholt und dir deinen goldenen Pelz zerreißt."

„Habt Dank, meine lieben Beine, ich werde euch schöne rote Schuhe mit silbernen Beschlägen kaufen."

„Und du, Wedelschwanz, was hast du gedacht, als du vor diesem verfluchten Windhund davongelaufen bist?"

„Ich habe gedacht und überlegt, habe mich zwischen die Beine geklemmt, damit dich der Windhund einholt und dir deinen goldenen Pelz über die Ohren zieht."

Da wurde die Füchsin ärgerlich auf den Schwanz und steckte ihn aus dem Bau.

„Hier, du Windhund, beiß den Schwanz ab, solange es hell ist."

Da ergriff der Windhund den Schwanz und biß ihn ab.

Dann ging die Füchsin zu den Hasen. Als die sahen, daß die Füchsin nur noch einen Stummelschwanz hatte, lachten sie über sie. Da sagte die Füchsin:

„Daß ich keinen Schwanz habe, ist nicht so schlimm. Dafür kann ich Reigen tanzen."

„Wie denn?"

„Na so. Ihr braucht nur eure Schwänze aneinanderzubinden, dann lernt ihr es auch."

„Nun, dann binde sie aneinander!"

Sie band ihnen die Schwänze zusammen, lief auf einen Berg und rief von dort:

„Lauft fort! Der Wolf mit dem Wedelschwanz kommt."

Die Hasen wollten nach allen Seiten auseinanderlaufen und rissen sich so die Schwänze aus. Als die Hasen später wieder zusammenkamen, sahen sie, daß sie alle keine Schwänze mehr hatten. Da fragte der eine den anderen:

„Warst du bei der Füchsin?"

„Ja."

„Und ich auch, Brüderchen."

Da vereinbarten sie, es ihr eines Tages heimzuzahlen.

Als die Füchsin hörte, daß es ihr schlecht ergehen sollte, lief sie schnell aus dem Wald, und von da an war nichts mehr von ihr zu sehen.

DIE FÜCHSIN, DER KATER UND DER HAHN

Es waren einmal ein Kater und ein Hahn. Sie schlossen Brüderschaft, bauten sich eine kleine Hütte und lebten zusammen. Der Hahn saß zu Hause, und der Kater ging in den Wald, um etwas heranzuschaffen. Wenn der Kater ging, sagte er zu dem Hahn:

„Bleib zu Hause sitzen! Wenn die Füchsin kommt, melde dich nicht!"

Da kam die Füchsin gelaufen und rief:

„Mach auf, Brüderchen Hahn!"

Der Hahn schwieg.

„Mach auf, Brüderchen Hahn!"

„Der Kater hat es mir verboten, Schwesterchen Füchsin."

„Mach schon auf, Brüderchen Hahn! Meine Hütte ist nämlich nicht geheizt. Ich brauche Feuer."

„Der Kater hat es mir verboten, Schwesterchen Füchsin."

Die Füchsin bat und bat, und schließlich machte der Hahn auf.

Da nahm sich die Füchsin das Feuer und den Hahn dazu. So lief sie und trug ihn fort. Der Hahn aber krähte und rief nach dem Kater:

„Brüderchen Kater!
Die Füchsin schleppt mich fort,
Durch die Ahornwälder,
Über die steilen Berge,
Durch die schnellen Gewässer,
Rette mich!"

Als der Kater das hörte, holte er die Füchsin ein und nahm ihr den Hahn ab. Er brachte ihn nach Hause, schimpfte ihn tüchtig aus und sagte:

„Paß auf, Hahn! Wenn die Füchsin wiederkommt, laß sie nicht herein, denn jetzt gehe ich weit fort!"

Da ging der Kater wieder Hirse holen, damit der Hahn etwas zu essen hatte. Die Füchsin aber kam gelaufen und sagte:

„Mach auf, Brüderchen Hahn!"

„Der Kater hat es mir verboten, Schwesterchen Füchsin!"

„Mach auf, Brüderchen Hahn! Wenn du nicht aufmachst, schlage ich die Scheiben ein und nehme dich mit. So aber hole ich nur Feuer."

Da machte der Hahn auf. Die Füchsin nahm das Feuer und den Hahn und lief davon. Sie trug ihn, und der Hahn krähte wieder:

„Brüderchen Kater!
Die Füchsin schleppt mich fort,
Durch die Ahornwälder,
Über die steilen Berge,
Durch die schnellen Gewässer,
Rette mich!"

Der Kater hörte das nicht. Da krähte der Hahn noch einmal, noch lauter. Da hörte es der Kater, holte die Füchsin ein, nahm ihr den Hahn ab und verprügelte sie.

„Jetzt mach nie wieder auf", befahl er dem Hahn, „denn ich gehe ganz weit fort. Soviel du auch schreist, ich werde es nicht hören. Mach nicht auf, denn sie wird dich fressen!"

Die Füchsin aber kam wieder und sagte:

„Mach auf, Brüderchen Hahn!"

„Der Kater hat es mir verboten, Schwesterchen Füchsin."

„Wenn du nicht aufmachst, schlage ich die Scheiben ein und nehme dich mit. So aber hole ich nur Feuer."

Sie bat und bat, aber der Hahn ließ sie nicht hinein. Da schlug sie die Scheiben ein, nahm ihn und lief davon. Der Hahn aber krähte und schrie:

„Brüderchen Kater!
Die Füchsin schleppt mich fort,
Durch die Ahornwälder,
Über die steilen Berge,
Durch die schnellen Gewässer,
Rette mich!"

Nein, der Kater hörte ihn nicht. Der Hahn krähte noch einmal, er hörte ihn nicht. Aber als er das dritte Mal krähte, hörte es der Kater ganz, ganz leise. Er lief hinterher, lief und lief, holte ihn aber nicht ein. Da kam er nach Hause und war ganz traurig. Was sollte er tun? Seinem Freund ging's doch an den Kragen! Er überlegte und überlegte.

Da machte er sich eine Geige, nahm einen Hammer und einen

bunten Sack und zog los. Er kam zur Hütte der Füchsin, stellte sich dort hin und spielte:

„Ei, ei, trallala,
Hat doch unsere Füchsin da
Vier sehr schöne Töchterlein
Und 'nen Sohn, Pylypko klein.
Komm heraus und hör dir an,
Wie so gut ich spielen kann!"

Als die älteste Tochter der Füchsin das hörte, sagte sie:

„Mama, ich gehe nachsehen, wer dort so schön spielt."

„Gut! Aber halt dich nicht auf, denn wir wollen gleich den Hahn schlachten."

Sie ging hinaus, der Kater gab ihr — tap! — eins vor den Kopf, steckte sie in den Sack und sang wieder:

„Ei, ei, trallala,
Hat doch unsere Füchsin da
Vier sehr schöne Töchterlein
Und 'nen Sohn, Pylypko klein.
Komm heraus und hör dir an,
Wie so gut ich spielen kann!"

Da sagte die zweite Tochter:

„Ich will doch auch mal hinausgehen."

Sie ging hinaus, der Kater schlug ihr — tap! — eins vor den Kopf, steckte sie in den Sack und spielte wieder.

Der zweiten folgte die dritte Tochter und die vierte. Alle waren schon in dem Sack. Pylypko aber wartete und wartete und sagte:

„Ich werde mal hinausgehen, Mama, und sie holen. Warum sie so lange dort draußen bleiben? Wir müssen doch den Hahn schlachten!"

„Geh und sag, sie sollen den Hahn rupfen! Ich will ihn gleich schlachten."

Er ging. Der Kater schlug auch ihm — tap! — eins vor den Kopf und steckte ihn in den Sack.

Die alte Füchsin wartete und wartete. Niemand kam.

„Ja", sagte sie, „dann muß ich wohl selber hinaus. Es ist schon spät, wir müssen doch den Hahn schlachten."

Sie ging hinaus. Der Kater schlug auch ihr — tap! — eins vor den Kopf und steckte sie in den Sack. Dann ging er in die Hütte der Füchsin, ließ den Hahn aus dem Käfig, und dann kamen sie nach Hause, lebten hier bis zum Tod und kauten Brot.

4

DIE FÜCHSIN UND DER KRANICH

Es waren einmal ein Kranich und eine Füchsin, die trafen sich im Walde.

Der Kranich sagte:

„Laß mich bei dir überwintern, Füchsin, ich lehre dich auch das Fliegen!"

„Gut!" sagte die Füchsin.

Die Füchsin nahm ihn bei sich auf, und so lebten sie beide im Fuchsbau.

Als die Jäger erfuhren, daß im Fuchsbau ein Kranich mit einer Füchsin lebte, machten sie sich daran, den Bau auszuheben.

Die Füchsin sagte zu dem Kranich:

„Wie viele Gedanken hast du?"

„Zehn", sagte der Kranich. „Und du?"

„Einen."

Da sagte die Füchsin wieder zu dem Kranich:

„Wie viele Gedanken hast du?"

„Neun. Und du?"

„Einen."

Da sagte die Füchsin wieder:

„Wie viele Gedanken hast du?"

„Acht. Und du?"

„Einen."

So fragte die Füchsin den Kranich immer wieder, und der sagte jedesmal einen weniger. Als die Jäger schon ganz in der Nähe waren, sagte die Füchsin:

„Wie viele Gedanken hast du?"

„Einen", antwortete der Kranich. „Und du?"

„Einen."

„Was denn für einen?"

Da sagte der Kranich:

„So einen: Ich lege mich vorn in den Bau und tue so, als wäre ich nicht mehr am Leben. Dann werden sie mich in die Hand nehmen, werden mich ansehen, und du läufst fort. Sie werden dir nachlaufen. Dann werde ich davonfliegen."

Die Jäger kamen bis zu dem Kranich, nahmen ihn in die Hand und sagten:

„Da habt ihr's. Die Füchsin hat den Kranich erdrückt. Lassen wir ihn liegen, er ist schon unser. Graben wir noch weiter bis zu der Füchsin!"

Kaum hatten sie das gesagt, husch, lief die Füchsin aus dem

Bau und hinein in den Wald. Der Kranich aber flog davon.

Da begannen sie einander Worte zuzurufen, der Kranich und die Füchsin. Die Füchsin sagte:

„Gevatter!"

Der Kranich aber:

„Gevatterin!"

Die Füchsin wieder:

„Gevatter!"

Der Kranich aber:

„Gevatterin!"

Die Füchsin sagte:

„How!"

So kamen sie wieder zusammen. Die Füchsin sagte:

„Bring mir das Fliegen bei, ich habe dich überwintern lassen!"

„Gut", sagte der Kranich, „setz dich auf mich!"

Die Füchsin setzte sich auf den Kranich, der Kranich flog in die Höhe, so hoch wie die Hütte, ließ die Füchsin auf die Erde fallen und sagte:

„Nun, macht das Fliegen Spaß?"

„Ja."

Der Kranich kam wieder auf die Erde und sagte:

„Setz dich noch einmal auf mich!"

Da flog der Kranich noch höher als die Hütte, ließ die Füchsin wieder fallen und fragte:

„Macht das Fliegen Spaß?"

„Ja."

„Setz dich noch einmal auf mich!"

Die Füchsin setzte sich auf ihn, und der Kranich flog ganz, ganz hoch mit ihr, daß man ihn mit dem Auge gar nicht mehr erkennen konnte, ließ sie wieder fallen und fragte:

„Macht das Fliegen Spaß?"

Da sah er nur noch die Knochen von der Füchsin herumliegen.

So verließ der Kranich die Füchsin und flog davon.

5

DER HERR KATER

Ein Mann hatte einmal einen alten Kater. Der war schon ganz schwach auf den Beinen und konnte keine Mäuse mehr fangen. Da nahm ihn der Mann und trug ihn in den Wald. Er dachte: Wozu nützt er mir schon? Er frißt nur Futter. Soll er lieber im Wald herumlaufen!

Er ließ ihn also im Wald und fuhr davon. Da kam eine Füchsin des Weges und fragte:

„Wer bist du?"

„Der Herr Kater."

Da sagte die Füchsin:

„Werde mein Mann, und ich bin dann deine Frau!"

Der Kater war einverstanden, und die Füchsin führte ihn zu ihrer Hütte. Fing sie jetzt ein Hühnchen, aß sie es nicht selber, sondern brachte es ihm.

Da sah einmal das Häschen die Füchsin und sagte:

„Schwesterchen Füchsin, ich komme zum Kaffee zu dir."

Da sagte die Füchsin:

„Ich habe jetzt einen Herrn Kater. Der wird dich zerreißen."

Der Hase erzählte dem Wolf von dem Herrn Kater, erzählte es auch dem Bären und dem Wildschwein. Sie kamen alle zusammen und überlegten, wie sie sich diesen Herrn Kater einmal ansehen könnten, und sagten:

„Laßt uns ein Essen zubereiten!"

Nun überlegten sie, wer was holen sollte. Da sagte der Wolf:

„Ich hole Fleisch, damit wir etwas für die Suppe haben."

Das Wildschwein sagte:

„Ich hole Rüben und Kartoffeln."

Der Bär sagte:

„Ich bringe Honig zum Nachtisch."

Der Hase sagte:

„Und ich Kohl."

So beschafften sie alles und machten sich daran, das Mittagessen zu kochen. Als sie alles zubereitet hatten, berieten sie, wer gehen und den Herrn Kater zum Essen einladen sollte.

Da sagte der Bär:

„Ich komme nicht vom Fleck, wenn ich davonlaufen muß."

Da sagte das Wildschwein:

„Ich bin auch nicht wendig genug."

Der Wolf:

„Ich bin schon alt und kann schlecht sehen. Da muß das Häschen gehen."

Das Häschen kam zum Fuchsbau. Als die Füchsin herausgelaufen kam und sah, daß das Häschen an der Hütte Männchen machte, fragte sie es:

„Wozu bist du gekommen?"

Da sagte es:

„Der Wolf, der Bär, das Wildschwein und ich bitten, daß

du mit deinem Herrn Kater zu uns zum Essen kommst."

Da sagte die Füchsin zu ihm:

„Ich komme mit ihm. Aber ihr müßt euch verstecken, denn er zerreißt euch sonst alle."

Der Hase lief zurück und prahlte:

„Versteckt euch, hat die Füchsin gesagt, denn wenn er kommt, erwürgt er uns."

Da versteckten sie sich alle. Der Bär stieg auf einen Baum, der Wolf setzte sich hinter einen Busch, das Wildschwein wühlte sich in den Schlamm, und der Hase kroch unter einen Busch. Da kam die Füchsin mit ihrem Herrn Kater. Sie führte ihn zum Tisch, und als der Kater sah, daß auf dem Tisch viel Fleisch war, sagte er:

„Mau, mau, mau!"

Da dachten die anderen: Selbst das ist ihm noch zu wenig, diesem Teufelssohn. Der wird uns noch alle auffressen!

Der Herr Kater stieg auf den Tisch und machte sich ans Essen, daß es ihm hinter den Ohren dröhnte. Als er sich satt gegessen hatte, machte er es sich bequem auf dem Tisch. Das Wildschwein aber lag in der Nähe des Tisches im Schlamm. Auf einmal stach es eine Mücke in den Schwanz, und das Wildschwein drehte den Schwanz. Der Kater dachte, das wäre eine Maus, sprang hin und packte das Wildschwein am Schwanz. Das Wildschwein sprang auf und lief davon. Der Herr Kater erschrak vor dem Wildschwein, sprang auf den Baum, und zwar gerade dorthin, wo der Bär saß. Als der Bär sah, daß der Kater auf ihn zugekrochen kam, kletterte er noch höher auf den Baum, und zwar so weit, daß der Baum ihn nicht mehr tragen konnte, und — bums — fiel er hinunter und gerade auf den Wolf. Bald hätte er den Armen erschlagen! Da sprangen sie auf und nahmen Reißaus, so schnell sie konnten. Der Hase lief hinterher, ohne zu wissen wohin. Dann kamen sie wieder zusammen und sagten:

„So ein kleiner Kerl, und beinahe hätte er uns alle aufgefressen!"

6

DER BÄR, DER ALTE MANN UND DER FUCHS

Ein Bär wurde einmal von Jägern verfolgt. Da lief er zu einem alten Mann und sagte:

„Großvater, Großvater! Versteck mich!"

Der alte Mann versteckte ihn unter dem Wagen. Die Jäger kamen angelaufen und fragten, ob nicht der Bär hier gewesen

wäre. Da sagte der alte Mann, er hätte ihn nicht gesehen. Kaum waren die Jäger wieder fort, sagte der Bär:

„Großvater, Großvater! Ich fresse dich auf! Großvater, Großvater! Ich fresse dich auf!"

Da kam der Fuchs aus seinem Bau gekrochen und sagte:

„Groooßvater!"

„Was denn?"

„Was liegt denn da unter deinem Wagen?"

„Ein Hackeklotz."

„Wär's ein Hackeklotz, würde er auf dem Wagen liegen."

„Leg mich auf den Wagen, Großvater!" sagte der Bär zu dem alten Mann.

Der alte Mann legte ihn auf den Wagen. Da kam der Fuchs aus seinem Bau gekrochen und sagte:

„Groooßvater!"

„Was ist denn?"

„Was liegt denn da auf deinem Wagen?"

„Ein Hackeklotz."

„Wär' es ein Hackeklotz, wäre er angebunden."

„Binde mich an!" sagte der Bär zu dem alten Mann.

Der alte Mann band ihn an. Da kam der Fuchs aus seinem Bau gekrochen und sagte:

„Groooßvater!"

„Waa-a-s denn?"

„Was liegt denn da auf deinem Wagen?"

„Ein Hackeklotz."

„Wär' es ein Hackeklotz, würde die Axt drin stecken."

„Na, dann schlag die Axt ein, Großvater, aber ganz vorsichtig!" sagte der Bär.

Da schlug ihm der alte Mann auf den Kopf und spaltete ihm den Schädel.

7

DIE FÜCHSIN ALS TAUFPATIN

Eine Füchsin wollte gern einmal Honig naschen. Sie fraß sonst immer nur Fleisch, und Süßes bekam sie überhaupt nicht. Ich müßte mal zu den Bienen gehen, sagte sie zu sich. Sie ging zu einer Imkerei, setzte sich artig vor einen Bienenkorb und steckte die Pfote hinein, um Honig herauszuholen. Aber die Bienen mochten das nicht. Sie schwirrten aus dem Bienenkorb heraus und stürzten sich auf die Füchsin. Da hättet ihr sehen sollen, wie sie fortlief! Sie lief, zog die Nase kraus und schimpfte auf die Bienen:

„Oh, mein Gott! Wie süß ist der Honig, und wie bitter sind die Bienen!"

Sie kam nach Hause. Ihre ganze Schnauze war geschwollen. Sie legte sich hin. Nun lag sie da, überlegte und überlegte. Sie wollte doch so gern Honig haben!

Da sagte sie:

„Ich werde zum Bären gehen und ihn bitten, daß er mich bei sich behält. Er hat doch so viel Honig."

Sie ging also hin.

„Brüderchen Bär! Ich möchte dir etwas sagen."

Der Bär brummte nur.

Die Füchsin sprach:

„Brumme nicht so schrecklich, Brüderchen Bär! Sonst bekomme ich ja noch Angst. Laß uns zusammen leben! Ich werde dir den Haushalt führen."

„Gut", sagte der Bär.

So begannen sie zusammen zu leben. Der Bär schaffte etwas heran, brachte auch Fleisch. So hatte er was und die Füchsin auch. Die wollte aber doch Honig.

„Geh zur Imkerei, Alter, und bringe Honig!"

Da konnte er nichts machen. Er brachte Honig. Gleich zwei Bienenkörbe schleppte er heran.

„So", sagte er, „den einen essen wir auf, und den anderen lassen wir für den Winter."

Sie aßen und aßen, und nach einiger Zeit hatten sie den ganzen Honig aufgegessen. Den anderen Bienenkorb aber stellten sie auf den Boden.

Der Bär konnte es ohne Honig aushalten, die Füchsin aber nicht. Sie überlegte und überlegte, wie sie den anderen Bienenkorb ausnaschen könnte. Wäre sie gegangen, hätte der Bär gleich gefragt: Wohin und warum? So lag sie also und machte mit dem Schwanz klopf-klopf an die Wand. Da fragte der Bär:

„Was klopft denn da?"

„Da wird geklopft, ich soll zur Taufe kommen."

„Na, geh! Ich schlafe inzwischen."

Die Füchsin ging gleich auf den Boden zu dem Bienenkorb und aß, soviel sie wollte. Dann ging sie zurück. Der Bär war gerade aufgewacht.

„Nun, wie heißt denn dein Patenkind?"

„Anfang."

„Ein komischer Name."

„Ja, wie ihn der Pope gegeben hat. Was ist daran komisch?"

„Nun gut."

Am anderen Tag lag die Füchsin wieder und machte mit dem Schwanz klopf-klopf an die Wand.

Fragte der Bär:

„Was klopft denn da?"

„Ich soll zur Taufe kommen."

„Na, geh! Ich schlafe inzwischen."

Die Füchsin ging wieder zu dem Bienenkorb und aß so viel, daß nur wenig darin blieb. Sie kam zurück, der Bär wachte auf und fragte:

„Nun, wie heißt denn dein Patenkind?"

„Mitte."

Sagte der Bär:

„Was haben deine Patenkinder für komische Namen!"

Darauf die Füchsin:

„Was faselst du da, Alter? Was ist daran komisch, wenn es doch sogar eine goldene Mitte gibt?"

„Na ja", sagte der Bär.

Am nächsten Tag lag die Füchsin wieder und machte mit dem Schwanz klopf-klopf an die Wand.

Sagte der Bär:

„Was klopft denn da dauernd?"

„Ich soll zur Taufe kommen."

„Du wirst aber oft zur Taufe eingeladen, Alte", sagte der Bär.

„Ja, Alter, die Leute haben mich gern."

„Nun, dann geh!"

Sie ging, aß den ganzen Honig aus, stieß noch den Bienenkorb um und leckte ihn aus. Dann lief sie zurück, legte sich hin und lag nun da. Fragte der Bär:

„Na, wie heißt denn dein Patenkind?"

„Wie soll es schon heißen? Kippum und Leckaus."

„Na so was! Solche Namen hat die Welt noch nicht gehört!"

„Was faselst du da, Alter? Bist du etwa Pope, daß du das weißt?"

„Na, mir soll's recht sein."

Nach einiger Zeit sagte der Bär:

„Wir müßten ein bißchen Honig naschen!"

Er stieg auf den Boden, aber der Bienenkorb war leer.

„Schwesterchen Füchsin! Hast du ihn ausgegessen?"

„Nein, ich nicht."

„Doch, du warst es!"

„Den gestrigen Tag will ich nicht erlebt haben, wenn ich das gewesen sein soll."

„Du lügst, Füchsin! Du hast nicht Kinder getauft, sondern Honig gegessen. Jetzt werde ich dich fressen."

Er stürzte sich auf die Füchsin. Die aber lief in den Wald, und fort war sie.

8

UNDANK IST DER WELT LOHN

Also, es war einmal eine Schlange, die war unter einen großen Stein gekrochen, der Stein hatte sich gesenkt und lag nun so fest über der Schlange, daß sie nicht herauskonnte. Ein Jäger ging auf die Jagd und setzte sich auf den Stein, um zu rasten. Da hörte er etwas unter dem Stein reden:

„Wer mich hier herausholt, bekommt eine hohe Belohnung."

Der Jäger hatte eine Axt, ging, hackte Holzklötze zurecht, hob den Stein an, und da lag unter dem Stein eine große Schlange, aus der eine Hexe werden sollte. Der Jäger ließ sie heraus und dachte, sie würde ihm zu Geld verhelfen. Er wußte nämlich, daß Opryschken[1] Geld unter Steinen verstecken. Er sagte:

„Was gibst du mir zur Belohnung, weil ich dich hier herausgeholt habe und du hier nicht umgekommen bist?"

Da sagte sie:

„Meine Belohnung ist, daß ich dich fresse!"

Da sagte er:

„Undank ist der Welt Lohn. Wen man nicht umkommen läßt, der läßt einen nicht leben. Doch warte! Hier bist zwar nur du und ich. Aber es sind ja auch noch andere Tiere da. Die werden wir rufen, damit sie zwischen uns richten."

Sie riefen den Wolf und erzählten ihm, wie alles war. Der Wolf sagte:

„Undank ist der Welt Lohn. Wen man nicht umkommen läßt, der läßt einen nicht leben."

Sie riefen den Bären. Der sagte dasselbe. Dann riefen sie noch mehr Tiere. Die sagten alle dasselbe. Dann riefen sie den Fuchs. Der Fuchs kam und sagte leise zu dem Jäger:

„Wenn du mir ein Huhn gibst, befreie ich dich von der Hexe."

Da sagte der Jäger:

„Zehn Hühner gebe ich dir, wenn du mir hilfst!"

Dann sagte der Fuchs:

[1] Räuber, die die Reichen bestahlen und den Armen halfen.

„Ich kann nur zwischen euch richten, wenn ihr zu der Stelle zurückgeht, wo du ihr herausgeholfen hast."

Sie kamen an die Stelle. Der Fuchs sagte:

„Kriech hinein, leg dich hin, ich möchte sehen, wie du da gelegen hast!"

Sie kroch hinein und legte sich hin.

Da rief der Fuchs dem Jäger zu:

„Rolle den Stein wieder so hin, wie er gelegen hat."

Der Jäger rollte den Stein wieder so hin, tötete die Schlange, verbeugte sich artig vor dem Fuchs und sagte:

„Hol dir heute abend das Huhn!"

Er kam nach Hause und erzählte seiner Frau, wie alles gewesen war.

„Aber ich muß dem Fuchs ein Huhn geben, weil er mich vor dem Tode gerettet hat."

Da entgegnete die Frau:

„Ich würde das Huhn nicht geben."

Der Fuchs kam und suchte auf dem Hof nach dem Huhn. Er hatte noch mehr Füchse zu dem Fest mit dem Huhn eingeladen. Während sie abseitsblieben, ging er zur Hütte. Als der Mann den Fuchs erblickte, sagte er zu seiner Frau:

„Frau, ich muß ihm das Huhn bringen."

Da sagte sie:

„Wenn du eins hast, bring es ihm. Meines gebe ich nicht! Ich sage dir, nimm das Gewehr und schieß den Fuchs tot!"

Er hörte auf seine Frau, nahm das Gewehr, schoß auf den Fuchs und tötete ihn. Als der Fuchs sein Leben aushauchte, wehklagte er und sagte:

„Richtig ist das Sprichwort, daß der dich nicht leben läßt, den du nicht umkommen läßt."

Als die übrigen Füchse das hörten, kamen sie herbeigelaufen und rissen den Jäger vor seiner Hütte in Stücke.

Durch das Huhn, das die Frau nicht geben wollte, kamen der Fuchs und der Jäger ums Leben.

9

DIE FÜCHSIN, DIE TIERE UND DER SPECHT

Schwesterchen Füchsin ging einmal auf Pilgerfahrt. Sie ging einen Tag, ging zwei, da kam Häschen Stefan gelaufen.

„Schwesterchen Füchsin, wohin gehst du?"

„Auf Pilgerfahrt."

„Nimm mich mit!"

„Das wird zuviel."

„Macht nichts!"

So gingen sie zu zweit. Sie gingen einen Tag, gingen zwei, da kam Brüderchen Wolf.

„Schwesterchen Füchsin, wohin gehst du?"

„Auf Pilgerfahrt."

„Nimm mich mit!"

„Das wird zuviel."

„Macht nichts!"

Sie gingen zu dritt. Gingen einen Tag, gingen zwei, da kam der Bär.

„Schwesterchen Füchsin, wohin gehst du?"

„Auf Pilgerfahrt."

„Nimm mich mit!"

„Das wird zuviel."

„Macht nichts!"

So gingen sie einen Tag, gingen zwei. Da grub ein Mann eine Grube.

„Mann, wir fressen dich."

„Wartet noch", sagte der Mann, „bis ich mit der Grube fertig bin und Reisig hineingeschüttet habe. Dann springt ihr hinüber und könnt mich fressen!"

„Grabe weiter, aber schnell."

Der Mann grub die Grube fertig und schüttete Reisig hinein. Die Tiere wollten hinüberspringen und fielen alle in die Grube. Sie saßen einen Tag, saßen zwei und bekamen Hunger. Da sagte die Füchsin:

„Laßt uns den fressen, der einen häßlichen Namen hat! Schwesterchen Füchsin ist gut, Häschen Stefan ist gut, Brüderchen Wolf ist gut, Bär ist häßlich."

Sie zerrissen den Bären. Schwesterchen Füchsin fraß den Rumpf, versteckte die Därme unter sich, und als die anderen nichts mehr zu fressen hatten, zog sie die Därme unter sich hervor und fraß sie.

„Was frißt du denn da, Schwesterchen Füchsin?"

„Ich ziehe mir die Därme heraus und fresse sie."

Da rissen sich die anderen, diese Dummköpfe, die Bäuche auf, und die Füchsin fraß sie alle. So saß sie einen Tag, saß zwei, da kam ein Specht geflogen, setzte sich auf eine Eiche und klopfte.

„Brüderchen Specht, befreie mich aus der Gefangenschaft!"

Der Specht machte hick-hack, füllte die Grube voll Eicheln, und die Füchsin kletterte heraus.

„Hab Dank, Brüderchen Specht, daß du mich aus der Gefangenschaft befreit hast. Jetzt müßtest du mir noch etwas zu essen beschaffen!"

Der Specht flog sogleich in die Steppe hinaus. Dort brachte ein Mädchen gerade den Mähern das Essen. Er ließ sich wie tot vor ihr auf die Erde fallen. Das Mädchen stellte das Essen ab, um nachzuschauen. Die Füchsin nahm die Suppe, die Grütze und die Milch und zerschlug auch noch die Töpfe.

„Hab Dank, Brüderchen Specht. Du hast mich aus der Gefangenschaft befreit und mir Essen beschafft. Jetzt müßtest du mir noch etwas zu trinken beschaffen!"

Der Specht flog los. Da fuhr ein Mann ein Faß in die Steppe. Der Specht setzte sich auf das Spundloch und hackte hinein. Der Mann wurde wütend, griff nach seiner Holzaxt, schlug auf das Faß und schlug es entzwei. Da floß das Wasser heraus, und die Füchsin trank sich satt.

„Hab Dank, Brüderchen Specht. Du hast mich aus der Gefangenschaft befreit, hast mir zu essen und zu trinken gegeben. Jetzt müßtest du mich noch zum Lachen bringen!"

Der Specht flog in ein Dorf, und dort drosch ein Mann mit seinem Sohn auf einer Tenne. Der Kopf des Mannes war kahl wie ein Knie. Der Specht setzte sich auf seine Glatze. Der Alte wollte ihn verjagen, aber der Sohn sagte:

„Halt, Vater, ich werde ihn totschlagen!"

Da schlug er aber dem Vater mit dem Dreschflegel auf die Glatze!

„Hab Dank, Brüderchen Specht. Du hast mich aus der Gefangenschaft befreit, hast mir zu essen und zu trinken gegeben und mich zum Lachen gebracht. Jetzt müßtest du mir noch einen Schrecken einjagen!"

Der Specht flog wieder in die Steppe, setzte sich bei einem Schafhirten auf den Karren und klopfte. Da wurde der Schafhirt wütend, schlug mit dem Stock auf die Seitenstangen und zerschlug den Karren. Als die Hunde das hörten, liefen sie dem Specht nach, und der flog dorthin, wo die Füchsin war. Als die Hunde sie erblickten, wollten sie sie fassen. Sie jagten und jagten sie, bis sie sie in ihren Bau gejagt hatten. Da saß sie nun, befragte sich selbst und antwortete auch selber:

„Äuglein, meine Äuglein, was habt ihr gemacht, als wir davongelaufen sind?"

„Wir haben immer geschaut über Berg und Tal, über Berg und Tal."

„Dafür werde ich euch eine Brille kaufen."

„Beinchen, meine Beinchen, was habt ihr gemacht, als wir da fortgelaufen sind?"

„Wir sind gelaufen, flink und schnell, flink und schnell."

„Ich werde euch Strümpfchen kaufen."

„Und du, Schwanz, was hast du gemacht?"

„Ich strich über Stock und Stein, über Stock und Stein, damit dich der Grauweiße frißt."

„Ah, so einer bist du! Da habt ihr ihn, Hunde!"

Sie steckte den Schwanz aus dem Bau, die Hunde aber zerrten die Füchsin heraus und zerrissen sie.

10

DER ARME WOLF

Es war einmal ein Wolf, der war so arm, daß er fast verhungert wäre. Nirgends bekam er einen Bissen. So ging er zum lieben Gott, ihn um Speise zu bitten. Er kam zu ihm und stellte sich so arm, ach so arm, schlimmer, als es war.

„Barmherziger Gott", sagte er, „gib mir etwas zu essen, sonst komme ich um vor Hunger."

„Was willst du denn essen?" fragte der liebe Gott.

„Gib, was du hast!"

„Da auf der Wiese weidet des Popen Stute. Die läuft dir nicht davon. Friß die!"

Der Wolf lief schnell fort — tripp — trapp — trapp. So schnell lief er!

Dann sagte er zu der Stute:

„Guten Tag, Stute! Der liebe Gott hat gesagt, ich soll dich fressen."

„Wer bist du denn, daß du mich fressen willst?"

„Ein Wolf", sagte er.

„Du lügst, ein Hund."

„Bei Gott!" sagte der Wolf.

„Nun, wenn du ein Wolf bist, wo willst du denn anfangen, mich zu fressen?"

„Am Kopf", sagte der Wolf.

„Ach Wölfchen", erwiderte die Stute, „liebes Wölfchen, wenn du mich schon fressen willst, fang beim Schwanz an. Bevor du zur Mitte kommst — ich werde inzwischen weiter weiden und mich auch satt essen —, bist du schon satt."

„Wenn's so ist, soll's so sein!" sagte der Wolf und machte sich gleich an den Schwanz.

Aber wie er an ihm zerrte und zog, gab ihm die Stute eins von hinten mit den Hufen ans Maul, daß der Wolf nicht wußte,

ob er noch auf dieser Welt oder schon im Jenseits war. Die Stute aber nahm so schnell Reißaus, daß der Staub aufwirbelte.

Da saß nun der Wolf und dachte: Bin ich dumm oder verrückt? Warum sollte ich sie nicht an der Kehle packen?

So zog er wieder zum lieben Gott und bat um Speise.

„Barmherziger Gott", sagte er. „Gib mir wenigstens ein bißchen zu essen, sonst schwelle ich noch an vor Hunger."

„Was denn", sagte der liebe Gott, „war dir etwa die Stute zu wenig?"

Da schimpfte der Wolf:

„Man sollte ihr das Fell bei lebendigem Leibe abziehen und zu Tabaksbeuteln gerben", sagte er. „Nicht nur, daß ich nichts gegessen habe. Sie hätte mir fast die Schnauze eingeschlagen."

„Nun, wenn das so ist", sagte der liebe Gott, „dann geh dort zum Abhang, da weidet ein vollgefressener Hammel. Friß den!"

Der Wolf ging. Der Hammel weidete am Abhang.

„Guten Tag, Hammel!"

„Guten Tag."

„Der liebe Gott hat gesagt, ich soll dich fressen."

„Wer bist du denn, daß du mich fressen willst?"

„Ein Wolf", sagte er.

„Du lügst, ein Hund!"

„Nein, bei Gott", sagte er, „ein Wolf."

„Nun, wenn du ein Wolf bist, wie wirst du mich denn fressen?"

„Wie ich dich fressen werde? Vom Kopf beginne ich. Dann gehörst du mir ganz. Nicht anders."

„Ach Wölfchen", sagte er, „liebes Wölfchen! Wenn du mich schon fressen willst, dann stell dich lieber hier oben an diesen Abhang hin und reiß das Maul auf. Ich springe selber hinein."

„Gut", sagte er.

Er stellte sich oben an den steilen Abhang hin — das war ein Abhang! —, riß das Maul auf, und da gähnte sein Schlund, daß er ihn gleich ganz hätte verschlingen können. Der Hammel nahm Anlauf und knallte so gegen die Stirn des Wolfes, daß der den Abhang hinuntersauste. (Da hatte er aber ein schönes Mahl gehabt!) So saß er nun, der Ärmste, und weinte: Bin ich nun dumm oder verrückt? Wo gibt es denn so etwas, daß einem lebendes Fleisch von selbst ins Maul springt?

Er überlegte und überlegte und ging wieder zum lieben Gott, ihn um Speise zu bitten.

„Barmherziger Gott", sagte er, „mildtätiger Gott! Gib mir, was du hast, zu essen, sonst komme ich um vor Hunger."

Da sagte Gott:

„So einer bist du also! Es soll dir selber ins Maul springen. Was soll man schon mit dir reden? Geh, dort auf dem Weg hat ein Mann Speck verloren. Das soll deiner sein. Der läuft dir nicht davon."

Der Wolf gehorchte und lief zu der Stelle, wo der Speck lag. Er setzte sich hin und überlegte.

„Gut", sagte er, „ich werde ihn aufessen. Aber er ist ja gesalzen. Da bekomme ich Durst. Ich werde erst etwas trinken und dann —.

Er ging. Aber bevor er zum Flüßchen kam und wieder zurück, hatte der Mann bemerkt, daß er den Speck verloren hatte, und er war umgekehrt, hatte den Speck gefunden und ihn mitgenommen. Der Wolf kam — kein Speck mehr da. Da setzte er sich hin und weinte: Bin ich nun dumm oder verrückt? Wer trinkt schon, ohne gegessen zu haben?

Er saß und saß. Und einen Hunger hatte er! Ach, ach, ach! Er ging wieder zum lieben Gott, ihn um Speise zu bitten.

„Barmherziger Gott", sagte er, „mildtätiger Gott! Gib mir, was du hast, zu essen, sonst lebe ich nicht mehr länger."

„Du bist mir über mit deinem Essenwollen", sagte der liebe Gott. „Was soll man schon mit dir reden? Geh, hier in der Nähe ist ein Dorf, da weidet ein Schwein. Friß das!"

Er ging.

„Guten Tag, Schwein!"

„Guten Tag."

„Der liebe Gott hat gesagt, ich soll dich fressen!"

„Wer bist du denn, daß du mich fressen willst?"

„Ein Wolf."

„Du lügst, ein Hund."

„Nein", sagte er, „ein Wolf."

„Haben Wölfe etwa nichts zu fressen?"

„Nein."

„Wenn du nichts zu fressen hast", sagte da das Schwein, „dann setz dich auf mich. Ich bringe dich ins Dorf. Bei uns wird gerade der Dorfschulze gewählt. Vielleicht wählen sie dich."

„Wenn's so ist, soll's so sein. Bring mich hin!"

Er setzte sich auf das Schwein, sie kamen in das Dorf. Da quiekte das Schwein, und der Wolf erschrak.

„Was schreist du denn so?" sagte er.

„Ich rufe die Gemeinde zusammen, damit sie dich schnell zum Dorfschulzen wählt."

Da kamen die Leute aus den Hütten gelaufen, mit Schürhaken, mit Ofengabeln und Schaufeln, was sie gerade zu fassen bekamen. Dem Wolf verschlug es den Atem, so erschrocken war er (das war kein Scherz mehr!), und er sagte leise zu dem Schwein:

„Sag mal, was wollen denn die Leute alle?"

„Das ist deinetwegen", sagte das Schwein.

Wie da die Bauern dem Wolf zusetzten und ihn verprügelten, hatte er keine Lust mehr, gewählt zu werden. Mit Mühe konnte er lebend entkommen.

Er nahm also Reißaus und lief direkt zum lieben Gott.

„Barmherziger Gott", sagte er, „mildtätiger Gott. Gib mir wenigstens ein Krümchen zu essen, sonst geht's mit mir zu Ende!"

Da sagte der liebe Gott:

„Dort geht ein Schneider. Überfall den und friß ihn."

Der Wolf konnte kaum kriechen. Er traf den Mann auf dem Wege.

„Guten Tag, Mensch!"

„Guten Tag."

„Der liebe Gott hat gesagt, ich soll dich fressen."

„Wer bist du denn, daß du mich fressen willst?"

„Ein Wolf", sagte er.

„Du lügst, ein Hund!"

„Nein", sagte er, „bei Gott, ein Wolf."

„Aber kurz bist du, zum Teufel", sagte da der Mann. „Komm, ich werde bei dir Maß nehmen."

Und nun faßte er mit der Hand um den Wolfsschwanz, um Maß zu nehmen. Er maß und maß, daß der Wolf kaum noch atmen konnte. Der Schneider aber nahm immer noch Maß.

„Ein Arschin[1]. In der Länge!"

Er nahm so lange Maß, bis er schließlich den Schwanz in der Hand behielt. Da nahm der Wolf aber Reißaus! Er hatte es schon satt, zum lieben Gott zu gehen. So lief er zu den anderen Wölfen.

„Brüderchen Wölfe! Das und das ist passiert."

Da jagten sie dem Schneider nach! Was sollte er nun um alles in der Welt machen? Er sah, daß ein Unglück auf ihn zukam. Da stand ein Baum. Er also hinauf auf den Baum.

[1] Russ. Längenmaß, ca. 0,71 m.

Kletterte bis zur Spitze. Die Wölfe aber umringten ihn und fletschten die Zähne. Der Wolf sagte:

„Nein", sagte er, „Brüder, daraus wird nichts. Wir machen das so: Ich stelle mich unten hin und ihr alle auf mich, einer auf den anderen. Bis wir an diesen Hurensohn heranreichen."

Sie stellten sich aufeinander, wie auf einer Leiter. Dann sagte der oben:

„So, du Hurensohn, nun steig herunter, wir werden dich fressen."

„Ach", sagte der Mann darauf, „habt Erbarmen, Brüderchen Wölfe, freßt mich nicht!"

„Nein, das geht nicht. Steig herunter."

„Wartet mal", sagte der Mann, „ich will wenigstens etwas Tabak schnupfen, bevor meine Seele entflieht."

Er schnupfte und machte „Hatschi!" Der untere aber dachte, er nimmt dem oberen Maß, und sagte dabei: „Ein Arschin!"

Da knickte er zusammen, und die anderen stürzten herunter. Das war ein Haufen! Er aber lief flugs davon. Sie ihm nach, fingen ihn und zerrissen ihn. Dann stieg der Mann von dem Baum.

„Hab Dank, lieber Gott", sagte er, „daß meine Christenseele nicht einem wilden Tier verfallen ist."

Dann ging er unbekümmert nach Hause und lebte mit seiner jungen Frau, aß Kuchen und Semmeln.

Auch mich luden sie ein, trank Met und Wein, um den Bart ist's geronnen, doch der Mund hat nichts bekommen!

Ihr kriegt das Märchen und ich einen Ring Kringel, ihr ein Ährchen und ich einen Sack Geld.

II

DER HUND UND DER WOLF

Es war einmal ein sehr reicher Herr, der hatte einen Hund. Solange der Hund jung war, hatten ihn alle gern. Aber als er alt wurde, verjagte ihn der Mann. So zog der arme Hund dahin, kam in einen Wald und legte sich nieder, weil er müde war.

Da kam ein Wolf und fragte ihn:

„Was bist du?"

Da sagte der Hund:

„Ich bin Schuhmacher."

„Wenn du Schuhmacher bist, kannst du mir Stiefel nähen."

„Gut", sagte der Hund, „ich nähe dir welche. Geh und bring mir ein gutes Kalb."

Der Wolf ging, schlich sich an das Schilf heran und raubte ein Kalb. Er brachte es dem Hund, tötete es und fragte:

„Wann kann ich die Stiefel abholen?"

Darauf der Hund:

„So in einer Woche."

Der Wolf ging, der Hund aber machte sich an das Kalb.

Nach einer Woche kam der Wolf und fragte den Hund:

„Sind die Stiefel fertig?"

Der Hund aber sagte:

„Ja, aber ich muß sie noch mit Schweinefett einreiben."

„Und wo bekommt man das?"

Da sagte der Hund:

„Wir gehen zu meinem ehemaligen Herrn."

„Und wenn sie uns fangen?" fragte der Wolf.

Da sagte der Hund:

„Hab keine Angst, ich kenne dort alle Eingänge."

So gingen sie beide. Sie kamen hin, legten sich in eine Scheune und warteten, bis die Leute schlafen gegangen waren. Der Hund ging los, schaute sich um, kam zurück und sagte:

„Sie sind schon schlafen gegangen."

Sie gingen in den Stall und zogen ein Ferkel heraus. Der Wolf nahm es am Ohr, und der Hund schob von hinten nach. Sie brachten es in den Wald, der Wolf tötete das Ferkel und sagte zu dem Hund:

„Und wann kann ich die Stiefel abholen?"

Der Hund aber sagte:

„So in fünf Tagen."

Der Wolf ging, der Hund aber machte sich an das Ferkel und fraß es auf. Als er es aufgefressen hatte, kam der Wolf und fragte:

„Sind die Stiefel schon fertig?"

Da sagte der Hund:

„Ja, aber ich muß sie noch beschlagen lassen."

Darauf der Wolf:

„Wo denn?"

Da sagte der Hund:

„Ich kenne einen Schmied, der macht das."

Sie gingen los. Unterwegs mußten sie durch einen Sumpf, der schon fast ausgetrocknet war. Der Hund ging oben auf dem Sumpf, der Wolf aber sank bis zu den Knien ein. Sie kamen ans Ufer, und da sagte der Hund:

„Schöne Stiefel."

Der Wolf betrachtete sie und sagte:

„Wenn du mir die angezogen hast, solche Stiefel habe ich noch nie gesehen. Die sind wirklich fein."

Darauf der Hund:

„Ja, tatsächlich, die sind fein."

„Finde ich auch", sagte der Wolf.

Dann sagte der Hund:

„Gehen wir zu meinem Herrn zur Hochzeit. Er verheiratet seinen Sohn, wir aber steigen in die Speisekammer, essen und trinken uns satt und gehen wieder."

Darauf der Wolf:

„Aber wenn mich jemand sieht und schreit: ‚Ein Wolf!', laufen sie alle zusammen und erschlagen mich."

Da sagte der Hund:

„Hab keine Angst. Ich führe dich so, daß dich niemand sieht."

Sie gingen. Sie kamen hin, schlichen sich heran und stiegen in die Speisekammer. Der Hund erwischte Sülze und fraß sie auf, der Wolf aber erlangte Branntwein und trank ihn. Als er sich vollgetrunken hatte, sagte er:

„Jetzt werde ich singen."

Darauf der Hund:

„Pst, wenn sie dich hören, erschlagen sie dich."

Da sagte der Wolf:

„Nein, ich singe."

Als er mit seinem „Uh-u-u-uh" begann, hörten das die Leute und schrien:

„Ein Wolf! Ein Wolf!"

Sie nahmen Stangen und verjagten ihn aus der Speisekammer. Mit Mühe entkam er. Der Hund aber tat, als bellte er ihn an. Da sagte der reiche Herr zu seinen Gästen:

„Seht nur, das ist doch unser Hund, der fortgegangen war."

Der Hund kam auf den Hof, und da sagte der Wolf zu ihm:

„Die haben mir Armem so zugesetzt, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann."

Da sagte der Hund:

„Habe ich nicht gesagt ‚Pst'? Du wolltest ja nicht hören. Na komm, gehen wir noch einmal in die Hütte."

Da sagte der Wolf:

„Wie kommen wir denn hinein?"

Darauf der Hund:

„Irgendwie kommen wir schon hinein."

Und sie gingen.

Sie kamen in die Hütte, der Wolf legte sich unter die Bank, und der Hund brachte ihm Knochen. Krach — krach — krach, ging es. Da sagte der Hausherr zu seinen Gästen:

„Mein Hund hat doch gar keine Zähne, und jetzt knackt er Knochen."

Die Leute unterhielten sich, auf dem Tisch stand Essen, der Hund ergriff es mit den Pfoten und brachte es dem Wolf. Als der Wolf sich satt gegessen hatte, sagte er zu dem Hund:

„Wenn die Musik spielt, werde ich lustig sein."

„Pst", sagte der Hund.

„Nein, ich werde lustig sein!"

Er stand unter der Bank auf, die Leute fielen von der Bank, und durch die Hütte ertönte sein „Uh-u-uh!" Die Leute schlugen auf ihn ein, und er konnte wiederum nur mit Mühe entfliehen. Der Hund aber bellte. Der Hausherr hetzte ihn auf, die Leute hatten sich schon etwas beruhigt, und so ging der Hund nicht mehr mit dem Wolf. Der Wolf aber rief laut nach dem Hund.

Der Hund kam auf den Hof, und da sagte der Wolf zu ihm:

„Kommst du nicht mehr mit?"

„Nein", sagte der Hund.

„Nun, wenn du nicht mitkommst, mußt du dich mir zum Kampfe stellen. Bedenke, wenn du dich nicht zum Kampfe stellst, zerreiße ich dich. Komm dort und dort zu der und der Zeit zu der und der Eiche."

Der Wolf nahm Bären und Wildschweine mit, der Hund aber einen Kater, Enten und Gänse. Als sie kamen, sahen sie, daß der Wolf schon auf den Hund wartete. Der Kater ging nach alter Gewohnheit voran, das Schwein grub sich in das Laub ein und wackelte mit dem Schwanz. Der Kater dachte, das wäre eine Maus, griff nach dem Schwanz, und das Schwein krümmte sich. Da erschrak der Kater und sprang auf die Eiche. Dort war aber schon der Bär. Der Kater fuhr ihm mit den Krallen in die Augen. Der Bär kletterte von der Eiche und lief fort, die Ente aber machte „Tak-tak!", die Gans „Hie-hie!", und sie flogen davon. Der Bär, der Wolf und das Schwein kamen wieder zusammen.

Das Schwein sagte:

„Es wäre nur halb so schlimm gewesen, hätte er nicht meinen Schwanz zu fassen bekommen. Ich dachte, mit mir ginge es zu Ende."

Da sagte der Bär:

„Laß gut sein. Mir hätte er fast die Augen ausgekratzt. Dann waren da noch zwei andere. ‚Tak-tak!' machte die eine, und die andere ‚Hie-hie!' Ach, waren das viele!"

„Ich weiß nicht, ich konnte vor Schreck kaum fortlaufen", sagte das Schwein.

Der Bär sagte:

„Ich weiß nicht, wie ich von der Eiche heruntergeflogen bin."

Der Wolf aber sagte:

„Und ich war ganz verdutzt."

12

SIRKO

Es hatte einmal ein Mann einen Hund, der hieß Sirko. Der war schon sehr alt. Da jagte ihn der Mann fort. Sirko strich über die Felder und war sehr traurig: So viele Jahre habe ich meinem Herrn treu gedient, war ihm immer zu Willen, habe ihm Gutes getan, und jetzt auf meine alten Tage ist es ihm leid um das Stückchen Brot, und er verjagt mich vom Hof! In solchen Gedanken schlich er dahin. Da kam der Wolf und fragte:

„Warum läufst du hier herum?"

Antwortete ihm Sirko:

„Ja, Bruder, mein Herr hat mich verjagt. Deshalb laufe ich hier herum."

Darauf der Wolf:

„Wollen wir etwas unternehmen, daß dein Herr dich wieder nimmt?"

Sagte Sirko:

„Mach's, mein Lieber, ich werde es dir schon zu danken wissen."

Sagte der Wolf:

„Paß auf! Wenn dein Herr und seine Frau Korn schneiden gehen und sie das Kind bei der Kornpuppe ablegt, gehst du in seine Nähe, damit ich weiß, welches es ist. Dann greife ich das Kind, du wirst mir nachjagen, und ich werde es dir überlassen, als hätte ich Angst vor dir."

Zur Erntezeit gingen der Mann und die Frau aufs Feld. Die Frau legte ihr kleines Kind neben die Kornpuppe und half ihrem Mann Korn schneiden. Da kam der Wolf durch das Getreide gelaufen, ergriff das Kind und trug es fort. Sirko

lief dem Wolf nach, um ihn einzuholen, und der Mann schrie:

„Faß ihn, Sirko!"

Sirko holte den Wolf ein, nahm ihm das Kind ab, brachte es dem Mann und gab es ihm. Da holte der Mann Brot und ein Stück Speck aus dem Beutel und sagte:

„Komm, Sirko, iß. Dafür, daß du das Kind nicht vom Wolf hast auffressen lassen!"

Am Abend verließen sie das Feld und nahmen auch Sirko mit. Als sie nach Hause kamen, sagte der Mann:

„Frau, koch doch mal Buchweizenklöße und spar nicht mit Speck!"

Als sie gekocht waren, setzte er Sirko an den Tisch, er setzte sich daneben und sagte:

„Tu die Klöße auf, Frau, wir wollen Abendbrot essen!"

Die Frau tat auf. Sirko bekam ein Schüsselchen. So war es besser für ihn, damit er sich nicht an dem Heißen verbrühte.

Da dachte Sirko: Ich muß dem Wolf dafür danken, daß er mir so geholfen hat.

Als die Fastenzeit vorüber war, verheiratete der Mann seine Tochter. Sirko ging aufs Feld, fand den Wolf und sagte zu ihm:

„Komm Sonntag abend in unseren Garten. Dann führe ich dich in die Hütte und vergelte dir all das Gute, das du für mich getan hast!"

Der Wolf wartete den Sonntag ab und kam zu der Stelle, die Sirko ihm genannt hatte. An dem Tag wurde im Hause seines Herrn die Hochzeit gefeiert. Sirko führte den Wolf in die Hütte und steckte ihn unter den Tisch. Sirko nahm eine Flasche Branntwein und viel Fleisch vom Tisch und reichte es dem Wolf. Die Gäste aber wollten den Hund schlagen. Da sagte der Mann:

„Schlagt Sirko nicht! Er hat mir Gutes getan, und solange er lebt, werde ich ihm auch Gutes tun!"

Sirko nahm vom Besten, was auf dem Tisch lag, und brachte es dem Wolf. Er gab ihm so viel zu essen und zu trinken, daß es dem Wolf zu wohl wurde und er sagte:

„Jetzt werde ich singen!"

Sagte Sirko:

„Sing nicht, sonst geht's dir schlecht! Ich hol' dir lieber noch eine Flasche Branntwein. Aber schweig!"

Als der Wolf die Flasche Branntwein ausgetrunken hatte, sagte er:

„Aber jetzt werde ich singen!"

„Sing nicht! Sonst geht's uns beiden an den Kragen, dir und mir."

„Ach, ich halte es nicht aus. Ich singe jetzt!"

Als er unter dem Tisch losbrüllte, sprangen die Leute erschrocken auf, liefen hierhin und dorthin und unter den Tisch. Aber da war der Wolf. Einige flüchteten, und einige wollten den Wolf schlagen. Sirko aber stürzte sich auf den Wolf, als wollte er ihn erwürgen. Da sagte sein Herr:

„Schlagt den Wolf nicht, sonst tötet ihr mir den Sirko! Der wird schon allein mit ihm fertig. Rührt ihn nicht an!"

Sirko begleitete den Wolf wieder zurück aufs Feld und sagte:

„Du hast mir Gutes getan und ich dir auch!"

Und dann sagten sie sich Lebewohl.

13

WIE DER WOLF DORFSCHULZE WERDEN WOLLTE

Ein Mann jagte einmal seinen Esel auf die Weide und ging dann nach Hause. Da kam ein hungriger Wolf aus dem Walde gelaufen und sah den Esel weiden. Das ist gut, dachte der Wolf, da brauche ich nicht mehr zu hungern. Als der Esel den Wolf erblickte, dachte er: Wie kann ich nur seinen Zähnen entkommen? Als der Wolf zu ihm gelaufen kam, sagte der Esel:

„Ich habe dich schon gesucht."

„Warum?"

„Ach", entgegnete der Esel, „bei uns im Dorfe sind jetzt Wahlen. Die Leute können sich nicht einigen, wer Dorfschulze werden soll. Ein Bauer wollte dich gern zum Dorfschulzen haben, alle haben ihm zugestimmt und mich losgeschickt, um dich hinzubringen."

„Nun", sagte der Wolf, „dein Glück, daß du mich gefunden hast."

„Oh, ich bin sehr froh. Setz dich auf mich, wir reiten ins Dorf."

Und als sie nun ins Dorf kamen, da hättet ihr hören müssen, wie der Esel brüllte! Alle Leute kamen aus ihren Hütten gelaufen, und da sahen sie doch den Wolf auf dem Esel. Als sie ihn erblickten, verprügelten sie ihn gleich so sehr, daß er kaum noch kriechen konnte.

Gerade zu der Zeit harkte ein Bauer Heu zu einem Heuschober zusammen. Als er den Wolf sah, versteckte er sich

unter dem Schober. Der Wolf ging und dachte: Ich werde in diesen Heuschober kriechen und ein wenig ausruhen.

Er kam und legte sich hin. Als er so lag, sagte er zu sich: Da hat es mich nun gelüstet, Dorfschulze zu werden. Mein Großvater war keiner, mein Vater auch nicht, und ich wollte es gern sein. Es fehlt nur noch, daß mich jemand zwischen die Rippen sticht, damit ich wüßte, wie man Dorfschulze spielt.

Der Bauer hörte ihn von der anderen Seite des Heuschobers, und da er gerade die Heugabel in der Hand hatte, fuhr er dem Wolf damit in die Seite. Der streckte alle viere von sich und beendete sein Leben.

14

WIE ES DEN WOLF NACH DEN ZIEGENKINDERN GELÜSTETE

Eine wilde Ziege hatte sich im Wald eine Hütte gebaut und zog dort ihre Kinder groß. Wenn die Ziege aus dem Hause ging, um zu weiden, befahl sie ihren Kindern, niemandem die Tür zu öffnen. Die Ziege zog durch den Wald, aß sich satt, kehrte nach Hause zurück, trat an die Tür und sang:

„Meine lieben Ziegenkinder,
Machet auf und öffnet mir!
Euer Mütterchen ist da
Und bringt euch Milch."

Wenn die Ziegenkinder die Stimme ihrer Mutter hörten, stürzten sie gleich zur Tür und öffneten. Die Ziege trat ein, gab ihren Kindern Milch zu trinken und lief wieder auf die Weide.

Der Wolf hatte einmal gelauscht, wie die Ziege sang, aber er hatte nicht genau verstanden, was sie sagte. Nach einer Weile ging er zu der Hütte der Ziege und sang mit seiner mißratenen Wolfsstimme:

„Meine lieben Ziegenjungen,
Schließt auf und öffnet mir!
Eure Mutter ist da
Und bringt euch Milch."

Die Ziegenkinder erkannten, daß das nicht die Stimme ihrer Mutter war, und sagten zu dem Wolf:

„Wir machen nicht auf. Das ist nicht Mütterchens Stimme. Unser Mütterchen hat eine ganz feine Stimme."

Der Wolf ging, setzte sich hinter die Büsche, blieb dort ein wenig sitzen, überlegte und ging wieder zu den Ziegenkindern. Er trat an die Tür heran und sang mit feiner Stimme:

„Meine Zicklein, liebe Kinder,
Machet auf und öffnet mir!
Eure Mutter ist da
Und bringt euch Milch."

Die Ziegenkinder stürzten zur Tür, besannen sich aber rechtzeitig, denn der Wolf hatte nicht die richtigen Worte gesagt, und seine Stimme war nicht hell, sondern ein wenig grob.

Da antworteten sie ihm:

„Wir machen nicht auf. Das ist nicht Mütterchens Stimme. Unser Mütterchen hat eine feine Stimme, und sie singt auch andere Worte."

Ärgerlich ging der Wolf fort. Er setzte sich in der Nähe hinter einen Busch und wartete, bis die Ziege kam, um zu lauschen, wie sie sang, und um ihre Stimme und ihre Worte nachzuahmen. Bald kam die Ziege und sang:

„Meine lieben Ziegenkinder,
Machet auf und öffnet mir!
Euer Mütterchen ist da
Und bringt euch Milch."

Die Ziegenkinder erkannten ihr Mütterchen, öffneten ihr und sagten, jemand sei gekommen und habe sie betrügen wollen. Die Ziege gab ihren Kindern Milch zu trinken und trug ihnen auf, niemandem zu öffnen. Damit sie sich nicht irrten, sagte sie ihnen, was sie das nächste Mal singen werde. Die Ziege übernachtete zu Hause, und am anderen Morgen lief sie in aller Frühe auf die Weide. Der Wolf wartete, bis es hell geworden war, und überlegte, wie er es anstellen könnte, um auch so eine Ziegenstimme zu bekommen. Dann erprobte er seine Stimme. Er heulte einmal — viel zu grob. Er heulte ein zweites Mal — das ging auch nicht als Ziegenstimme. Er sang noch einmal, so zart er konnte, aber wie eine Ziegenstimme klang es immer noch nicht.

Da kam eine Füchsin des Weges. Sie hörte das Wolfsgeheul und blieb stehen. Dann fragte sie den Wolf:

„Was heulst du, Wolf? Hast du solchen Hunger?"

„Ich erprobe meine Stimme, Schwesterchen Füchsin. Habe eine Ziegenhütte gefunden und komme nicht an die Ziegenkinder heran. Sie machen nicht auf, die Verfluchten. Erkennen an der Stimme, daß ich nicht ihre Mutter bin. Deshalb suche ich eine Stimmlage, um wie eine Ziege zu singen."

„Nein, Wolf, daraus wird nichts. Wenn du Ziegenfleisch essen willst, mußt du schon mich bitten. Ich bringe dir das Singen bei."

„Bring's mir bitte bei! Ich vergelt's dir auch!"

„Und was bekomme ich dafür?"

„Wenn ich die Ziegenkinder habe, gebe ich dir eines ab."

„Nein, darauf lasse ich mich nicht ein. Wer weiß, wann das sein wird. Jetzt will ich essen. Hol mir eine Gans, und ich bringe dir bei, wie man seine Stimme verbessert!"

Der Wolf war einverstanden und lief davon, um eine Gans zu besorgen. Lange irrte er am Flüßchen im Schilf hin und her, versuchte an die Gänse heranzukommen, doch erst gegen Abend fing er eine. Er lief sofort zur Füchsin, brachte ihr das Geschenk und sagte:

„Nun, Schwesterchen, jetzt bringe mir bei, wie man seine Stimme verbessert."

„Also, hör zu, Wolf! Geh zu einem Schmied und bitte ihn, dir deine Stimme zu stählen! Dann kannst du auch wie eine Ziege singen."

„Und wo soll ich den Schmied suchen?"

„Am Dorfrand steht eine Schmiede. Geh einfach dorthin."

Der Wolf hörte auf die Füchsin und ging zu dem Schmied. Er kam in die Schmiede und sagte:

„Meister, stähl mir meine Stimme, damit ich wie eine Ziege singen kann!"

„Und was gibst du mir dafür?"

„Ich weiß doch nicht, was du von mir willst. Geld haben wir Tiere ja nicht. Aber irgendein kleines Geschenk bringe ich dir schon."

„Also hör zu, Wolf, bring mir ein paar Gänse! Dann stähle ich dir deine Stimme. Aber die Gänse müssen lebendig sein."

Der Wolf ging zum Flüßchen und lief am Ufer im Schilf hin und her. Er beschmutzte sich zwar bis zu den Ohren, der Ärmste, aber ein paar Gänse fing er doch. Er faßte sie an den Flügeln und brachte sie dem Schmied. Der Wolf hätte die Gänse gern selber gegessen, aber er mußte erreichen, was

er sich vorgenommen hatte. So brachte er die Gänse zu dem Schmied und sagte:

„Da, Meister, ein schönes Geschenk habe ich dir gebracht. Nun stähle mir schnell meine Stimme."

„Gut, Wolf, jetzt können wir uns an die Arbeit machen. Komm etwas näher an den Amboß, Wolf, steck deine Zunge heraus, so weit du kannst, und schließ die Augen! Ich lege inzwischen alles zurecht, was ich brauche."

Der Wolf trat an den Amboß, streckte die Zunge heraus, schloß die Augen und stand da wie eingegraben. Der Schmied griff schnell nach dem größten Hammer und schlug dem Wolf mit voller Wucht gegen den Schädel. Der Ärmste sagte kein Wort mehr. Der Schmied aber zog ihm das Fell ab, brachte es in die Stadt, verkaufte es für zehn Rubel, und die Gänse hob er sich auf zum Schlachten.

So blieben die Ziegenkinder gesund und munter.

15

DER WOLF, DER HUND UND DER KATER

Es war einmal ein Bauer, der hatte einen Hund. Solange der Hund jung war, wachte er für seinen Herrn, aber als er alt wurde, jagte ihn der Herr vom Hofe. So zog er durch die Steppe und fing dort Mäuse. Er nährte sich von dem, was er fand.

Eines Nachts traf ein Wolf den Hund und sagte:

„Sei gegrüßt, Hund!"

Der Wolf fragte:

„Wohin des Weges, Hund?"

„Solange ich jung war, hat mich mein Herr gern gehabt, denn ich habe seine Wirtschaft bewacht. Aber als ich alt wurde, hat er mich vom Hof gejagt."

Da fragte der Wolf:

„Vielleicht willst du etwas essen, Hund?"

„Ja", sagte der.

Da sprach der Wolf:

„Komm, ich besorge dir was."

Sie gingen los, zogen durch die Steppe, und da erblickte der Wolf Schafe.

Er schickte den Hund aus.

„Geh mal hin", sagte er zu ihm, „und schau nach, was dort weidet."

Der Hund ging hin und schaute nach. Er kam zurück und sagte:

„Schafe."

„Sollen sie verrecken! Da bekommen wir nur Wolle zwischen die Zähne, essen uns nicht satt und bleiben hungrig. Komm weiter, Hund!"

Sie gingen, und der Wolf erblickte eine Gänseherde.

„Geh mal hin", sagte er zu dem Hund, „und schau nach, was dort läuft."

Der Hund ging hin, sah nach, kam zurück und sagte:

„Gänse."

„Sollen sie verrecken! Da bekommen wir nur Federn zwischen die Zähne und essen uns nicht satt. Komm weiter!"

Sie gingen weiter. Da sah der Wolf ein Pferd auf der Weide.

„Geh mal hin, Hund", sagte er, „und sieh nach, was dort weidet."

Der Hund kam zurück und sagte:

„Ein Pferd."

„Na, das ist das Richtige für uns", sagte der Wolf.

Sie gingen zu dem Pferd. Der Wolf scharrte in der Erde und aß Maulwurfserde, um sich in Wut zu bringen. Dann sagte er:

„Sieh mal nach, Hund, ob mein Schwanz zittert."

Der Hund schaute nach.

„Er zittert", sagte er.

„Und jetzt sieh mal nach", sagte der Wolf, „ob meine Augen schon trübe sind."

„Sie sind es", sagte der Hund.

Da stürzte der Wolf los, packte das Pferd bei der Mähne, warf es zu Boden, zerriß es und fraß es gemeinsam mit dem Hund auf. Der Wolf war noch jung und hatte sich bald satt gegessen, der Hund aber war alt, nagte und nagte und aß gar nichts. Da kamen andere Hunde herbeigelaufen und verjagten ihn.

Der Hund zog weiter und traf unterwegs einen Kater, der genauso wie er Mäuse in der Steppe fing.

„Guten Tag, Kater", sagte er. „Wohin des Weges?"

„Ich irre umher. Solange ich jung war, habe ich meinem Herrn gedient und Mäuse gefangen. Jetzt bin ich alt geworden und sehe keine Mäuse. Da mag mich mein Herr nicht mehr, gibt mir nichts zu essen und hat mich vom Hof gejagt. Deshalb irre ich umher."

Da sagte der Hund:

„Na, gehen wir, Bruder Kater, ich werde dir etwas zu essen

verschaffen." Der Hund wollte es nämlich so machen wie der Wolf.

Sie zogen zu zweit los, da sah der Hund eine Schafherde und schickte den Kater los.

„Lauf mal hin, Bruder", sagte er, „und sieh nach, was dort weidet."

Der Kater lief hin, sah nach und sagte:

„Schafe."

„Soll sie der und der holen! Da bekommen wir nur Wolle zwischen die Zähne und essen uns nicht satt. Komm weiter."

Sie gingen, und da erblickte der Hund eine Gänseherde.

„Geh mal hin, Brüderchen", sagte er, „und sieh nach, was dort herumläuft!"

Der Kater lief hin, sah nach und sagte:

„Gänse."

„Hol sie der Teufel! Da bekommen wir nur Federn zwischen die Zähne und essen uns nicht satt."

Sie zogen weiter. So gingen sie, und da erblickte der Hund ein Pferd.

„Lauf hin", sagte der Hund zu dem Kater, „und schau nach, was dort weidet!"

Der Kater ging hin, sah nach und sagte:

„Ein Pferd."

„Nun, das ist das Richtige für uns", sagte der Hund. „Da werden wir schön frühstücken."

Der Hund begann Erde zu fressen, in Wut zu geraten, und sagte:

„Schau mal nach, Kater, ob mein Schwanz zittert!"

„Nein", sagte der Kater.

Der Hund scharrte wieder in der Erde, um wütend zu werden, und sagte noch einmal:

„Zittert er jetzt? Sag schon, daß er zittert!"

Der Kater schaute nach und sagte:

„Ein bißchen zittert er."

Da sagte der Hund:

„Packen wir den Teufelsgaul!"

Und wieder scharrte der Hund Erde auf und sagte zu dem Kater:

„Schau mal nach, Bruder Kater, ob meine Augen schon trübe sind."

Der Kater aber sagte:

„Nein."

„Äh, du lügst! Sag, sie sind trübe!" sagte der Hund.

„Na gut, sie sind trübe", sagte der Kater.

Als der Hund in Wut gekommen war, stürzte er sich auf das Pferd. Das aber versetzte ihm eins mit den Hufen vor den Kopf! Der Hund fiel hin und drehte die Augen heraus. Der Kater kam herbeigelaufen und sagte:

„Ach, Brüderchen, hast du aber trübe Augen!"

16

DAS SCHAF UND DER WOLF

Es zog ein Schaf seines Weges und traf einen Wolf.

„Guten Tag, Schaf!"

„Guten Tag, Wolf!" sagte das Schaf.

„Wohin des Weges?" fragte der Wolf.

„Aufs Feld zum Weiden."

„Ich will dich fressen", sagte der Wolf.

„Weißt du", sagte das Schaf, „wenn du mich fressen willst, geh erst und beichte!"

„Wohin soll ich denn beichten gehen?" fragte der Wolf.

„Ich bringe dich hin."

Das Schaf führte den Wolf zu einer Wolfsfalle und sagte zu ihm:

„Steck die Pfote hinein!"

Der Wolf steckte die Pfote hinein, wie es ihm das Schaf gesagt hatte, die Wolfsfalle machte schnapp! und war zu. Da zerrte der Wolf und zerrte, aber der Ärmste kam nicht los.

So stand er da, bis am anderen Morgen ein Mann mit einem Knüppel kam und ihm die Beichte abnahm.

17

DER ZIEGENBOCK UND DER HAMMEL

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen Ziegenbock und einen Hammel.

„Ach, Frau", sagte der Mann, „laß uns den Hammel und den Ziegenbock verjagen. Die essen uns das ganze Brot weg!"

„Zieht ab, Ziegenbock und Hammel! Geht mit Gott, und laßt euch nicht wieder bei mir auf dem Hofe blicken."

Die beiden nähten sich einen Reisesack und gingen.

Sie gingen und gingen. Da lag auf dem Felde ein Schafskopf. Nun war der Hammel stark, aber nicht tapfer, der Ziegenbock jedoch tapfer, aber nicht stark.

„Nimm du den Kopf, Hammel, du bist stark."

„Ach, nimm du ihn, Ziegenbock, du bist tapfer."

Sie nahmen ihn beide und warfen ihn in den Sack. Sie gingen und gingen, und da brannte ein Feuer.

„Laß uns dort hingehen und übernachten, damit uns die Wölfe nicht fressen."

Sie kamen hin, da kochten sich die Wölfe Grütze.

„Ah, seid gegrüßt, ihr kühnen Burschen!"

„Seid gegrüßt, Brüder, seid gegrüßt!"

„Ehe die Grütze kocht, haben wir Hackfleisch aus euch gemacht."

Oh, da erschrak der Hammel aber. Der Ziegenbock war schon längst erschrocken. Der Ziegenbock überlegte.

„Bring doch mal den Schafskopf her, Hammel."

Der Hammel brachte ihn.

„Den nicht, den größeren", sagte der Ziegenbock.

Der Hammel brachte wieder denselben angeschleppt.

„Den noch größeren."

Da erschraken die Wölfe. Sie überlegten, wie sie sich hier aus dem Staube machen könnten.

„Nette Gesellschaft, Brüder, und feine Grütze auf dem Feuer, aber nichts zuzugießen. Ich werde mal Wasser holen."

Der Wolf ging Wasser holen und dachte: Zum Teufel mit dieser Gesellschaft!

Der andere wartete auf ihn und überlegte auch, wie er sich hier davonmachen könnte.

„Dieser Teufelssohn! Ist gegangen und hockt irgendwo. Was sollen wir da in die Grütze gießen? Ich nehme einen Knüppel und jage ihn hier wie einen Hund."

Er lief davon und kam auch nicht wieder. Der dritte saß aber immer noch da.

„Jetzt werde ich auch gehen und sie herjagen."

Er lief fort und war froh, entkommen zu sein.

„Na, Bruder, laß uns schnell die Grütze essen und die Kate verlassen", sagte der Ziegenbock zu dem Hammel.

„Ach je", besann sich einer der Wölfe, „wir drei sollten Angst vor einem Ziegenbock und einem Hammel haben? Gehen wir und fressen wir die Teufelssöhne."

Als die Wölfe kamen, wankten der Ziegenbock und der Hammel gerade aus der Hütte, liefen schnell fort und kletterten auf eine Eiche.

Da überlegten die Wölfe hin und her, wie sie die beiden einholen könnten. Sie gingen und fanden sie schließlich auf der Eiche. Der Ziegenbock als der Kühnere war bis nach oben

geklettert, der Hammel, der nicht so Kühne, war weiter unten geblieben.

„Ach, leg dich hin", sagten die Wölfe zu dem einen Wolf, der schon etwas gebrechlich war. „Du bist der ältere, weissage uns, ob wir sie finden werden!"

Da legte sich der Wolf auf den Rücken und begann zu weissagen. Der Hammel saß im Geäst und zitterte. Als er herunterfiel, fiel er direkt auf den Wolf. Der kühne Ziegenbock ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und schrie:

„Gib den Hellseher her!"

Da fuhren die Wölfe auf und hatten Mühe zu entkommen.

18

ZWEI KAMERADEN

Die Leute sagen, wenn jemand, selbst ein Dummkopf, bis zum Georgstag Heu hat und wenn er das Vieh bis zu Mariä Verkündigung über den Winter gebracht und zu Mariä Verkündigung wenigstens so viel Heu hat, daß er es auf einem Schlitten fahren kann, dann geht das Vieh nicht mehr ein.

Laßt euch also erzählen: Ein armer Bauer hatte einmal ein einziges Pferd, das kam mit Mühe bis Mariä Verkündigung über den Winter, und zu Mariä Verkündigung brachte er es gerade noch so lebend auf die Weide. Als dann der arme Gaul Gras zu nagen begann, wurde er ein bißchen kräftiger. Bald kam er wieder auf die Beine und zog weiter, wurde aber immer wieder fast vom Wind umgeworfen.

Wie er einmal so ging, begegnete ihm Pralo, ein großes und starkes Pferd, das vor keinem Tier Angst hatte. Es sagte:

„Sei gegrüßt, Kamerad!"

Das Pferd sah seinen Kameraden an, dachte: Der ist mir kein Kamerad, und antwortete:

„Wünsche dir gute Gesundheit."

Da fragte das satte Pferd das magere:

„Wohin des Weges?"

„Ich gehe, wohin die Augen schauen."

„Da will ich auch hin. Laß uns Kameraden sein!"

„Na gut!" sagte das magere Pferd.

So gingen sie zu zweit.

Sie gingen und unterhielten sich, und da sagte das satte Pferd:

„Sag mir, wie du heißt."

Das Magere antwortete:

„Pakin."

„Und ich Pralo", sagte das Satte. „Komm mit zum eisernen Dreschboden, da wollen wir unsere Kräfte messen, wer von uns der Stärkere ist."

„Gehen wir!" sagte Pakin mit dünner, feiner Stimme, denn er lernte gern etwas Neues kennen.

Sie kamen zum Dreschboden, und Pralo sagte:

„Schlag zu, Pakin!"

Der aber: „Schlag du!"

Als Pralo zuschlug, wölbte sich der Dreschboden, aber als Pakin schlug, sprühten sogar die Funken. Da dachte Pralo: Wie stark er ist! Der ist nicht mein Kamerad. Wenn ich zuschlage, sprühen keine Funken, sondern der Dreschboden wölbt sich nur. Bei ihm aber sprühen die Funken. Pralo wußte aber nicht, daß Pakin Hufeisen hatte. Sein Herr hatte ihn für den Winter beschlagen und hatte vergessen, die Hufeisen abzumachen, als er ihn auf die Weide brachte.

Da sagte Pralo zu Pakin:

„Laß uns noch zum Meer gehen, Kamerad, und sehen, wer mehr Wasser herausholt."

„Gehen wir", sagte Pakin.

Sie gingen. Als Pralo einmal kräftig zog, hätte er bald die Fische am Schwanz gepackt, denn er trank das Meer fast leer. Pakin aber hängte den Kopf ins Wasser und steckte die Zunge heraus, denn er war schon halbtot. Ein Hecht aber dachte, das wäre ein Stück Fleisch, und schnappte nach der Zunge. Pakin aber machte — happ! — mit den Zähnen und sagte zu Pralo:

„Hast du etwas gefangen, Kamerad? Ich habe was."

Pralo sah Pakin an und erschrak, daß Pakin einen solchen großen Hecht zwischen den Zähnen hielt, und sagte:

„Gehen wir ihn kochen, Kamerad, jetzt haben wir ja etwas."

Er kratzte sich aber am Kopf, sah Pakin an und dachte: Das ist auch nicht auf seinem Mist gewachsen!

Sie machten ein Feuer, um den Fisch zu kochen. Da sagte Pralo:

„Bleib hier bei dem Feuer sitzen, Kamerad, ich gehe Holz holen."

„Na gut", sagte Pakin.

Er saß da, ließ den Kopf hängen und sah aus wie der wandelnde Tod. Eine Elster dachte, er wäre nicht mehr am Leben, und hackte schon nach seiner Zunge. Pakin aber machte — happ! — mit den Zähnen und hielt sie im Maul.

Als Pralo kam, fragte Pakin:

„Hast du was gefangen, Kamerad?"

„Nein", sagte Pralo.

„Aber ich!" erwiderte Pakin.

Da sah Pralo, daß Pakin eine Elster zwischen den Zähnen hielt.

Pralo wunderte sich und fragte:

„Woher hast du denn die Elster, Kamerad?"

„Ach, Kamerad", entgegnete Pakin, „ich bin am Himmel dahingeflogen und habe sie gefangen."

Da wurde Pralo sehr traurig und sagte:

„Ach, das ist nicht mein Kamerad. Wenn er Fische im Meer und Vögel am Himmel fangen kann, wie soll ich mich da mit ihm vergleichen! Wenn ich auch stark bin und gar Eichen mit der Wurzel herausreiße, kann ich doch keine Vögel am Himmel und Fische im Meer fangen!"

So sagte Pralo und überlegte, wie er Pakin davonlaufen könnte.

Nachdem Pralo nachgedacht hatte, sagte er:

„Koch nur den Fisch, Kamerad, ich werde gehen, vielleicht kann ich noch Holz bringen."

„Gut", sagte Pakin.

Pralo lief erst ein bißchen umher und rannte dann fort. Er lief, sah sich um und sagte:

„Soll dich des Teufels Vater holen! Dir bin ich nicht gewachsen. Hier hilft nichts als fortlaufen!"

So lief Pralo und traf einen Wolf. Der Wolf sagte:

„Grüß dich, Pralo."

„Grüß dich, Wolf, aber schweig!" sagte Pralo mit einer Stimme, daß es Gott erbarmte.

„Was gibt's denn? Erzähl!" sagte der Wolf zu Pralo.

„Also", begann Pralo zu erzählen, „ich traf einen Kameraden und wollte mit ihm Brüderschaft schließen. Da sind wir gegangen unsere Kräfte messen, wer stärker ist. Und was soll ich dir sagen? Wenn ich zuschlug, bog sich der eiserne Dreschboden, wenn er aber zuschlug, sprühten die Funken. Dann gingen wir zum Meer Wasser schlürfen. Ich zog, und da war das Meer fast leer, er aber fing einen Fisch. So gingen wir den Fisch kochen, und was denkst du wohl, während ich Holz holte, hatte er schon eine Elster gefangen. Als ich sah, daß ich ihm nicht gewachsen bin, bin ich ihm davongelaufen."

„Wie heißt er denn?" fragte der Wolf.

„Pakin", sagte Pralo.

„Ha, ich weiß, wie man solche rasiert", sagte der Wolf. „Zeig mir nur, wo er ist."

„Ach!" sagte Pralo, „ich zeig's, aber hinbringen tue ich dich nicht. Dort im Tal an dem Hügel brennt ein Feuer. Das hat mein Kamerad Pakin angezündet."

Der Wolf schaute hin, erbebte am ganzen Leibe und sagte: „Bleib hier sitzen, Pralo, und sieh zu! Ich gehe und bringe dir sein Fell für Stiefel, damit niemand mehr Angst zu haben braucht und man uns glaubt, daß wir wissen, wie solche Brüder zu rasieren sind."

Der Wolf ging zu Pakin, packte ihn am Schwanz und zog ihm das Fell über die Ohren — und schenkte es Pralo. So blieb Pralo allein, und Pakin kam für nichts und wieder nichts ums Leben.

Hier habt ihr das Märchen, und ich bekomme einen Ring Kringel.

19

DIE MÄKLIGE ZIEGE

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der Alte fuhr auf den Jahrmarkt und kaufte eine Ziege. Er brachte sie nach Hause, sie schliefen eine Nacht, und am anderen Tage schickte er seinen älteren Sohn mit der Ziege auf die Weide.

Der Junge ließ sie bis zum Abend weiden und weiden und trieb sie dann wieder nach Hause. Als er mit ihr ans Tor kam, stand schon der Alte in seinen roten Stiefeln dort und fragte:

„Meine liebe Ziege, meine gute Ziege, hast du getrunken, hast du gegessen?"

„Nein, Großväterchen, ich habe nicht getrunken, ich habe auch nicht gegessen,

Lief nur über einen Steg,
Fand ein Ahornblatt am Weg,
Lief sodann am Damm entlang
Und ein Tröpfchen Wasser trank.

Das war alles, was ich trank und aß."

Da wurde der Alte wütend auf den Sohn, weil er so schlecht auf das Tier aufgepaßt hatte, und jagte ihn fort.

Am anderen Tage schickte er den zweiten Sohn, den jüngeren. Der Bursche ließ die Ziege bis zum Abend weiden

und trieb sie dann nach Hause. Als er ans Tor kam, stand der Alte in seinen roten Stiefeln schon dort und fragte:

„Meine liebe Ziege, meine gute Ziege, hast du getrunken, hast du gegessen?"

„Nein, Großväterchen, ich habe nicht getrunken, ich habe auch nicht gegessen,

Lief nur über einen Steg,
Fand ein Ahornblatt am Weg,
Lief sodann am Damm entlang
Und ein Tröpfchen Wasser trank.

Das war alles, was ich trank und aß."

Da verjagte der Alte auch diesen Sohn.

Am dritten Tage schickte er seine Frau. Sie trieb die Ziege auf die Weide, hütete sie den ganzen Tag, und als sie sie am Abend auf den Hof zurücktrieb, stand schon der Alte in seinen roten Stiefeln am Tor und fragte:

„Meine liebe Ziege, meine gute Ziege, hast du getrunken, hast du gegessen?"

„Nein, Großväterchen, ich habe nicht getrunken, ich habe auch nicht gegessen,

Lief nur über einen Steg,
Fand ein Ahornblatt am Weg,
Lief sodann am Damm entlang
Und ein Tröpfchen Wasser trank.

Das war alles, was ich trank und aß."

Da jagte der Alte auch seine Alte fort.

Am vierten Tage trieb er selber die Ziege auf die Weide, hütete sie den ganzen Tag, trieb sie am Abend zurück, ließ sie dann auf dem Weg stehen, lief voraus, stellte sich mit den roten Stiefeln ans Tor und fragte:

„Meine liebe Ziege, meine gute Ziege, hast du getrunken, hast du gegessen?"

„Nein, Großväterchen, ich habe nicht getrunken, ich habe auch nicht gegessen,

Lief nur über einen Steg,
Fand ein Ahornblatt am Weg,
Lief sodann am Damm entlang
Und ein Tröpfchen Wasser trank.

Das war alles, was ich trank und aß."

Da wurde der Alte wütend, ging zum Schmied, schliff das Messer und wollte sie schlachten.

Die Ziege entwischte ihm aber und lief in den Wald. Hier erblickte sie eine Hasenhütte, lief hinein und legte sich auf den Ofen.

Das Häschen kam gelaufen und merkte, daß jemand in der Hütte war.

Es fragte:

„Wer ist denn in meiner Hütte?"

Da sagte die Ziege, die auf dem Ofen saß:

„Die mäklige Ziege nenn' ich mich,
Und drei Fünfz'ger koste ich,
Zerschunden bin ich fürchterlich.
Trapp, trapp, Fuß und Bein.
Mit den Hörnern spieß' ich dich,
Mit den Füßen stampfe ich,
Feg' dich mit dem Schwanze fort,
Dann ist's mit dir vorbei!"

Das Häschen erschrak, lief aus der Hütte und setzte sich unter eine Eiche. Da saß es nun und weinte. Da kam ein Bär und fragte:

„Warum weinst du, Hoppelhäschen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, lieber Bär, wenn in meiner Hütte ein schreckliches Tier sitzt?"

Darauf der Bär:

„Das werde ich verjagen!"

Er lief in die Hütte und fragte:

„Wer ist denn in der Hasenhütte?"

Da antwortete die Ziege vom Ofen herunter:

„Die mäklige Ziege nenn' ich mich,
Und drei Fünfz'ger koste ich,
Zerschunden bin ich fürchterlich.
Trapp, trapp, Fuß und Bein.
Mit den Hörnern spieß' ich dich,
Mit den Füßen stampfe ich,
Feg' dich mit dem Schwanze fort,
Dann ist's mit dir vorbei!"

Der Bär erschrak und lief aus der Hütte.

„Nein, Hoppelhäschen", sagte er, „das verjage ich nicht. Ich habe Angst."

Das Häschen ging wieder, setzte sich unter die Eiche und weinte. Da kam ein Wolf und fragte:

„Warum weinst du, Hoppelhäschen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, Bruder Wolf, wenn in meiner Hütte ein schreckliches Tier sitzt?"

Darauf der Wolf:

„Das werde ich verjagen."

„Wie willst du das verjagen! Selbst der Bär hat's verjagen wollen und nichts ausgerichtet."

„Aber ich verjage es!"

Der Wolf lief zur Hütte und fragte:

„Wer ist denn in der Hasenhütte?"

Da antwortete die Ziege vom Ofen herunter:

„Die mäklige Ziege nenn' ich mich,
Und drei Fünfz'ger koste ich,
Zerschunden bin ich fürchterlich.
Trapp, trapp, Fuß und Bein.
Mit den Hörnern spieß' ich dich,
Mit den Füßen stampfe ich,
Feg' dich mit dem Schwanze fort,
Dann ist's mit dir vorbei!"

Da erschrak der Wolf und lief aus der Hütte.

„Nein, Hoppelhäschen", sagte er, „das verjage ich nicht. Ich habe Angst."

Das Häschen ging wieder, setzte sich unter die Eiche und weinte.

Da kam eine Füchsin, sah das Häschen und fragte:

„Warum weinst du, Hoppelhäschen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, Schwesterchen Füchsin, wenn in meiner Hütte ein schreckliches Tier sitzt?"

Darauf die Füchsin:

„Das werde ich verjagen."

„Wie willst du das verjagen, Füchsin! Der Bär hat's verjagen wollen und nichts ausgerichtet. Und der Wolf hat's verjagen wollen und nichts ausgerichtet. Und dann du erst!"

„Aber ich verjage es!"

Die Füchsin lief zur Hütte und fragte:

„Wer ist denn in der Hasenhütte?"

Da antwortete die Ziege vom Ofen herunter:

„Die mäklige Ziege nenn' ich mich,
Und drei Fünfz'ger koste ich,
Zerschunden bin ich fürchterlich.
Trapp, trapp, Fuß und Bein.
Mit den Hörnern spieß' ich dich,

Mit den Füßen stampfe ich,
Feg' dich mit dem Schwanze fort,
Dann ist's mit dir vorbei!"

Da erschrak die Füchsin und lief aus der Hütte.

„Nein, Hoppelhäschen", sagte sie, „das verjage ich nicht. Ich habe Angst."

Das Häschen ging, setzte sich unter die Eiche und weinte wieder.

Da kam der Krebs, der arme Kerl, vorbeigekrochen und fragte:

„Warum weinst du, Hoppelhäschen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, wenn in meiner Hütte ein schreckliches Tier sitzt?"

Darauf der Krebs:

„Das werde ich verjagen!"

„Wie willst du das verjagen! Der Bär hat's verjagen wollen und nichts ausgerichtet. Und der Wolf hat's verjagen wollen und nichts ausgerichtet, und die Füchsin hat's verjagen wollen und nicht geschafft. Und dann du erst!"

„Aber ich verjage es!"

Da kroch der Krebs in die Hütte und fragte:

„Wer ist denn in der Hasenhütte?"

Da antwortete die Ziege vom Ofen herunter:

„Die mäklige Ziege nenn' ich mich,
Und drei Fünfz'ger koste ich,
Zerschunden bin ich fürchterlich.
Trapp, trapp, Fuß und Bein.
Mit den Hörnern spieß' ich dich,
Mit den Füßen stampfe ich,
Feg' dich mit dem Schwanze fort,
Dann ist's mit dir vorbei!"

Der Krebs kroch und kroch, erklomm den Ofen und sagte:

„Ich bin der Krebs, der arme,
Zwick dich, daß es Gott erbarme!"

Und wie er die Ziege mit seinen Zangen zwickte! Die Ziege meckerte, sprang vom Ofen und aus der Hütte, lief und ward nicht mehr gesehen. Da freute sich das Häschen, ging in seine Hütte zurück und dankte dem Krebs.

Und nun lebt es in seiner Hütte.

20

DAS HÄSCHEN UND DAS ZWEIGLEIN

Es waren einmal ein Häschen und ein Zweiglein. Das Häschen kam zu dem Zweiglein und sagte:

„Zweiglein, Zweiglein, schaukle mich!"

„Wenn ich aber nicht will?"

„Dann fresse ich dich!"

„Du frißt mich nicht, denn ich bin ungenießbar."

„Dann gehe ich zum Sperling."

Es kam zum Sperling.

„Sperling, Sperling! Geh und knick das Zweiglein, denn es will mich nicht schaukeln."

„Oho! Ich bin der Sperling, ein guter Kerling; ich will schlafen. Ich brauche nicht geschaukelt zu werden. Ich gehe nicht das Zweiglein knicken."

„Dann gehe ich zum Hund!"

Es kam zum Hund.

„Hund, Hund! Geh, friß den Sperling, denn der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

„Was hat er mir denn getan, daß ich ihm so etwas antun soll?"

„Dann gehe ich eben zum Wolf."

„Na, geh!"

Das Häschen kam zum Wolf und sagte:

„Wölfchen, liebes Wölfchen! Geh den Hund fressen, denn er will nicht den Sperling anrühren, und der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

„Was hat er mir denn getan? Ich gehe nicht!"

„Dann gehe ich eben zu den Menschen, damit sie dich erschlagen!"

Es kam zu den Menschen.

„Menschen, Menschen! Geht und erschlagt den Wolf, denn er will nicht den Hund fressen, der Hund will nicht den Sperling anrühren, der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

„Was hat er uns denn getan?"

„Dann gehe ich eben zum Feuer, damit es euch verbrennt."

„Na, geh!"

Es kam zum Feuer.

„Feuer, Feuer! Geh und verbrenne die Menschen, denn sie

wollen nicht den Wolf erschlagen, der Wolf will nicht den Hund fressen, der Hund will nicht den Sperling anrühren, der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

„Was haben sie mir denn getan? Ich gehe nicht!"

„Dann gehe ich eben zum Wasser. Es wird dich überschwemmen!"

„Na gut, dann geh!"

Es kam zum Wasser.

„Wasser, Wasser! Geh das Feuer ersäufen."

„Warum?"

„Weil das Feuer die Menschen nicht verbrennen will, die Menschen nicht den Wolf erschlagen wollen, der Wolf nicht den Hund fressen will, der Hund nicht den Sperling anrühren will, der Sperling nicht das Zweiglein knicken will und das Zweiglein mich nicht schaukeln will."

„Was hat mir denn das Feuer angetan? Ich gehe nicht, es zu ersäufen!"

„Dann gehe ich eben zu den Ochsen, damit sie dich austrinken!"

„Meinetwegen geh!"

Es kam zu den Ochsen:

„Ochsen, Ochsen! Geht und trinkt das Wasser aus, denn das Wasser will nicht das Feuer ersäufen, das Feuer will nicht die Menschen verbrennen, die Menschen wollen nicht den Wolf erschlagen, der Wolf will nicht den Hund fressen, der Hund will nicht den Sperling anrühren, der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

Da sagte ein Ochse:

„Was hat es uns denn getan?"

„Dann gehe ich eben zum Hammer, er wird euch erschlagen!"

„Meinetwegen. Was haben wir denn damit zu tun? Geh doch!"

Es kam zum Hammer.

„Hammer, Hammer! Geh und erschlag die Ochsen, denn die Ochsen wollen nicht das Wasser trinken, das Wasser will nicht das Feuer löschen, das Feuer will nicht die Menschen verbrennen, die Menschen wollen nicht den Wolf erschlagen, der Wolf will nicht den Hund fressen, der Hund will nicht den Sperling anrühren, der Sperling will nicht das Zweiglein knikken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

„Was haben sie mir denn getan? Ich gehe nicht!"

„Dann gehe ich eben zum Wurm, der wird dich aushöhlen!"

„Meinetwegen geh!"

Es kam zum Wurm.

„Würmchen, Würmchen! Geh den Hammer aushöhlen, denn er will nicht die Ochsen erschlagen, die Ochsen wollen nicht das Wasser trinken, das Wasser will nicht das Feuer löschen, das Feuer will nicht die Menschen verbrennen, die Menschen wollen nicht den Wolf erschlagen, der Wolf will nicht den Hund fressen, der Hund will nicht den Sperling anrühren, der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, und das Zweiglein will mich nicht schaukeln!"

„Na gut, aber was geht mich das an?"

„Dann gehe ich eben zum Hahn."

„Hähnchen, geh und pick den Wurm auf, denn er will nicht den Hammer aushöhlen, der Hammer will nicht die Ochsen erschlagen, die Ochsen wollen nicht das Wasser trinken, das Wasser will nicht das Feuer auslöschen, das Feuer will nicht die Menschen verbrennen, die Menschen wollen nicht den Wolf erschlagen, der Wolf will nicht den Hund fressen, der Hund will nicht den Sperling anrühren, der Sperling will nicht das Zweiglein knicken, das Zweiglein will mich nicht schaukeln."

„Was hat er mir denn getan, daß du mit solchen Sachen zu mir kommst?"

Und er sprang das Häschen an, pickte ihm — wupps — die Augen aus und sagte:

„Mach dich fort!"

Da hatte er's nun! Der Ärmste hatte allen etwas am Zeuge flicken wollen, aber vergessen, daß ihm auch selbst ein Unglück zustoßen könnte und er sein Leben lang Not leiden würde.

Es wäre besser gewesen, das Häschen hätte still dagesessen und sich nicht Gedanken darum gemacht, anderen Böses zuzufügen. Denn jeder hatte nur mit sich selbst zu tun, und keiner hatte daran gedacht, dem anderen ein Leid anzutun. Jeder war seines Weges gegangen und dadurch dem Unglück ausgewichen.

21

DAS STIERKALB AUS STROH

Es lebten einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der Alte diente als Teerbrenner in einer Teerbrennerei, und die Alte saß zu Hause und spann Flachs. Sie waren so arm!

Nichts hatten sie. Was sie verdienten, aßen sie auf. Und dann hatten sie wieder nichts. Da setzte die Alte einmal dem Alten zu:

„Mach für mich ein Stierkalb aus Stroh, Alter, und bestreiche es mit Pech!"

„Was sagst du da? Wie kommst du denn auf ein Stierkalb?"

„Mach nur, ich weiß schon, wozu."

Da blieb dem Alten nichts weiter übrig. Er machte ihr ein Stierkalb aus Stroh und bestrich es mit Pech.

Sie schliefen eine Nacht, und am Morgen nahm die Alte Flachsdocken und trieb das Stierkalb aus Stroh auf die Weide. Sie selbst setzte sich an einen Hügel, spann Flachs und sprach dazu:

„Weide, weide, Kälbchen, in dem Grase, während ich eine Docke spinne. Weide, weide, Kälbchen, in dem Grase, während ich eine Docke spinne."

Während sie so spann, schlief sie ein. Da kam aus dem dunklen Wald, aus dem großen Forst, ein Bär gelaufen. Er sprang zu dem Stierkalb und fragte:

„Wer bist du? Sag es mir!"

Da sagte das Stierkalb:

„Ich bin ein dreijähriges Stierkälbchen, aus Stroh gemacht, mit Pech bestrichen."

Da sagte der Bär:

„Wenn du aus Stroh gemacht und mit Pech bestrichen bist, dann gib mir etwas Pech, meine zerschundene Seite zu flicken."

Das Stierkalb sagte gar nichts, sondern schwieg. Da fuhr ihm der Bär in die Seite und wollte ihm das Pech herausreißen. Er riß und riß, blieb mit den Zähnen kleben und kam nicht wieder los. Er zerrte und zerrte und schleppte das Stierkalb Gott weiß wohin.

Als die Alte aufwachte, da war das Stierkalb nicht mehr zu sehen.

„Ach, welch große Not! Wo ist denn mein Stierkalb? Vielleicht ist es schon nach Hause gegangen?"

Sie nahm schnell das Sitzbrett und die Hechel auf die Schulter und eilte nach Hause. Auf einmal sah sie den Bären, wie er ihr Stierkalb in den Forst zerrte. Da sagte sie zu dem Alten:

„Großvater, Großvater! Unser Stierkalb hat einen Bären angebracht. Geh und erschlag ihn!"

Der Alte sprang auf, riß den Bären vom Stierkalb los und

warf ihn in den Keller.

Am anderen Tage, beim Morgengrauen, nahm die Alte wieder Flachs und trieb das Stierkalb auf die Weide. Sie selbst setzte sich an einen Hügel, spann Flachs und sprach dazu:

„Weide, weide, Kälbchen, in dem Grase, während ich eine Docke spinne. Weide, weide, Kälbchen, in dem Grase, während ich eine Docke spinne."

Während sie so spann, schlief sie ein. Da kam aus dem dunklen Wald, aus dem großen Forst, ein grauer Wolf gelaufen und fragte das Stierkalb:

„Wer bist du? Sag es mir!"

„Ich bin ein dreijähriges Stierkälbchen, aus Stroh gemacht, mit Pech bestrichen."

„Wenn du mit Pech bestrichen bist", sagte der Wolf, „dann gib auch mir etwas Pech, damit ich mir die Seite bestreichen kann, die mir die Wachhunde zerschunden haben."

„Nimm!"

Der Wolf sprang gleich dem Stierkalb in die Seite und wollte Pech herauszerren. Er riß und riß, blieb mit den Zähnen kleben und kam nicht los. Es ging nicht. Er mußte sich so abquälen!

Als die Alte aufwachte, war das Stierkalb nicht mehr zu sehen.

Sie dachte: Vielleicht ist mein Stierkalb nach Hause gelaufen, und ging auch. Da sah sie den Wolf, wie er das Stierkalb mitzerrte. Sie lief und sagte es ihrem Mann. Der Mann warf auch den Wolf in den Keller.

Am dritten Tage trieb die Alte wieder das Stierkalb auf die Weide. Sie setzte sich an einen Hügel und schlief ein. Da kam der Fuchs gelaufen.

„Wer bist du?" fragte er das Stierkalb.

„Ich bin ein dreijähriges Stierkälbchen, aus Stroh gemacht, mit Pech bestrichen."

„Gib mir etwas Pech, mein Lieber, ich will es mir an die Seite streichen. Die garstigen Windhunde haben mir fast das Fell abgezogen!"

„Nimm!"

Der Fuchs faßte auch mit den Zähnen zu und kam nicht wieder los.

Die Alte sagte es dem Alten, der warf auch den Fuchs in den Keller. Dann fingen sie noch das Hoppelhäschen.

Als sie alle beisammen hatten, setzte sich der Alte an die

Kellertür und schärfte das Messer. Da fragte ihn der Bär:

„Alter, warum wetzest du das Messer?"

„Um dir das Fell abzuziehen und aus deinem Fell für mich und meine Alte Mäntel zu nähen."

„Ach, schlachte mich nicht, Alter. Laß mich lieber laufen, ich bringe dir auch viel Honig!"

„Na gut!"

Er ließ den Bären laufen. Dann setzte er sich wieder an die Kellertür und begann das Messer zu wetzen. Da fragte ihn der Wolf:

„Alter, warum wetzest du das Messer?"

„Um dir das Fell abzuziehen und für den Winter eine warme Mütze zu nähen."

„Ach, schlachte mich nicht, Großväterchen. Ich bringe dir dafür eine ganze Herde Schafe!"

„Na gut."

Er ließ den Wolf laufen. Er setzte sich wieder und wetzte das Messer. Da steckte der Fuchs sein Schnäuzchen heraus und fragte:

„Sei so gut, Großväterchen, und sage mir, warum wetzest du das Messer?"

„Der Fuchs hat ein schönes Fell für den Pelzbesatz und den Kragen", sagte der Alte. „Das will ich abziehen."

„Ach, zieh mir nicht das Fell ab, Großväterchen. Ich bringe dir auch Gänse und Hühner!"

„Na gut."

Er ließ den Fuchs laufen. Nur noch das Häschen blieb. Auch dafür wetzte der Alte das Messer. Das Häschen fragte ihn, und er sagte:

„Das Häschen hat ein schönes weiches und warmes Fell. Da habe ich für den Winter Handschuhe und einen Hut."

„Ach, schlachte mich nicht, Großväterchen. Ich bringe dir auch Bändchen, Ohrringe und schöne Halsketten. Aber laß mich laufen!"

Er ließ es auch frei.

Sie schliefen eine Nacht, und am anderen Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, kratzte etwas an der Tür. Die Alte wachte auf.

„Alter! Alter! Da kratzt etwas an unserer Tür. Geh und sieh nach!"

Der Alte ging hinaus, und da war der Bär, der einen ganzen Bienenkorb Honig angeschleppt brachte. Der Alte nahm den Honig, aber kaum hatte er sich hingelegt, kratzte es wieder

an der Tür. Als er hinaustrat, hatte der Wolf den ganzen Hof voll Schafe getrieben.

Bald danach brachte der Fuchs Hühner und Gänse und allerlei Getier. Das Häschen brachte Bändchen und Ohrringe und schöne Halsketten. Der Alte freute sich und die Alte auch. Sie verkauften die Schafe und kauften sich Ochsen, und der Alte zog mit den Ochsen los, und sie wurden so reich! Das Stierkalb aber, das sie jetzt nicht mehr brauchten, schmolz dahin, als sie es in die Sonne stellten.

22

DER PFANNKUCHEN

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die waren so arm, daß sie kein Brot mehr hatten. Da bat der Alte seine Frau:

„Meine liebe Alte! Willst du nicht einen Pfannkuchen backen?"

„Woraus soll ich ihn denn backen, wenn nicht einmal Mehl da ist?"

„Geh in die Speisekammer und feg im Kornkasten das Mehl zusammen, dann hast du etwas für den Pfannkuchen!"

Die Alte gehorchte, ging in die Speisekammer, fegte im Kornkasten das Mehl zusammen, heizte den Ofen, vermischte das Mehl mit Eiern, buk einen Pfannkuchen und legte ihn aufs Fenster, damit er abkühlte. Er lag und lag auf dem Fenster, aber dann sprang er vom Fenster herab auf die Rasenbank, von da auf den Hof und vom Hof aus dem Tor, und er lief und rollte den Weg entlang. Er lief und lief, da kam ihm ein Häschen entgegen.

„Pfannkuchen, Pfannkuchen, ich fresse dich!"

Er aber sagte:

„Friß mich nicht, Häschen Pfoterich, ich singe dir auch ein Liedchen vor."

„Na gut, singe!"

„Im Kornkasten bin ich zusammengefegt,
Mit Eiern bin ich gebacken,
Der Alten bin ich entlaufen,
Dem Alten bin ich entlaufen,
Dir werde ich auch entlaufen!"

Und er lief weiter. Er lief und lief, bis er den Wolf traf.

„Pfannkuchen, Pfannkuchen, ich fresse dich!"

„Friß mich nicht, Brüderchen Wolf, ich singe dir auch ein Liedchen vor!"

„Na gut, singe!"

„Im Kornkasten bin ich zusammengefegt,
Mit Eiern bin ich gebacken,
Der Alten bin ich entlaufen,
Dem Alten bin ich entlaufen,
Dir werde ich auch entlaufen!"

Und er lief immer weiter seinen Weg. Dann begegnete ihm der Bär.

„Pfannkuchen, Pfannkuchen, ich fresse dich!"

„Friß mich nicht, Brüderchen Bär, ich singe dir auch ein Liedchen vor!"

„Na gut, singe!"

„Im Kornkasten bin ich zusammengefegt,
Mit Eiern bin ich gebacken,
Der Alten bin ich entlaufen,
Dem Alten bin ich entlaufen,
Dir werde ich auch entlaufen!"

Und er lief weiter. Er lief und lief seinen Weg, da traf er eine Füchsin.

„Pfannkuchen, Pfannkuchen, ich fresse dich!"

„Friß mich nicht, Schwesterchen Füchsin, ich singe dir auch ein Liedchen vor!"

„Na gut, singe!"

„Im Kornkasten bin ich zusammengefegt,
Mit Eiern bin ich gebacken,
Der Alten bin ich entlaufen,
Dem Alten bin ich entlaufen,
Dir werde ich auch entlaufen!"

„Das ist aber ein schönes Lied!" sagte die Füchsin. „Ich bin nur etwas schwerhörig. Sing es doch noch einmal und setz dich zu mir auf die Zunge, damit ich es besser hören kann!"

Der Pfannkuchen sprang ihr auf die Zunge und begann zu singen:

„Im Kornkasten bin ich zusammengefegt,
Mit Eiern bin ich gebacken,
Der Alten bin ich entlaufen",

da machte die Füchsin — happ! — und hatte ihn gefressen.

23

DER HANDSCHUH

Ein alter Mann ging durch einen Wald, sein Hund lief ihm nach, und der Alte verlor einen Handschuh. Da kam ein Mäuschen gelaufen, kroch in den Handschuh und freute sich:

„Hier werde ich wohnen."

Da kam ein Frosch angesprungen und fragte:

„Wer ist denn in dem Handschuh?"

„Das Knabbermäuschen. Und wer bist du?"

„Das Quakfröschlein. Laß mich auch hinein!"

„Komm!"

Nun waren sie schon zu zweit. Da kam ein Häschen gelaufen, ging an den Handschuh heran und fragte:

„Wer ist denn in dem Handschuh?"

„Das Knabbermäuschen und das Quakfröschlein. Und wer bist du?"

„Ich bin das Hoppelhäschen. Laßt mich auch hinein!"

„Komm!"

Nun waren sie schon zu dritt. Da kam eine Füchsin gelaufen und ging zu dem Handschuh.

„Wer ist denn in dem Handschuh?"

„Das Knabbermäuschen, das Quakfröschlein und das Hoppelhäschen. Und wer bist du?"

„Ich bin das Schwesterchen Füchsin. Laßt mich auch hinein!"

„Na, komm!"

Nun saßen schon vier darin. Da schleppte sich der Wolf heran, ging auch zu dem Handschuh und fragte:

„Wer ist denn in dem Handschuh?"

„Das Knabbermäuschen, das Quakfröschlein, das Hoppelhäschen und Schwesterchen Füchsin. Und wer bist du?"

„Ich bin Brüderchen Wolf. Laßt mich auch hinein!"

„Na, komm schon!"

Er kroch hinein, nun waren sie schon fünf. Auf einmal, hast du nicht gesehen, kam ein Wildschwein gelaufen.

„Chro-chro-chro! Wer ist denn in dem Handschuh?"

„Das Knabbermäuschen, das Quakfröschlein, das Hoppelhäschen, Schwesterchen Füchsin und Brüderchen Wolf. Und wer bist du?"

„Chro-chro-chro! Ich bin das Wildschwein mit den großen Hauern. Laßt mich auch mit hinein!"

„Ist das furchtbar! Jeder, der kommt, will in den Hand-

schuh! Wo willst du denn hier Platz finden?"

„Ich finde schon welchen. Laßt mich nur!"

„Was soll man schon mit dir machen? Komm!"

So kroch es auch hinein. Nun war es ihnen zu sechst so eng, daß sie sich nicht mehr regen konnten.

Da knackte es in den Büschen, der Bär kam herausgekrochen, ging zu dem Handschuh und brüllte:

„Wer ist denn in dem Handschuh?"

„Das Knabbermäuschen, das Quakfröschlein, das Hoppelhäschen, Schwesterchen Füchsin, Brüderchen Wolf und das Wildschwein mit den großen Hauern. Und wer bist du?"

„Hu-hu-hu! Wieviel ihr seid! Ich bin Bär Aufdringlich. Laßt mich auch hinein!"

„Wo sollen wir denn hin mit dir, wenn es schon so eng ist?"

„Irgendwie geht's schon."

„Na, dann komm schon, aber schön am Rande bleiben!"

Er kam auch noch hineingekrochen, nun waren sie sieben, und es war so eng, daß der Handschuh jeden Augenblick zerreißen mußte.

Da bemerkte der Alte, daß der Handschuh fort war. Er lief zurück, um ihn zu suchen, und der Hund lief voran. Er lief und lief, und da sah er den Handschuh liegen und sich bewegen.

Da machte der Hund „Wauwauwau!"

Da erschraken sie alle, stürzten aus dem Handschuh heraus und liefen in den Wald. Der Alte aber kam und nahm den Handschuh wieder mit.

24

DER ILTIS

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, und zu ihnen kam oft ein Iltis, der schleppte die Hühner fort. Er hatte schon alle fortgeschleppt, aber dann kam er und holte auch noch das Rebhuhn. Da sagte der Alte:

„Ich gehe, Alte, und töte den Iltis."

Gesagt, getan.

Er ging und ging, da sah er einen Pferdeapfel liegen.

„Wohin des Weges, Alter?"

„Den Iltis töten."

„Da komme ich mit."

„Komm!"

Sie gingen zu zweit, bis sie zu einem Strick kamen, der auf der Erde lag.
„Wohin des Weges, Alter?"
„Den Iltis töten."
„Da komme ich auch mit."
„Komm!"
Sie gingen zu dritt, und da lag ein Knüppel.
„Wohin des Weges, Alter?"
„Den Iltis töten."
„Da komme ich auch mit."
„Komm!"
Sie gingen zu viert, und da lag eine Eichel.
„Wohin des Weges, Alter?"
„Den Iltis töten."
„Da komme ich auch mit."
„Komm!"
Sie gingen zu fünft, und da kam ein Krebs gekrochen.
„Wohin des Weges, Alter?"
„Den Iltis töten."
„Da komme ich auch mit."
„Komm!"
Sie gingen zu sechst, und da kam ein Hahn gelaufen.
„Wohin des Weges, Alter?"
„Den Iltis töten."
„Da komme ich auch mit."
„Komm!"
Sie gingen, und da stand die Hütte des Iltisses. Sie gingen in die Hütte, aber der Iltis war nicht da. Da versteckten sie sich. Die Eichel kroch in den Ofen, der Pferdeapfel legte sich auf die Schwelle, der Strick unter die Schwelle, der Knüppel stieg auf den Boden, der Krebs sprang in das Waschbecken, der Hahn flog auf die Stange, der Alte kroch auf den Ofen und legte sich dort hin. Da kam der Iltis angelaufen, die Eichel in dem Ofen kam ins Schwitzen und sagte:

„Iltis, Iltis, hast du's vernommen?
Gäste sind zu dir gekommen,
Um das Rebhuhn dir abzujagen,
Und auch dir geht's an den Kragen."

Darauf der Iltis:
„Was, was?"
Da fing die Eichel wieder an zu singen, und als sie sich richtig heißgesungen hatte, machte sie — knack, knack! Da

erschrak der Iltis, sprang ins Waschbecken, und der Krebs fuhr ihm ans Bein. Er auf die Stange, und da fuhr ihm der Hahn an den Kopf. Da sprang er zur Schwelle, glitt auf dem Pferdeapfel aus, fiel hin und verfing sich in dem Strick. Da kam der Knüppel vom Boden und erschlug ihn. Der Alte nahm das Rebhuhn und das Iltisfell und zog seines Weges.

25

DER HAHN UND DIE HENNE

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten eine Henne und einen Hahn. Der Alte und die Alte starben, und der Hahn und die Henne fraßen alles auf, sogar noch das Bohnenstroh. Dann saßen sie auf der Hühnerleiter. Der Hahn machte „Kikeriki!", erwischte einen kleinen Stein und verschluckte sich. Da weinte die Henne und weinte und lief zum Meer, es um Wasser zu bitten:

„Meer, Meer, gib mir Wasser!"
„Wozu?"
„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."
Da sagte das Meer:
„Geh zum Ochsen, er soll dir ein Horn geben!"
Die Henne ging zum Ochsen und bat ihn:
„Ochse, Ochse, gib mir ein Horn!"
„Wozu?"
„Für das Meer.
Das Meer gibt mir Wasser."
„Wozu?"
„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."
Da sagte der Ochse:
„Geh zum Wildschwein, es soll dir einen Hauer geben!"
„Wildschwein, Wildschwein, gib mir einen Hauer!"
„Wozu?"
„Für den Ochsen.
Der Ochse gibt mir ein Horn."

„Wozu?"
„Für das Meer.
Das Meer gibt mir Wasser."
„Wozu?"
„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."
„Geh zur Eiche, sie soll dir eine Eichel geben!"
Da ging sie und sagte:
„Eiche, Eiche, gib mir eine Eichel!"
„Wozu?"
„Für das Wildschwein.
Das Wildschwein gibt mir einen Hauer."
„Wozu?"
„Für den Ochsen.
Der Ochse gibt mir ein Horn."
„Wozu?"
„Für das Meer.
Das Meer gibt mir Wasser."
„Wozu?"
„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."
„Geh zum Mädchen, sie soll dir Fäden geben!"
Da ging die Henne und sagte:
„Mädchen, Mädchen, gib mir Fäden!"
„Wozu?"
„Für die Eiche.
Die Eiche gibt mir eine Eichel."
„Wozu?"
„Für das Wildschwein.
Das Wildschwein gibt mir einen Hauer."
„Wozu?"
„Für den Ochsen.
Der Ochse gibt mir ein Horn."
„Wozu?"
„Für das Meer.
Das Meer gibt mir Wasser."
„Wozu?"

„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."
„Geh zu der alten Frau, sie soll dir Butter geben!"
Da ging sie und sagte:
„Alte, Alte, gib mir Butter!"
„Wozu?"
„Für das Mädchen.
Das Mädchen gibt mir Fäden."
„Wozu?"
„Für die Eiche.
Die Eiche gibt mir eine Eichel."
„Wozu?"
„Für das Wildschwein.
Das Wildschwein gibt mir einen Hauer."
„Wozu?"
„Für den Ochsen.
Der Ochse gibt mir ein Horn."
„Wozu?"
„Für das Meer.
Das Meer gibt mir Wasser."
„Wozu?"
„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."
„Geh zur Linde, sie soll dir Lindenblüten geben!"
Da ging sie und sagte:
„Linde, Linde, gib mir Lindenblüten!"
„Wozu?"
„Für die Alte.
Die Alte gibt mir Butter."
„Wozu?"
„Für das Mädchen.
Das Mädchen gibt mir Fäden."
„Wozu?"
„Für die Eiche.
Die Eiche gibt mir eine Eichel."
„Wozu?"
„Für das Wildschwein.

Das Wildschwein gibt mir einen Hauer."
„Wozu?"
„Für den Ochsen.
Der Ochse gibt mir ein Horn."
„Wozu?"
„Für das Meer.
Das Meer gibt mir Wasser."
„Wozu?"
„Für den Hahn.
Es liegt der Hahn auf dem Berg
Und atmet nicht,
Sondern wackelt nur
Mit dem Schwanz."

Da gab die Linde Lindenblüten, die Alte für die Lindenblüten Butter, das Mädchen für die Butter Fäden, die Eiche für die Fäden eine Eichel, das Wildschwein für die Eichel einen Hauer, der Ochse für den Hauer ein Horn, und das Meer gab für das Horn Wasser. Da tränkte die Henne den Hahn, und sie lebten bis zum Tod und kauten Brot und fuhren Sachen mit dem Bastschuh spazieren.

26

DER ALTE UND DIE ALTE

Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Huhn legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, und das Tor knarrte.

Da kam eine Elster geflogen und fragte das Tor:
„Tor, Tor, warum knarrst du?"
Sagte das Tor:
„Wüßtest du's, würdest du dir das Gefieder raufen."
„Weshalb?"
„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte,

das Tor knarrte." Und die Elster raufte sich das Gefieder.

Die Elster setzte sich auf eine Eiche. Die Eiche fragte:

„Warum raufst du dir das Gefieder, Elster?"

„Wüßtest du's, würdest du dein Astwerk und dein Laub fallen lassen."

„Weshalb?"

„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, das Tor knarrte." Die Eiche ließ Astwerk und Laub fallen.

Ein Hammel weidete unter der Eiche und fragte:

„Eiche, Eiche, warum läßt du dein Astwerk fallen?"

„Wüßtest du's, würdest du dir die Hörner abschlagen."

„Weshalb?"

„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, das Tor knarrte."

Da schlug sich der Hammel die Hörner ab.

Er ging zur Quelle Wasser trinken. Die Quelle fragte:

„Hammel, Hammel, warum hast du keine Hörner mehr?"

„Ach, wüßtest du's, würdest du grasgrün werden."

„Weshalb?"

„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, das Tor knarrte." Die Quelle wurde grasgrün.

Die Haushälterin des Schreibers kam zur Quelle, um Wasser zu holen, und fragte:

„Quelle, Quelle, warum bist du so grasgrün?"

„Ach, wüßtest du's, würdest du die Eimer zerschlagen."

„Weshalb?"

„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, und das Tor knarrte."

Da zerschlug die Haushälterin die Eimer.

Sie kam nach Hause, und die Schreibersfrau fragte:

„Warum hast du die Eimer zerschlagen?"

„Ach, wenn Ihr's wüßtet, würdet Ihr Euch die Zöpfe zerzausen."

„Weshalb?"

„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, und das Tor knarrte."

Da zerzauste sich die Schreibersfrau die Zöpfe.

Der Schreiber fragte:

„Warum hast du dir die Zöpfe zerzaust?"

„Ach, wenn du's wüßtest, würdest du alle Papiere in der Schreiberstube umherwerfen und die Leute hinausjagen."

„Weshalb?"

„Deshalb: Es waren einmal ein Alter und eine Alte, die hatten ein scheckiges Hühnchen. Das Hühnchen legte ein Ei, kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Der Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Die Alte schlug und schlug und bekam es nicht auf. Ein Mäuschen kam gelaufen, wedelte mit dem Schwänzchen. Das Ei fiel hinunter und zerbrach. Der Alte weinte, die Alte weinte, das Hühnchen gackerte, und das Tor knarrte."

Da warf der Schreiber alle Papiere in der Schreibstube umher und jagte die Leute hinaus.

27

DER LÖWE UND DER HECHT

Es ging einmal ein Löwe an einen Fluß und schaute ins Wasser. Da spritzte der Hecht mit dem Schwanz und verschwand. Dann aber schwamm er wieder nach oben und sagte:

„Ich dachte, du wärest ein Mensch, daher war ich so erschrocken. Aber du bist ja ein Löwe."

„Ist denn ein Mensch schrecklicher als ich? Alle haben Angst vor mir, aber einen Menschen habe ich noch nicht gesehen. Was ist das für ein Vogel? Wo kann ich einen treffen?"

„Oh, dann geh nur übers Feld, da siehst du einen."

Der Löwe ging. Er traf einen jungen Burschen und fragte ihn:

„Bist du ein Mensch?"

„Nein, noch nicht. Ich werde erst einer."

„Dann brauche ich dich nicht."

Er ging weiter. Da traf er einen Greis. Den fragte er:

„Bist du ein Mensch?"

„Nein, ich war einer. Jetzt bin ich ein Greis."

Da ging der Löwe weiter und traf einen Kosaken in Kriegerrüstung und wohlbewaffnet. Der saß auf einem Pferd. Er fragte ihn:

„Bist du ein Mensch?"

„Ja, ich bin ein Mensch", sagte der Kosak.

„Nun, dann werde ich dich fressen."

Der Kosak überlegte nicht lange, zog die Pistole und schoß dem Löwen zwischen die Augen, daß er fast hingefallen wäre. Der Löwe aber stand und schaute. Der Kosak zog weiter.

Da ging der Löwe zum Fluß. Der Hecht kam geschwommen und fragte:

„Nun, hast du einen Menschen gesehen?"

„Habe ich", sagte der Löwe.

„Was hat er denn gesagt?"

„Gar nichts, er hat mir zwischen die Augen gespuckt, daß ich sie nur mit Mühe wieder aufbekommen habe."

28

DER BÄR UND DER HUZULE

Auf einer Bergwiese geschah es, daß aus einem Schafstall immer wieder Käse gestohlen wurde. Da sagten die Leute, die den Käse zubereiteten:

„Hier müssen wir etwas tun!"

Sie gingen, hoben eine tiefe Grube vor dem Stall aus und bedeckten sie mit Tannenreisig.

In der Nacht kam der Bär, den Käse zu stehlen, und — plumps! — fiel er in die Grube. Er setzte sich in eine Ecke und blieb dort still sitzen. Da kam ein Huzule von einer anderen Bergwiese, um ebenfalls Käse zu stehlen, und — plumps! — fiel auch er in die Grube.

Er erblickte den Bären, und das Herz blieb ihm stehen vor Schreck. Er erwartete, daß der Bär ihn zerreißen würde. Der Bär aber trat an den Huzulen heran und zog ihn zur Wand. Dann kletterte er auf seine Schultern und sprang aus der Grube.

Gott sei Dank, daß er mich nicht gefressen hat, dachte der Huzule.

Der Bär aber ging in den Wald, knickte dort eine Tanne, entfernte die Zweige, kehrte zu dem Huzulen zurück und stieß die Tannenspitze in die Grube. Der Huzule dachte, der Bär wolle ihn durchbohren. Der Bär aber brummte nur und zeigte mit der Tatze auf den Baum, daß der Mann sich daran festklammern sollte.

Der Huzule verstand und klammerte sich ganz fest an das Ende der Tanne.

Der Bär zog ihn heraus, und sie gingen beide ihrer Wege.

29

IWANS KATER

Iwan der Reiche lebte nackt in einer Waldhütte und hatte einen Kater. Iwan kaufte Speck und Brot, der Kater aber fraß es auf. Da fing er ihn, prügelte ihn durch und verjagte ihn.

Der Kater war wütend auf seinen Herrn und wollte ihn beim Zaren anzeigen. Er ging, und wie er so ging, traf er auf einen Wolf.

„Guten Tag, Kater."

„Guten Tag, Wolf."

„Wohin des Weges, Kater?"

„Zum Zaren", sagte der Kater, „Iwan den Reichen anzeigen."

„Ich komme mit, Kater, denn wir werden auch geschlagen und gequält."

„Wie viele seid ihr denn?"

Da sagte der Wolf:

„Hundert."

„Versammelt euch alle!" sagte der Kater.

Sie versammelten sich alle und begaben sich zum Zaren. Der Kater ging voran. Er kam zum Zaren und sagte:

„Guten Tag, Zar."

„Guten Tag, Kater", entgegnete der Zar.

„Iwan der Reiche hat Euch hundert Wölfe als Geschenk geschickt."

„Vielen Dank für das Geschenk", sagte der Zar.

Inzwischen standen die Wölfe schon im Hof.

Da ließ der Zar die Wölfe von Jägern umzingeln und töten. Der Kater aber lief zurück zur Hütte, sah, daß Iwan der Reiche nicht zu Hause war, fand den Speck und fraß ihn auf.

Iwan kam und sah, daß der Kater in der Ecke saß und sich die Pfoten ableckte.

Wahrscheinlich hat er den Speck gefressen, dachte Iwan. Er sah nach und entdeckte, daß kein Speck mehr da war. Da fing er den Kater, verprügelte ihn und jagte ihn aus der Hütte.

Da machte sich der Kater wieder auf den Weg, um Iwan den Reichen beim Zaren anzuzeigen. Er lief und lief, und da traf er auf ein Rudel Wildschweine.

„Wohin des Weges, Kater?"

„Zum Zaren", sagte er, „Iwan den Reichen anzeigen."

„Warum willst du ihn denn anzeigen?"

„Er hat mich schon zweimal geschlagen", sagte der Kater. „Das letzte Mal hat er mich so geschlagen, daß ich zwei Tage hinter der Hütte gelegen habe und schon dachte, es wäre aus mit mir."

„Wir kommen auch mit, denn wir werden auch geschlagen und gequält."

„Seid ihr denn viele?"

„Hundert."

„Dann versammelt euch nur alle, damit wir gemeinsam zum Zaren gehen."

Der Kater lief voran, die Wildschweine hinterher. Sie kamen

zum Zaren. Der Kater war ihnen zuvorgekommen und sagte:

„Guten Tag, Zar."

„Guten Tag, Kater. Was hast du uns zu berichten?"

„Iwan der Reiche hat Euch hundert Wildschweine als Geschenk geschickt."

„Danke Iwan dem Reichen für seine Geschenke. Die Wildschweine lasse ich gleich von meinen Jägern umzingeln und töten."

Die Jäger umzingelten die Wildschweine und töteten alle. Der Kater aber lief zur Hütte und fraß wieder den Speck. Da verprügelte ihn Iwan der Reiche noch mehr als zuvor.

Als der Kater etwas zu sich gekommen war, lief er wieder zum Zaren, um Iwan den Reichen anzuzeigen. Er lief und lief, und unterwegs traf er auf Hasen.

„Guten Tag, Kater!"

„Guten Tag, Hasen!"

„Wohin des Weges, Kater?"

„Zum Zaren, Iwan den Reichen anzeigen."

„Was hat er dir denn getan, daß du ihn anzeigen willst?"

„Er hat mich schon dreimal geschlagen."

„Könnten wir nicht mitkommen?"

„Warum wollt ihr denn zum Zaren?"

„Wir werden auch geschlagen und gequält."

„Wie viele seid ihr denn?"

„Hundert."

„Seht nur zu, daß ihr alle zusammen zum Zaren kommt", sagte der Kater.

„Gut", sagten sie. „Wir werden alle zusammen zu Hofe gehen, wie Schafe in den Stall."

Der Kater nahm sie mit. Er selbst lief voraus, die Hasen hüpften hinterdrein. Der Kater kam zum Zaren und sagte:

„Guten Tag, Zar."

„Guten Tag, Kater. Was hast du uns zu berichten?"

„Iwan der Reiche hat Euch hundert Hasen als Geschenk geschickt."

„Danke ihm und sage ihm, ich habe eine Tochter. Er soll kommen, um sie zu freien." (Wißt ihr, der Zar dachte, Iwan wäre tatsächlich so reich.)

„Gut", entgegnete der Kater, „ich werde es ihm sagen. Vielleicht will er aber gar nicht zu Euch kommen."

„Warum denn nicht? Sag ihm nur, ich habe Ländereien, Gold, Silber und allerlei Güter, nicht zu wenig."

„Gut", sagte der Kater, „ich werde es ihm sagen."

Der Kater kam zur Hütte gelaufen und sagte:

„Komm mit zum Zaren, Iwan, ich werde dich verheiraten!"

„Wie soll ich denn mitkommen, wenn ich nichts anzuziehen habe?"

„Komm schon, komm schon, unterwegs beschaffe ich dir Kleidung."

In der Nähe des Zarenhofes zerkratzte der Kater Iwan das Gesicht und lief davon. Da saß nun Iwan und überlegte: Was tun? Nach Hause kann ich nicht zurück, denn ich kenne den Weg nicht. So dankt mir der verdammte Kater dafür, daß ich ihn wegen des Specks geschlagen habe.

Der Kater aber lief zum Zaren und sagte:

„Räuber haben uns überfallen. Sie haben uns das Geld, die Kleider und die Pferde weggenommen, und Iwan den Reichen haben sie halbtot geprügelt."

Da ließ ihm der Zar Kleider geben und schickte Pferde aus. Iwan bekam Kleider und Schuhe, und man brachte ihn zum Zaren.

Er lebte dort eine Woche, vielleicht auch länger. Sie hatten bereits Hochzeit gefeiert, und es wäre Zeit gewesen, die junge Frau nach Hause zu bringen. Er ließ sich aber immer noch bewirten.

Der alte Zar wollte nun gern zu seinem Schwiegersohn fahren. Da sagte Iwan der Reiche zu dem Kater:

„Wo bringen wir sie nur hin? Du weißt doch selber, daß wir nur eine Waldhütte haben."

„Ich bringe dich zu einem Palast", sagte der Kater. „Verzage nur nicht."

Der Kater lief voraus, und alle folgten ihm. Auch Soldaten mit Kanonen kamen mit. Der Kater lief und lief. Da sah er unterwegs einen Hirten Pferde hüten. Er fragte ihn:

„Wem gehören die Pferde?"

„Dem Lindwurm", sagte der Hirt.

„Sag nicht ‚dem Lindwurm'", belehrte ihn der Kater, „sag ‚Iwan dem Reichen', sonst erschlägt dich der Blitz."

Der Zar kam gefahren und fragte den Hirten:

„Wessen Pferde hütest du?"

„Iwans des Reichen", sagte der Hirt.

„Solche Pferde wie unser Schwiegersohn haben wir nicht", sagte die Zarin erstaunt.

Der Kater aber lief weiter, und da sah er einen Hirten Rinder hüten. Er fragte auch ihn:

„Wem gehört das Vieh?"

„Dem Lindwurm", entgegnete der Hirt.

„Sag nicht, daß es dem Lindwurm gehört", belehrte ihn der Kater, „wenn du weiterleben willst. Sag, es gehört Iwan dem Reichen."

Der Zar kam gefahren und fragte:

„Wem gehört dieses Vieh?"

„Iwan dem Reichen", entgegnete der Hirt.

Die Zarin schaute und schaute und sagte:

„Was für schönes Vieh unser Schwiegersohn hat! Solches haben wir nicht."

Inzwischen war der Kater beim Palast angelangt. Der Lindwurm kam heraus, und der Kater fragte ihn:

„Wem gehört dieser Palast?"

„Mir", sagte der Lindwurm.

„Scher dich schnell fort, sonst kommt der Blitz und erschlägt dich, hörst du?"

„Wo soll ich denn hin?" fragte der Lindwurm.

„Klettere in eine hohle Weide."

Der Lindwurm kroch in eine hohle Weide, und der Kater verschmierte sie mit Pech. Da kamen die Diener des Lindwurms herausgelaufen, und der Kater sagte zu ihnen:

„Sagt niemandem, daß der Palast dem Lindwurm gehört, sagt, er gehöre Iwan dem Reichen! Denn", sagte er, „seht nur, der Lindwurm sitzt nämlich schon in dem hohlen Baum, und euch geschieht das gleiche, wenn ihr nicht auf mich hört. Schaut nur zu, daß für alle Gäste zu essen und zu trinken da ist!"

Der Zar kam zum Palast gefahren, und er bekam zu essen und zu trinken, was sein Herz begehrte. Alle aßen und tranken sich satt, und der Kater sagte zu dem Zaren:

„Befehlt, daß die Schützen mit der Kanone in die trockene Weide schießen!"

Da schossen die Schützen. Die Weide flog auseinander, und der Lindwurm verendete.

Nun lebte Iwan der Reiche in dem Palast und der Kater auch.

30

WIE EIN BAUER MIT EINEM BÄREN DIE WIRTSCHAFT FÜHRTE

Das war vor langer, langer Zeit, da lebte einmal ein armer Bauer. Der hatte eine Frau und eine Hütte voll Kinder. Aber die Kinder konnten noch keine Arbeiten verrichten.

Die Not in der Hütte wurde unerträglich, und der Hunger quälte die Kinder. Der arme Mann wußte nicht, was er machen sollte. Im Sommer ging er in den Wald, um Holz zu schlagen und sich eine Kopeke zu verdienen. Aber von diesem Verdienst eine große Familie zu ernähren, das war schwer. Der Mann hatte kein Feld, das er pflügen und bestellen konnte, und alles Land, das er besaß, war das, auf dem seine Hütte stand.

Die Hütte des armen Mannes befand sich nicht weit vom Wald. Im Winter nahm der Mann immer einen selbstgemachten Schlitten und fuhr in den Wald, um Holz zu holen.

Einmal fuhr er wieder mit dem Schlitten in den Wald und geriet ganz tief hinein in das Dickicht. Hier waren vorher nur wenige Leute gewesen. Er ging und ging und kam unterhalb eines hohen Berges zu einem breiten Tal. Da dachte er bei sich: Wenn ich den Wald hier roden würde, hätte ich ein Feld, und das Feld würde mir Brot bringen.

Der Winter war noch nicht vorbei, und der Mann machte sich daran, den Wald zu roden. Die dünnsten Äste brachte er nach Hause, die großen Baumstümpfe aber wälzte er zusammen, um den Holzstoß im Frühjahr anzuzünden und mit der Asche den Boden zu düngen.

Lange brauchte der Mann, um diesen Wald zu roden. Viel Brennholz brachte er nach Hause. Dann kam der Frühling, und der Schnee verschwand. Da ging der Mann, den großen Holzstoß anzuzünden. Die dünnen Zweige schlug er ab und warf sie auf einen Haufen. Die großen Baumklötze konnte er jedoch nicht von der Stelle bewegen. Im März kamen aber die Bären aus ihren Winterhöhlen hervor. Da kroch auch so ein alter Brummbär aus seinem Bau und sah, wie sich der Mann mit den Holzklötzen herumquälte, ging zu ihm und sagte:

„Was machst du da, Bauer?"

„Ich möchte mir hier ein Feld schaffen. Hierher kommen die Förster nicht, und niemand wird sehen, daß ich das Feld bestelle. Ich möchte gern, daß etwas wächst, denn meine Frau hungert, und meine Kinder hungern, und auch ich leide Not, solche Not, daß ich vor Hunger sterben muß."

Der Bär überlegte und sagte:

„Im Winter leide ich auch Not, denn ich sitze in dem hohlen Baum und sauge an meinen Pfoten. Wenn du mich aufnehmen willst, könnten wir gemeinsam das Land bestellen, gemeinsam säen und uns dann die Ernte teilen. Ich sehe, daß du nicht alle Baumstämme zusammenbekommst. Das könnte ich für dich machen."

Der Mann überlegte: Die Sache ist nicht schlecht. Der Bär ist groß, und für ihn ist es leicht, die Stämme zusammenzubringen.

So vereinbarte der Mann mit dem Bären, gemeinsam die Wirtschaft zu führen. Die Arbeit ging nicht schlecht, denn so groß die Stämme auch waren, der Bär rollte sie leicht von einer Stelle zur anderen. Der Mann brauchte nur zu befehlen.

So begannen der Mann und der Bär das Feld zu bestellen. Das Feld war schon abgeholzt, und die Baumstämme waren verbrannt. Der Mann grub mit der Hacke, der Bär mit den Klauen. Bald war das Feld umgegraben. Nun mußte etwas gepflanzt oder gesät werden.

„Also", sagte der Mann, „was willst du haben? Das, was oben wächst, oder das, was unten wächst?"

Der Bär überlegte: Ich habe schon gesehen, was oben wächst. Mais. Ich werde also um das bitten, was oben wächst.

„Und ich nehme das, was unter der Erde wächst."

Der Bauer bereitete Kartoffeln zum Pflanzen. Dann gingen sie an die Arbeit. Auf das Brandfeld legten sie viele Kartoffeln. Auf einem Acker, auf dem vorher ein Feuer abgebrannt worden ist, wachsen Kartoffeln gut. Die Saat ging auf, und die Kartoffeln begannen zu wachsen. Es war eine Freude, das Kartoffelkraut anzusehen, so saftig und dunkel war es. Dann behäufelten sie die Kartoffeln. Der Mensch arbeitete mit der Hacke, der Bär mit den Klauen. Sie häufelten ein erstes Mal und ein zweites Mal. Nach dem zweiten Häufeln begannen die Kartoffeln zu reifen. Der Mann war nicht dumm und begann bereits im Sommer, die Kartoffeln im Sack nach Hause zu tragen.

Nun wurde das Leben zu Hause besser, und die Kinder hungerten nicht mehr.

Der Herbst kam und damit die Zeit, die Ernte einzubringen. Der Mann und der Bär kamen auf den Acker. Da sagte der Mann zu dem Bären:

„Jetzt ist es an der Zeit, daß wir unsere Ernte einbringen. Sieh, andere Leute bringen sie auch ein. Wenn wir sie nicht einbringen, fällt noch der Schnee drauf."

Der Bär riß das Kartoffelkraut heraus, trug alles zu Haufen zusammen, nahm es auf die Schulter und brachte es in seine Winterhöhle. Der Mann aber grub in aller Ruhe die Kartoffeln aus, denn das Kraut war ihm nicht mehr im Wege. Es waren viele Kartoffeln, denn die Ernte war gut.

Der Mann und der Bär kamen wieder zusammen und warteten auf den Winter. Solange noch kein Schnee lag, kam der Bär einigermaßen aus. Er ging auf den Acker und fraß Kartoffelkraut. Als aber der Winter kam, begann die Not für ihn. Das Kartoffelkraut schmeckte nicht mehr. Da wurde dem Bären klar, daß er nicht klug gehandelt hatte.

„Wenn das Frühjahr kommt, mache ich es anders. Da nehme ich mir das, was unter der Erde ist."

Bittere Not litt der Bär im Winter, und er konnte kaum das Frühjahr abwarten. Es wurde wieder warm, und da traf der Bär den Mann auf dem Felde.

Wir werden das jetzt anders machen, dachte der Bär und sagte zu dem Mann:

„Du hast mich betrogen. Mit diesem Kartoffelkraut konnte ich kaum mein Leben fristen. Jetzt nimmst du dir das, was oben ist, und ich nehme das, was in der Erde ist."

„Gut."

Da brachte der Mann Maissaat. Sie bestellten das ganze Feld mit Mais. Die Saat ging auf, und die Maisstengel begannen zu wachsen. Da mußte der Mais behäufelt werden. Sie häufelten einmal, häufelten zweimal.

Sie warteten auf den Herbst. Der Mann borgte sich einen Wagen aus und kam, um die Ernte einzubringen.

„Meins ist oben, deins in der Erde", sagte er zum Bären.

So machten sie sich daran, das im Frühjahr Gesäte zu ernten. Der Mann brach nicht wenige Maiskolben, die Ernte war gut. Der Bär aber zerrte die Wurzeln aus der Erde.

Wieder kam der Winter. Der Mann war froh mit seinen Kindern, denn sie hatten zu essen. Der Bär aber litt Hunger. Da wurde der alte Brummbär wütend, und er dachte: Wenn ich den Mann sehe, bringe ich ihn um, damit er mich nicht mehr betrügt.

Der Mann kam aufs Feld und traf den Bären.

„Zweimal hast du mich betrogen. Jetzt bringe ich dich um, denn wenn du leben bleibst, wirst du mich weiterbetrügen."

„Gut", sagte der Mann. „Wenn du mich umbringen willst, so tue es! Nur, laß mich noch etwas Gutes tun, laß mich von Weib und Kind Abschied nehmen."

„Gut. Geh und verabschiede dich von deiner Familie und komm dann her. Hier werde ich dich umbringen."

Da ging der Mann traurig davon. Unterwegs traf ihn ein Fuchs. Der sagte zu ihm:

„Warum bist du so traurig, Bauer?"

„Was soll ich dir schon sagen? Kannst du mir etwa helfen?"

„Womit soll ich denn helfen? Ich bin ein schlaues Tier. Sag mir nur, worum es geht, ich werde dir helfen."

Der Mann erzählte die Geschichte mit dem Bären, erzählte, wie sie das Land bearbeitet, gesät und sich die Ernte geteilt hatten. Der Mann erzählte auch, daß der Bär mit dieser Teilung unzufrieden gewesen war, daß er ihn jetzt umbringen wollte und ihn noch einmal hatte gehen lassen, damit er sich von seiner Familie verabschiedete.

„Wenn du mir einen Sack Hühner gibst, werde ich dich schützen. Ich werde dir einen Rat geben, wie du selbst den Bären umbringen kannst."

„Ich gebe dir die Hühner, Fuchs, nur befreie mich aus dieser Not!"

„Geh nach Hause, Bauer, und nimm den Schlitten auf die Schulter, mit dem du im Winter immer Holz holst. Nimm auch eine Axt mit und begib dich an die Stelle, wo dich der Bär erwartet. Ich gehe dann auf einen hohen Berg und werde dir von dort aus folgendes zurufen: ‚Bauer, ho-ho-ho!' Du aber antworte mir: ‚Ho-ho-ho!' Dann werde ich zu dir sagen: ‚Hast du den Wolf und den Bären gesehen?' Dann wird der Bär fragen: ‚Was sollen sie denn?' Dann werde ich zu ihm sagen: ‚Sie sollen zu den Soldaten.' Wenn der Bär das hört, wird er dich bitten zu sagen, du hättest ihn nicht gesehen. Ich aber werde fragen: ‚Wer steht dort neben dir?' Dann wird der Bär sagen: ‚Sag, ein Baumstamm.' Du sagst also: ‚Neben mir steht ein Baumstamm.' Ich aber werde wieder rufen: ‚Mensch, ho-ho-ho!' ‚Ho-ho-ho!' ‚Menschen legen Baumstämme auf Schlitten.' Dann wird der Bär bitten: ‚Leg mich auch auf den Schlitten!' Du legst also den Bären auf den Schlitten, er aber wird wieder herunterrollen. Dann werde ich wieder rufen: ‚Mensch, ho-ho-ho!' ‚Ho-ho-ho!' ‚Menschen binden Baumstämme am Schlitten fest.' Der Bär aber wird zu dir sagen: ‚Binde mich auch fest!' Dann wirst du den Bären festbinden, und dann werde ich wieder rufen: ‚Mensch, ho-ho-ho!' ‚Ho-ho-ho!' ‚Menschen fahren keine Baumstämme mit Astwerk. Sie schlagen das Astwerk ab.' Dann wird der Bär sagen: ‚Nimm die Axt und schwinge sie, als würdest du mich behauen.' Du aber

schlage dann dem Bären die Beine ab."

Der Mann hörte auf den Rat des Fuchses, kehrte nach Hause zurück und erzählte seiner Frau von seinen Sorgen.

Er erzählte auch, wie sich der Fuchs bereit erklärt hatte, ihm zu helfen.

Der Mann nahm die Axt unter den Arm, den Schlitten auf die Schulter und begab sich in den Wald. Der Fuchs lief auf den Berg und wartete. Er erkannte den Bären. Der Mann kam zu dem Feld, wo der Bär wartete, und gleich rief der schlaue Fuchs:

„Bauer, ho-ho-ho!"

„Ho-ho-ho!"

„Hast du den Wolf und den Bären gesehen?"

Der Bär erschrak und sagte:

„Frag ihn, was sie sollen!"

„Was sollen sie denn?"

„Sie sollen zu den Soldaten!"

Da bat der Bär:

„Sag, du hättest uns nicht gesehen!"

„Ich habe sie nicht gesehen!"

Der Fuchs rief wieder:

„Bauer, ho-ho-ho!"

„Ho-ho-ho!"

„Wer steht dort neben dir?"

Der Bär bat:

„Sag, ein Baumstamm!"

„Neben mir steht ein Baumstamm!"

„Menschen legen Baumstämme auf Schlitten."

Der Bär flüsterte:

„Sag, du legst mich auch darauf!"

„Ich lege ihn auch darauf."

Aber der Bär rollte vom Schlitten herunter.

Da rief der Fuchs wieder:

„Ho-ho-ho!"

„Ho-ho-ho!"

„Menschen binden Baumstämme am Schlitten fest."

Da sagte der Bär leise:

„Sag, du bindest mich auch fest!"

„Ich binde ihn auch fest."

Der Mann nahm eine Kette und band den Bären an den Schlitten.

Der Fuchs aber rief wieder:

„Bauer, ho-ho-ho!"

„Ho-ho-ho!"

„Menschen fahren keine Baumstämme mit Astwerk. Menschen behauen die Baumstämme."

Da sagte der Bär leise:

„Schwinge die Axt, als würdest du mich auch behauen."

Der Mann griff nach der Axt und schlug dem Bären die Beine ab. Der Bär brüllte so, daß der ganze Wald erzitterte. Der Mann tötete den Bären und zog ihm das Fell ab. Da kam der Fuchs zu dem Mann gelaufen und sagte:

„Nun gib mir den Sack Hühner!"

„Geh ins Dorf! Ich gebe sie dir im Dorf. Natürlich gebe ich sie dir, du hast mich doch vom Tode errettet."

So gingen sie. Als sie nicht mehr weit vom Dorf waren, blieb der Fuchs an einem Strauch stehen und sagte:

„Geh nach Hause, Bauer, und bringe die Hühner hierher!"

Der Mann kam nach Hause und sagte zu seiner Frau:

„Nun, liebe Frau, Gott sei Dank bin ich gesund. Fang Hühner und bring sie dem Fuchs, denn er hat mich vor dem Tode errettet!"

Der Frau taten die Hühner leid.

„Soll ich etwa dem Fuchs Hühner geben?"

„Rede keinen Unsinn! Leg die Hühner in den Sack! Wir bekommen doch wieder neue."

Die Frau fing Hühner, steckte sie in den Sack, der Mann warf ihn über die Schulter und brachte ihn fort.

Der Mann kam in den Wald und traf den Fuchs. Er band den Sack auf und ließ die Hühner heraus. Der Fuchs fing sich ein Huhn, und da begannen alle Hühner zu gackern. Plötzlich erschien ein Hund. Er stürzte sich auf den Fuchs, der aber lief schnell davon. Der Hund hätte ihn beinahe gefangen. Der Fuchs hatte es nicht leicht zu entkommen. Wie er sich so in seinen Bau stürzte, ergriff ihn der Hund am Hinterbein.

Da sagte der Fuchs:

„Gott sei Dank hast du eine Wurzel erwischt und nicht meinen Fuß."

Der Hund hörte diese Worte, dachte, der Fuchs sagte die Wahrheit, und ließ den Fuß aus den Zähnen. Da verzog sich der Fuchs in seinen Bau und saß dort.

Aber der Hund war auch schlau. Er ging nicht fort von dem Bau, sondern setzte sich in der Nähe nieder und wartete. Irgendwann muß er ja einmal herauskommen, dachte der Hund.

Der Fuchs kam nicht bald, aber er kam, er wurde hungrig und mußte etwas essen.

Der Fuchs kam also aus seinem Bau, sah sich um und erblickte niemanden. So ging er zum Dorf, um dort ein Huhn zu fangen. Der Hund aber wartete bereits auf ihn, ergriff und zerriß ihn.

So hatte sich der arme Bauer des Bären und des Fuchses entledigt. Auf dem Feld aber pflanzte er nicht nur Kartoffeln und Mais, sondern legte auch einen Garten an. Dort wuchsen Äpfel, Pflaumen und Birnen. Der Mann baute sich eine Hütte in den Garten, denn ringsherum hatte er schon viel Land.

Die Kinder wuchsen heran, und die Jungen verheirateten sich. Jeder baute sich eine Hütte. Zu dem armen Mann kamen die Freier, und er gab seine Töchter den Tagelöhnern. Die Schwiegersöhne bauten sich auch Hütten und lebten dort. So wuchsen um die eine Hütte noch viele Hütten, und es entstand ein ganzes Dorf. Der Gutsherr, dem einmal der Wald gehört hatte, konnte die Menschen nun nicht mehr verjagen, er war machtlos.

Und damit ist auch das Märchen zu Ende.

31

DIE HIRTENFLÖTE VOM SCHNEEBALLSTRAUCH

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der Alte hatte eine Tochter und die Alte auch. Einmal gingen sie in den Wald Beeren pflücken. Die Tochter des Alten sammelte und sammelte und hatte bald eine Schüssel voll, die Tochter der Alten jedoch aß alle Beeren auf, die sie sammelte. Da sagte die Tochter des Alten:

„Laß uns nach Hause gehen, Schwester, und teilen!"

Sie gingen und gingen, und da sagte die Tochter der Alten:

„Wir wollen uns hinlegen, Schwester, und uns ausruhen."

Sie legten sich hin. Die Tochter des Alten war müde und schlief ein, die Tochter der Alten aber nahm ein Messer, stieß es ihr ins Herz, schaufelte eine Grube und begrub sie darin. Dann ging sie nach Hause und sagte:

„Seht nur, wie viele Beeren ich gesammelt habe!"

Der Alte aber sagte:

„Wo hast du denn meine Tochter gelassen?"

„Die kommt nach."

Da kamen Fuhrleute gefahren und sagten:

„Laßt uns haltmachen, Brüder, und hier ausruhen!"

Sie hielten. Da sahen sie am Wege eine kleine Anhöhe, auf der ein schöner Schneeballstrauch wuchs. Sie schnitzten sich eine Flöte aus dem Strauch, und einer der Fuhrleute spielte darauf. Die Flöte aber sagte:

„Ach spiele, Fuhrmann, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Getötet hat mich mein Schwesterlein,
Stieß mir das Messer ins Herz hinein."

Da sagten die anderen:

„Das bedeutet doch etwas, Brüder, wenn eine Flöte vom Schneeballstrauch so spricht."

Sie kamen in das Dorf und trafen auf den Alten.

„Laß uns bei dir übernachten, Großväterchen, wir werden dir eine Geschichte erzählen."

Er ließ sie hinein. Sie waren gerade in die Hütte gekommen, da setzte sich gleich einer auf die Bank, der andere stellte sich

daneben und sagte:

„Nimm die Flöte heraus, Bruder, und spiele!"

Der nahm sie heraus, und die Flöte sagte:

„Ach spiele, Fuhrmann, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Getötet hat mich mein Schwesterlein,
Stieß mir das Messer ins Herz hinein."

Da sagte der Alte:

„Was ist das für eine Flöte, die so schön spielt, daß man weinen möchte? Laßt mich auch einmal spielen!"

Er gab sie ihm, und die Flöte sagte:

„Ach spiele, mein Väterchen, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Getötet hat mich mein Schwesterlein.
Stieß mir das Messer ins Herz hinein."

Die Alte saß auf der Bank und sagte:

„Gib her, Alter, ich will auch einmal spielen!"

Er gab sie ihr, sie spielte, und die Flöte sagte:

„Ach spiele, Mütterchen, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Getötet hat mich mein Schwesterlein,
Stieß mir das Messer ins Herz hinein."

Die Tochter der Alten aber saß auf dem Ofen in der Ecke. Sie hatte Angst, daß man alles erfahren würde. Der Alte aber sagte:

„Gib sie ihr, daß sie auch spielt!"

Sie nahm die Flöte, und da sagte die Flöte zu ihr:

„Ach spiele, du Mörderin, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Getötet hast du mich, Schwesterlein,
Stießest das Messer ins Herz mir hinein."

So erfuhren sie alle, was geschehen war. Für die Tochter des Alten stellten sie Essen bereit, die Tochter der Alten aber banden sie an einen Pferdeschwanz und ließen sie über das Feld schleifen.

32

EINE ZAUBERGEIGE ENTDECKT DEN BRUDERMÖRDER

Ein König hatte einmal drei Söhne, zwei kluge und einen dummen. Er hatte auch einen Garten. In diesen Garten kam häufig ein Wildschwein und wühlte darin. Der König sah das und sagte:

„Wer es erlegt, bekommt den Thron."

Wie es so üblich ist, sagte zuerst der älteste Sohn:

„Väterchen, ich gehe und töte es."

„Nun", sagte er, „wenn du es tötest, kommst du auf meinen Thron, und ich werde dich verheiraten."

Er ging und tötete es nicht, der Älteste. Der Mittlere ging, aber auch der Mittlere tötete es nicht. Da sagte der Jüngste:

„Ich gehe und töte es."

Da lachten sie ihn aus.

„Wenn wir Klugen es nicht getötet haben, wie willst du Dummer es dann töten?"

Der Dumme ging in den Garten, machte sich ein Lager zurecht, legte sich darauf, und da überkam ihn der Schlaf. Da sah er eine stachlige Distel. Er stand vom Lager auf, riß die Distel heraus und setzte sie sich auf den Kopf. Sobald ihn der Schlaf überkam, nickte er mit dem Kopf, und die Distel stach ihn. Dadurch verging der Schlaf. Das Wildschwein kam, begann zu wühlen und Äpfel abzureißen. Da spannte er den Hahn am Gewehr, drückte ab und tötete das Wildschwein. Voll Freude kam er zum Vater und sagte:

„Väterchen, ich habe das Wildschwein getötet."

Da lachten die anderen, die Brüder, ihn aus und nannten ihn einen Dummkopf.

„Was erzählst du da? Wen willst du da zum Narren halten? Dabei bist du selber dumm."

„Bei Gott, Vater, ich habe es getötet."

„Nun, dann wollen wir doch sehen, ob das stimmt."

Der Vater ging und die Brüder auch, und da sahen sie, es stimmte. Da drückte der Vater ihn ans Herz und sagte:

„Ihr sagt von ihm, er sei dumm. Er ist aber klüger als ihr beide zusammen."

Da berieten sie, was sie ihm dafür antun könnten.

„Gehen wir spazieren und bringen ihn um."

„Micha, komm mit uns spazieren!"

Als sie gingen, war dort eine Wassergrube. Das Wasser war

ausgetrocknet, und es war nur noch eine Schlammschicht da.

„Nun", sagte der Ältere zum Mittleren, „hier werden wir ihn umbringen."

Der Mittlere aber sagte:

„Nein, laß es sein!"

Da sagte der Ältere:

„Ich bringe ihn um."

Er hob die Hand und schlug dem Jüngsten mit der Faust auf die Nase. Da strömte das Blut. Er kam wieder zu sich. Da gab er ihm noch eins hinters Ohr und betäubte ihn. Der Bruder fiel hin. Da war in der Nähe der Stock eines Kwaßverkäufers. Der Älteste nahm den Stock und schlug den jüngsten Bruder so lange, bis er ihn erschlagen hatte. Da schaufelten sie den Morast auf, vergruben ihn und setzten an der Stelle den Stock hin, den vom Kwaßverkäufer. Der Stock wuchs an, ein goldenes Reis wuchs darauf, goldene Äpfel und eine goldene Geige und ein goldener Geigenbogen.

Ein Hirt hütete seine Herde und kam zu der Wassergrube. Er hatte einen kleinen Jungen.

„Geh", sagte er, „und hol das Vieh von der Wassergrube, damit es nicht im Morast versinkt."

Er ging also, der Hirtenjunge, um das Vieh zurückzuholen. Da sah er den goldenen Apfelbaum, die Äpfel, die Geige und den Geigenbogen. Der Junge kroch hin, schüttelte die Geige und den Geigenbogen ab und hob sie auf. Er trieb das Vieh zurück, und vor Freude über die schöne Geige und den Geigenbogen begann er zu spielen. Da sagte die Geige:

„Ach spiele, mein Hirtenjunge, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Denn im Walde an dem Zweige tötete mein Bruder mich
Wegen eines Wildschweines, das sich in unseren Garten schlich."

Der Hirtenjunge kam zu seinem Vater gelaufen.

„Väterchen, ich habe eine Geige."

„Woher denn?"

„Vom Apfelbaum."

„Was hast du dort in dem Beutel?"

Da sagte er:

„Äpfel."

Der Alte nahm die Geige und begann zu spielen. Da sprach die Geige wieder:

„Ach spiele, mein Alterchen, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Denn im Walde an dem Zweige tötete mein Bruder mich
Wegen eines Wildschweines, das sich in unseren Garten schlich."

Der Hirt aber sagte:

„Lauf und treib das Vieh nach Hause!"

So trieb er das Vieh in ein Königreich. Er kam zum König ins Zimmer und brachte die Geige.

Der König fragte:

„Was hast du dort?"

Er küßte ihm die Hand und sagte:

„Eine Geige."

„Woher hast du die Geige?"

„Ach", sagte er, „die habe ich aus der Wassergrube. Dort ist ein Apfelbaum, und ich habe sie von dem Apfelbaum."

Der König nahm die Geige in die Hand, begann zu spielen, und da sagte die Geige:

„Ach spielet, mein Väterchen, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreißet mir das Herz nicht ganz!
Denn im Walde an dem Zweige tötete mein Bruder mich
Wegen eines Wildschweines, das sich in unseren Garten schlich."

Der König gab die Geige seiner Frau und sagte:

„Schau, wie traurig die Geige spielt!"

Die Königin griff nach der Geige. Der Vater weinte, die Mutter spielte auf der Geige, und die Geige sagte:

„Ach spielet, Mütterchen, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreißet mir das Herz nicht ganz!
Denn im Walde an dem Zweige tötete mein Bruder mich
Wegen eines Wildschweines, das sich in unseren Garten schlich."

Da kam der mittlere Bruder und sagte:

„Zeigt mir die Geige! Die Geige spielt doch so schön."

„Da hast du sie, Söhnchen. Spiel ein wenig!"

Er ergriff sie und fuhr mit dem Geigenbogen darüber. Als er spielte, sagte die Geige:

„Ach spiele, mein Bruder, ein wenig zum Tanz,

Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Denn im Walde an dem Zweige sagtest du: ‚Töte nicht
Wegen eines Wildschweines, das sich in unseren Garten schlich.'"

Da kam der älteste Bruder.

„Ei", sagte er, „was haben wir denn da?"

„Da hast du sie", sagte der mittlere Bruder.

Der älteste Bruder ergriff die Geige, begann zu spielen, und da sagte die Geige zu ihm:

„Ach spiele, mein Bruder, ein wenig zum Tanz,
Doch zerreiße mir das Herz nicht ganz!
Denn im Walde an dem Zweige tötetest du mich
Wegen eines Wildschweines, das sich in unseren Garten schlich.'"

Da gingen sie gleich mit dem Hirten dorthin, und der Hirt zeigte, wo er die Äpfel gepflückt hatte. Sie begannen die Grube zu öffnen, und im Morast fanden sie den, der erschlagen war. Da ließ der König einen Hengst aus dem Stall holen und den ältesten Bruder an den Schwanz binden. Er jagte ihn in das freie Feld hinaus, und wo er mit dem Kopf anschlug, entstand ein Tal, und dort, wo er mit dem Hintern anschlug, ein Hügelchen.

33
DAS LAHME ENTCHEN

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten keine Kinder. Da waren sie traurig, und der Alte sagte zu der Alten:

„Komm, Alte, laß uns in den Wald gehen und Pilze sammeln."

Sie gingen. Während sie Pilze sammelten, erblickten sie in einem Strauch ein Nest, und in dem Nest saß ein Entchen. Da sagte die Alte zu dem Alten:

„Schau nur, Alter, was für ein schönes Entchen!"

Da sagte der Alte:

„Nehmen wir es mit nach Hause, mag es bei uns wohnen!"

Sie nahmen es auf, und da sahen sie, daß ihm ein Bein gebrochen war. Sie trugen es behutsam nach Hause, machten ihm ein Nestchen, legten das Nestchen mit Federn aus und

setzten das Entchen dort hinein. Sie selbst gingen wieder Pilze sammeln.

Als sie zurückkamen, sahen sie, daß bei ihnen alles aufgeräumt, Brot gebacken und Borstsch gekocht war. Da ging die Alte zu den Nachbarn.

„Wer war das? Wer war das?"

Niemand wußte etwas.

Am nächsten Tage gingen der Alte und die Alte wieder Pilze sammeln. Sie kamen nach Hause, da waren bereits gefüllte Klöße gekocht, und auf dem Fenster stand eine volle Garnspindel. Da sagte sie wieder zu den Nachbarn:

„Habt ihr vielleicht jemanden gesehen?"

Die Nachbarn sagten:

„Wir haben ein Mädchen gesehen, das hat Wasser vom Brunnen geholt. Sehr schön war sie", sagten sie, „nur sie hinkte ein wenig."

Da überlegten und überlegten der Alte und die Alte. Wer könnte das nur gewesen sein? Aber sie konnten es nicht erraten. Da sagte die Alte zu dem Alten:

„Weißt du was, Alter, wir machen es so. Wir sagen, daß wir Pilze sammeln gehen, verstecken uns jedoch, und da werden wir schon sehen, wer uns das Wasser bringt."

Das taten sie auch.

Sie stellten sich hinter die Speisekammer, und da sahen sie ein Mädchen mit einem Tragejoch aus der Hütte kommen. Es war so schön. Nur hinkte es ein wenig. Es ging zum Brunnen, und der Alte und die Alte traten in die Hütte. Da sahen sie, daß das Entchen nicht mehr in dem Nest war, nur lauter Federn waren darin. Da nahmen sie das Nest, warfen es in den Ofen, und dort verbrannte es.

Als das Mädchen mit dem Wasser in die Hütte kam, sah sie den Alten und die Alte, ging gleich zu dem Nest, aber das Nest war nicht mehr da. Da weinte sie. Der Alte und die Alte sagten zu ihr:

„Weine nicht, Kleinchen, du wirst bei uns wohnen wie unsere Tochter. Wir werden dich lieben und behüten wie unser eigenes Kind."

Das Mädchen aber sagte:

„Ich hätte mein ganzes Leben bei euch gewohnt, wenn ihr nicht mein Nest verbrannt und mich beobachtet hättet. Jetzt aber will ich nicht", sagte sie. „Gebt mir Flachs und eine Spindel, Großväterchen, ich gehe von euch fort."

Da gab ihr der Alte Flachs und eine Spindel. Sie nahm es,

setzte sich auf den Hof und spann. Da kam ein Schwarm Enten vorbei, sahen sie und sangen:

„Seht nur, unser Schwesterlein
Sitzt und schaut uns hinterdrein!
Auf dem Hof, gefegt und rein,
An dem Pfahl, geschnitzt und fein,
Sitzt und schnurrt sie mit dem Rädchen,
Dreht die Spindel mit dem Fädchen.
Werft hinab ein Federlein —
Soll sie wieder bei uns sein!"

Das Mädchen aber antwortete:

„Ich fliege nicht mit euch!
Als ich noch im Walde war,
Brach ich mir ein Beinchen gar.
Doch ihr floget von mir fort,
Ließet mich allein am Ort."

Da warfen sie ihr jeder eine Feder zu und flogen weiter. Als der zweite Schwarm angeflogen kam, sagten die auch:

„Seht nur, unser Schwesterlein
Sitzt und schaut uns hinterdrein!
Auf dem Hof, gefegt und rein,
An dem Pfahl, geschnitzt und fein,
Sitzt und schnurrt sie mit dem Rädchen,
Dreht die Spindel mit dem Fädchen.
Werft hinab ein Federlein —
Soll sie wieder bei uns sein!"

Das Mädchen aber antwortete:

„Ich fliege nicht mit euch!
Als ich noch im Walde war,
Brach ich mir ein Beinchen gar.
Doch ihr floget von mir fort,
Ließet mich allein am Ort."

Als der dritte Schwarm vorbeigeflogen kam, sahen sie das Mädchen und sagten gleich:

„Seht nur, unser Schwesterlein
Sitzt und schaut uns hinterdrein!
Auf dem Hof, gefegt und rein,
An dem Pfahl, geschnitzt und fein,
Sitzt und schnurrt sie mit dem Rädchen,
Dreht die Spindel mit dem Fädchen.

Werft hinab ein Federlein —
Soll sie wieder bei uns sein!"

Das Mädchen aber antwortete:

„Ich fliege nicht mit euch!
Als ich noch im Walde war,
Brach ich mir ein Beinchen gar.
Doch ihr floget von mir fort,
Ließet mich allein am Ort."

Da warfen sie ihr jeder eine Feder zu, das Mädchen hüllte sich in die Federn ein, wurde zu einem Entchen und flog mit dem Schwarm davon. Der Alte und die Alte aber waren wieder allein.

34

DIE ZARENTOCHTER ALS KRÖTE

In einem Zarenreich lebten einmal ein Zar und eine Zarin, die hatten drei Söhne. Wie die Falken. Die Söhne waren groß geworden und zu richtigen Prachtburschen herangewachsen, so daß man es kaum denken noch erraten noch im Märchen erzählen kann! Und es kam die Zeit zum Heiraten. Der Zar beriet sich mit seiner Frau, rief die Söhne zu sich und sagte:

„Meine Söhne, meine Falken, ihr seid nun groß geworden. Jetzt ist es Zeit, daß sich jeder von euch eine Frau sucht."

„Ja, es ist Zeit, Väterchen", sagten sie.

„Nehmt silberne Köcher, liebe Kinder", sagte der Zar, „legt kupferne Pfeile hinein und begebt euch in ferne, fremde Länder. Aus dem Hof, den ihr mit eurem Pfeil trefft, sollt ihr euch eine Frau mitnehmen."

Sie zogen los, spannten ihre Bogen und schossen. Zuerst der älteste Sohn. Sein Pfeil surrte am Himmel dahin und fiel in einem anderen Zarenreich beim Zaren in den Garten. Zu der Zeit ging die Zarentochter dort spazieren. Sie hob den Pfeil auf und sah ihn an. Sie kam zu ihrem Vater und sagte erfreut:

„Sieh nur, Väterchen, was für einen schönen Pfeil ich gefunden habe!"

„Gib ihn niemandem, sondern nur dem, der dich zur Frau nimmt!"

Nach einiger Zeit kam der erste Zarensohn und bat sie um den Pfeil.

„Ich gebe ihn niemandem", sagte sie, „sondern nur dem, der mich zur Frau nimmt."

Da sagte der Zarensohn:

„Ich nehme dich zur Frau."

Sie besprachen alles, und der Zarensohn ritt wieder davon.

Der mittlere Zarensohn schoß auch. Der Pfeil flog niedriger als die Wolken, höher als der Wald und fiel in einen Fürstenhof. Zu der Zeit saß die Fürstentochter in der Laube. Sie erblickte den Pfeil, hob ihn auf, brachte ihn zu ihrem Vater und sagte:

„Sieh nur, Väterchen, was für einen schönen Pfeil ich gefunden habe!"

Da sagte der Fürst:

„Gib ihn niemandem, sondern nur dem, der dich zur Frau nimmt!"

Da kam der mittlere Zarensohn angeritten und bat um den Pfeil. Die Fürstentochter antwortete wie die andere, und er sagte:

„Ich nehme dich zur Frau."

Sie vereinbarten alles, und er ritt davon.

Nun mußte auch der Jüngste schießen. Als Iwan-Zarensohn — so nannten sie ihn — schoß, sauste der Pfeil, nicht hoch und nicht niedrig, über den Hütten dahin, und fiel — nicht weit und nicht nah — bei einem Dorf in den Sumpf. Da saß auf einem Erdhügel eine Kröte. Die nahm den Pfeil. Iwan-Zarensohn kam und bat sie:

„Gib mir meinen Pfeil zurück!"

„Ich gebe den Pfeil niemandem", sagte die Kröte, „nur dem, der mich zur Frau nimmt."

Da dachte Iwan-Zarensohn: Wie soll ich so eine grüne Kröte zur Frau nehmen? Er stand am Sumpf, wurde traurig und ging weinend nach Hause.

Die Zeit war gekommen, daß die Söhne zum Vater gehen und sagen mußten, was für Frauen sie gefunden hatten. Herrgott, waren die beiden, der Ältere und der Mittlere, froh! Iwan-Zarensohn aber ging und weinte. Der Vater fragte sie:

„Nun erzählt mir, meine Söhne, meine Falken, was für Schwiegertöchter ihr mir gefunden habt!"

Da sagte der Älteste:

„Ich habe eine Zarentochter gefunden, Väterchen."

Der Mittlere:

„Ich eine Fürstentochter."

Iwan-Zarensohn aber stand da und brachte kein Wort heraus. Er weinte und weinte.

„Warum weinst du, Iwan-Zarensohn?"

„Wie sollte ich nicht weinen", sagte er, „wenn meine Brüder

richtige Frauen haben, ich aber eine grüne Kröte aus dem Sumpf nehmen muß? Paßt sie denn zu mir?"

„Nimm sie", sagte der Zar, „sicher ist das dein Schicksal."

So heirateten die Zarensöhne. Der Älteste nahm die Zarentochter, der Mittlere die Fürstentochter, Iwan-Zarensohn aber die grüne Kröte aus dem Sumpf. Sie heirateten also und lebten zusammen. Einmal wollte der Zar gern wissen, welche von seinen Schwiegertöchtern die besten Handtücher weben kann, und er befahl:

„Bis morgen früh sollen sie Handtücher weben, sie zu mir bringen und zeigen, welche von ihnen das schönste Handtuch webt!"

Iwan-Zarensohn ging nach Hause und weinte. Die Kröte aber kam ihm schon entgegen und fragte:

„Iwan Zarensohn, warum weinst du?"

„Warum sollte ich nicht weinen, wenn unser Väterchen befohlen hat, daß ihm jede Schwiegertochter bis morgen früh ein Handtuch weben soll?"

„Weine nicht! Alles wird gut werden. Leg dich nur schlafen!"

Er legte sich hin und schlief, sie aber warf die Krötenhaut ab, ging auf den Hof, rief und pfiff, und da kamen ihre Dienstmädchen, webten Handtücher, nähten schöne Adler hinein und gaben sie ihr. Sie nahm sie, legte sie neben Iwan-Zarensohn, legte ihre Haut an und wurde wieder eine Kröte wie vorher.

Iwan-Zarensohn wachte auf, und da lagen Handtücher, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er freute sich und brachte sie dem Zaren. Sein Vater dankte ihm sehr für die Handtücher. Die Handtücher der anderen Frauen, ganz gewöhnliche, gab der Zar in die Küche, aber die von der Kröte hängte er an die Heiligenbilder.

Da befahl der Vater wieder, daß die Schwiegertöchter Buchweizenfladen backen und ihm bringen sollen, damit er sehen konnte, wer am besten bäckt. Iwan-Zarensohn ging nach Nause und weinte wieder. Da kam ihm die Kröte entgegengekrochen und quakte:

„Iwan-Zarensohn, warum weinst du?"

„Wie sollte ich nicht weinen? Väterchen hat befohlen, Buchweizenfladen zu backen, aber du kannst das noch nicht."

„Weine nicht, die backen wir! Leg dich nur schlafen!"

Er legte sich hin und schlief. Die beiden Schwiegertöchter gingen unter das Fenster, um zu sehen, wie die Kröte das macht. Sie rührte dünnen Teig an, knetete ihn und rollte ihn.

Dann kroch sie auf den Ofen, schlug eine kleine Vertiefung und goß alles hinein. Da zerflossen die Fladen auf dem Ofenherd. Die Schwiegertöchter liefen schnell nach Hause und taten es ihr nach. Aber sie buken nur Fladen, die man gerade noch den Hunden vorwerfen konnte. Als die Schwiegertöchter gegangen waren, nahm die Kröte die Haut ab, ging auf den Hof, rief und pfiff. Da kamen ihre Dienstmädchen. Sie befahl ihnen, zum Morgengrauen Mehlfladen zu backen. Bald brachten sie ihr die Mehlfladen. Sie waren so schön wie die Sonne. Sie nahm sie, legte sie neben Iwan-Zarensohn, stülpte sich die Haut über und war wieder eine grüne Kröte wie vorher.

Als Iwan-Zarensohn aufwachte, sah er neben sich die Buchweizenfladen, einer immer schöner als der andere. Er freute sich und brachte sie dem Zaren. Der war ihm sehr dankbar. Die Fladen von den Schwiegertöchtern warf man den Hunden vor, die von Iwan-Zarensohn ließ er sich als Speise reichen.

Dann befahl der Zar seinen Söhnen, an dem und dem Tage mit ihren Frauen zu ihm zum Bankett zu kommen. Die älteren Brüder freuten sich, Iwan-Zarensohn aber ging nach Hause, ließ den Kopf hängen und weinte. Die Kröte kam und fragte:

„Iwan-Zarensohn, warum weinst du?"

„Wie sollte ich nicht weinen? Mein Vater hat uns befohlen, daß wir mit unseren Frauen zum Bankett kommen sollen. Wie soll ich dich denn mitnehmen?"

„Weine nicht", sagte sie, „leg dich nur schlafen, irgendwie gehen wir schon."

Er legte sich hin und schlief. Es kam der Tag, an dem das Bankett sein sollte. Iwan-Zarensohn war wieder traurig.

„Sei nicht traurig, Iwan-Zarensohn", sagte sie. „Geh allein voraus. Wenn es in kleinen Tropfen zu regnen beginnt, dann wisse, daß deine Frau sich mit Regentau wäscht! Wenn es blitzt, zieht deine Frau die teuersten Kleider an, und wenn es donnert, kommt sie."

Iwan-Zarensohn zog sich an, setzte sich aufs Pferd und ritt fort. Als er kam, waren die älteren Brüder mit ihren Frauen schon dort. Sie waren schön angezogen, ihre Frauen ganz in Gold, in Samt und Seide und mit kostbarem Schmuck angetan. Die Brüder lachten über ihn.

„Warum bist du denn allein gekommen, Bruder? Du hättest sie wenigstens in ein Tuch binden und mitbringen sollen."

„Lacht nicht", sagte er, „sie kommt später!"

Als es in kleinen Tropfen zu regnen begann, sagte Iwan-Zarensohn:

„Jetzt wäscht sich meine liebe Frau mit Regentau."

Da lachten die Brüder wieder über ihn.

„Bist du närrisch geworden", sagten sie, „daß du so etwas redest?"

Als es blitzte, sagte Iwan-Zarensohn:

„Jetzt zieht meine liebe Frau ihre teuren Kleider an."

Die Brüder zuckten nur mit den Achseln.

Früher war ihr Bruder doch bei Sinnen gewesen, und nun war er auf einmal närrisch.

Als es zu rauschen und zu donnern begann, daß der Palast erzitterte, sagte der Zarensohn:

„Jetzt kommt meine liebe Frau."

Da kam eine Kutsche mit sechs Pferden vorgefahren. Wie die Lindwürmer! Sie stieg aus der Kutsche. Alle kamen gelaufen.

Wie schön sie war!

Sie setzten sich zum Essen, der Zar, die Zarin und die beiden älteren Brüder, und sie konnten sich nicht satt sehen an ihr. Sie war so schön, so schön, daß man es gar nicht sagen konnte. Nun begann das Mahl, sie aber steckte immer einen Bissen in den Mund und einen in den Ärmel, einen Löffel in den Mund, einen in den Ärmel. Die beiden Schwiegertöchter sahen das und steckten auch einen Löffel in den Mund, einen in den Ärmel, ein Stück in den Mund, eines in den Ärmel.

Als sie gegessen hatten, gingen sie auf den Hof, die Musik begann zu spielen, und der Vater lud zum Tanz ein. Die Schwiegertöchter wollten nicht.

„Sie soll tanzen!"

Da schritt sie mit Iwan-Zarensohn zum Tanz, und als sie tanzte, berührte sie kaum die Erde, so leicht und so schön tanzte sie. Und als sie nun den rechten Arm schwenkte und die Fleischstücke herauswarf, war da auf einmal ein Garten, und in dem Garten stand eine Säule, und auf der Säule spazierte ein Kater. Kroch er hinauf, sang er Lieder, kroch er herunter, erzählte er Märchen. Sie tanzte und tanzte und schwenkte auch den linken Ärmel. Da entstand in dem Garten ein Flüßchen, und auf ihm schwammen Schwäne. Alle staunten darüber wie kleine Kinder. Nachdem sie getanzt hatte, setzte sie sich, um sich auszuruhen. Da begannen die Schwiegertöchter auch zu tanzen. Sie tanzten und tanzten, und als sie den rechten Ärmel schwenkten, flogen Knochen heraus und dem Zaren direkt an den Kopf. Dann schwenkten sie den linken und spritzten dem Zaren in die Augen.

„Genug, genug, ihr schlagt mir ja die Augen aus!"

Da hörten sie auf. Dann setzten sich alle auf den Rasen, die Musiker spielten, und die Höflinge des Zaren tanzten.

Iwan-Zarensohn betrachtete sich seine Frau und wunderte sich, wie aus der grünen Kröte eine so schöne junge Frau geworden war, daß man die Augen nicht von ihr abwenden konnte. Er ließ sich sein Pferd bringen und ritt nach Hause, um zu sehen, woher sie das alles hatte. Er kam, ging in die Stube, wo sie schlief, und da lag die Krötenhaut. Der Ofen war geheizt, und er warf die Haut in das Feuer, so daß nur eine Rauchwolke übrigblieb. Dann ritt er wieder zum Zaren zurück. Er kam gerade zum Abendbrot. Sie feierten noch lange, und vor Morgengrauen brachen sie auf, auch Iwan-Zarensohn mit seiner Frau.

Als die beiden nach Hause kamen, ging sie in die Stube, sah sich um, und da war die Haut nicht mehr da. Sie suchte und suchte.

„Hast du nicht meine Kleider gesehen, Iwan-Zarensohn?" fragte sie ihn.

„Welche?"

„Hier habe ich meine Haut abgelegt", sagte sie.

„Die habe ich verbrannt", entgegnete Iwan-Zarensohn.

„Ach, was hast du mir angetan, Iwan! Hättest du sie nicht verbrannt, wäre ich ewig die Deine gewesen. Jetzt aber müssen wir uns trennen. Vielleicht für immer."

Sie weinte und weinte, weinte blutige Tränen und sagte dann:

„Leb wohl! Such mich im Dreimalzehnten Zarenreich bei Baba-Jaga Knochenbein!"

Sie schwenkte die Arme und verwandelte sich in einen Kuckuck. Das Fenster war gerade offen, und sie flog davon.

Lange trauerte Iwan-Zarensohn um seine Frau, lange weinte er bitterlich und fragte sich nur immer, was er tun sollte. Niemand konnte ihm einen Rat geben. Da nahm er einen silbernen Bogen, legte sich Brot in einen Beutel, hängte sich einen Kürbis über die Schulter und ging suchen.

Er ging und ging, und da traf er einen alten Mann, dessen Haare weiß wie Milch waren. Der fragte ihn:

„Guten Tag, Iwan-Zarensohn. Wohin führt dich Gott?"

Da sagte er:

„Ich suche meine Frau, Großväterchen. Sie ist irgendwo im Dreimalzehnten Zarenreich bei Baba-Jaga Knochenbein. Ich

gehe und weiß nicht wohin. Wißt Ihr vielleicht, wo sie wohnt, Großväterchen?"

„Warum sollte ich das nicht wissen?" sagte er. „Ich weiß es."

„Sagt es mir bitte, Großväterchen!"

„Warum soll ich es dir sagen, Söhnchen? Ob ich es dir sage oder nicht, du findest doch nicht hin."

„Gleich, ob ich hinfinde oder nicht. Sagt es! Ich werde mein ganzes Leben für Euch beten."

„Nun, wenn es für dich so wichtig ist", sagte der Alte, „gebe ich dir ein Knäuel. Laß es rollen, wohin es rollt, und geh ihm nach. Dann kommst du zu Baba-Jaga Knochenbein."

Iwan-Zarensohn dankte dem Alten für das Knäuel, nahm es, das Knäuel rollte vor ihm her, und er ging ihm nach.

Er ging und ging durch einen so dichten Wald, daß es fast dunkel war. Da traf er einen Bären. Er legte einen kupfernen Pfeil auf den silbernen Bogen und wollte schießen. Da sagte der Bär zu ihm:

„Iwan-Zarensohn, töte mich nicht! Ich werde dir noch sehr nützlich sein."

Iwan-Zarensohn hatte Mitleid mit ihm und tötete ihn nicht.

Er ging weiter und kam zum Waldesrand. Dort saß ein Falke auf einem Baum. Er legte einen kupfernen Pfeil auf den silbernen Bogen und wollte schießen. Da sagte der Falke:

„Iwan-Zarensohn, töte mich nicht! Ich werde dir noch sehr nützlich sein."

Iwan-Zarensohn hatte Mitleid mit ihm und tötete ihn nicht.

Er ging und ging. Das Knäuel rollte vor ihm her. Er ging ihm nach und kam zum blauen Meer. Da sah er am Ufer einen Hecht mit einem großen Zahn. Er lag in der Sonne, hatte kein Wasser und wäre bald gestorben. Iwan-Zarensohn wollte ihn nehmen und essen, aber der Hecht bat ihn:

„Iwan-Zarensohn, iß mich nicht! Wirf mich lieber ins Meer, ich werde dir noch sehr nützlich sein!"

Iwan-Zarensohn warf ihn in das Meer und ging weiter.

So kam er ins Dreimalzehnte Zarenreich. Da stand eine Hütte auf einem Hühnerbein, abgestützt mit Schilf, sonst wäre sie auseinandergefallen. Er trat in die Hütte ein, und da lag Baba-Jaga Knochenbein, die Beine auf dem Ofen, den Kopf über dem Feuerloch.

„Guten Tag, Iwan-Zarensohn. Kommst du freiwillig oder gezwungen? Verbirgst du dich vor jemandem oder suchst du jemanden?"

„Nein, Großmütterchen", sagte er, „ich verberge mich nicht,

sondern suche meine liebe Frau, die grüne Kröte."

„Ich weiß, ich weiß", sagte Baba-Jaga. „Sie arbeitet bei meinem Bruder als Dienstmädchen."

Er bat sie inständig, ihm zu sagen, wo ihr Bruder wohnt. Da sagte sie:

„Auf dem Meer ist eine Insel. Dort ist seine Hütte. Gib nur acht, daß dir dort kein Leid widerfährt. Sowie du deine Frau erblickst, nimm sie schnell bei der Hand und lauf mit ihr davon, ohne dich umzusehen!"

Er dankte Baba-Jaga und ging davon.

Er ging und ging und kam zum Meer. Da erblickte er das Meer, und sein Ende war nicht zu sehen. Wo mochte da die Insel sein! So ging er am Meer entlang, ließ den Kopf hängen und war traurig.

Da kam der Hecht herangeschwommen und fragte:

„Iwan-Zarensohn, warum bist du so traurig?"

„Soundso", sagte er, „auf dem Meer ist eine Insel, aber ich komme nicht hin."

„Sei nicht traurig", sagte der Hecht.

Er schlug mit dem Schwanz auf das Wasser, und es entstand eine Brücke, wie sie nicht einmal der Zar hatte. Silberne Pfeiler, goldene Geländer und ein gläserner Gehweg. Wenn man auf ihr ging, sah man sich wie in einem Spiegel. Iwan-Zarensohn ging über die Brücke und kam zu der Insel.

Als er auf die Insel kam, war dort ein so dichter Wald, daß man weder hindurchgehen noch hindurchkriechen konnte, und dunkel war es! Iwan-Zarensohn ging am Wald entlang und weinte, ging und weinte. Sein Brot war schon alle, und er hatte nichts mehr zu essen. Er setzte sich auf den Sand und war traurig. Es ist um mich geschehen, dachte er. Da kam ein Hase vorbeigelaufen, von irgendwo kam ein Falke herbeigeflogen, schlug den Hasen und tötete ihn. Iwan-Zarensohn nahm den Hasen, zog ihm das Fell ab, schlug Holz gegen Holz, um Feuer zu bekommen, briet ihn und aß ihn.

Als er sich satt gegessen hatte, überlegte er, wie er zu dem Palast gelangen sollte. Er ging wieder am Waldesrand entlang, aber durch den Wald konnte er, wie gesagt, nicht. Er ging und ging, und — siehe da! — der Bär kam.

„Guten Tag, Iwan-Zarensohn. Warum bist du hier?"

„Ich will zum Palast, aber ich komme nicht durch den Wald."

„Ich werde dir helfen."

Da begann der Bär, Eichen zu knicken. Er warf Eichen um,

die ein Mann allein nicht umfassen konnte. Er warf und warf, bis er müde wurde. Er ging, trank sich an Wasser satt und begann wieder Bäume zu fällen. So bahnte er einen Weg. Dann ging er wieder, trank sich voll Wasser und fällte wieder Bäume. Er bahnte einen Pfad zum Palast, und nun konnte Iwan-Zarensohn hingelangen.

Iwan-Zarensohn ging den Pfad entlang, und da erblickte er mitten im Wald ein schönes Tal. In dem Tal stand ein gläserner Palast. Er ging in den Palast, öffnete die erste Tür aus Eisen, und da war niemand. Er öffnete die zweite aus Silber, dort war auch niemand. Als er die dritte Tür aus Gold öffnete, erblickte er seine Frau beim Flachsspinnen. Sie war so traurig, daß es schrecklich anzusehen war. Als sie Iwan-Zarensohn erblickte, fiel sie ihm um den Hals.

„Ach, du mein grauer Täuberich, wie habe ich mich nach dir gesehnt! Noch ein kleines Weilchen, und du hättest mich vielleicht nie wiedergesehen."

Sie weinte vor Freude! Er wußte schon gar nicht mehr, ob er noch auf dieser Welt oder im Paradies war. Sie umarmten sich und küßten sich innig, sie verwandelte sich wieder in einen Kuckuck, nahm ihn unter die Flügel, und sie flogen davon.

So kamen sie in sein Zarenreich, sie nahm wieder menschliche Gestalt an und sagte:

„Mein Vater hatte mich verwünscht und mich einer Schlange gegeben, damit ich ihr drei Jahre diente. Aber jetzt ist meine Leidenszeit vorbei."

Sie kamen nach Hause, lebten hier in Freuden und lobten ihr Schicksal, das ihnen geholfen hatte.

35
DER NATTERNMENSCH

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten nie Kinder gehabt. Sie beteten und baten Gott, er möchte ihnen doch ein Kind schenken. Aber nie bekamen sie eins. Einmal fegte die Frau die Hütte aus, und da lag in der Ecke eine kleine Natter. Da sprach sie bei sich: Mein Gott, warum gibst du mir nicht wenigstens so ein Kind wie diese Natter dort?

Ehe sie sich umgedreht hatte, rief die Natter:

„Nehmt mich, Mütterchen, und gebt mir Kleidung, denn ich bin nackt."

Da hob die Frau das Tier auf. Ihr Mann war nicht zu Hause, und so wußte er nichts. Als er nach Hause kam, erzählte sie

ihm erfreut, daß sie nun einen Jungen hätten. Der Mann wollte das Tierchen fortwerfen, weil es doch eine Natter war, aber die Mutter wollte es nicht mehr hergeben.

„Wenn es groß wird, wird ein richtiger Bursche daraus."

Da gab er Frieden, und das Tier wuchs auf. Einmal sagte es zur Mutter, es wolle zu den Kindern spielen gehen. Die Mutter aber meinte:

„Wohin willst du gehen? Bist doch eine Natter. Die Kinder werden dich schlagen."

Die Mutter ließ es schließlich gehen, aber die Kinder liefen vor ihm davon, bewarfen es mit Erdklumpen, und jeder schrie, es wäre doch eine Natter. Da kam es nach Hause und beschwerte sich bei der Mutter. Die Mutter aber sagte zu ihm:

„Siehst du, habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht gehen!"

Die Kinder gingen in die Schule, und das Tierchen sagte, es wolle auch gehen. Seine Mutter überlegte, kaufte ihm ein Heft, eine Tafel, alles, was es brauchte, um in die Schule zu gehen. Es besuchte die Schule einige Zeit und lernte sehr gut. Drei Jahre ging es zur Schule. Das Tier war nun schon ein junger Bursche, der zu den Mädchen und in die Schenke ging.

Eines Tages beschloß er zu heiraten und um die Zarentochter zu freien. Die Mutter wollte ihn gehen lassen, weil ihn sonst niemand nehmen würde, weil er doch eine Natter war. Er erbat sich von der Mutter einen schwarzen Hahn, ließ ihn satteln und wollte sich zur Hochzeit begeben. Er zog sich schön an, setzte sich auf den Hahn und ritt los.

Als er auf der Hälfte des Weges war, stieg er vom Hahn. Da waren Leute beim Pflügen. Er fragte, ob es noch weit bis zum Zaren sei.

Die Leute fragten ihn, warum er zum Zaren wolle.

Er sagte:

„Ich will heiraten."

Da lachten sie über ihn, weil er als Natter die Zarentochter freien ging. Sie sagten ihm, in welcher Stadt sie wohnte. Er setzte sich auf den Hahn und kam in die Stadt. Er ging in den Zarenpalast, bis ins Vorhaus. Als er an die Zimmertür kam, pickte der Hahn an die Tür. Die Tür wurde ihm aufgemacht, und da erschrak der Zar. Er begrüßte den Zaren und fragte ihn gleich nach der Zarentochter und wie viele Mädchen der Zar habe. Der Zar sagte:

„Ich habe drei."

„Würde mich eine davon heiraten?"

Der Zar sagte:

„Das weiß ich nicht."

Er ließ sie rufen. Aber als sie ins Zimmer traten und ihn erblickten, liefen sie gleich wieder fort. Nicht eine wollte ihn heiraten. Da setzte er sich auf den Hahn und ritt nach Hause. Seine Mutter fragte ihn:

„Wo hast du Kranz und Schleier, mein Sohn?"

„Ich habe kein Glück mit dem schwarzen Hahn, Mütterchen. Ich muß den weißen nehmen."

Er setzte sich gleich auf den weißen und ritt wieder los.

Als er auf dem weißen Hahn zum Zaren gekommen war, ging er in den Palast; die Soldaten sahen ihn und lachten ihn aus. Er ging ins Vorhaus und begegnete einem Diener. Von ihm erbat er sich ein Zimmer, um sich umzukleiden. Er ging in das Zimmer und warf seine Haut ab. Da war er so schön! Hatte goldene Haare, und niemand war ihm gleich. Er hatte sich umgezogen und mußte wieder die Haut anlegen, da kam die jüngste Tochter des Zaren ins Zimmer gelaufen. Sie wußte ja nicht, ob dort jemand war oder nicht. Sie fragte ihn gleich, wer er sei und was er wolle. Er gefiel ihr sehr.

„Ich bin der, der um Euch angehalten hat, und jetzt bin ich wiedergekommen."

Da sagte sie:

„Das seid Ihr nicht, denn der war eine Natter. Ihr aber seid keine Natter."

Er zog sich schnell wieder die Haut über und sagte zu ihr:

„Siehst du, und jetzt bin ich doch eine Natter!"

Er verließ das Zimmer, ging zum Zarengemach, klopfte an, und der Zar öffnete.

„Nun, allergnädigster Zar, jetzt bin ich mit einem weißen Hahn gekommen. Ob ich da Glück habe? Ruft eines von Euren Mädchen!"

Der Zar ließ die Älteste rufen. Die wollte nichts davon wissen. Er rief die zweite. Die auch nicht. Er rief die Jüngste. Die sagte gleich, sie werde ihn heiraten. Dem Zaren war es gar nicht recht, seine Tochter einer Natter zu geben. Aber das Mädchen weinte. Sie wollte heiraten!

Nun, er erhielt Kranz und Schleier und kam fröhlich und heiter nach Hause. Ehe nicht die Hochzeit gefeiert wurde, wollte seine Mutter kaum glauben, daß er das Zarenmädchen bekommen hatte. Sie holten das Mädchen und feierten ein großes Hochzeitsfest mit viel Musik. Nach der Trauung und Hochzeitsfeier legten sich beide auf die Schlafbank. Als die junge Frau eingeschlafen war, zog er seine Haut ab und schlief

auch ein. Als sie aufwachte, war es, als ob auf der Schlafbank zwanzig Kerzen brannten. Das kam alles von seinen Haaren. Nach zwei Wochen gingen sie zum Zaren zu einem Gastmahl. Sie erzählte ihrem Vater, was für einen schönen Mann sie habe. Nachdem sie bewirtet worden waren, fuhren sie wieder nach Hause und lebten ungefähr ein halbes Jahr zusammen. Was hatte sich seine Frau ausgedacht? Sie erzählte seiner Mutter, daß er jede Nacht die Haut ablegt und unter das Kopfkissen steckt. Was sollten sie mit der Haut machen? Eines Nachts heizte die Mutter den Ofen, und als er eingeschlafen war, griff die junge Frau schnell unter das Kopfkissen, die Mutter trat an die Schlafbank, und da sah es aus, als ob ein Feuer brannte. Sie zog die Haut unter dem Kopfkissen hervor, trug sie nach unten und warf sie in den Ofen. Er hatte mit seiner Frau vereinbart, daß sie erst dann ein Kind bekommen sollte, wenn er ihr die Hand auf den Leib legen würde. Als er am anderen Morgen aufwachte und die Haut anlegen wollte, schaute er unter dem Kopfkissen nach. Und da war sie nicht. Was tun? Er fragte seine Frau. Sie sagte, sie wisse nichts. Er ging nach unten, fragte seine Mutter, und die Mutter sagte auch, sie wisse nichts.

„Nun, wenn ihr mir den Panzer nicht gebt, dann laßt es euch gut gehen."

Er verabschiedete sich von Vater und Mutter und seiner Frau, und seine Frau weinte, und alle weinten, er aber hörte auf niemanden, machte sich reisefertig und zog übers Meer. Dort suchte er sich eine reiche Frau und blieb bei ihr wohnen.

So verging ein halbes Jahr. Seine Frau weinte noch immer um ihn. Was beschloß sie? Ihn suchen zu gehen. Am frühen Morgen machte sie sich auf und verließ das Haus. Sie kam in eine Stadt und fragte die Leute, wo ein Schmied wohnt. Die Leute sagten es ihr, und sie ging zu dem Schmied. Sie fürchtete, ein Kind zu bekommen, und ließ sich einen Reifen machen. Der Schmied zwängte sie in den Reifen, und sie zog weiter. Weinend fragte sie die Leute, ob sie nicht so und so einen Mann mit goldenen Haaren gesehen hätten. Niemand hatte ihn gesehen.

So verging ein halbes Jahr. Der Reifen begann zu schwellen. Sie ging zu dem Schmied, er solle ihr noch einen Reifen machen, denn sie fürchtete, ein Kind zu bekommen. Als der Schmied ihr den Reifen angelegt hatte, verließ sie ihn weinend und zog suchend zum Meer. Nun, sie erfuhr, daß auf der anderen

Seite des Meeres so ein Mensch wohne. Was sollte sie tun, da das Wasser so breit war? Wie sollte sie da hinüberkommen? Sie kaufte Bretter, ließ sich einen Kahn bauen, nahm ein Ruder, setzte sich in den Kahn und ruderte auf die andere Seite. Als sie dort angekommen war, stieg sie aus dem Kahn, ging sofort in die Stadt und fragte die Leute, ob sie nicht wüßten, wo dieser Mensch wäre. Sie ging auf den Markt, kaufte sich goldenen Flachs, eine goldene Spindel und eine goldene Haspel. Sie nahm den Flachs, ging vor das Haus, in dem ihr Mann wohnte, und setzte sich auf eine Bank. Ein Dienstmädchen kam, sah die Frau und den Flachs und fragte, ob sie etwas verkaufen würde.

„Ich verkaufe es, aber nicht für Geld, sondern nur, wenn mich deine Herrin eine Nacht mit ihrem Mann schlafen läßt. Dann gebe ich's ihr."

Das Dienstmädchen erzählte es der Herrin. Die kam und sagte, sie würde ihr viel Geld für den Flachs geben. Sie wollte ihr aber nichts für Geld geben, sondern dafür eine Nacht mit ihrem Mann schlafen.

Die Herrin beschloß, es ihr zu erlauben. Sie ging ins Haus, und zum Abendbrot gab sie ihrem Manne starken Branntwein, ein gutes Abendbrot und guten Wein. Sie gab ihm so viel zu trinken, daß er einschlief, wie ein Baum im Walde. Dann ging die Herrin und rief die Frau. Die hatte kaum die Tür aufgemacht und die Hände ausgebreitet, da begann sie laut zu weinen, weinte die ganze Nacht bei ihm und sagte zu ihm:

„Leg deine weiße Hand auf meinen weißen Leib, mein lieber Mann!"

Aber er wußte von nichts. Er war betrunken und schlief wie ein Baum. Am anderen Morgen verjagte die Herrin sie.

Die Frau ging auf den Markt und nahm auch die Spindel mit. Sie setzte sich wieder auf die Bank. Da kam das Dienstmädchen wieder und fragte, ob sie etwas verkaufen würde.

„Ich verkaufe, aber nur, wenn ich eine Nacht mit deinem Herrn schlafen kann."

Das Dienstmädchen ging, sagte der Herrin, die Frau sei wieder da und habe eine goldene Spindel und würde nur verkaufen, wenn sie mit dem Herrn in der Nacht schlafen könne. Die Herrin ließ sie gleich kommen. Sie ging wieder in das Zimmer, weinte die ganze Nacht und sagte immer:

„Leg doch deine weiße Hand auf meinen weißen Leib, mein lieber Mann!"

Aber er schlief, denn er war betrunken und wußte von

nichts. Am anderen Morgen verjagte die Herrin sie wieder.

Die Frau ging auf den Markt, nahm die Haspel und kam wieder zu der Bank. Da ging der Herr nach dem Mittagessen ein wenig spazieren. Er ging in den Stall zu seinem Diener, um zu sehen, was sein Diener machte. Da sagte sein Diener:

„Wir haben eine Neuigkeit, Herr, aber Ihr wißt von nichts."

„Was denn für eine Neuigkeit?"

„Hier kommt immer eine Frau her. Sie war schon zweimal bei Euch über Nacht, weinte immer und sagte immer: ‚Leg doch deine Hand auf meinen weißen Leib, mein lieber Mann!'"

Er erinnerte sich sofort, daß das seine erste Frau war. Als am Abend das Dienstmädchen auf die Straße kam, saß die Frau wieder an der Haspel. Sie fragte, ob sie etwas verkaufen würde.

„Ich verkaufe etwas, aber nicht für Geld. Nur, wenn ich mit Eurem Herrn eine Nacht schlafen kann."

Da ging sie und sagte es ihrer Herrin. Die Herrin erlaubte es gleich. Zum Abendbrot gab sie ihm Branntwein. Er kippte ihn hinter den Kragen. Das Abendbrot steckte er in die Seitentasche. Als sie ihm Wein brachte, goß er ihn in die Tasche. Seine Frau dachte, er hätte alles gegessen und getrunken. Sie wollte ihn ja betrunken machen, damit er gleich wieder schlafen würde. Sie legte ihn schlafen. Er tat, als ob er schlief. Sie ging hinaus und ließ die Frau kommen. Die Frau kam, er aber schlief. Nur, daß er gar nicht schlief, sondern nur so tat. Sie legte sich zu ihm, küßte ihn, redete auf ihn ein, zwickte ihn und schrie ihn an, damit er aufwachte, denn sie dachte, sie könne nicht wiederkommen, denn sie wußte nicht wie. Sie sagte zu ihm:

„Leg deine weiße Hand auf meinen weißen Leib, mein lieber Mann!"

Sie weinte die ganze Nacht und zwickte ihn immer wieder. Als es Tag wurde, richtete er sich auf und legte seine Hand auf ihren Leib. Gleich platzten die Reifen, und sie gebar zwei kleine Jungen. Die konnten gleich laufen, denn sie waren beide schon anderthalb Jahre alt. Ein Engel brachte jedem einen goldenen Apfel, und jeder hatte nun in seiner Hand einen Apfel.

Als es hell war, kam die Herrin und erblickte die Jungen. Da begann sie Lärm zu schlagen und die andere Frau zu beschimpfen. Sie nahm die Jungen und warf sie in den Stall. In dem Stall aber waren zwei wilde Eber.

Sie dachte, die würden die Jungen fressen. Die kleinen Kerle waren nackt und froren. Da setzten sich die Eber nebeneinander und hauchten die Kinder an. Die Frau wurde hinausgejagt.

Als es Morgen war, stand der Herr auf und fragte, wer die Nacht bei ihm gewesen sei.

Sie sagte:

„Niemand."

Aber er gab nicht auf. Er fragte, wo die Frau mit den Kindern sei.

Er ging auf die Straße, und da lag die Frau. Als er sie erblickte, wurde ihm schwer ums Herz. Er ging, hob sie auf, sie war sehr krank und halbtot. Er brachte sie ins Haus und sagte zu seiner Frau:

„Wie konnte das geschehen, daß du diese Frau auf die Straße geworfen hast? Du ehrlose Hündin! Hast du nicht gesehen, daß die Frau krank war?"

Dann fragte er, wo die Jungen sind.

Sie sagte:

„Ich habe sie in den Stall geworfen. Dort sollen die Eber sie fressen."

Da ging der Mann in den Stall und sah die Kinder nackt, frierend und weinend dort sitzen. Er nahm sie beide, faßte sie an der Hand und brachte sie ins Zimmer. Er kaufte ihnen gleich Kleidung, zog sie an, nahm den Säbel und schlug seiner Frau den Kopf ab. Den Diener und das Dienstmädchen zahlte er aus, die Pferde und alles Hab und Gut verkaufte er. Er verkaufte auch das Haus und machte sich mit seiner richtigen Frau auf den Weg. Er fuhr zurück über das Meer und kam nach Hause zu seinem Vater.

Als sie nach Hause kamen, freute sich sein Vater sehr über sie. Sein Vater und seine Mutter lebten noch an die zwei Jahre und starben dann. Sie blieben beide mit den Kindern zurück. Nach einem Monat starben auch die Jungen. So lebte er mit seiner Frau an die zwanzig Jahre allein, und sie hatten nie wieder Kinder. Sie weinten immer und beteten zu Gott, er solle ihnen Kinder geben. Einmal ging er auf den Markt, und seine Frau blieb allein zu Hause. Als er nach Hause kam, war seine Frau gerade niedergekommen. Gleich zwölf Jungen auf einmal. Er machte die Tür auf, und sie lag quer im Zimmer. Sie hatte ja gerade geboren. Er zählte die Kinder, kam bis auf zwölf, erschrak und lief davon. Die Jungen zog sie allein auf. Für jeden kaufte sie einen Trinkapparat, goß

Milch hinein, und jeder saugte daran. Als sie groß waren, gingen sie in die Schule, und alle lernten sehr gut. Als sie aus der Schule gekommen waren, gingen sie alle dienen. Jeder verdingte sich auf ein Jahr für ein Pferd. Das zweite Jahr verdingten sie sich für eine Kuh. Als sie ausgedient hatten, gingen sie nach Hause und sagten zu ihrer Mutter:

„Nun, Mütterchen, jetzt haben wir Pferde und Kühe. Hätten wir noch einen Vater, wäre alles gut. Hatten wir denn einmal einen Vater?" fragten die Jungen.

„Ihr hattet einen, aber als ihr zur Welt gekommen seid, war er nicht zu Hause. Als er nach Hause kam, wart ihr gerade geboren. Da war er sehr erschrocken, ist davongelaufen und nie wiedergekommen."

Was taten die Burschen? Sie beschlossen, ihn zu suchen. Alle zwölf auf einmal.

Sie nahmen zwei Flaschen, gossen in die eine Wein, in die andere Schnaps, baten ihre Mutter, ihnen Kuchen zu backen, nahmen alles und gingen ihren Vater suchen. Sie kamen in einen Wald, liefen umher und suchten. Aber nirgends war er zu finden. Einmal fanden sie eine Stelle zwischen wildem Wein, wo jemand sich auf verwelktem Gras ein Lager bereitet hatte. Dort legten sie ihre Flaschen hin. Erst die mit dem Schnaps, dann den Kuchen und dann die mit dem Wein. Gegen Abend versteckten sie sich alle im Gestrüpp. Da kam er. Er trat an das Lager und sah, daß dort etwas stand. Er dachte, dort lag ein Mensch, und lief fort. Dann kam er wieder zurück. Er überlegte, ob das vielleicht ein Wolf war. Er trat an das Lager heran, und da erblickte er die eine Flasche. Er nahm sie, denn er war schon so wild, daß er nicht mehr wußte, was das war. Er begann daran zu riechen. Er wußte ja nicht, was das war. Er kostete, es war bitter und schmeckte. Das gefiel ihm. Dann nahm er den Kuchen und aß ihn. Er schmeckte ihm auch.

„Ho", sagte er, „wie das schmeckt!"

Als er gegessen hatte, nahm er die zweite Flasche, trank daraus, und es schmeckte anders als aus der ersten, denn der Wein war sauer. Er aß und trank sich dick und rund, legte sich schlafen, und als er eingeschlafen war, kamen die Brüder, alle seine Söhne. Seine Haare gingen ihm schon bis an die Knöchel. Auf die eine Hälfte der Haare legte er sich, mit der anderen bedeckte er sich. Als er sich hingelegt hatte und eingeschlafen war, da waren die Söhne ganz still, sprangen auf, packten ihn an den Füßen und an den Händen, banden ihn und wollten ihn davontragen. Da schrie und jammerte er. Sie aber

kümmerten sich nicht darum, sie wollten nur schnell mit ihm nach Hause. Sie kamen bald nach Hause mit ihm und zogen ihn an. Die Mutter der Burschen, also seine Frau, hatte große Angst vor ihm, denn er sah ganz schrecklich aus. Viele Jahre war er im Wald gewesen, und er war ganz mit Haaren bewachsen. Die Haare gingen ihm bis zu den Fersen, mit den Fingernägeln hätte er pflügen können, und sein Bart reichte bis auf die Brust. Sie machten gleich Wasser warm, badeten den Vater, wuschen ihn, aber sie mußten ihn immer noch festhalten, sonst wäre er wieder fortgelaufen. Sie holten drei Friseure. Der eine wusch ihn, der andere rasierte ihm den Bart ab, und der dritte beschnitt ihm die Finger- und Zehennägel. Sie schnitten ihm die Haare, rasierten ihn, zogen ihn an, und er war so schön wie jeder andere Mensch. So pflegten sie ihn drei Monate, bis er sich an das Haus gewöhnt hatte. Dann gingen sie wieder aufs Feld. Er blieb zu Haus, arbeitete am Hause und half der Frau beim Saubermachen. So lebten sie in Freuden, waren gesund und glücklich.

Sie leben auch jetzt noch, wenn sie nicht gestorben sind.

36
DAS WUNDEREI

Einst war eine Lerche Zar, und eine Maus war die Zarin, und sie hatten ein Feld. Auf ihm säten sie Weizen. Der Weizen ging auf, und sie machten sich daran, die Ernte zu teilen. Ein Weizenkorn blieb übrig, und die Maus sagte:

„Es soll mir gehören!"

Die Lerche aber sagte:

„Nein, mir!"

Sie überlegten, was zu tun sei. Sie wären vor den Richter gegangen, aber niemand war da, der über sie hätte richten dürfen. Da sagte die Maus:

„Dann beiße ich es lieber durch."

Die Lerche war einverstanden. Die Maus nahm das Korn zwischen die Zähne und lief in ihr Mauseloch.

Da versammelte die Lerche alle Vögel, um Krieg gegen die Zarin zu führen. Die Zarin aber rief alle Vierbeiner zusammen, und so begannen sie den Krieg. Als sie in den Wald kamen und die Vierbeiner die Vögel zerreißen wollten, flogen diese schnell auf die Bäume. Die Vögel aber schlugen die Vierbeiner im Flug. Sie schlugen sich einen ganzen Tag, und

am Abend ruhten sich alle aus. Als sich die Zarin umsah, bemerkte sie, daß die Käfer nicht mitgekämpft hatten. Da ließ sie zum Abend die Käfer kommen. Bald kamen sie. Die Zarin befahl ihnen, in der Nacht auf die Bäume zu klettern und innerhalb einer Nacht den Vögeln die Federn unter den Flügeln abzunagen.

Am anderen Tage, es war gerade hell geworden, schrie die Zarin:

„Los, erhebt euch und kämpft!"

Als sich die Vögel in die Luft erheben wollten, fielen sie auf die Erde. Die Käfer hatten ihnen das Gefieder zerzaust. So besiegte die Zarin den Zaren.

Als ein Adler sah, daß etwas Böses im Gange war, blieb er auf einem Baum sitzen und flog nicht fort. Ein Schütze kam, sah ihn auf dem Baum und zielte auf ihn. Der Adler bat:

„Töte mich nicht, mein Lieber, ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Der Schütze zielte noch einmal, und der Adler bat ihn wiederum:

„Nimm mich lieber mit und zieh mich auf. Du wirst sehen, welchen Nutzen ich dir bringen werde!"

Der Schütze zielte zum dritten Mal. Da bat der Adler wiederum:

„Ach, mein Lieber, töte mich nicht. Nimm mich mit zu dir! Ich werde dir von großem Nutzen sein."

Der Schütze glaubte ihm, stieg auf den Baum, nahm ihn herunter und trug ihn nach Hause. Der Adler aber sagte zu ihm:

„Bring mich in deine Hütte und füttere mich so lange mit Fleisch, bis meine Flügel nachgewachsen sind!"

Der Mann hatte zwei Kühe und einen Ochsen. Er schlachtete ihm sofort eine Kuh. Der Adler aß an dieser Kuh ein ganzes Jahr, und dann sagte er zu dem Bauern:

„Laß mich fliegen! Ich will sehen, ob meine Flügel nachgewachsen sind."

Der Mann ließ ihn aus der Hütte. Der Adler flog und flog, und zum Mittag kam er zurück und sagte:

„Ich habe noch zu wenig Kraft. Schlachte mir noch eine Kuh!"

Der Mann hörte auf ihn und schlachtete noch eine Kuh. Der Adler aß ein ganzes Jahr an ihr. Dann flog er wieder los. Er flog fast einen ganzen Tag. Am Abend kam er zurück und sagte:

„Schlachte mir auch noch den Ochsen!"

Der Mann überlegte. Was soll ich tun? Schlachten oder nicht? Dann sagte er:

„Mir ist schon viel mehr verlorengegangen, soll er auch den noch bekommen."

So schlachtete er ihm den Ochsen. Nach einem Jahr hatte der Adler auch den Ochsen aufgegessen, und als er dann flog, flog er ganz hoch. Fast bis unter die Wolken. Als er wieder zurückkam, sagte er:

„Hab vielen Dank, Bauer. Du hast mich gepflegt, jetzt setz dich auf mich!"

Da fragte der Mann:

„Und was soll daraus werden?"

Der Adler aber sagte:

„Setz dich!"

Der Mann setzte sich.

Der Adler trug ihn bis zu den Wolken und ließ ihn dann fallen. Der Mann fiel hinunter, der Adler aber ließ ihn nicht bis auf die Erde fallen, sondern ergriff ihn im Fluge und sagte:

„Nun, wie hat dir das gefallen?"

Der Mann aber sagte:

„Es war mir, als sei ich nicht mehr am Leben."

Da sagte der Adler:

„Genauso war mir, als du auf mich zieltest."

Dann sagte er:

„Setz dich noch einmal auf mich!"

Der Mann wollte sich nicht auf ihn setzen. Aber was sollte er tun? Er setzte sich. Der Adler trug ihn wieder bis an die Wolken heran, ließ ihn wieder fallen, fing ihn so vielleicht zwei Klafter über der Erde auf und fragte ihn:

„Nun, wie hat dir das gefallen?"

Der Mann sagte:

„Mir war, als würden mir alle Knochen brechen."

Da sagte der Adler zu ihm:

„Genauso war mir zumute, als du zum zweiten Mal zieltest. Nun, setz dich noch einmal auf mich!"

Der Mann setzte sich.

Er trug ihn bis über die Wolken und ließ ihn von dort fallen, fing ihn fast auf der Erde auf und fragte ihn:

„Wie ist dir das vorgekommen, als du so auf die Erde zugeflogen bist?"

Da sagte der Mann:

„So, als wäre ich überhaupt nicht mehr auf der Welt."

Darauf sagte der Adler:

„Genauso war mir, als du zum dritten Mal zieltest."

Danach aber sagte er:

„Nun, jetzt ist keiner mehr dem anderen etwas schuldig, weder du mir noch ich dir. Jetzt setz dich auf mich, und wir wollen zu meiner Herrin fliegen!"

Sie flogen und flogen und kamen zu seinem Onkel. Der Adler sagte:

„Geh in die Hütte, und wenn sie dich fragen: ‚Hast du vielleicht unseren Neffen gesehen?', so sag: ‚Wenn ihr mir das Wunderei gebt, bringe ich ihn euch.'"

Der Mann kam in die Hütte, und als sie ihn fragten:

„Kommst du freiwillig oder gezwungen?" sagte er:

„Ein guter Kosak kommt immer freiwillig."

Sie fragten ihn:

„Hast du vielleicht von unserem Neffen gehört? Es sind schon drei Sommer vergangen, seitdem er in den Krieg gezogen ist, er aber läßt nichts von sich hören."

Darauf sagte der Mann:

„Wenn ihr mir das Wunderei gebt, bringe ich ihn euch."

Da sagten sie zu ihm:

„Lieber wollen wir ihn nie mehr sehen als dir das Wunderei geben."

Darauf verließ er die Hütte und sagte zu dem Adler:

„Sie haben gesagt, lieber wollen sie dich nie mehr sehen als mir das Wunderei geben."

Da sagte der Adler:

„Fliegen wir weiter!"

Sie flogen und flogen und kamen zu seinem Bruder. Hier sagte er das gleiche wie bei dem Onkel. Aber das Wunderei gaben sie ihm nicht.

Nun kamen sie zu seinem Vater, und der Adler sagte:

„Geh in die Hütte, und wenn sie dich nach mir fragen, so sag, du hättest mich gesehen und könntest mich bringen!"

Er ging in die Hütte, und sie fragten ihn:

„Kommst du freiwillig oder gezwungen?"

Daraufhin sagte er zu ihnen:

„Ein guter Kosak kommt immer freiwillig."

Da fragten sie ihn:

„Hast du nicht unseren Sohn gesehen? Den vierten Sommer ist er schon fort. Er ist in den Krieg gezogen, und vielleicht ist er dort getötet worden."

Der Mann aber sagte:

„Ich habe ihn gesehen, und wenn ihr mir das Wunderei gebt, bringe ich ihn euch."

Da sagte der Vater des Adlers zu ihm:

„Wozu brauchst du es? Wir geben dir lieber viel Geld."

„Ich will kein Geld, sondern das Wunderei!"

„Geh und bringe ihn, dann geben wir es dir!"

Er brachte ihn in die Hütte. Da freuten sich seine Eltern sehr, gaben dem Mann das Wunderei und sagten:

„Schlag es aber unterwegs nicht entzwei. Wenn du nach Hause kommst, stell einen großen Zaun auf, und schlag es dann erst entzwei!"

Er ging und ging und hatte großen Durst. Bald fand er einen Brunnen. Er hatte gerade begonnen, Wasser zu trinken, da stieß er an den Brunnenrand und zerbrach das Wunderei. Da mußte er schnell eine Viehherde, die aus dem Ei kam, zurückholen. Er lief und lief der Herde nach, aber wenn er sie auf einer Seite zusammengejagt hatte, lief sie auf der anderen wieder auseinander. Da klagte der Ärmste, weil er es allein nicht schaffen konnte. Auf einmal kam eine Schlange und sagte zu ihm:

„Was gibst du mir, wenn ich dir die Herde wieder in das Ei zurückjage?"

Da fragte er:

„Was soll ich dir geben?"

Darauf erwiderte sie:

„Gibst du mir das, was du zu Hause zurückgelassen hast?"

Da sagte er:

„Das gebe ich dir."

Sie jagte schnell das Vieh wieder in das Ei zurück, klebte das Ei gut zusammen und gab es ihm in die Hand.

Er kam nach Hause, und da war ihm in seiner Abwesenheit ein Sohn geboren. Er schlug sich gegen die Rockschöße und klagte:

„Nun habe ich dich der Schlange versprochen, Söhnchen."

Da waren sie traurig, er und seine Frau, und sie sagten:

„Da können wir nichts machen. Trauer hilft hier nichts. Irgendwie müssen wir weiterleben."

Er errichtete einen großen Zaun, zerschlug das Ei, ließ das Vieh hinaus und wurde reich.

So lebten sie, und als der Sohn herangewachsen war, sagte er:

„Ihr habt mich doch der Schlange versprochen, Vater. Sei es, wie es sei, irgendwie wird es schon gehen."

Er ging zu der Schlange.

Als er zu ihr kam, sagte sie:

„Tu für mich drei Dinge, und dann kannst du wieder nach Hause gehen. Kannst du sie nicht tun, so fresse ich dich."

Rund um ihre Hütte war eine große Wiese, so weit das Auge schauen konnte. Da sagte sie zu ihm:

„Rode in einer Nacht die Wurzeln aus der Wiese hier, pflüge, säe Weizen, ernte ihn, schütte ihn zu Haufen zusammen und backe mir in der gleichen Nacht aus diesem Weizen Brot. Wenn ich aufstehe, soll es auf dem Tisch liegen!"

Der Junge ging zu dem Teich und war traurig. Dort in der Nähe aber war eine Säule, und in der Säule war die Tochter der Schlange eingemauert. Er kam also hin und weinte. Die Tochter der Schlange fragte ihn:

„Warum weinst du?"

Darauf sagte er:

„Wie sollte ich nicht weinen, wenn mir die Schlange etwas aufgetragen hat, was ich nie tun kann, und sie sogar noch gesagt hat, es soll in einer Nacht geschehen?"

Da fragte ihn das Mädchen:

„Was denn?"

Da erzählte er ihr alles, und sie sagte:

„Wenn du mich zur Frau nimmst, werde ich alles so für dich tun, wie es die Schlange befohlen hat."

Da entgegnete er:

„Gut."

Sie aber sagte:

„Leg dich jetzt schlafen, und wenn du morgen früh aufgestanden bist, bringst du ihr das Brot!"

Das Mädchen ging zu der Wiese und pfiff. Da zitterte und bebte die Wiese. Es wurde gepflügt und Weizen gesät, und zum Morgengrauen hatte sie das Brot gebacken und es ihm gegeben. Er brachte es der Schlange in die Hütte und legte es auf den Tisch.

Als die Schlange aufwachte, ging sie hinaus und schaute auf die Wiese, aber dort war nur noch ein Stoppelfeld, und Kornhaufen lagen dort. Da sagte sie zu ihm:

„Nun, du hast es geschafft. Jetzt paß auf, daß du auch die zweite Tat vollbringst!"

Und sie befahl ihm gleich:

„Sprenge den Berg hier und laß den Dnepr durchfließen. Am Dnepr baue Speicher. An ihnen sollen Lastkähne anlegen, und der Weizen soll an die Besitzer der Lastkähne verkauft

werden. Wenn ich morgen früh aufstehe, muß alles fertig sein!"

Der Junge ging wieder zu der Säule und weinte. Da fragte ihn das Mädchen:

„Warum weinst du?"

Er erzählte ihr alles, was die Schlange ihm aufgetragen hatte. Da sagte sie zu ihm:

„Leg dich hier schlafen, und ich werde alles das machen."

Sie pfiff, und der Berg zerbarst. Der Dnepr floß hindurch, und an seinem Ufer wurden Speicher gebaut. Dann ging sie und weckte ihn, damit er den Weizen aus den Speichern an die Kaufleute auf den Lastkähnen verkaufte. Die Schlange stand auf und sah, daß alles getan war, wie sie ihm befohlen hatte.

Da trug sie ihm die dritte Tat auf:

„Fange in der Nacht einen goldenen Hasen und bring ihn mir morgen früh in die Hütte!"

Er ging wieder zu der Säule und weinte. Da fragte ihn das Mädchen:

„Was hat sie dir aufgetragen?"

Er sagte:

„Sie hat mir aufgetragen, einen goldenen Hasen zu fangen."

Darauf sagte sie:

„Das ist kein Scherz. Wer weiß, wie wir den fangen! Aber laß uns zu dem Felsen dort gehen!"

Dann sagte sie:

„Stell dich an das Loch. Ich gehe hinein und werde ihn hinausjagen. Paß nur auf! Sowie er aus dem Loch kommt, ergreif ihn! Es ist der goldene Hase."

So ging sie und trieb den Hasen hinaus. Als das Tier aus dem Loch kam, fauchte es. Da ließ er es laufen. Das Mädchen kam aus dem Bau und fragte ihn:

„Was ist? Kam denn nichts heraus?"

Er aber sagte:

„Ja, ein Tier kam gekrochen. Aber ich hatte Angst vor ihm, daß es mich beißen würde, und habe es laufenlassen."

Da sagte sie zu ihm:

„Ach, daß dich doch —! Das war der Hase! Nun paß auf! Ich gehe noch einmal. Wenn jemand herauskommt und sagt, hier sei kein goldener Hase, so glaube es nicht, sondern halte ihn fest!"

Sie kroch hinein. Da kam ein ganz altes Weib heraus und fragte den jungen Burschen:

„Was suchst du hier, Söhnchen?"

Er aber sagte:

„Den goldenen Hasen."

Da sagte sie zu ihm:

„Wo soll er schon sein? Hier ist er nicht."

Sie sagte es und ging weiter. Als das Mädchen herauskam, fragte sie ihn:

„Nun, war kein Hase da? Ist auch nichts herausgekommen?"

Da sagte er:

„Ja, ein altes Weib kam heraus und hat mich gefragt, was ich hier suche. Da habe ich gesagt, ich suche den goldenen Hasen, und sie hat gesagt, er ist nicht hier. Da habe ich sie laufenlassen."

Da sagte das Mädchen:

„Warum hast du sie nicht festgehalten? Das war doch der Hase. Nun, jetzt werden wir ihn nicht mehr fangen können. Also werde ich mich in einen Hasen verwandeln, und du bringst mich und legst mich auf den Tisch. Aber gib mich ihr nicht in die Hände, denn wenn du es tust, erkennt sie mich und zerreißt uns beide."

Gesagt, getan. Sie verwandelte sich in einen goldenen Hasen, er nahm ihn, legte ihn auf den Tisch und sagte zu der Schlange:

„Hier habt Ihr den Hasen. Jetzt gehe ich fort von Euch."

Da sagte sie:

„Gut, geh!"

Er ging.

Kaum war die Schlange aus der Hütte gegangen, verwandelte sich der Hase wieder in das Mädchen und lief ihm nach. So liefen sie zu zweit davon. Sie liefen und liefen. Als die Schlange bemerkte, daß es gar kein Hase gewesen war, sondern ihre Tochter, wollte sie schnell hinterher, um sie zu zerreißen. Aber sie lief nicht selber, sondern schickte ihren Mann. Er also lief ihnen nach. Die beiden hörten, wie die Erde erzitterte. Das Mädchen sagte:

„Er kommt uns nach. Ich verwandle mich jetzt in ein Weizenfeld und dich in einen alten Mann, der auf mich aufpaßt. Wenn er dich fragt, ob du einen jungen Burschen und ein Mädchen gesehen hast und ob sie hier entlanggegangen sind, dann sagst du, sie wären hier entlanggekommen, als der Weizen gesät wurde."

Der Mann der Schlange kam geflogen und fragte den alten Mann:

„Hast du nicht gesehen, ob hier ein junger Bursche mit einem Mädchen entlanggegangen ist?"

Da sagte er:

„Ja."

Da fragte der Mann der Schlange:

„Ist das schon lange her?"

Darauf der alte Mann:

„Damals, als der Weizen hier gesät wurde."

Da sagte der Mann der Schlange:

„Dieser Weizen müßte schon längst gemäht werden, die beiden sind hier gestern nicht entlanggegangen."

So kehrte er wieder zurück. Die Tochter der Schlange wurde wieder zu einem Mädchen, der alte Mann zu einem jungen Burschen, und so liefen sie weiter.

Der Mann der Schlange kam nach Hause, und seine Frau fragte ihn:

„Nun, hast du sie eingeholt? Hast du niemanden unterwegs getroffen?"

Er aber sagte:

„Nein, ich habe gesehen, wie ein alter Mann auf ein Weizenfeld aufpaßte, und habe ihn gefragt, ob er nicht einen jungen Burschen mit einem Mädchen hat entlangkommen sehen. Darauf hat er gesagt: ‚Sie sind hier entlanggegangen, als der Weizen gesät wurde!' Aber der Weizen war schon reif für die Mahd. Da bin ich wieder zurückgegangen."

Da sagte die Schlange zu ihm:

„Warum hast du denn den alten Mann und den Weizen nicht zerrissen? Das waren sie doch. Lauf ihnen jetzt zum zweiten Mal nach und zerreiße sie endlich!"

Der Mann der Schlange flog los. Als sie hörten, daß er ihnen wieder nachgeflogen kam, denn die Erde dröhnte, sagte sie zu ihm:

„Ach, jetzt kommt er uns wieder nach. Ich werde mich in ein Kloster verwandeln, in ein ganz altes, das bald auseinanderfällt, dich aber in einen Mönch. Wenn er dich fragt, ob du uns nicht gesehen hast, dann sagst du, du hättest uns damals gesehen, als das Kloster hier gebaut wurde."

Der Mann der Schlange kam geflogen und fragte den Mönch:

„Hast du nicht gesehen, ob hier ein junger Bursche und ein Mädchen entlanggegangen sind?"

Da sagte er:

„Ich habe sie gesehen, als das Kloster gebaut wurde."

Das sagte der Mann der Schlange:

„Also gestern nicht, denn das Kloster ist schon hundert Jahre alt."

Er sagte es und kehrte wieder zurück.

Er kam nach Hause und erzählte der Schlange:

„Ich habe einen Mönch gesehen, der stand an einem Kloster. Ich habe ihn gefragt, und er hat gesagt, sie wären vorbeigelaufen, als das Kloster gebaut wurde. Das Kloster aber ist schon an die hundert Jahre alt, gestern sind sie also nicht vorbeigekommen."

Da sagte sie zu ihm:

„Warum hast du den Mönch nicht zerrissen und das Kloster nicht zerstört? Das waren sie doch. Jetzt laufe ich ihnen selber nach. Du erreichst ja doch nichts."

Sie tat es.

So lief sie, und als die beiden hörten, wie die Erde dröhnte und es ganz heiß wurde, sagte das Mädchen zu dem Jungen:

„Jetzt sind wir verloren. Sie kommt selber. Nun, ich werde dich in einen Fluß verwandeln und mich in einen Barsch."

Die Schlange kam gelaufen und fragte den Fluß:

„Nun, sind sie davongeflossen?"

Sie verwandelte sich gleich in einen Hecht und jagte dem Barsch nach. Als sie ihn ergreifen wollte, drehte er sich mit seiner spitzen Flosse zu ihr um, und sie konnte ihn nicht fassen. Sie jagte und jagte ihm nach, faßte ihn aber nicht und wollte nun das Wasser austrinken. Sie trank und trank, so viel, daß sie platzte.

Da sagte das Mädchen, das ein Fisch war, zu dem jungen Burschen, der ein Fluß war:

„Jetzt brauchen wir keine Angst mehr zu haben. Gehen wir zu deiner Hütte! Wenn du hineingehst, schau dich um. Alle wirst du küssen. Aber das Kind des Onkels küsse nicht! Wenn du es küßt, wirst du mich vergessen. Ich aber werde in dem Dorf arbeiten gehen."

Er kam in die Hütte, begrüßte alle und dachte bei sich: Warum soll ich nicht auch das Kind des Onkels begrüßen? Sie werden vielleicht schlecht von mir denken. Also küßte er auch das Kind des Onkels. Als er es geküßt hatte, vergaß er das Mädchen.

So verging ein halbes Jahr, und er wollte heiraten. Man riet ihm ein hübsches Mädchen an, das er nehmen sollte. Die andere, die ihn vor der Schlange gerettet hatte, hatte er vergessen. So verlobte er sich nun mit einer anderen.

Am Abend vor der Hochzeit rief man die jungen Frauen

zum Kneten von Teigfiguren zusammen. Sie riefen auch das Mädchen, das damals mit ihm geflohen war, obwohl niemand sie kannte. Sie begannen Figuren zu kneten. Das Mädchen knetete einen Täuberich und eine Taube, und als sie sie losließ, wurden sie lebendig. Da sagte die Taube zu dem Täuberich:

„Hast du vergessen, wie ich für dich die Wiese gerodet und dort Weizen gesät habe? Und wie ich aus dem Weizen Brot gebacken habe, damit du es der Schlange bringst?"

Da sagte der Täuberich:

„Ja. Vergessen, vergessen."

Da sagte sie wieder:

„Und hast du vergessen, wie ich für dich den Berg gesprengt und den Dnepr habe durchfließen lassen, damit die Lastkähne an die Speicher heranfuhren und du den Weizen an die Lastkähne verkaufen konntest?"

Da sagte er:

„Ja. Vergessen, vergessen."

Da sagte die Taube wieder:

„Und hast du vergessen, wie wir zu zweit den goldenen Hasen holen wollten? Hast du mich auch vergessen?"

Da sagte der Täuberich:

„Ja. Vergessen, vergessen."

Da erinnerte sich der junge Bursche an das Mädchen. An die, die die Taube geknetet hatte. Er verließ die, die er heiraten wollte. Jetzt geht es ihm gut.

37
TELESSYK

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die waren schon alt und hatten keine Kinder. Da waren sie beide traurig. „Wer wird sich um uns kümmern, wenn wir sterben, wo wir doch keine Kinder haben?" Da bat die Alte ihren Mann:

„Geh in den Wald, Alter, fälle mir ein Bäumchen und laß uns eine Wiege machen! Dann werde ich das Bäumchen in die Wiege legen und es schaukeln. So habe ich wenigstens ein Vergnügen."

Der Alte wollte erst nicht, aber die Alte bat ihn immer wieder, und so gehorchte er schließlich, fuhr los, fällte ein Bäumchen und machte eine Wiege. Die Alte legte das Bäumchen in die Wiege, schaukelte es und sang dazu:

„Telessyk, du kleiner Wicht,
Hab' ein Breichen angericht',

Bringe dir ein Süppchen fein,
Daß dir wachsen Arm und Bein!"

Sie schaukelte und schaukelte. Am Abend legten sich die beiden schlafen. Als sie am anderen Morgen aufstanden, war aus dem Bäumchen ein kleines Söhnchen geworden. Mein Gott, wie sie sich da freuten! Sie nannten ihr Söhnchen Telessyk.

Das Söhnchen wuchs und wuchs und wurde so schön, daß sich die Alte und ihr Mann nicht genug an ihm freuen konnten.

Als er herangewachsen war, sagte er:

„Väterchen, macht mir ein goldenes Kähnchen und ein silbernes Ruderchen! Ich fange Fische und ernähre euch!"

Der Alte machte ein goldenes Kähnchen und ein silbernes Ruderchen, sie brachten es zum Fluß, und er ruderte los. Er fuhr auf dem Fluß hin und her, fing Fische, gab sie dem Alten und der Alten und fuhr wieder davon. Die Mutter brachte ihm zu essen und sagte zu ihm:

„Paß auf, Söhnchen, wenn ich dich rufe, komm ans Ufer. Wenn es aber ein Fremder ist, fahre weiter!"

Die Mutter hatte ihm Frühstück bereitet, brachte es ans Ufer und rief:

„Telessyk, mein Telessyk!
Komm ans Ufer, komm,
Bringe Speise dir und Trank!"

Telessyk hörte es und sagte:

„Schneller, schneller, mein Kähnchen, ans Ufer, Mütterchen hat mir Frühstück gebracht!"

Er kam ans Ufer, legte an, aß und trank sich satt, stieß das goldene Kähnchen mit dem silbernen Ruderchen ab und fuhr wieder hinaus, um weiter Fische zu fangen.

Eine Schlange hatte gehört, wie die Mutter Telessyk gerufen hatte, und so glitt sie hinab zum Ufer und rief mit dumpfer Stimme:

„Telessyk, mein Telessyk!
Komm ans Ufer, komm,
Bringe Speise dir und Trank!"

Er hörte das und sagte bei sich: Das ist nicht die Stimme meines Mütterchens. Fahr weiter, Kähnchen, fahre weiter! Fahr weiter, Kähnchen, fahre weiter!

Er holte mit dem Ruder aus, und der Kahn fuhr weiter. Die

Schlange wartete und wartete am Ufer und ging dann fort.

Telessyks Mutter hatte Mittagessen gekocht, brachte es ans Ufer und rief:

„Telessyk, mein Telessyk!
Komm ans Ufer, komm,
Bringe Speise dir und Trank!"

Er hörte es und sagte:

„Schneller, schneller, mein Kähnchen, ans Ufer, mein Mütterchen hat mir Mittagessen gebracht."

Er fuhr zum Ufer, aß und trank sich satt, gab der Mutter die Fische, die er gefangen hatte, stieß das Kähnchen ab und fuhr wieder davon.

Die Schlange kam ans Ufer und rief wieder mit dumpfer Stimme:

„Telessyk, mein Telessyk!
Komm ans Ufer, komm,
Bringe Speise dir und Trank!"

Er aber hörte, daß es nicht seiner Mutter Stimme war, ruderte weiter und sprach dazu:

„Fahre, fahre, mein Kähnchen, weiter! Fahre, fahre, mein Kähnchen, weiter!"

Das Kähnchen fuhr weiter.

Als die Schlange sah, daß nichts auszurichten war, ging sie zu einem Schmied.

„Schmied, Schmied, schmiede mir eine so feine Stimme, wie Telessyks Mutter sie hat."

Der Schmied tat es. Die Schlange kam ans Ufer und rief:

„Telessyk, mein Telessyk!
Komm ans Ufer, komm,
Bringe Speise dir und Trank!"

Er dachte nun, es wäre seine Mutter, und sagte:

„Schneller, schneller, mein Kähnchen, ans Ufer, mein Mütterchen hat mir Essen gebracht."

Er kam ans Ufer, die Schlange aber schnappte ihn schnell, zog ihn aus dem Kahn und trug ihn in ihre Hütte.

An ihrer Hütte angelangt, rief sie:

„Mach auf, Olenka, du Schlangenkind!"

Olenka machte auf, und die Schlange betrat ihre Hütte.

„Olenka, du Schlangenkind, heize den Ofen so, daß die Steine bersten, und brate mir den Telessyk! Ich aber werde Gäste rufen, und dann werden wir feiern."

Sie flog davon, die Gäste zu rufen.

Olenka heizte den Ofen so, daß die Steine fast zerbarsten, und sagte dann:

„Setz dich auf die Schaufel, Telessyk!"

Er aber sagte:

„Wenn ich nun nicht weiß, wie man sich daraufsetzt?"

„Nun setz dich schon!" sagte Olenka.

Er aber legte die Hand auf die Schaufel.

„So?" fragte er.

„Aber nicht doch, du mußt dich ganz daraufsetzen!"

Er legte den Kopf darauf.

„So vielleicht?"

„Aber nicht doch, setz dich ganz darauf!"

„Wie denn? So vielleicht?" und legte den Fuß darauf.

„Aber nicht doch", sagte Olenka, „nein, nicht so!"

„Nun, dann zeig es mir", sagte Telessyk. „Ich weiß nicht, wie."

Sie wollte es ihm zeigen, aber kaum hatte sie sich daraufgesetzt, ergriff er die Schaufel, schob sie in den Ofen, machte die Ofenklappe zu, schloß die Hütte ab, kletterte auf einen ganz hohen Ahornbaum und blieb dort sitzen.

Nun kam die Schlange mit ihren Gästen zurück.

„Olenka, Schlangenkind, mach auf!"

Nichts war zu hören.

„Olenka, Schlangenkind, mach auf!"

Niemand meldete sich.

„Ach diese schreckliche Olenka, sie ist sicher fortgelaufen!"

Die Schlange öffnete die Hütte, die Gäste traten ein und setzten sich an den Tisch. Die Schlange schob die Ofenklappe zurück, nahm das Fleisch aus dem Ofen, und sie aßen es, denn sie dachten, es wäre Telessyk. Sie tranken dazu, gingen auf den Hof hinaus und kugelten sich im Grase.

„Ich kugle mich, ich wälze mich, voll von Telessyks Fleisch."

Telessyk aber rief vom Ahornbaum hinunter:

„Kugelt euch und wälzet euch, voll von Olenkas Fleisch."

Sie lauschten. Woher kam denn das? Da sagten sie wieder:

„Ich kugle mich, ich wälze mich, voll von Telessyks Fleisch."

Er aber rief wieder:

„Kugelt euch und wälzet euch, voll von Olenkas Fleisch!"

Da fragten sie:

„Was ist denn das?"

„Laßt uns suchen und nachsehen!"

Da erblickten sie Telessyk auf dem Ahornbaum. Sie stürzten

zu dem Ahornbaum und begannen ihn anzunagen. Sie nagten und nagten, daß sie sich die Zähne brachen, konnten ihn aber nicht durchnagen. Da stürzten sie zum Schmied.

„Schmied, Schmied, schmiede uns Zähne, mit denen wir den Ahornbaum durchnagen können!"

Der Schmied tat es. Sie begannen wieder zu nagen und hätten ihn bald durchgenagt. Da flog ein Schwarm Gänse vorbei, und Telessyk bat sie:

„Gänse, liebe Gänse mein,
Nehmt mich auf eure Flügelein,
Bringt mich zu meinem Väterlein.
Er gibt euch zu essen und schönen Wein
Und läßt euch dann auch feiern fein."

Die Gänse aber sagten:

„Die Mittleren sollen dich mitnehmen."

Die Gäste der Schlange aber nagten und nagten. Da kam wieder ein Schwarm Gänse vorbeigeflogen, und Telessyk bat sie:

„Gänse, liebe Gänse mein,
Nehmt mich auf eure Flügelein,
Bringt mich zu meinem Väterlein.
Er gibt euch zu essen und schönen Wein
Und läßt euch dann auch feiern fein."

Da sagten sie zu ihm:

„Die Letzten sollen dich mitnehmen."

Der Ahornbaum aber wackelte schon. Die Gäste der Schlange ruhten sich aus. Dann nagten sie wieder, ruhten sich aus und begannen wieder. Da kam noch ein Schwarm Gänse vorbeigeflogen, und Telessyk bat sie:

„Gänse, liebe Gänse mein,
Nehmt mich auf eure Flügelein,
Bringt mich zu meinem Väterlein.
Er gibt euch zu essen und schönen Wein
Und läßt euch dann auch feiern fein."

Sie aber sagten:

„Die Letzte soll dich mitnehmen."
Und sie flogen davon.

Da saß nun der arme Telessyk. Gleich würde der Ahornbaum umfallen, gleich würde er sterben. Da flog noch eine

einzelne Gans vorbei. Sie war zurückgeblieben und konnte kaum fliegen. Telessyk sagte zu ihr:

„Gänschen, liebes Gänschen mein,
Nimm mich auf dein Flügelein,
Bring mich zu meinem Väterlein.
Er gibt dir zu essen und schönen Wein
Und läßt dich dann auch feiern fein."

Sie sagte:

„Setz dich", packte ihn und setzte ihn zu sich auf ihre Flügel. Aber sie war müde, die Ärmste, und flog ganz niedrig. Die Schlange flog ihr nach und wollte Telessyk packen. Aber sie holte sie nicht ein.

So brachte die Gans Telessyk auf den Dachrand und setzte ihn dort ab. Sie selbst lief auf dem Hof umher und suchte sich Futter.

Nun saß Telessyk auf dem Dachrand und hörte zu, was in der Hütte vor sich ging. Die Alte hatte Piroggen gebacken, nahm sie aus dem Ofen und sagte:

„Diese Pirogge ist für dich, Alter, und die für mich."

Telessyk aber rief vom Dachrand:

„Und für mich?"

Da nahm sie wieder Piroggen heraus und sagte:

„Die ist für dich, Großväterchen, und die für mich."

Telessyk aber fragte wieder:

„Und für mich?"

Da lauschten sie. Was war denn das?

„Hörst du nicht, Alter, daß uns da etwas ruft?"

„Das kommt dir nur so vor", sagte der Alte.

Die Alte aber sagte wieder:

„Die ist für dich, Großväterchen, und die für mich."

„Und für mich?" fragte Telessyk vom Dachrand.

„Da spricht doch wieder jemand", sagte die Alte, schaute aus dem Fenster, und — siehe da! — Telessyk saß auf dem Dachrand.

Sie liefen beide schnell aus der Hütte, hoben ihn herunter, brachten ihn in die Hütte und freuten sich sehr.

Das Gänschen aber lief auf dem Hof umher, und als die Mutter es sah, sagte sie:

„Da läuft doch ein Gänschen. Ich werde gehen, es fangen und schlachten."

Sie wollte es gerade tun, da sagte Telessyk:

„Schlachtet es nicht, Mütterchen, sondern füttert es! Wenn

es nicht gewesen wäre, könnte ich jetzt nicht bei euch sein."

Da fütterten und tränkten sie es und schütteten ihm Hirse unter die Treppe. Und dann flog es davon.

Hier habt ihr das Märchen, und nun gebt mir einen Ring Kringel.

38

DIE ZARENSÖHNE ALS SCHWÄNE

Es war einmal ein Zar, der regierte mit seiner Frau, und sie hatten zwölf Söhne. Das waren Schwäne. Und wieder war die Zarin in guter Hoffnung. Da träumte der Zar, ein Stern sei auf seine Paläste gefallen und hätte alle Paläste und den ganzen Hof erleuchtet.

Am Morgen erzählte er seiner Frau, er habe geträumt, ein Stern sei vom Himmel auf die Paläste gefallen und habe sie erleuchtet.

„Ja", sagte er dann noch, „wenn es Gott gibt, daß du eine Tochter bekommst, werde ich meine Söhne umbringen. Meiner Tochter aber werde ich das Zarenreich geben."

„Was bist du für ein Vater, daß du dein eigen Fleisch und Blut umbringen willst?"

„Nicht du hast zu bestimmen", sagte er, „sondern ich. Mein Wort ändere ich nicht. Was ich gesagt habe, das geschieht auch."

Er rief Tischler, gab ihnen Bretter und ließ sie zwölf Särge für seine Söhne machen. Die Tischler machten sie, stellten sie nebeneinander in einer dunklen Kammer auf und verschlossen sie dort, damit, wenn die Zarin eine Tochter zur Welt bringen werde, die Söhne in die Särge eingesperrt würden.

Einmal ging die Zarin mit ihrem jüngsten Sohn im Garten spazieren. Sie war traurig. Er aber fragte:

„Was seid Ihr so traurig, Mütterchen?"

„Ich bin traurig, Söhnchen", sagte sie, „weil du, selbst wenn ich es dir sage, meinem Kummer doch nicht abhelfen kannst."

„Doch, doch, sagt es nur, Mütterchen!"

„Ja, Söhnchen", sagte sie, „euer unvernünftiger Vater will euch alle verderben. Sowie ich eine Tochter zur Welt bringe, wird er euch umbringen."

Der Sohn, es war Iwanka, der Jüngste, erzählte es sofort seinen Brüdern.

„So und so, unser Vater will uns umbringen, wenn unsere

Mutter eine Tochter — also ein Schwesterchen — zur Welt bringt. Da werden wir aus unserem Zarenreich fliehen."

Sie fragten ihr Mütterchen, in welches Land sie fliehen sollten. Da sagte sie:

„Verlaßt die Stadt und haltet euch links. Dort werdet ihr auf einen Wald stoßen. Geht in diesen Wald und lebt dort! Jetzt ist Winter, und draußen auf dem freien Felde würdet ihr sterben, im Wald aber könnt ihr vielleicht leben. Ich werde Gott bitten, daß er euch erwärmt und euch Feuer schickt. Im Wald bleibt ihr einen Monat, dort ist eine hohe Eiche. Klettert hinauf und schaut nach eurem Zarenreich! Bringe ich einen Sohn zur Welt, werde ich eine weiße Fahne hinaushängen. Dann kommt nach Hause. Bringe ich aber eine Tochter zur Welt, wird es eine rote sein. Dann lauft noch weiter in den Wald hinein und verlaßt diesen Ort!"

In der Nacht zogen sie los. Ihr Mütterchen gab ihnen Essen mit, und sie kamen in den Wald. Sie gingen lange oder auch nicht, kamen in die Mitte des Waldes, scharrten das Laub auseinander, und auf dieser freien Fläche machten sie sich ein Lager. Sie hatten Pistolen bei sich, und so gingen sie durch den Wald und jagten. Nachts krochen sie in das Laub und schliefen dort. So blieben sie dreißig Tage. Dann sagten sie:

„Mütterchen hat gesagt: ‚Wenn dreißig Tage vorbei sind, klettert auf die Eiche, auf die hohe, ganz bis oben hin und haltet Ausschau.'"

Da kletterte einer hinauf und schaute auf ihr Zarenreich. Da leuchtete eine rote Fahne ganz hell, daß er gar nicht hinsehen konnte. Er kam wieder herunter und sagte:

„Laßt uns weiter weg fliehen, Brüder! Unser Mütterchen hat gesagt, man wird uns suchen."

Sie gingen weiter und zogen noch an die zehn Tage durch diesen Wald. Dann stießen sie auf eine Hütte. Sie gingen hinein, aber niemand war da. Die Hütte war leer. So lebten sie nun dort.

„Gott sei Dank, Gott hat uns eine Hütte gegeben. Die hat unser Mütterchen von Gott erbeten."

Sie lebten also in der Hütte, und Iwanka, der Jüngste, buk und kochte ihnen Essen. Sie gruben Wurzeln aus und aßen sie, Iwanka kochte das Fleisch, die anderen aber gingen auf die Jagd und brachten Wildbret nach Hause. So lebten sie in dieser Hütte zehn Jahre.

Inzwischen wuchs die Tochter des Zaren heran. Sie bemerkte,

daß ihre Mutter nachts immer niederkniete und betete. Sie sah es einmal, zweimal und dreimal, und dann fragte sie ihr Mütterchen:

„Warum betet Ihr nachts zu Gott und kniet nieder? Ich habe Euch wohl schon fünfmal so gesehen."

Da sagte sie:

„Ich bin das so gewohnt, ich mache das jede Nacht."

„Nein", sagte das Mädchen, „gesteht es! Vielleicht erfleht Ihr etwas von Gott."

„Ach, mein Töchterchen", sagte sie, „ich hatte zwölf Söhne, die waren Schwäne. Und dein unvernünftiger Vater hat gesagt: ‚Wenn du eine Tochter zur Welt bringst, werde ich meine Söhne töten und meiner Tochter das Zarenreich geben.' Deshalb sind sie geflohen."

„Gut, daß Ihr das gesagt habt, Mütterchen. Jetzt werde ich gehen, meine Brüder zu suchen. Ich werde sie finden."

„Nein, meine Tochter, deine Brüder sind fort. Vielleicht sind sie nicht mehr auf dieser Welt, und dann wirst du auch umkommen."

„Welchen Weg haben sie denn beim ersten Mal eingeschlagen?"

„Sie sind in den Wald gegangen. Vielleicht haben die wilden Tiere sie gefressen, vielleicht sind sie erfroren oder verhungert."

„Ich werde gehen und sie suchen. Sagt dem Väterchen nichts! Ich werde mich in der Nacht aufmachen."

„Wie willst du denn deine Brüder erkennen, Töchterchen? Du kennst sie doch gar nicht. Ich gebe dir zwölf Hemden, und wenn du sie findest und sie die Hemden erkennen und sagen: ‚Das ist meins und das ist meins', dann sind es deine Brüder. Küsse und liebkose sie!"

Das Töchterchen hörte sich alles an, nahm die Hemden, legte sie in ein Körbchen und schlug den gleichen Weg ein, den ihr Mütterchen ihr gewiesen hatte. Sie ging in den Wald, ging drei Tage und Nächte oder auch vier und fand einen freien Platz an der hohen Eiche. Dort ruhte sie sich aus und sagte:

„Hier war etwas, ist aber davongelaufen."

So ging sie tiefer in den Wald hinein. Wieder ging sie drei Tage und Nächte oder auch vier. Da kam sie an eine Hütte. Sie ging hinein. Da sah der jüngste Schwan, Iwanka, das schöne Mädchen. Er dachte: Woher kommt sie nur? Wir wohnen hier an die zehn Jahre und haben nicht eine Menschenseele gesehen. Nun aber kommt ein Mädchen, so schön, daß

man die Augen nicht abwenden kann. Sie kam und begrüßte ihn.

„Guten Tag", sagte sie.

„Guten Tag. Woher kommst du denn in diesem Walde, du schönes Mädchen?"

„Ich suche meine Brüder."

„Wer bist du denn?"

„Ich bin die Zarentochter", sagte sie.

„Und wie ist dein Name?"

„Mein Name ist Goldstern."

„Nun, gehen wir in unser Zimmer. Dort könnt Ihr Euch ausruhen."

Er führte sie in sein Zimmer. Sie hielt das Tüchlein mit den Hemden in der Hand, und sie legte das Tüchlein auf den Tisch, band es auf, und dort lagen die zusammengerollten Hemden.

Er sah sie, erblickte auf dem Kragen Nummern aus Gold oder Kupfer und sagte:

„Das ist meines!"

Da sagte sie:

„Wenn das dein Hemd ist, bist du auch mein Bruder."

Da umarmten sie sich, küßten sich und weinten.

„Wo sind denn die Brüder?" fragte sie.

„Sie sind in den Wald auf die Jagd gegangen. Sie kommen aber bald wieder. Wo soll ich dich nur verstecken, damit sie dich nicht gleich erblicken? Versteck dich hier in der Ecke."

Sie setzte sich dorthin.

Die Brüder kamen.

„Nun, Bruder, ist das Essen fertig?"

„Es ist fertig", sagte er. „Was habt ihr denn im Wald gesehen, Brüder, als ihr dort herumgelaufen seid?"

„Neue Tiere, die wir noch nie gesehen haben."

„Ihr seid im Walde herumgelaufen und habt gar nichts gesehen. Ich aber habe im Zimmer mehr als ihr gesehen."

„Was hast du denn gesehen? Zeig es!"

„Ich will es euch zeigen!"

Da schob sie den Vorhang zurück und begrüßte sie alle. Danach band sie wieder die Hemden auf.

„Nun, wenn ihr meine Brüder seid, erkennt ihr auch die Hemden."

Sie griffen danach, warfen sie durcheinander und waren hocherfreut.

„Das ist meines, und das ist meines", sagten sie.

„Nun, wenn das eure Hemdchen sind, seid ihr auch meine Brüderchen."

Nun gingen sie wieder auf die Jagd, sie aber bereitete mit dem Jüngsten, dem Iwanka, das Essen für die Brüder. So lebte sie mit den Brüdern einen Monat oder auch zwei.

„Zieht eure Hemden aus, ich gehe sie waschen, denn ihr habt sie schon ein bißchen schmutzig gemacht!"

Sie zogen sie aus, das Mädchen nahm sie und ging ans Meer, sie zu waschen. Sie band ihr Boot fest und begann die Hemden zu waschen. So, wie sie alle zwölf zusammenhielt, ließ sie sie los. Sie sanken auf den Grund. Da griff sie sich an den Kopf, war traurig und weinte, daß sie ihren Brüdern so etwas angetan hatte. So teure Hemden, und sie hatte sie fallen lassen! Sie wehklagte und wehklagte. Aber da half nichts. Sie mußte zu den Brüdern gehen und eingestehen, daß sie die Hemdchen verloren hatte. So ging sie also zurück. Da traf sie unterwegs eine alte Frau.

„Guten Tag, Zarentochter Goldstern", sagte die Alte.

„Guten Tag, Großmütterchen", sagte das Mädchen.

„Was gehst du denn so traurig umher?"

„Wie sollte ich nicht traurig sein, wenn ich die Hemdchen habe fallen lassen, die teuren Hemdchen von meinen Brüdern? Nun gehe ich und sage ihnen, daß ich sie verloren habe. Deshalb bin ich so traurig und gräme mich so."

„Sei nicht traurig, Zarentochter Goldstern", sagte die Frau, „das ist noch kein Grund zur Trauer. Das Schlimmste steht dir erst noch bevor."

„Schlimmeres kann es nicht geben, als daß ich die Hemdchen ins Meer habe fallen lassen."

„Nein, das ist kein Grund zur Trauer. Traurig ist aber, daß deine Brüder wieder Schwäne geworden und in fremde Zarenreiche geflogen sind."

„Werde ich sie dann in meinem Leben noch einmal wiedersehen oder nicht, Großmütterchen?"

„Tust du was, siehst du sie wieder. Wenn nicht, dann nicht."

„Dann lehrt mich doch, was ich tun muß, damit ich meine Brüder wiedersehe!"

„Nun, du glaubst mir ja doch nicht. Aber geh zurück in das Zimmer, wo du mit deinen Brüdern gewohnt hast, und da wirst du sehen, daß sie nicht mehr da sind. Dann gehst du nach rechts. Dort ist ein kleiner Pfad. Nach einer Werst stößt du auf eine Höhle. In ihr steht Essen und Trinken für dich:

Zwieback, Wurzeln und Wasser. An der Höhle sind große Brennesseln. Du mußt sie pflücken, den Bast von den Fasern trennen und dann allen deinen Brüdern, vom ersten bis zum letzten, Hemden stricken. Wenn dich jemand fragt, darfst du nicht antworten. Erst dann, wenn du mit den Hemden fertig bist, darfst du antworten. Hast du alle Hemden gestrickt, werden sie zu dir zurückkehren, werden sich setzen, du wirfst ihnen die Hemden über, und sie verwandeln sich wieder in Menschen, wie sie es waren. Da du aber von zartem Geschlecht bist, wird dieses erbärmliche Brennesselkraut dich bis ins Herz stechen. Aber willst du deine Brüder wiedersehen, dann stricke und stricke, und wenn du jemandem antwortest, bevor du damit fertig bist, war deine Arbeit umsonst, und du siehst deine Brüder nie wieder."

Sie kam zu dem Zimmer, und niemand war da. Dann ging sie nach rechts, wo der kleine Pfad war, fand dort die Höhle und an der Höhle Brennesseln, so groß wie Schilf, und in dieser Höhle war auch Speise für sie, Zwieback, Wurzeln und Wasser. Die Höhle war nicht abgeschlossen, und so ging sie hinein, aß Zwieback und Wurzeln, trank sich an dem Wasser satt, ruhte sich aber nicht aus, sondern machte sich gleich an die Arbeit. Sie pflückte Brennesseln, entfernte den Bast und strickte gleich für den ersten Bruder ein Hemd. Die Brennesseln stachen sie bis ins Herz, sie aber arbeitete immer weiter. Mochten sie nur brennen, sie würde sich schon daran gewöhnen! So strickte sie sechs Hemden, rollte sie zusammen und machte sich an das siebente.

Da kam ein Zarensohn, der mit seinen Jägern auf die Jagd geritten war, und sie fanden sie im Wald bei der Höhle. Dort saß sie und verrichtete ihre Arbeit. Als die Leute das sahen, berichteten sie dem Zarensohn, daß sie dort ein schönes Mädchen im Wald gefunden hätten. Er stieß ins Horn, da versammelten sich alle, und sie begaben sich zu ihr. Der Zarensohn sagte:

„Guten Tag, schönes Mädchen."

Sie aber nickte nur mit dem Kopf, verneigte sich und antwortete nicht.

„Das ist ein hübsches Mädchen", sagte der Zarensohn zu den Jägern, „aber wahrscheinlich ist sie stumm, weil sie nicht antwortet. Nun, ich nehme sie mit nach Hause."

Und als sie sich nun anschickten, sie mit sich zu führen, wehrte sie sich mit Händen und Füßen. Er aber ließ nicht ab und sagte zu seinen Männern:

„Nehmt sie und schleppt sie auf dem Karren mit!"

Sie setzten sie hinauf und fuhren los. Die Zarentochter nahm die Hemden mit, die sie gestrickt hatte, und noch ein Bündel oder eine Handvoll Brennesseln. Er brachte sie in sein Zarenreich und stellte sie seinem Väterchen und seinem Mütterchen vor.

„Dieses Mädchen hier habe ich gefunden, und im ganzen Zarenreich gibt es keine Schönere. Nur schade, daß sie nicht antwortet, sie muß wohl stumm sein. Gebt mir Euren Segen, Väterchen, daß ich sie heirate."

„Sie ist doch aber stumm!"

„Was macht das schon? Sie kann doch nichts dafür, und ich will mit ihr leben, auch wenn sie stumm ist."

Der Vater erlaubte es, sie heirateten und feierten Hochzeit. Am zehnten Tage nach der Hochzeit starb der alte Zar, und man leistete seinem Sohn den Untertaneneid. Die Mutter des neuen Zaren aber war eine Hexe und Zauberin. So lebten sie eine Zeit, und die junge Frau des Zaren verrichtete ihre Arbeit und antwortete niemandem. Die Brennesseln brannten bis zu den Ellenbogen, und sie war nur noch Haut und Knochen. Sie strickte aber noch drei Hemden, und es waren schon neun. Das Bündel, das sie mitgenommen hatte, war bald alle. Als in der Nacht alle schliefen, machte sie sich auf und ging in den Wald zu der Höhle, um Brennesseln zu pflücken. Sie pflückte einen Armvoll und band sie zusammen. Sie entfernte aber nicht gleich den Bast, sondern nahm die Brennesseln auf die Schultern und lief schnell wieder nach Hause, damit niemand sie sah. Als sie zurückkam, erblickte die Schwiegermutter sie durch das Fenster, und sie sah, daß sie eine Art Garbe trug. Am anderen Morgen sagte sie zu ihrem Sohn:

„Du hast eine Zauberin und keine Frau. Als alle eingeschlafen waren, habe ich gesehen, daß sie eine Art Garbe ins Zimmer gebracht hat. Heirate eine andere, die aber bringe um oder verjage sie aus deinem Zarenreich!"

Er hörte nicht auf das, was die Mutter zu ihm sagte. Sie sagte es wohl noch zehnmal, da gehorchte er und übergab sie dem Gericht.

„Richtet über sie, wie ihr es wißt, nach dem Gesetz!"

Sie richteten und beschlossen, daß in der Mitte des Palastes ein Scheiterhaufen errichtet werden und sie dort hinaufgeworfen werden sollte. Dann sollte der Scheiterhaufen angezündet und sie dort verbrannt werden. Sie trugen Holz zusammen, nahmen sie, führten sie dorthin, und die ganze Zarenfamilie, ihr Gefolge

und die Studenten waren alle gekommen, und der Zar fragte noch einmal:

„Vielleicht kannst du jetzt sprechen? Ich habe dich doch gern, und mein ganzes Zarenreich hat dich gern, nun mußt du dich aber zu erkennen geben, wenn du sprechen kannst."

Sie nickte wieder nur mit dem Kopf und wehrte mit den Händen ab.

Da packten sie sie, zündeten das Feuer an und führten sie zu dem Scheiterhaufen. Sie aber nahm die Hemden, die sie gestrickt hatte. Sie hatte schon alle zwölf fertig. Nur am Hemd für den Jüngsten fehlte noch ein Ärmel. Sie zündeten den Scheiterhaufen an, da kamen die Schwäne geflogen und setzten sich rings um den Scheiterhaufen. Da ging sie und warf dem ersten und dem zweiten und allen zwölf ihre Hemden über, und sie verwandelten sich in Menschen, und es waren zwölf Schwanenrecken. Für den zwölften aber fehlte noch ein Ärmel, und so hatte er einen Arm und einen Flügel. Sie begrüßten sich, küßten sich, und nun begann sie mit den Brüdern zu sprechen. Der Zar hörte, daß sie sprach, und freute sich sehr, als er ihre Stimme hörte. Sie wandte sich an ihn und sagte:

„Du wolltest mich umbringen, aber hätte ich gesprochen, so hätte ich meine Brüder mein Lebtag nicht wiedergesehen."

„Aus welchem Geschlecht bist du denn?" fragte er da.

„Ich bin die Zarentochter Goldstern."

Da freute sich der Zar, daß sie aus Zarengeschlecht war und einen guten Namen hatte. Er kehrte zurück in sein Haus und hieß seine Leute, drei Tage und drei Nächte zu trinken und zu feiern, und er freute sich über die Zarin, über Goldstern. Fast hätte er sie ums Leben gebracht, aber Gott hatte gegeben, daß sie nun doch wieder sprach. Seine Mutter lief gleich aus dem Zarenreich fort. In ihr eigenes Zarenreich wollten die Brüder und ihre Schwester nicht wieder zurück, und als der Vater der Schwanensöhne gestorben war, sagten sie:

„Weil unser Vater uns umbringen wollte, wollen wir nicht in unser Zarenreich."

Und dort leben sie nun bis zum Tod, kauen Brot und fahren Sachen mit dem Bastschuh spazieren.

39

DER OCH

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen Jungen, und weil er ihr einziges Kind war, verwöhnten sie ihn. Er aber gehorchte seinem Vater nicht und seiner Mutter auch nicht. Im Winter saß er auf dem Ofen und streute das Getreide umher, das dort lag, im Sommer lief er in fremden Gärten umher, na ja.

„Was sollen wir mit ihm machen, wo er doch so ein Faulenzer ist? Geben wir ihn zu einem Schneider in die Lehre!"

Gut. Sie taten es. Er blieb dort bei dem Mann drei Tage oder auch vier und lief wieder fort. Sie gaben ihn in ein anderes Dorf, ungefähr fünfzehn Werst entfernt. Dort blieb er eine Woche, lief auch von diesem Schneider fort und kam wieder nach Hause.

„Warum kommst du denn wieder, Söhnchen?"

Er sträubte sich.

„Ich will nicht", sagte er.

„Was sollen wir nur mit dir machen? Du bist groß und stark, aber arbeiten kannst du nicht. Wenn wir sterben, dann verhungerst du."

Da sagte die Alte:

„Geben wir ihn sechzig Werst entfernt in die Stadt."

Sie besorgte dem Alten ein Pferd.

„Zieh los! Einen Rubel habe ich noch. Den gebe ich ihm auch mit."

„Nein, gehen wir lieber zu Fuß. Wenn wir hinkommen, sind wir da."

Sie zogen los, gingen einen Tag und übernachteten. Am anderen Tage zogen sie weiter. Ungefähr fünf Werst vor der Stadt befand sich ein Hügel. Er war nicht sehr groß, aber steil und hoch.

„Setzen wir uns an den Hügel, Söhnchen, und ruhen ein wenig aus."

Sie gingen zu dem Hügel, und der Alte setzte sich nieder. Er war müde und sagte:

„Och!"

Da tat sich der Berg auf, und ein feiner Herr erschien:

„Warum verlangst du nach mir, Alter?"

„Ich habe nicht nach Euch verlangt. Ich bin müde und habe deshalb ‚och' gesagt."

„Ich bin der Och, so habe ich gedacht, du hättest nach mir verlangt. Wohin willst du?"

„In die Stadt", sagte der Alte.

„Wohin?"

„Ich will meinen Jungen zu einem Schneider in die Lehre geben oder zu einem Tischler, damit er etwas lernt."

„Gebt ihn mir", sagte der Och, „ich bringe ihm alles bei, was es auf der Welt gibt. Das alles soll er lernen!"

„Nun ja, dann nehmt ihn, Herr, wenn Ihr ihm etwas beibringen könnt."

„Komm mit in mein Haus!" sagte der Och.

Er nahm den Jungen, und sie kamen in sein Haus. Dort waren die gnädige Frau und die Kinder. Die Frau brachte etwas zu essen, und sie tranken darauf, daß der Och dem Sohn alles beibringen sollte. Beim Essen bemerkte der Alte, daß der Wodka grün war und der Herr grün war und seine Frau grün war und überhaupt alles. Nun kamen dem Alten Zweifel, der Herr aber sagte:

„Iß nur, Alter, hab keine Furcht. Es ist schon in Ordnung."

Der Alte aß. Tatsächlich, es war alles in Ordnung. Der Alte aß sich satt, bedankte sich bei dem Herrn und der Herrin.

„Na, dann bringt meinem Sohn etwas bei. Ich gehe nach Hause."

Da sagte der Herr:

„Geh nach Hause, Großvater, und komm in einem Jahr wieder! Erkennst du dann deinen Sohn, so kannst du ihn mitnehmen. Erkennst du ihn aber nicht, so bekommst du ihn nicht."

„Meinen Taugenichts erkenne ich schon!" sagte der Alte.

Mit diesen Worten ging er und kam nach Hause zu seiner Alten.

„Hast du ihn abgegeben?"

„Ja."

„In der Stadt?"

„Nein, nicht in der Stadt, sondern vor der Stadt. Ich habe ihn dem Och gegeben. Da sitze ich doch so an einem Hügel und sagte ‚och'", und nun erzählte er ihr, wie sich alles zugetragen hatte.

Nachdem der Och den Alten fortgeschickt hatte, sagte er zu dem Jungen:

„Nimm ein Beil und hack mir Holz!"

Sie gingen zu einem großen Berg Holz.

„Nimm das Holz und wirf es auf einen Haufen zusammen!"

Der Junge hackte und hackte, aber er wurde müde und wollte gern schlafen. So legte er sich auf den Holzberg und schlief ein. Da kam der Herr, dieser Och, und sah, daß er schlief. Er ging, holte Feuer, kam zurück, zündete das Holz an, das Holz verbrannte und der Junge mit. Nur ein kleines Spänchen blieb übrig, das verbrannte nicht. Da nahm der Och Lebenswasser, beträufelte den Span, und der Junge wurde wieder lebendig. Er war jetzt schöner und gewandter als zuvor. Der Och gab ihm zu essen und zu trinken und sagte:

„Na, geh, ich suche wieder eine Arbeit für dich."

Er führte ihn wieder zu einem Holzhaufen und sagte:

„Hacke es und leg es auf einen Haufen zusammen!"

Er hackte und hackte, und da wollte er wieder schlafen. Er legte das Beil beiseite, legte sich auf den Holzhaufen und schlief ein. Der Och kam und sah ihn schlafen. Er ging ins Zimmer, holte Feuer, zündete das Holz an, und es fing gleich Feuer. Das Holz verbrannte und der junge Bursche auch. Als der Och kam und sah, daß der Junge verbrannt war und daß nur noch ein Häufchen Asche dalag, nahm er wieder Lebenswasser und beträufelte damit die Asche. Er erwachte wieder zum Leben, und er war ein hübscher junger Bursche geworden, schmuck und gewandt, und wenn ihm der Och etwas auftrug, schlief er nicht mehr, sondern machte alles.

Als ein Jahr vergangen war, sagte die Alte:

„Hol deinen Sohn, Alter, er ist zwar ein Faulpelz, aber wir haben Sehnsucht nach ihm. Es ist nun ein Jahr her, daß wir ihn in die Lehre gegeben haben."

Der Alte machte sich auf den Weg. Er ging lange oder auch nicht lange, kam zu dem Hügel, setzte sich und sagte:

„Och!"

Da tat sich der Berg auf, und der Och erschien.

„Was willst du, Alter?"

„Meinen Sohn holen", sagte der Alte.

„Ach, du bist das ja, der seinen Sohn in die Lehre gegeben hat. Na, komm!"

Er trat in das Zimmer ein, der Alte, und begrüßte alle.

„Setz dich, Alter!"

Er setzte sich auf einen Stuhl. Man gab ihm zu essen und zu trinken. Der Alte aß und trank sich satt.

„Na, geh, Alter, und sieh zu, ob du deinen Sohn erkennst."

Er führte den Alten in ein anderes Zimmer. Dort standen zwölf Hammel und fraßen Hafer aus einem Trog.

„Nun finde deinen Sohn heraus!"

Der Alte blickte hin und her, und dann sagte er:

„Ich habe Euch einen Sohn gegeben und keinen Hammel."

„Dein Sohn ist dabei. Du mußt ihn nur erkennen."

„Das kann ich nicht", sagte der Alte.

„Ja, wenn du ihn nicht erkennst, dann geh wieder nach Hause und komm in einem Jahr wieder. Vielleicht erkennst du ihn dann."

Der Alte kam nach Hause, da fragte ihn seine Alte:

„Hast du unseren Sohn mitgebracht?"

„Hättest du ihn vielleicht mitgebracht", sagte da der Alte, „wenn er unseren Sohn in einen Hammel verwandelt hat und zwölf weiße Hammel dastehen und Hafer fressen? Ich habe ihn nicht erkannt. Der Herr hat gesagt: ‚Komm in einem Jahr wieder! Vielleicht erkennst du ihn dann.'"

Nach einem Jahr ging der Alte wieder zu dem Hügel und sagte:

„Och."

Der Och erschien, nahm ihn mit sich in sein Haus, gab ihm zu essen und zu trinken.

„Jetzt werden wir gehen, vielleicht erkennst du jetzt deinen Sohn."

Er brachte ihn in ein anderes Zimmer, wo zwölf Hähne ausgestreute Hirse fraßen.

„Nun finde deinen Sohn heraus!"

„Kann ich nicht", sagte der Alte.

„Ja, wenn du ihn nicht erkennst, dann geh wieder nach Hause und komm in einem Jahr wieder. Wenn du ihn auch dann nicht erkennst, brauchst du nicht wiederzukommen. Dann gehört er mir."

Er schickte ihn wieder fort. Der Alte kam nach Hause.

„Hast du unseren Sohn mitgebracht?" fragte die Alte.

„Hättest du ihn vielleicht mitgebracht? Beim letzten Mal waren es Hammel, diesmal waren es Hähne. Ich habe ihn nicht erkannt, und der Herr hat gesagt: ‚Komm in einem Jahr wieder, wenn du ihn dann nicht erkennst, brauchst du nicht wiederzukommen. Dann wird dein Sohn mein Sohn.'"

Das dritte Jahr kam heran. Nur zehn Tage fehlten noch, und der Herr ließ seine Schüler spazierengehen, auf drei Stunden. Es waren ihrer zwölf, und sie alle waren Brüder. Der eine sagte:

„Meine lieben Brüder! Geht hier die drei Stunden spazieren. Ich fliege inzwischen zu meinem Vater und erkläre ihm, wie er mich erkennen kann. Denn es tut mir leid um Vater und Mutter.

Ich muß sie doch noch bis zu ihrem Tode ernähren."

„Na, dann geh", sagten die anderen. „Wir verraten nichts. Hauptsache, du bist in drei Stunden zurück!"

Er verwandelte sich in einen Habicht und flog zu seinem Vater. Vom Fliegen wurde er müde, verwandelte sich in einen anderen Vogel und flog weiter. Vielleicht fünfmal verwandelte er sich. Nach zwei Stunden war er bei seinem Vater, und nun verwandelte er sich wieder in einen jungen Burschen. Er trat in die Hütte und begrüßte seine Eltern.

„Erkennt Ihr mich oder nicht?"

„Nein", sagten sie.

„Ich bin Euer Sohn, den Ihr zum Och in die Lehre gegeben habt. Wenn das dritte Jahr vorbei ist, werdet Ihr kommen und werdet mich erkennen müssen. Da werden wir Tauben sein. Ich werde auf der rechten Seite sitzen, ein Flügel wird bei mir höher sein und der andere niedriger, und ich werde Tränen vergießen. Jetzt aber muß ich mich sputen. Lebt wohl, ich habe keine Zeit zur Unterhaltung."

Damit ging er, verwandelte sich wieder und flog davon. Er kam zu seinen Brüdern geflogen, die dritte Stunde war gerade gekommen, nun mußten sie zu ihrem Herrn zurück. Ihr Herr gab ihnen zu essen, und sie machten sich an ihre Arbeit.

Das dritte Jahr kam, der Alte machte sich auf den Weg und ging zum Och. Er kam zu dem Hügel, sagte:

„Och."

Die Erde tat sich auf, und der Och trat heraus.

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Guten Tag, Herr!"

„Was willst du, Alter?"

„Ich bin gekommen, meinen Sohn herauszufinden."

„Ach ja, du bist der Alte, der seinen Sohn erkennen will. Na, komm mit."

Sie traten in das Haus, der Och hieß den Alten sich setzen, und sie gaben ihm zu essen und zu trinken.

„Na, geh, Alter, und sieh zu, ob du deinen Sohn erkennst."

Er führte ihn in das andere Zimmer. Dort saßen zwölf weiße Tauben und fraßen Hirsegräupchen.

„Jetzt mußt du deinen Sohn erkennen, Großväterchen!"

Als er sich die Tauben betrachtete, erkannte er seinen Sohn. Er saß auf der rechten Seite. Er nahm die Taube und sagte:

„Das ist mein Sohn, Herr."

„Vielleicht irrst du dich, Alter? Vielleicht ist es gar nicht deiner?"

„Doch", sagte er, „es ist mein Sohn."

„Nun, dann dreh dich auf die andere Seite!"

Die Taube drehte sich um und verwandelte sich in einen so feinen jungen Herrn, daß man es sich weder vorstellen noch erraten noch in diesem Märchen beschreiben kann.

„Ja, Alter", sagte der Och, „du hast mir einen ungeschickten Schlingel in die Lehre gegeben. Jetzt sieh nur, was für einen feinen jungen Herrn ich aus ihm gemacht habe. Er kann alles, was es auf der Welt gibt."

„Habt Dank, Herr, für Eure Mühe, dafür, daß ihr meinen Sohn so unterrichtet habt."

Dazu tranken sie jeder ein Glas Wein.

„Nun lebt wohl", sagte der Och, „und geht und werdet reich, wie Ihr's kennt. Wenn man ihn nicht verwöhnt, wird er ein Herr. Verwöhnt man ihn, bleibt er ein dummer Lümmel."

Sie verabschiedeten sich und zogen nach Hause. Wie sie so gingen, fragte der Junge seinen Vater:

„Na, was habt Ihr denn zu Hause? Ein Pferd oder eine Kuh oder was?"

„Gar nichts, Söhnchen, gar nichts. Manchmal haben wir etwas zu essen, aber manchmal auch nicht."

„Wie wollt Ihr denn mich, so einen feinen und hübschen Herrn, wie es ihn nicht noch einmal gibt, ins Dorf bringen, wenn Ihr noch nicht einmal etwas zu essen habt?"

„Ich hab's doch nicht vertrunken, Söhnchen. Was ich von meinem Vater geerbt habe, ist noch da. Aber ich kann doch nicht mehr arbeiten."

„Na, macht nichts, Väterchen. Wir werden schon reich. Gott gibt's."

Sie zogen also die Landstraße entlang, und da sahen sie einen feinen Herrn sechsspännig gefahren kommen. Da sagte der Sohn zu dem Vater:

„Ich verwandle mich in eine Nachtigall, Vater, setze mich bei Euch auf den Kopf und werde mit verschiedenen Stimmen singen. Wenn der Herr das hört, wird er sich wundern und mich kaufen wollen. Fragt er nach dem Preis, so sagt tausend Rubel und geht nicht herunter. Er nimmt mich schon und gibt es Euch."

Der Herr kam gefahren, und der Junge setzte sich auf den Kopf und sang.

„Was singt denn da für ein Vogel auf deinem Kopf, Großvater? So habe ich ja noch nie einen Vogel singen hören."

„Das ist eine Nachtigall, Herr", sagte der Alte.

„Verkauf sie mir, Alter!"

„Kauft sie, Herr", sagte der Alte.

„Was willst du dafür haben, Alter?"

„Tausend Rubel."

„Das ist zuviel."

„Nein, nicht zuviel."

Da flog die Nachtigall davon.

„Jetzt kommt sie nicht wieder", sagte der Herr.

„Doch", sagte der Alte. „Sie fliegt immer fort und kommt wieder."

Sie kam zurück und setzte sich wieder auf seinen Kopf. Der Herr zog tausend Rubel heraus und gab sie dem Alten.

„Jetzt muß ich in die Stadt und einen Käfig kaufen, sonst fliegt sie mir davon."

„Ihr braucht keinen Käfig, Herr. Im Käfig wird sie nur schwermütig. Habt keine Angst, sie fliegt nicht fort."

Sie fuhren bis zum Abend, die Nachtigall sang, flog ein wenig umher, gar nicht lange, und kam wieder zurück. Der Herr freute sich. Das war ein Vögelchen! Das war seine fünftausend wert. Und nicht nur tausend! Sie kamen an einen Gasthof, dort kehrten sie ein. Der Herr begab sich in sein Zimmer, die Nachtigall saß auf seinem Kopf und sang, spazierte auf den Fenstern und Gesimsen umher, aß ein Krümchen, trank ein Tröpfchen Tee, aß von dem, was auch der Herr aß. Nachdem der Herr gegessen hatte, legte er sich schlafen. Die Nachtigall öffnete das Fenster, kletterte hinaus und flog dem Vater nach. Der Herr schlief inzwischen. Als er aufwachte, rief er:

„Wo ist denn meine Nachtigall?"

Er fiel gleich über den Wirt her, dem die Zimmer gehörten.

„Ihr habt meine Nachtigall gestohlen!"

Der sagte:

„Ich weiß ja gar nicht, daß Ihr eine Nachtigall hattet."

Der Herr kratzte sich am Kopf und fuhr ab. Tausend Rubel waren fort!

Der Junge holte seinen Vater ein, verwandelte sich wieder in einen feinen jungen Herrn und sagte:

„Jetzt habt Ihr schon tausend Rubel, Väterchen! Ehe wir zu Hause sind, kommen wir vielleicht noch zu mehr Geld."

Wie sie so gingen, kam wieder ein Herr sechsspännig gefahren. Da sagte der Junge:

„Ich verwandle mich in einen Windhund. Der Herr wird kommen, mich Euch abkaufen wollen, und da wird ein Hase gelaufen kommen, ich werde den Hasen erjagen und ihn Euch

lebend bringen. Der Herr wird sich freuen und Euch tausend geben. Fordert sie nur, er gibt sie Euch."

Der Herr kam gefahren, der Junge verwandelte sich in einen Windhund mit vielfarbigem, geschecktem Fell. Weiß und schwarz und so weiter. Der Herr sagte:

„Ist der zu verkaufen?"

„Ja, das ist er."

„Was verlangst du für ihn?"

„Tausend Rubel."

„Ist das nicht ein bißchen viel, Alter?"

„Nein, nicht zuviel. Wenn der einen Hasen sieht, und ist er noch so weit, bringt er ihn Euch lebendig."

Da kam ein Hase gelaufen, der Windhund lief ihm nach, fing ihn und brachte ihn lebendig. Der Herr zählte das Geld ab, bezahlte, der Alte ging weiter, und der Herr fuhr davon. Der Windhund lief neben dem Herrn her und sah sich um, ob nicht irgendwo ein Tier zu erblicken wäre. Sie fuhren an die fünfzig Werst, da lief der Windhund und brachte dem Herrn ein lebendes Tier zur Kutsche. Der Herr freute sich über einen solchen Windhund, der lebende Hasen fing. Dann setzte sich der Hund bei dem Herrn auf den Schoß, in den Wagen, dann lief er wieder und schaute, ob kein Tier zu sehen war. Sie fuhren noch ein halbes Hundert Werst, da fing er wieder einen Hasen und brachte ihn dem Herrn. Sie fuhren noch lange oder auch nicht lange, da kam ein Fuchs gelaufen. Der Windhund jagte ihm nach. Der Herr sah hinterher, stieg auf die Kutsche, stellte sich auf die Landstraße, aber der Windhund war nicht zu sehen. So weit fort war er. Eine Werst lief er dem Fuchs nach, dann ließ er ihn laufen, eilte zur Straße zurück und holte seinen Vater wieder ein. Sie unterhielten sich, wie sie noch zu Geld kommen könnten. Zweitausend hatten sie nun schon! Der Herr aber stand da und stand da und wartete. Doch der Windhund kam nicht wieder. Da dachte er: Der Fuchs muß meinen Windhund erwürgt haben, und tausend Rubel sind fort. Nur drei Häschen hat er mir für die tausend Rubel gefangen!

Inzwischen zogen Vater und Sohn weiter und freuten sich. Da sahen sie ungefähr fünf Werst vor sich eine Staubwolke, die aussah wie ein Wirbelwind. Ein Herr kam in einer Kutsche gefahren.

„Ich verwandle mich in einen Hengst", sagte der Junge. „Wenn er mich kaufen will, verlangt dreitausend Rubel und geht nicht herunter mit dem Preis. Verkauft mich aber ohne

Halfter. Sonst seht Ihr mich Euer Lebtag nicht wieder, und um mich ist's geschehen."

Er verwandelte sich in einen Hengst, und der Alte führte ihn. Aber ein Hengst war das, wie es keinen zweiten auf der Welt gab!

Der Herr fragte:

„Ist er zu verkaufen?"

„Ja."

„Für wieviel?"

„Für dreitausend Rubel."

„Ist das nicht zuviel?"

„Nein, das ist nicht zuviel. In der Stadt bekomme ich fünftausend dafür. Hier verkaufe ich ihn für dreitausend. Ich bin alt und muß ihn führen. Vielleicht reißt er sich auch noch los!"

Sie feilschten und feilschten, bekräftigten den Kauf mit einem Handschlag, und der Herr bezahlte. Da sagte der Alte:

„Herr, ich verkaufe ihn ohne Halfter. Der Halfter gehört mir. Nehmt einen Halfter, woher Ihr wollt, ich aber verkaufe ihn ohne Halfter."

„Wo soll ich denn hier einen Halfter herbekommen?"

„Wenn das so ist, nehmt Euer Geld zurück. Mit Halfter verkaufe ich ihn nicht."

„Ich gebe dir noch fünfhundert Rubel für den Halfter, Alter. Womit soll ich denn sonst den Hengst zügeln?"

Der Alte wollte immer noch nicht. Sie redeten hin und her, und der Herr bot tausend Rubel für den Halfter. Da vergaß der Alte alles und nahm die tausend Rubel. Der Hengst wurde angeschirrt, und der Herr fuhr davon, daß der Staub aufwirbelte.

Der Herr kam nach Hause — es war nämlich der Och selber — und sagte zu seinen Pferdeknechten:

„Stellt diesen neuen Hengst in den ersten Stand im Stall und bindet ihn fest, damit er sich nicht losreißt."

Die Pferde wurden ausgeschirrt, in den Stall gebracht, und der Herr ging in seine Wohnung. Er trat ein und brüstete sich vor seiner Frau Ossysja:

„Ich habe mir meinen Schüler wieder zurückgeholt, wenn mir auch viertausend Rubel verlorengegangen sind. Aber jetzt, nachdem er erst einmal in meinen Händen ist, wird er umkommen. Ich werde ihn zu Tode reiten."

„Darf ich ihn mir einmal ansehen, ob das ein guter Hengst ist?"

Sie gingen in den Pferdestall.

Als der Herr mit seinen Knechten den Stall verlassen hatte, schlug der Hengst auf den Boden und rieb sich aus Leibeskräften an den Wänden. Er schlug so lange, bis er aus dem Halfter herauskam. Da erblickte er oben in dem Pferdestall ein Loch. Er verwandelte sich in einen Turmfalken und flog durch das Loch davon. Als nun der Och mit seiner Frau in den Pferdestall kam, sah er, daß der Hengst fort war.

„Mein Schüler ist geflohen", sagte er.

Er verwandelte sich gleich in einen großen Falken und flog dem anderen Falken nach. Er flog und flog und holte ihn bald ein. Der andere sah ihn, und weil er keine Kraft mehr hatte, verwandelte er sich in eine Ente, der Och wurde darauf zu einem Enterich und verfolgte ihn weiter. Da hatte die Ente keine Kraft mehr. Sie kam zum Meer, ließ sich wie eine Kugel — plumps! — ins Wasser fallen, und der Enterich hinterher. Als die Ente auf das Wasser aufschlug, verwandelte sie sich in einen Barsch, und der Och in einen großen Hecht.

„Barsch, kehre um, wir haben miteinander zu reden!"

„Rede nur", sagte der Barsch, „ich bin ja nicht taub. Ich höre."

Er schwamm und schwamm und kam zu einer Anlegestelle, zu einem Festgelage des Zaren am Meer. Dort feierte die Zarentochter mit ihren Dienerinnen. Der Barsch sprang auf eine Bank und verwandelte sich in einen goldenen Ring. Die Zarentochter fand den Ring und zeigte ihn ihren Dienerinnen.

„Seht nur, was ich für einen Ring gefunden habe!"

Sie kam nach Hause und zeigte ihn stolz dem Väterchen und dem Mütterchen.

„Seht nur, was ich für einen Ring gefunden habe!"

Sie betrachteten ihn.

„Na, dann versteck ihn nur!"

Sie versteckte ihn. Sie legten sich zur Ruh', und da erschien doch in der zwölften oder auch in der dreizehnten Stunde ein feiner Herr aus einem fremden Lande bei dem Zaren. Er stellte sich vor und bat, man möchte ihn zum Zaren lassen, er hätte persönlich mit ihm zu reden. Sie ließen ihn durch. Er kam und begrüßte den Zaren:

„Ich wünsche Euch Gesundheit, Eure Majestät."

„Aus welchem Lande seid Ihr?"

„Aus dem und dem."

„Was wollt Ihr von mir?" fragte der Zar.

„Wegen eines Unglücks komme ich zu Euch."

„Was für ein Unglück?"

„Ich bin der Untertan dieses und dieses Zaren. Wir fuhren auf dem Meer, und da hattet Ihr doch ein Festgelage oder so etwas, was weiß ich, und da habe ich meinen Ring fallen lassen, den mir mein Zar gegeben hatte. Wenn ich diesen Ring nicht wiederbekomme, läßt er mir den Kopf abschlagen. Vielleicht habt Ihr gehört, Eure Zarenmajestät, ob jemand den Ring gefunden hat? Erbarmt Euch meiner Seele. Ich gebe soviel Finderlohn wie verlangt wird. Aber sonst ist's um mich geschehen!"

Der Zar hörte sich alles an, was der Mann ihm erzählte, und sagte:

„Meine Tochter hat den Ring gefunden, von dem du erzählst."

„Befehlt Eurer Tochter, Zarenmajestät, sie soll mir den Ring zurückgeben, soll Erbarmen haben mit meiner Seele."

Der Zar rief seine Tochter zu sich. Sie kam herein.

„Guten Abend!"

„Guten Abend!"

„Hier, Tochter, das ist ein Untertan von dem und dem Zaren. Der Zar hat ihm einen Ring zur Aufbewahrung gegeben, und er hat ihn verloren. Gib dem Mann den Ring, sonst verliert er seinen Kopf wegen des Ringes."

Sie ging, brachte den Ring und sagte:

„Seht her, ist er das oder nicht?"

„Das ist er, natürlich!" sagte der Mann.

„Na, dann gib ihn dem Mann, meine Tochter", sagte der Zar.

„Gerne nicht", sagte die Zarentochter. „Aber wenigstens bekommst du ihn nicht aus meinen Händen!"

Sie nahm ihn und schleuderte ihn auf die Erde. Er schlug auf und wurde zu Hirse, der Untertan aber, der da stand, verwandelte sich in einen Hahn und machte sich daran, die Hirse aufzufressen. Er pickte und hackte, um sie so schnell wie möglich zu fressen. Die Zarentochter stand völlig fassungslos da. Der Zar saß auf seinem Stuhl, saß da und bekam kein Wort heraus. Er war auch verdutzt. Der Hahn fraß und fraß, zerschlug ein Fenster und flog davon. Die Zarentochter aber hatte mit ihrem Schuh auf ein Hirsekorn getreten und es in die Sohle eingedrückt.

„Was ist das nur für ein Wunder?" fragte der Zar. „Aus einem Ring wird Hirse, aus einem Menschen ein Hahn, frißt die Hirse, zerschlägt ein Fenster und fliegt davon? Was war das, meine Tochter?"

„Es soll ja solche Zauberer geben. Da hat sich so einer einen Scherz mit uns erlaubt."

Sie gingen in das andere Zimmer zu ihrer Familie und erzählten alles. So und so, und das und das ist geschehen. Die wunderten sich natürlich. So etwas haben nun unser Väterchen und unsere Prinzessin erlebt!

Die Zarentochter ging in ihr Zimmer, um sich auszuruhen. Sie zog die Schuhe aus und legte sich auf ihr Bett. Sie lag dort lange oder auch nicht, stand wieder auf und wollte die Schuhe anziehen. Da besah sie sich die Sohle, und aus der Sohle ragte ein Hirsekörnchen heraus. Sie kratzte es mit dem Fingernagel heraus, das Hirsekörnchen rollte auf die Erde und verwandelte sich sogleich in einen jungen Burschen. So ein schöner Bursche, daß man es weder erdenken noch erraten noch in diesem Märchen beschreiben kann.

„Setzt Euch auf mein Bett, mein Freund, ich gehe inzwischen zu meinem Väterchen!"

Sie lief und erzählte, was für einen Bräutigam ihr der liebe Gott geschenkt hatte. Alle kamen nun, begrüßten ihn, schüttelten ihm die Hände, küßten ihn, und die Prinzessin lebte ein Jahr mit ihm unverheiratet. Dann bat sie ihr Väterchen, sie zu trauen. Das Väterchen wollte nicht.

„Der ist doch arm!"

„Dafür haben wir alles", sagte die Zarentochter. „Gott hat mir so einen gegeben."

Der Zar überlegte ein Weilchen, dann segnete und traute er die beiden, die Hochzeit wurde gefeiert, und so lebten sie noch ein Jahr miteinander. Der alte Zar konnte schon nicht mehr regieren, er setzte den Jungen auf seinen Platz, übertrug ihm sein Zarenreich und ließ das ganze Zarenreich den Untertaneneid auf den neuen Zaren leisten. Der Junge wurde gekrönt und machte sich ans Regieren in seinem Zarenreich. Dann holte er seinen Vater und seine Mutter und sagte:

„Ich hatte Euch doch gesagt, verkauft mich nicht mit Halfter. Ihr aber wart so gierig auf die tausend Rubel und habt den Halfter verkauft. Gut, daß ich mich losgerissen habe. Sonst wäre ich gänzlich zugrunde gegangen."

„Er hat mich ja so in Verwirrung gebracht mit diesem Halfter, da wußte ich gar nicht mehr, was ich sagen sollte. Sonst hätte ich ihn doch nicht weggegeben."

So blieben sie dort, lebten bis zum Tod und kauten Brot und fuhren Sachen mit dem Bastschuh spazieren.

40

DIE TOCHTER DES ALTEN UND DER GOLDENE APFELBAUM

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, und jeder von ihnen hatte eine Tochter. Der Alte war zum zweiten Mal verheiratet. Von der ersten Frau hatte er eine Tochter, die Alte hatte er als Witwe genommen, und sie hatte auch eine Tochter. Also waren die Kinder Stiefgeschwister.

Die beiden Mädchen wuchsen gemeinsam heran und waren nun schon junge Mädchen. Aber die Stiefmutter haßte die Tochter des Alten, sie fiel ständig über sie her, beschimpfte und schlug sie. Eben wie eine Stiefmutter.

Einmal begab sich die Alte auf den Jahrmarkt und nahm ihre Tochter mit. Sie zog sie hübsch an, wie ein feines Fräulein, und setzte sie auf den Wagen, der Tochter des Alten jedoch befahl sie:

„Hör zu, du Dingsda! Wenn ich vom Jahrmarkt komme, hast du Garn gesponnen, Linnen daraus gewebt, es gebleicht und auf den Tisch gelegt."

Da setzte sich das Mädchen ans Fenster und weinte. Auf einmal kam die Kuh, die ihr von ihrer verstorbenen Mutter geblieben war, ans Fenster.

„Warum weinst du, Mädchen?" fragte sie.

„Wie sollte ich nicht weinen, liebe Kuh? Die Mutter hat mir aufgetragen, daß ich Garn spinne, Linnen webe und bleiche, bis sie vom Jahrmarkt zurückkommt."

„Sei nicht traurig, meine Liebe. Krieche in mein rechtes Ohr hinein und zum linken hinaus. Dort nimmst du soviel Linnen mit, wie du brauchst."

Das Mädchen kroch schnell der Kuh ins rechte Ohr, und dort lagen kostbare Dinge! Nicht zu zählen waren sie! Sie nahm drei Ballen weißes und feines Linnen, kroch zum linken Ohr hinaus, legte das Linnen auf den Tisch, setzte sich ans Fenster und wartete auf ihre Stiefmutter.

Die Stiefmutter kam zurück.

„Hast du das Linnen, du Dingsda?"

„Ja, es liegt auf dem Tisch", sagte das Mädchen.

„Woher hast du es denn? Vielleicht gestohlen?"

„Nein", sagte das Mädchen, „ich habe es selber gesponnen."

Nun, nach einer Woche oder so begab sich die Alte wieder auf den Jahrmarkt. Wieder nahm sie ihre Tochter mit, der Tochter des Alten aber befahl sie, Linnen herzustellen.

Das Mädchen setzte sich ans Fenster und weinte. Da kam die Kuh.

„Warum weinst du, Mädchen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, liebe Kuh? Meine Stiefmutter hat mir wieder aufgetragen, daß bis zum Abend Linnen fertig sein muß."

„Sei nicht traurig", sagte die Kuh. „Krieche in mein rechtes Ohr hinein und zum linken hinaus und nimm dir soviel Linnen, wie du brauchst!"

Sie kroch hinein, nahm das Linnen, legte es auf den Tisch, setzte sich ans Fenster und wartete auf ihre Stiefmutter.

Die Stiefmutter kam und fragte:

„Was ist? Hast du das Linnen?"

„Es liegt auf dem Tisch", sagte das Mädchen.

„Woher nimmst du es denn, du Dingsda? Stiehlst du es vielleicht?"

Das Mädchen beschwor bei Gott, daß sie es nicht gestohlen, daß sie das Linnen selber gesponnen habe. Die Stiefmutter aber glaubte ihr nicht.

Nach einigen Tagen begab sich die Alte wieder auf den Jahrmarkt und befahl der Tochter des Alten wiederum, Linnen zu beschaffen. Vor der Abfahrt schickte sie sie zum Nachbarn, etwas zu holen. Sie selbst aber beriet mit ihrer Tochter, wie man herausbekommen könnte, woher das Mädchen das Linnen nahm.

„Weißt du was, Mama? Ich krieche auf den Ofen, und du deckst mich zu. Sie wird mich nicht sehen, aber ich werde natürlich alles sehen, was sie hier tut."

„Gut, Töchterchen."

Das Mädchen kroch auf den Ofen, die Alte deckte sie schnell zu, zog sich an und fuhr davon, bevor die Tochter des Alten zurückkam.

Die Tochter des Alten kam, setzte sich ans Fenster und weinte.

Da kam die Kuh.

„Warum weinst du, Mädchen?"

„Wie sollte ich nicht weinen? Meine Stiefmutter hat mir wieder befohlen, Linnen zu weben."

„Sei nicht traurig", sagte die Kuh. „Alles wird gut. Krieche in mein rechtes Ohr hinein und zum linken hinaus!"

Sie kroch hinein, nahm das Linnen, legte es auf den Tisch, setzte sich ans Fenster und erwartete ihre Stiefmutter. Die Tochter der Alten jedoch lag auf dem Ofen, sah und hörte alles.

Die Alte kam zurück.

„Hast du das Linnen, Dingsda?"

„Ja", sagte sie.

„Geh, schirr die Ochsen aus!"

Kaum war das Mädchen aus der Stube, kroch die Tochter der Alten vom Ofen und erzählte der Mutter, was geschehen war. Die Alte verfluchte gleich die Kuh.

„Verschwinden soll sie!" sagte sie zu dem Alten. „Schlachte sie!"

„Warum soll ich sie schlachten? So eine gute Kuh! Jedes Jahr hat sie ein Kalb!"

„Verschwinden soll sie! Meine Seele erträgt sie nicht."

Da konnte der Alte nichts tun.

„Mag es so sein", sagte er, „morgen schlachte ich sie."

Als die Tochter des Alten hörte, daß man ihre Kuh schlachten wollte, weinte sie. In der Nacht schlich sie leise aus der Hütte und ging zu der Kuh in den Stall.

„Liebe Kuh, sie wollen dich schlachten."

„Macht nichts", sagte die Kuh, „sei nicht traurig, Mädchen. Wenn sie mich geschlachtet haben und das Fleisch aufteilen, nimm nichts davon. Nur meinen Kopf. Wenn sie dir den geben, so nimm ihn, vergrab ihn im Garten an der und der Stelle und komm jeden Tag hin."

Am anderen Tag in der Frühe schärfte der Alte das Messer und holte die Kuh. Er schlachtete sie, brachte das Fleisch in die Hütte und machte sich daran, es zu teilen.

„Was soll ich dir geben, Töchterchen?" sagte er.

„Ich brauche nichts. Gebt mir nur den Kopf!"

„So eine Dumme! Was hat sie denn vom Kopf?"

„Macht nichts, gebt mir den Kopf!"

Sie gaben ihr den Kopf, sie trug ihn gleich in den Garten und vergrub ihn. Am anderen Morgen stand sie früh auf und ging in den Garten zu der Stelle, wo sie den Kopf vergraben hatte. Sie kam und sah, daß dort ein Apfelbaum wuchs. Aber was für einer! Er hatte goldene Blätter. Sie betrachtete den Apfelbaum. Da sangen Nachtigallen, Kuckucksvögel und Paradiesvögel. Sie setzten sich dem Mädchen auf die Schultern und auf den Kopf, umschwirrten sie und zwitscherten. Die Tochter des Alten stand da und schaute und ging schließlich wieder in die Hütte.

So verging vielleicht ein Monat. Die Tochter des Alten ging jeden Tag zu dem Apfelbaum. Der Apfelbaum aber war schon groß und trug goldene und silberne Blüten. Auch Äpfel wuch-

sen schon auf ihm, ein goldener und ein silberner. Davon wußte noch niemand etwas von ihren Leuten. Selbst die Tochter der Alten, dieses durchtriebene Mädchen, hatte es noch nicht herausbekommen.

Einmal fuhr ein feiner Herr durch das Dorf. Er erblickte den Garten des Alten, und dort strahlte etwas, hell wie die Sonne. Der Herr ließ halten und schickte seinen Lakaien.

„Geh hin", sagte er, „und schau nach, was das dort für ein Wunder ist!"

Der Lakai trat an den Apfelbaum heran und betrachtete ihn.

„Nun", sagte er, „so ein Wunder habe ich noch nie gesehen, Herr."

Der Herr aber sagte zu ihm:

„Pflück mir einen Apfel!"

Kaum hatte der Lakai die Hand ausgestreckt, um einen Apfel zu pflücken, da schoß der Apfelbaum — husch! — in die Höhe. Es rauschte nur so, und alle Vögel flogen ihm nach und sangen. Der Lakai stand da und ließ die Arme hängen. Der Herr aber sagte zu ihm:

„Geh und ruf den Hausherrn!"

Der Lakai ging in die Hütte.

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Guten Tag!"

„Ist das dein Garten?"

„Ja."

„Sag einmal, Großväterchen, was für ein Wunder hast du dort im Garten?"

„Was ist denn dort?"

„Weißt du es etwa nicht? Und der Apfelbaum?"

„Was für ein Apfelbaum? Ich habe doch gar keinen gepflanzt."

„Komm nur mit und sieh ihn dir an!"

Der Alte zog den Kittel über und ging mit. Als er den Apfelbaum erblickte, blendete es ihm fast die Augen. Er stand da und wunderte sich.

Der feine Herr aber rief aus der Kutsche:

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Guten Tag, lieber Herr!"

„Ist das dein Garten?"

„Ja."

„Und der Apfelbaum auch?"

„Ja."

„Kannst du mir einen Apfel pflücken?"

„Warum nicht, Wohltäter?"

„Dann pflück bitte einen ab. Ich gebe dir dafür soviel, wie du willst."

Kaum hatte der Alte die Hand nach dem Apfel ausgestreckt, da flog der Apfelbaum — husch! — in die Höhe.

Der Alte ließ auch die Arme sinken. Der feine Herr aber sagte:

„Vielleicht hast du noch jemanden im Hause, Großvater? Eine Tochter oder einen Sohn? Sollen sie herauskommen. Wenn dein Sohn oder deine Alte einen Apfel pflückt, gebe ich eine große Belohnung. Tut es deine Tochter, nehme ich sie zur Frau."

Der Alte ging in die Hütte und erzählte alles der Alten. Die wurde ganz verwirrt und putzte schnell ihre Tochter heraus. Die Tochter des Alten aber saß in der Ecke und lächelte nur.

Als die Alte ihre Tochter herausgeputzt hatte, führte sie sie zu dem feinen Herrn.

„Guten Tag, Großmütterchen!"

„Guten Tag, Wohltäter!"

„Kannst du oder deine Tochter mir einen Apfel pflücken?"

„Warum nicht, lieber Herr, das geht. Töchterchen, pflück dem Herrn einen Apfel!"

Kaum hatte das Töchterchen den Arm ausgestreckt, da flog der Apfelbaum in die Höhe. Das Mädchen schämte sich, errötete und lief in die Hütte. Da trat die Alte heran. Aber natürlich, sie brauchte nur näherzutreten, und schon schoß der Apfelbaum in die Höhe.

„Was ist das für ein Wunder? Vielleicht hast du noch jemanden in der Hütte, Alter?" sagte der Herr. „Soll er kommen!"

„Ja, Herr, da ist noch ein Mädchen."

Die Alte aber sagte gleich:

„Was schwatzest du da? Das ist so ein Faulpelz, lieber Herr, daß es schon abscheulich ist, sie nur anzusehen."

„Macht nichts! Soll sie kommen! Ruft sie!"

Der Alte ging seine Tochter rufen. Sie warf sich ihren Kittel über — da war ein Flicken auf dem anderen — und kam heraus.

„Nun, Mädchen, kannst du mir nicht einen Apfel pflücken?"

„Ja", sagte sie, „sofort."

Als sie herantrat, beugte sich der Apfelbaum ihr schon zu, die Vögel umschwirrten sie, zwitscherten und zwitscherten, sie pflückte einen Apfel und gab ihn dem Herrn.

„Jetzt sei du die Meine!" sagte der Herr, „denn ich habe gesagt: ‚Pflückt mir ein Mädchen einen Apfel, so nehme ich sie zur Frau.'"

Er nahm sie an die Hand und setzte sie neben sich in die Kutsche.

Sie fuhren davon, und der Apfelbaum folgte ihnen.

Als sie nach Hause kamen, führte der feine Herr das Mädchen in seine Zimmer.

„Sei die Herrin in meinem Hause!" sagte er.

Sofort kamen die Diener, brachten ihr Kleidung und zogen sie an wie eine Fürstin. Am anderen Tage ließ sich der feine Herr mit ihr trauen.

Der Apfelbaum aber stand direkt vor dem Fenster, vor ihrer Stube, und die Vögel zwitscherten und zwitscherten. Das junge Paar aber lebte lustig und in Freuden.

So verging ein Jahr. Ein Kind hatte sich auch schon eingestellt. Da hatten sie ihre Freude. Einmal sagte die Alte zu dem Alten:

„Wie wird es deiner Tochter jetzt gehen? Komm, wir besuchen sie einmal."

Sie machten sich auf den Weg und fuhren los. Die Alte nahm auch ihre Tochter mit. Aber damit der Alte sie nicht sah, legte sie sie auf den Wagen und deckte sie mit einem wollenen Männerrock zu. Sie kamen an. Der feine Herr und seine Frau freuten sich sehr. Die Alte war nicht wiederzuerkennen. Sie war lieb und freundlich zur Tochter des Alten, pflegte das Kind, machte sich in der Wirtschaft nützlich und kümmerte sich um alles.

„Ich werde bei dir wohnen, Töchterchen", sagte sie, „vielleicht kann ich dir von Nutzen sein."

Ihre eigene Tochter aber lag noch auf dem Wagen, und niemand wußte, daß sie dort war. Die gnädige Frau erkundigte sich nach ihr. Ob sie noch lebe und gesund sei und ob sie schon verheiratet sei.

„Nein", sagte die Alte, „sie ist zu Hause geblieben und schaut nach dem Rechten."

Schon eine Woche und eine zweite waren sie dort zu Gast, und die Alte hatte noch immer nicht ihre Tochter gezeigt. Einmal war der Herr auf die Jagd geritten und verspätete sich. Alle schliefen bereits. Da nahm die Alte ihre Tochter, führte sie in die Stube, zog ihr die Sachen der gnädigen Frau an und legte sie auf ihr Bett. Die Tochter des Alten jedoch verwandelte sie in einen Hecht, der im Meer schwamm.

Der feine Herr kam zurück. Er ging in die Stube zu seiner Frau, erzählte ihr, wo er gewesen war, warum er sich verzögert hatte, sie aber stöhnte nur immer.

„Ich bin krank", sagte sie.

Am anderen Tage weinte und weinte das Kind, weil seine Mutter fort war.

„Warum weint es denn?" fragte der Herr.

Ein Lakai hatte jedoch alles gesehen, was geschehen war. Er nahm das Kind auf den Arm und sagte zu dem Herrn:

„Ich werde mit ihm spazierengehen."

Er brachte das Kind zum Ufer und rief:

„Olenka, mein Schwesterchen! Komm zum Ufer geschwommen, dein Kind stirbt."

Sie kam zum Ufer geschwommen, nahm das Kind, stillte es, betrachtete es und gab es wieder dem Lakaien. Sie selbst schwamm wieder zurück. So ging der Lakai vielleicht eine Woche lang zu ihr, bis der Herr es doch merkte.

„Wohin trägst du das Kind?"

„Wohin schon, Herr? Ich trage es in den Garten oder zum Flüßchen, damit es nicht weint."

„O nein, du lügst! Gestehe, sonst geht es dir schlecht!"

Der Lakai gestand nichts. Einmal brachte er wieder das Kind zum Fluß. Der Herr aber ging ihm nach, um alles zu beobachten, und versteckte sich hinter einer Weide. Der Lakai rief nach der Herrin, und sie kam herbeigeschwommen. Kaum hatte sie das Kind genommen, da trat der Herr hinter dem Busch hervor, sie aber sprang — platsch — ins Wasser zurück.

Der Herr befahl sogleich, ein Netz zu bringen. Sie warfen das Netz aus und fingen den Hecht. Sie brachten ihn in die Stube. Der Herr befahl, Ruten zu schneiden, und ließ sie prügeln. Die Ärmste verwandelte sich in eine Kröte, eine Schlange, einen Kuckuck, er aber prügelte noch immer. Da verwandelte sie sich in eine Frau. Sie weinte und sagte:

„Schämst du dich gar nicht, mich so schlecht zu behandeln? Habe ich denn das aus eigenem Willen getan? Das hat mir meine Stiefmutter angetan. In deinem Bett aber liegt ihre Tochter."

Da ließ der Herr die schnellsten, noch nicht eingerittenen Hengste aus dem Stall holen und die Alte mit ihrer Tochter an die Schwänze binden. Sie banden sie an und trieben sie auf das freie Feld hinaus.

Der Herr aber lebte mit seiner Frau fröhlich und zufrieden weiter.

41

GROSSVATERS TOCHTER UND GROSSMUTTERS TOCHTER

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten eine Tochter. Die Alte hatte lange gelebt oder auch nicht, und nun schickte sie sich an zu sterben. Als sie im Sterben lag, sagte sie zu ihrem Mann:

„Wenn ich gestorben bin, Mann, und du willst wieder heiraten, so paß nur auf. Nimm nicht die Witwe, die nebenan mit ihrer Tochter wohnt. Sie kann zwar dir Frau sein, aber unserem Kind wird sie keine Mutter sein."

„Gut", entgegnete der Alte, „ich werde weder sie noch eine andere nehmen. Ich werde überhaupt nicht wieder heiraten."

Der Alte ließ seine Frau begraben, richtete eine Trauerfeier aus und lebte nun allein weiter. Einige Zeit später ging er einmal durchs Dorf und kehrte bei der Witwe ein, von der ihm seine Frau gesagt hatte, er solle sie nicht nehmen. Damals hatte er gesagt: „Ich werde keine einzige heiraten." Jetzt aber hatte er seine Worte vergessen, lief zu ihr, schwatzte mit ihr und lud sie zu sich ein. Da sagte die Witwe voll Freude:

„Darauf habe ich schon lange gewartet."

Sie nahm ihr Hab und Gut und zog mit ihrer Tochter zu dem Alten.

Nun lebten sie alle zusammen, die Tochter des Alten und ihre Tochter. Seine Tochter liebte die Alte nicht sehr. Natürlich, als ihre Stiefmutter setzte sie ihr immer zu, und auch die Kinder stritten sich sehr oft. Die Tochter der Alten war zu bösartig. Wie meistens bei Stiefkindern war zwischen ihnen keine Liebe.

Einmal gingen sie zu einem Spinnabend. Die Tochter des Alten spann, die der Alten jedoch vergnügte sich die ganze Nacht mit den Burschen, drehte sich im Tanz, und es kam mehrmals vor, daß sie in ihrem Übermut die Flachsbündel verbrannte. Als sie am Morgen nach Hause gingen, kamen sie zu einem Steg, und da sagte die Tochter der Alten zu der des Alten:

„Gib mir die Garnspindeln, Schwesterchen, ich halte sie, wenn du hinübergehst."

„Gut, Schwesterchen, hier hast du sie", sagte sie.

Während die Tochter des Alten hinüberging, lief die andere mit den Garnspindeln nach Hause und log ihrer Mutter vor, die Tochter des Alten habe sich die ganze Nacht mit den Burschen vergnügt und die Flachsbündel verbrannt.

„Ich aber habe gesponnen und bin nach Hause geeilt. Da seht Ihr, Mütterchen, wie faul sie ist."

Als die Tochter des Alten nach Hause kam, schlug die Stiefmutter sie und sagte zu dem Alten:

„Dein Kind ist ein Taugenichts. Sie will nicht arbeiten, und du willst sie nicht dazu anhalten."

Was sie auch immer tat, wie schlecht sie sie auch immer behandelte, was sie dem Alten auch sagte, dem Mädchen machte das nichts. Sie arbeitete schweigend. Es gefiel der Alten und ihrer Tochter gar nicht zu sehen, daß der Alte Mitleid mit ihr hatte. Sie begannen zu beratschlagen, wie sie das Mädchen aus dem Hause vertreiben könnten, damit sie sie los wären.

Die Alte begann dem Alten zuzusetzen:

„Dein Kind ist ein Taugenichts. Sie will nichts tun. Vergnügt sich nur und schläft die ganze Zeit. Du aber hast noch Mitleid mit ihr. Es wäre besser, sie irgendwohin in den Dienst zu geben, als sie zu bedauern. Vielleicht würde so noch etwas aus ihr."

„Wohin soll ich sie denn in den Dienst geben?" fragte der Alte.

„Bringe sie, wohin du willst. Hauptsache, sie ist nicht mehr im Hause."

Die Alte setzte dem Alten so mit ihren Reden zu, daß es ihm fast zu bunt wurde. Jeden Tag schwatzte sie dasselbe:

„Bringe sie weg und basta!"

Da konnte der Alte nichts machen. Er mußte sie fortbringen, wenn's ihn auch dauerte.

Sie machten sich also auf den Weg und kamen in einen großen Wald. Da sagte das Mädchen zu seinem Vater:

„Geht zurück nach Hause, Väterchen, ich gehe allein weiter. Irgendwo finde ich schon Arbeit."

„Gut", sagte der Alte.

Er verabschiedete sich von ihr und ging zurück. Das Mädchen zog seines Weges.

Sie ging und ging durch diesen großen Wald, und da stand ein Apfelbaum. Der war so von Unkraut überwuchert, daß man ihn gar nicht mehr sehen konnte. Er sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Das Mädchen streifte die Hemdsärmel hoch, jätete das Unkraut vom Baum, brachte ihn in Ordnung und warf um ihn herum Sand auf. Der Apfelbaum bedankte sich, das Mädchen zog weiter.

Da hatte sie Durst. Sie ging zu einem Brunnen. Der Brunnen aber sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Das Mädchen säuberte ihn, brachte ihn in Ordnung und warf um ihn herum Sand auf. Der Brunnen dankte ihr, das Mädchen zog weiter.

Auf einmal kam ein räudiger Hund gelaufen und sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Das Mädchen machte sich daran, säuberte ihn und brachte ihn in Ordnung. Da sagte der Hund:

„Danke, Mädchen."

Sie zog weiter.

Da stand auf einmal ein Ofen. Der war überall aufgesprungen, und der Lehm lag daneben. Der Ofen sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und verkitte meine Ritzen. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Das Mädchen mischte Lehm, kroch in den Ofen, säuberte und verkittete ihn. Der Ofen dankte ihr, und das Mädchen zog weiter.

Sie ging und ging, da traf sie eine Frau. Die sagte zu ihr:

„Grüß Gott, Mädchen!"

Das Mädchen entgegnete:

„Ich wünsche Euch gute Gesundheit!"

„Wohin des Weges, Mädchen?" fragte die Frau.

Da sagte das Mädchen:

„Ich suche Arbeit, Tantchen."

„Arbeite bei mir", sagte die Frau.

„Gut", antwortete das Mädchen, „das mache ich."

„Bei mir hast du nicht viel zu tun", sagte die Frau, „wenn du das machen kannst, was ich dir sage."

„Warum sollte ich es nicht können?" sagte das Mädchen. „Wenn Ihr es mir einmal zeigt, Mütterchen, kann ich's beim zweiten Mal schon selber."

Sie kamen zu dem Haus, wo die Frau wohnte. Da sagte die Frau:

„Hör zu, Mädchen. Hier hast du ein paar Kessel. Darin mache morgens und abends Wasser heiß, gieße es in einen Trog, schütte Mehl hinein und verrühr alles. Paß aber auf, daß es nicht heiß ist, sondern nur warm. Und fürchte dich nicht, was du auch immer siehst und hörst. Stell dich auf die Schwelle und pfeife zweimal. Dann kommen Schlangen, Eidech-

sen, Kröten und allerlei Getier gekrochen. Füttere sie, dann kriechen sie wieder fort, jedes an seinen Platz."

Das Mädchen sagte:

„Gut, Mütterchen. Ich werde so arbeiten, wie Ihr es mir zeigt."

So einigten sie sich. Gleich am Abend heizte das Mädchen den Ofen an, setzte Wasser auf, ließ es etwas warm werden, goß es in den Trog, schüttete Mehl hinein und verrührte alles. Dann stellte sie sich auf die Schwelle, pfiff zweimal, und da kamen Schlangen, Eidechsen, Kröten und allerlei Getier gekrochen. Sie alle kamen zum Trog, fraßen sich satt und krochen wieder fort.

So diente die Tochter des Alten dort ein ganzes Jahr und machte das, was die Frau ihr auftrug. Und als das Jahr vorüberwar, sagte die Frau zu dem Mädchen:

„Hör zu, Mädchen, heute ist es ein Jahr, daß du bei mir arbeitest. Wenn du willst, bleib noch ein zweites. Wenn nicht, brauchst du nicht. Du hast gut gearbeitet bei mir, hab vielen Dank, mag dir Gott zu allem Guten verhelfen."

Das Mädchen dankte der Frau für Brot, Salz und alles und sagte:

„Ich will nach Hause. Habt Dank, Mütterchen."

Die Frau sagte zu ihr:

„Geh und wähle dir ein Pferd und einen Wagen aus!"

Sie selber aber füllte eine ganze Kiste mit verschiedenen Dingen, gab sie ihr und begleitete sie bis zum Wald. Da verabschiedeten sie sich, die Frau ging nach Hause zurück, das Mädchen aber fuhr seines Weges und lobte Gott.

Da kam das Mädchen an dem Ofen vorbei, und sie sah, daß der ganze Ofen voll Oblaten war. Der Ofen aber sagte:

„Liebes Mädchen, die Oblaten sind für dich, weil du mich gesäubert hast. Hab Dank!"

Das Mädchen bedankte sich, und kaum war sie herangefahren, ergossen sich die Oblaten in ihren Wagen. Der Ofen schloß sich wieder, und das Mädchen fuhr weiter.

Sie fuhr und fuhr. Da sah sie den Hund gelaufen kommen, der brachte ihr schönen, schweren und kostbaren Schmuck, noch dazu geschliffenen. Kaum war er am Wagen, sagte er:

„Hier hast du es, liebes Mädchen, weil du mir von großem Nutzen warst."

Das Mädchen nahm es, bedankte sich, fuhr weiter und freute sich.

Wie sie so fuhr, wollte sie gern etwas trinken. Herrgott! Da

dachte sie: Ich werde zu dem Brunnen gehen, den ich gereinigt habe. Vielleicht kann ich dort trinken. Sie fuhr hin, und da erblickte sie den ganzen Brunnen voll Wasser, daß es schon über den Rand floß, und daneben standen ein goldenes Faß und ein Trinkbecher. Der Brunnen aber sagte:

„Trink dich satt und nimm das Faß und auch noch den Trinkbecher!"

Das Mädchen begann zu trinken. Es war aber kein Wasser, sondern Wein, so guter, wie sie noch nie getrunken hatte. Sie nahm ein volles Faß mit, und den Becher vergaß sie auch nicht. So fuhr sie weiter.

Da sah sie den Apfelbaum stehen. Der war so schön, daß man es nicht sagen kann. An ihm waren silberne und goldene Äpfel, und so viele! Der Apfelbaum sagte:

„Liebes Mädchen, hier hast du die Äpfel, weil du mich gesäubert und in Ordnung gebracht hast."

Das Mädchen sagte Dankeschön, fuhr unter den Apfelbaum, und es regnete Äpfel in ihren Wagen.

Das Mädchen kam nach Hause und rief:

„Kommt heraus, Väterchen, und holt die Sachen!"

Da kam der Alte aus der Hütte und sah, daß es seine Tochter war. Er freute sich, lief zu ihr und sagte:

„Wo warst du denn, Töchterchen?"

„Ich habe gedient, Väterchen", sagte das Mädchen. „Tragt mein Hab und Gut ins Haus!"

Das war aber ein voll beladener Wagen und noch schwerer Schmuck dazu. Sie machten sich daran, alles ins Haus zu tragen. Eins war immer schöner als das andere.

Als die Alte sah, daß die Tochter des Alten allerlei Sachen mitgebracht hatte, fiel sie über den Alten her:

„Geh und führe mein Kind auch dorthin, wohin du deines geführt hast!"

Sie setzte dem Alten zu und sagte ihm das jeden Tag. Natürlich, die Alte war neidisch. Er sagte schließlich:

„Soll sie sich ankleiden, ich bringe sie hin."

Sie verabschiedeten sich, und der Alte zog mit ihrer Tochter los. Sie kamen in den Wald, und da sagte der Alte:

„Geh weiter, Töchterchen! Ich kehre nach Hause zurück!"

„Gut", antwortete das Mädchen.

Sie verabschiedeten sich. Das Mädchen ging in den Wald, der Alte nach Hause.

So ging das Mädchen durch den großen Wald, und da stand ein Apfelbaum und sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Das Mädchen aber antwortete:

„Das hat der Teufel noch nicht gesehen, daß ich mir die Hände schmutzig mache. Habe keine Zeit."

Das Mädchen ging weiter, und da stand der Brunnen, der war so mit Unkraut überwuchert. Er sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

„Der Kuckuck soll euch holen mit eurem Saubermachen. Ich muß schnell weiter", sagte das Mädchen und zog weiter.

Sie kam an dem Ofen vorbei, und der sagte:

„Liebes Mädchen, kitte meine Ritzen und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

„Laß dich doch vom Teufel kitten! Ich mache mir nicht die Hände schmutzig", sagte das Mädchen, wurde schrecklich ärgerlich und ging weiter.

Da kam ein Hund gelaufen, so ein gräßlicher Hund, daß es abscheulich war, ihn anzusehen.

Der sagte:

„Liebes Mädchen, säubere mich und bringe mich in Ordnung. Ich werde dir von großem Nutzen sein!"

Das Mädchen sah ihn an und sagte:

„So was hat des Teufels Vater noch nicht gesehen, so etwas Widerliches, und ich soll mir an dir die Hände schmutzig machen! Da kannst du lange warten."

Und die Tochter der Alten zog weiter und schimpfte.

Da traf sie auf dieselbe Frau, bei der Großväterchens Tochter gedient hatte, und die sagte:

„Guten Tag, Mädchen!"

Das Mädchen entgegnete:

„Ich wünsche Euch gute Gesundheit, Tantchen!"

„Wohin des Weges?" fragte die Frau.

Das Mädchen aber sagte:

„Ich suche Arbeit, Tantchen."

Da sagte die Frau:

„Komm zu mir, Mädchen."

„Gut, Tantchen", sagte das Mädchen. „Was gibt es denn bei Euch zu tun?"

„Bei mir gibt's nicht viel zu tun, Töchterchen, wenn du es kannst", sagte die Frau.

„Warum soll ich es nicht können?" entgegnete das Mädchen.

„Wenn Ihr es mir einmal zeigt, kann ich's beim zweiten Mal schon selber."

„Also hör zu, Mädchen!" sagte die Frau. „Deine Arbeit ist die: Hier hast du ein paar Kessel. Mache darin morgens und abends Wasser warm, aber nicht zu heiß, nur lauwarm. Gieß es in einen Trog, vermische es mit Mehl, stell dich auf die Schwelle, pfeife zweimal, hab aber keine Angst, und dann kommen allerlei Tiere angekrochen, Schlangen und Kröten, und wenn sie sich satt gefressen haben, kriechen sie alle wieder an ihren Platz zurück. Nun, kannst du das, Mädchen?"

„Kann ich", entgegnete das Mädchen.

So kamen sie überein, und am Abend machte die Tochter der Alten den Ofen heiß, stellte Wasser auf, und als das Wasser in den Kesseln so siedete, daß es richtig donnerte, denn die Kessel waren groß, nahm das Mädchen ein Maß Mehl, goß es hinein und vermischte es. Aber nicht so, daß man es trinken konnte, sondern daß es Mehlbrei wurde. Sie schüttete alles in den Trog, stellte sich auf die Schwelle und pfiff zweimal. Da kamen Schlangen, Kröten, Eidechsen und allerlei Getier gekrochen. Als sie an den Trog herankamen und zuschnappten, fielen sie um. So wurden sie alle gebraten.

Als das Mädchen sah, daß sich alle satt gefressen hatten und umgefallen waren und nicht wieder aufstanden, ging sie zu der Frau und sagte:

„Was habt Ihr denn da für komische Tiere, Mütterchen, daß sie, wenn sie sich satt gefressen haben, umfallen und nicht wieder aufstehen?"

„Wieso nicht mehr aufstehen?" schrie die Frau vor Schreck und eilte schnell auf den Hof.

Als sie sah, daß die Tiere nicht mehr lebten, griff sie sich an den Kopf und schrie:

„Ach, mein Gott! Was hast du angerichtet? Du hast sie alle gebraten."

Sie schimpfte und weinte, aber es half ja nicht. Da legte sie das Gebratene in eine Kiste und verschloß sie. Als das Dienstjahr für das Mädchen vorbei war, stopfte sie noch Lappen hinein, gab ihr ein räudiges Pferd und einen klapprigen Wagen, stellte den Kasten mit den gebratenen Schlangen darauf und begleitete sie bis zum Wald.

So fuhr das Mädchen nach Hause und wußte nicht, was sie ihrer Mutter brachte. Sie freute sich, daß sie das gleiche haben würde, was die Tochter des Alten mitgebracht hatte.

Sie kam zu dem Brunnen und hatte großen Durst. Sie sah,

wie das Wasser über den Brunnenrand floß, und stürzte gleich hin. Der Brunnen aber verschloß sich und sagte:

„Ach, liebes Mädchen, du wolltest mir nicht von Nutzen sein, wolltest mich nicht verschönern. Jetzt bekommst du auch kein Wasser."

Da brach das Mädchen in Tränen aus und fuhr weiter.

Sie kam zu dem Apfelbaum. An dem waren so viel Äpfel, daß nirgends ein Huhn dazwischen picken konnte, und sie waren so schön, silbern und golden. Da sagte sie zu sich:

„Ich gehe hin und schüttle mir wenigstens Äpfel ab. Da bringe ich der Mutter ein Geschenk."

Aber kaum war sie heran, schossen die Äpfel in die Höhe bis an den Wipfel, und der Apfelbaum sagte:

„Ach, liebes Mädchen, du wolltest mich nicht verschönern. Nun bekommst du auch keine Äpfel von mir."

Da weinte die Tochter der Alten und fuhr weiter.

Auf einmal sah sie einen Hund gelaufen kommen. Der trug am Halse ein schönes Halsband mit geschliffenen Steinen. Das Mädchen stürzte dem Hund nach, um ihm den Schmuck abzunehmen, der Hund aber sagte:

„Ach, liebes Mädchen, du wolltest mir nicht von Nutzen sein. Nun bekommst du auch den Schmuck nicht."

Dann lief er davon. Das Mädchen aber begann zu weinen und fuhr nach Hause. Sie kam auf den Hof zu dem Alten und rief:

„Kommt, Väterchen, und holt meine Sachen!"

Der Alte und die Alte kamen auf den Hof gelaufen. Sie sahen, das Töchterchen war gekommen, freuten sich beide sehr, brachten sie in die Hütte und trugen auch den Kasten hinein. Als sie ihn aber aufmachten und nachschauten, waren dort nur Kröten und Schlangen. Da schrien sie:

„Töchterchen, was ist denn das?"

Sie waren nämlich beide erschrocken.

Da begann das Mädchen zu erzählen, was ihr geschehen war, und der Alte und die Alte hörten zu. Als sie alles erzählt hatte, sagte die Alte voller Mitleid:

„Vielleicht ist es dein Schicksal, daß du alles verdirbst, was du anfaßt. Bleib lieber zu Hause und lauf nicht hin und her. Die andere hat etwas Gutes mitgebracht, du aber Schlangen. Wir sollten Gott danken, daß du überhaupt lebendig zurückgekommen bist."

So lebten sie bis zum Tod und kauten Brot. Auch mich lud man ein, ich trank Honig und Wein. Es ist mir um den Bart

geronnen, der Mund hat aber nichts abbekommen. Mit der Wassertrage transportierten sie Heu, im Arm trugen sie Wasser, und der Hausherr war immer betrunken. Das Töchterchen des Alten hat geheiratet, die andere aber ist Jungfer geblieben, und noch dazu eine hochmütige.

42

DAS VERJÜNGUNGSWASSER

Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne. Zwei waren klug und einer dumm. Der Zar war schon steinalt. Eines Nachts hatte er einen schönen Traum. Er träumte von einem Wasser, das jung macht, wenn man sich damit wäscht. Am Morgen wachte er auf, erzählte das seinen Söhnen und sagte:

„Wer mir dieses Wasser beschafft, bekommt das halbe Zarenreich."

Da antwortete der älteste Sohn:

„Ich bringe Euch dieses Wasser, Väterchen."

Er ließ gleich ein Schiff bauen. Als das Schiff fertig war, nahm er sich ein paar Soldaten und fuhr los, das Wasser zu holen.

Als er schon ein ganzes Jahr fort war, sagte der mittlere Sohn zum Vater:

„Ich fahre los und bringe Euch das Wasser, Väterchen."

Nun fuhr auch der zweite.

Schon ein ganzes Jahr war er fort und der älteste schon zwei.

Da sagte der dritte:

„Vater, ich fahre und bringe Euch das Wasser."

Da antwortete ihm sein Vater:

„Ach geh, du Dummkopf! Die Klugen sind gefahren und schon so lange fort."

Er begann den Vater zu bitten, und der ließ ihn schließlich fahren. Er fuhr los und nahm sich nur zwei alte Soldaten mit.

Sie fuhren über das Meer, fuhren einen Monat, vielleicht auch zwei, und nirgends war ein fremdes Land. Sie fuhren weiter, erblickten einen Berg, so hoch, daß es schrecklich war, ihn anzusehen. Da sagte der Zarensohn zu seinen Soldaten:

„Am Fuße des Berges werden wir übernachten."

Sie fuhren hin, stiegen aus und sahen Licht im Berg. Sie

machten das Schiff fest, und der Zarensohn ging dem Licht nach. Er kam hin, erblickte einen alten Mann und sagte:

„Guten Abend, Väterchen!"

Der erwiderte seinen Gruß und fragte ihn, woher er käme.

Der Zarensohn erzählte ihm die ganze Geschichte und was für einen Traum sein Vater gehabt hätte.

Da sagte der Einsiedler zu ihm:

„Solches Wasser gibt es, aber bis dorthin ist es weit. Ich wohne schon hundert Jahre hier, habe aber weder Vögel noch Ameisen gesehen, und der erste, den ich sehe, bist du. Was soll ich dir schenken? Ich werde dir ein Ruder schenken. Wenn du damit einmal ruderst, bist du hundert Meilen weiter."

Er dankte dem Alten, und der sagte:

„Geh am Fuße des Berges entlang, dort wohnen noch meine zwei Brüder. Die schenken dir auch etwas."

Er bedankte sich und fuhr davon.

Gegen Abend kam er zu dem zweiten Bruder.

„Guten Abend!"

Der Alte erwiderte seinen Gruß und fragte ihn so wie der erste. Auch ihm erzählte er die ganze Geschichte.

Da entgegnete der Alte:

„Das Wasser gibt es, aber bis dahin ist es noch weit. Ich wohne hier schon zweihundert Jahre und habe niemanden gesehen, bis du zu Besuch gekommen bist. Ich muß dir etwas schenken. Hier hast du eine Hirtenflöte. Wenn du zu dem Wasser kommst — das Wasser ist aber auf einem sehr hohen Berg — und spielst, wird sich ein Tal bilden."

Der Zarensohn nahm die Hirtenflöte und ging. Beim Fortgehen sagte der Alte zu ihm:

„Geh zu meinem ältesten Bruder. Er wird dich auch beschenken, und wenn du alles besorgt hast, komm zu uns zurück!"

Er versprach zurückzukommen.

Der Königssohn fuhr zu dem dritten Alten. Er kam zu ihm, der erblickte ihn und sagte:

„Wohin machst du deine lange Reise, Königssohn?"

Er erzählte ihm von dem Verjüngungswasser für seinen Vater.

Da sagte der Alte zu ihm:

„Das Verjüngungswasser gibt es, und es ist auch nicht mehr sehr weit. Hier hast du drei Flaschen. Wenn du zu dem Wasser kommst und die eine gefüllt hast, wird sie eine Maus. Wirf sie fort. Hast du die zweite gefüllt, wird sie eine Ratte.

Wirf die zweite auch fort. Füllst du die dritte, hast du reines Wasser. Das behalte!"

Dann sagte er noch:

„Lieber Königssohn! Dreihundert Jahre wohne ich schon hier, habe weder Vögel noch Ameisen gesehen. Nur dich, Königssohn. Wenn du zurückkommst, besuche mich wieder!"

Nun, er fuhr davon. Er kam am Fuße des Berges an, und er betrachtete ihn, und er war so hoch! Über tausend Klafter. Er ließ das Schiff etwas zurückfahren, nahm die Hirtenflöte, die ihm der Alte gegeben hatte, und als er auf ihr spielte, ging der Berg auseinander und gab ein Tal frei. Der Königssohn kam an das Ufer, stieg aus dem Schiff, nahm einen Soldaten mit und ging zu dem Berg. Er kam zu einer Quelle, schöpfte mit der einen Flasche, da war sie eine Maus. Er warf sie fort. Er schöpfte mit der zweiten, da war sie eine Ratte. Die warf er auch fort. Dann schöpfte er mit der dritten. Das war reines Wasser, und er steckte die Flasche in die Tasche.

Als er von dort fortging, erblickte er einen Palast, rundherum mit Silber und Gold verziert. Da staunte er sehr und sagte zu seinem Soldaten:

„Mein Vater ist reich, aber einen solchen Palast hat er nicht. Na, ich gehe mal hin und sehe ihn mir an."

Er kam zu dem Palast, öffnete die Tür und trat in die Gemächer ein. In dem einen lag Heu, im zweiten Roggen und Weizen in großen Säcken. Er ging in das dritte, da stand ein Tisch. Auf ihm waren drei Flaschen Wein und drei Brote. Er setzte sich an den Tisch, trank aus der einen Flasche, schnitt ein Brot an, trank aus der zweiten Flasche, schnitt das zweite Brot an, und dann kamen so auch noch die dritte Flasche und das dritte Brot an die Reihe, und so trank und aß er sich satt.

Auf einmal sah er im Bett ein junges Fräulein liegen und schlafen.

Er versuchte sie zu wecken, sie aber erwachte nicht. Da nahm er eine Feder, schrieb einen Zettel, der und der sei dagewesen, und ging zum Schiff. Er stieg ein und fuhr nach Hause, froh darüber, daß er das Verjüngungswasser hatte.

Wenn er nur einmal ruderte, war er gleich hundert Meilen weiter. Er fuhr und fuhr, kam zu dem verwunschenen Berg und erblickte von ferne seine Brüder auf dem Berg. Die aßen schon das Gras, denn sie hatten weder Brot noch etwas dazu.

Da rief er ihnen zu:

„Seht, ich habe das Verjüngungswasser für unser Väterchen.

Na, kommt, hier habt ihr etwas zu essen!"

Sie stiegen ein und fuhren gemeinsam. Die beiden Älteren aber berieten miteinander.

„Vater wird uns für das Wasser loben", sagte der Älteste zu dem Mittleren. „Wir werden ihm sagen, er soll einen Ball geben. Vielleicht betrinkt sich der Jüngste, dann stehlen wir ihm das Wasser. Wie sollen wir sonst dem Vater unter die Augen treten?"

Der Jüngste, dieser Ärmste, war sehr müde und schlief ein. Die Brüder fanden die Flasche, nahmen sie weg und steckten ihm eine andere zu.

Sie kamen nach Hause, und der Jüngste sagte:

„Nun habe ich Euch das Wasser besorgt, Väterchen."

Da sagte der Vater:

„Na, gib's. Ich will mich waschen."

Er gab es ihm, der Vater wusch sich und blieb genauso alt wie zuvor.

Da sagten die anderen:

„Wie könnt Ihr dem Dummen glauben, Vater? Wir haben das Wasser gebracht, nicht er."

Sie gaben es dem Vater, er wusch sich und wurde jung.

Da begann der Vater den Jüngsten zu hassen. Er wurde ihm so zuwider, daß er ihn nicht einmal mehr sehen wollte. Der Ärmste!

Einmal ging der Vater mit der Mutter spazieren und hatte die Schlüssel von der Kasse vergessen. Der jüngste Sohn nahm drei Ledergürtel und füllte sie voll rote Dukaten. (Der Vater aber hatte inzwischen seinem ältesten Sohn befohlen, den jüngsten töten zu lassen). Einen Ledergürtel band sich der Zarensohn um den nackten Leib, den anderen über das Unterhemd und den dritten über das Oberhemd, und nun wollte er in die Welt ziehen. Da kam auf einmal der Henker und sagte:

„Bitte, Zarensohn, gehen wir auf die Jagd."

Da freute sich der Zarensohn, er dachte, sein Vater wäre wieder gut zu ihm.

Sie gingen. Sie waren schon tief im Walde, da sagte der Henker:

„Wißt Ihr, was ich mit Euch machen soll, Königssohn?"

Der fragte:

„Was denn?"

„Ich soll Euch hinrichten."

Da entgegnete der Zarensohn:

„Weißt du was? Wir haben hier einen Hund, dem nehmen wir das Herz heraus, und einen Finger kannst du mir abhacken. Ich werde das meinem Vater nie verraten."

So taten sie es.

Der Zarensohn verband sich die Hand, an der der Finger abgeschnitten war, und zog in die Welt. Der Henker aber nahm das Herz und den Finger, brachte es und überreichte es dem Zaren.

Der Zarensohn zog weit hinaus in die Welt und verdingte sich bei einem Kaufmann, der drei Häuser aus Stein hatte. Er verkaufte verschiedene Sachen und gab alles billig ab. Als die Leute hörten, wie billig es bei ihm war, kamen viele Käufer. Bis zum Abend verkaufte er alles und schloß den Laden. Dann nahm er den Gürtel mit den roten Dukaten ab und gab den Rest hinzu.

Als er nach Hause kam, fragte ihn der Kaufmann:

„Warum bist du gekommen?"

Er aber antwortete, er habe alles verkauft. Da wunderte sich der Kaufmann.

„Dort haben Sachen über zwei Jahre gelegen, und du hast sie an einem Tag verkauft?"

Er kam, das Geld zu zählen, zählte nach und sagte:

„Am liebsten möchte ich auch noch die beiden anderen Läden verkaufen."

Inzwischen war das Fräulein aufgewacht, dem er den Zettel hinterlassen hatte, als er dort das Wasser holte. Sie schrieb also an seinen Vater, daß der Zarensohn zu ihr kommen solle. Aber der war ja nicht mehr da.

Da fragte der Zar den Henker, der den Zarensohn hatte hinrichten sollen:

„Hast du ihn vielleicht gar nicht hingerichtet?"

Der antwortete:

„Nein."

Da ließ der Zar im ganzen Land verkünden, wer seinen kleinen Finger nicht mehr hat, der soll sich melden. Die Pastoren verkündeten es in den Kirchen, und der Kaufmann meldete, er sei bei ihm. Man schickte sogleich eine Kutsche aus, und der Zarensohn fuhr nach Hause.

Als der Vater ihn erblickte, küßte er ihn ab.

Nun setzte sich der Zarensohn in sein Schiff und fuhr davon. Er kam zu dem Berg, und als er auf seiner Hirtenflöte spielte, tat sich der Berg auseinander, er ging hinein und holte das Fräulein.

Sie kamen zu seinem Vater, heirateten, blieben eine Weile zu Besuch und fuhren dann in ihr Haus.

Jetzt leben sie dort und haben schon einen kleinen Sohn.

Einmal begann der Sohn zu weinen. Der Vater konnte ihn mit nichts beruhigen und gab ihm seine Hirtenflöte, damit das Kind darauf spielte. Er selber aber nahm das Gewehr über die Schulter, ging in den Wald auf die Jagd und vergaß die Hirtenflöte, vor der sich immer der Berg auftat.

Er wollte wieder nach Hause, aber da stand der hohe Berg. Er sah, daß er auf den Berg nicht hinaufkonnte. Da erinnerte er sich daran, daß er drei Schwestern hatte, und er dachte sich: Die müssen doch hier irgendwo in der Nähe sein.

Er machte sich auf den Weg. Er ging und fand die eine Schwester, die jüngste. Er kam auf den Hof, und dort lief eine Maus mit einem Schießgewehr herum. Die Schwester kam heraus und beschützte ihn. Er erzählte ihr alles, wie es gewesen war, und sagte:

„Schwester, ich möchte gern wissen, wo meine anderen Schwestern sind."

Da sagte sie zu ihm:

„Geh, die Maus wird dich führen."

Die Maus ging voraus, er ihr nach. Er kam zu der anderen Schwester, und dort war eine Ratte mit einem Schießgewehr. Die kam zu ihm gelaufen, die Schwester kam heraus und beschützte ihn. Sie gingen in die Hütte. Er erzählte ihr dasselbe wie der anderen Schwester und sagte:

„Ich würde mich freuen, wenn ich wüßte, wo meine älteste Schwester ist."

Da sagte sie:

„Die beiden Tiere werden dich führen."

Sie brachten ihn zur ältesten Schwester, und dort erblickte er einen Kater mit einem Schießgewehr. Der Kater miaute, die älteste Schwester kam heraus und beschützte ihn. Sie traten in die Hütte. Er erzählte ihr die ganze Geschichte, wie er das Wasser für den Vater geholt hatte, wie er geheiratet hatte und wie er auf die Jagd gegangen war.

Da sagte sie zu ihm:

„Hier hast du die drei Tiere. Wenn sie dir die Hirtenflöte nicht beschaffen, beschafft sie dir niemand."

Er nahm die Tiere mit und ging mit ihnen zu dem Berg. Er kam hin, blieb stehen und sagte:

„Klettert auf den Berg!"

Sie taten es, aber sie mußten noch ein Stück durchs Wasser

schwimmen. Der Kater nahm die beiden Tiere auf den Rücken und schwamm los. Sie kamen auf den Berg und ruhten sich etwas aus, denn sie waren müde. Da sagte der Kater zu der Maus:

„Bohre du ein kleines Loch, und die Ratte bohrt hinter dir ein größeres!"

Sie bohrten, nagten die Tür durch, nahmen die Flöte und gingen. Sie kamen ans Wasser, der Kater nahm die beiden wieder auf seinen Rücken und schwamm davon. Die Ratte setzte sich bei dem Kater auf die Mitte des Rückens, die Maus aber auf den Kopf.

Die Maus lief vor Freude auf dem Kopf umher, und der Kater wollte sagen:

„Sitz still!"

Kaum hatte er den Mund geöffnet, fiel die Flöte ins Wasser.

Sie kamen ans Ufer und begannen zu streiten. Da fragte sie der Zarensohn:

„Habt ihr die Flöte?"

Sie antworteten, sie hätten sie ins Wasser fallen lassen.

Da sagte er zu ihnen:

„Holt ihr sie nicht wieder, bringe ich euch um."

Sie gingen am Ufer entlang, und da fand der Kater einen Krebs, packte ihn mit den Pfoten, und der Krebs sagte:

„Königssohn, friß mich nicht, ich habe nämlich kleine Kinder!"

Er aber sagte:

„Bring mir die Flöte, die ich habe untergehen lassen, dann fresse ich dich nicht."

Der Krebs ging und fand die Flöte. Er brachte sie, der Kater nahm sie und gab sie dem Zarensohn. Als der darauf spielte, trat der Berg auseinander, und er ging in seinen Palast.

Seit der Zeit lebten sie in Frieden.

43

DAS FLIEGENDE SCHIFF

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten drei Söhne. Zwei kluge und einen dummen. Um die klugen kümmerten sie sich, die Alte gab ihnen jede Woche saubere Hemden, den dummen jedoch schimpften sie nur aus und machten sich über ihn lustig. Er aber saß auf dem Ofen mitten

in der Hirse, in einem schwarzen Hemd und ohne Hosen. Gaben sie ihm etwas, aß er, wenn nicht, hungerte er. Da kam einmal die Kunde, so und so, ein Befehl sei vom Zaren gekommen, alle sollten zu ihm zum Essen kommen, und derjenige, der ein Schiff bauen könne, das fliegt, und mit dem Schiff kommt, sollte die Tochter des Zaren bekommen.

Da beschlossen die klugen Brüder:

„Laßt uns gehen, vielleicht finden wir dort unser Glück."

Nachdem sie das beschlossen hatten, baten sie Vater und Mutter:

„Wir möchten zum Zaren zum Essen gehen", sagten sie. „Wir haben doch nichts zu verlieren. Vielleicht liegt dort unser Glück."

Der Vater riet ihnen ab, die Mutter riet ihnen ab, aber nein!

„Wir gehen, und damit basta! Segnet uns für die Reise."

Die Alten konnten nichts machen. Sie segneten sie für die Reise, die Alte gab ihnen Weißbrote, briet ihnen ein Ferkel und gab ihnen eine Flasche Branntwein. Nun zogen sie los.

Der Dumme aber saß auf dem Ofen und sagte:

„Ich will auch dorthin, wohin meine Brüder sind."

„Wo willst du schon hin, du Dummer?" sagte die Mutter. „Dort fressen dich die Wölfe!"

„Nein, sie werden mich nicht fressen", sagte er. „Ich gehe."

Zuerst lachten die Alten über ihn, und dann schimpften sie. Aber nein! Sie sahen, daß dem Dummen doch nicht abzuraten war, und so sagten sie:

„Na, dann geh. Aber daß du nicht zurückkommst und nicht behauptest, du seist unser Sohn!"

Die Mutter gab ihm einen Sack, legte hartes Schwarzbrot hinein, gab ihm eine Flasche Wasser und begleitete ihn aus dem Hause. Er zog los.

Er ging und ging, und da traf er unterwegs einen alten Mann, einen steinalten Greis mit einem schneeweißen Bart bis zum Gürtel.

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Guten Tag, Söhnchen!"

„Wohin geht Ihr, Großväterchen?"

Der aber sagte:

„Ich ziehe durch die Welt, helfe den Menschen aus der Not. Wohin gehst du?"

„Zum Zaren zum Essen."

„Kannst du etwa ein Schiff machen, das von selbst fliegt?" fragte der Alte.

„Nein, das kann ich nicht", sagte der Bursche.

„Warum gehst du dann hin?"

„Weiß Gott, warum", sagte der Bursche, „zu verlieren habe ich nichts. Vielleicht finde ich dort mein Glück."

„Setz dich", sagte der Alte, „ruh ein wenig aus und laß uns vespern. Pack aus, was du dort im Sack hast."

„Ach, Großväterchen, dort habe ich nichts. Nur hartes Brot. Das könnt Ihr gar nicht beißen."

„Macht nichts, nimm's nur heraus!"

Der Dumme nahm es heraus, und da wurde aus dem schwarzen Brot so schönes weißes Brot, wie er es sein Lebtag noch nicht gegessen hatte. Wie bei feinen Leuten.

„Na ja", sagte der Alte, „warum sollte man zum Vespern nicht auch trinken? Hast du nicht Branntwein dort bei dir im Sack?"

„Woher soll ich schon Branntwein haben? Ich habe nur eine Flasche Wasser."

„Nimm sie heraus!" sagte der Alte.

Er nahm sie heraus, kostete, und da war's Branntwein.

„Na siehst du", sagte der Alte, „wie Gott mit den Dummen Mitleid hat."

Sie breiteten Tücher auf dem Gras aus, setzten sich hin und vesperten. Nachdem sie gut gevespert hatten, dankte der Alte dem Dummen für das Brot und den Branntwein und sagte:

„Nun hör zu, Söhnchen. Geh in den Wald, tritt an einen Baum, bekreuzige dich dreimal und schlag mit der Axt gegen den Baum. Dann wirf dich schnell auf die Erde und bleib dort liegen, bis dich jemand weckt. Dann", sagte er, „wird ein Schiff für dich gebaut sein, setz dich hinein und fliege, wohin du mußt, und nimm unterwegs alle mit, die du triffst."

Der Dumme dankte dem Alten, und sie verabschiedeten sich. Der Alte zog seines Weges, und der Dumme ging in den Wald.

Er ging also in den Wald, trat an einen Baum, klopfte mit der Axt, ließ sich auf die Erde fallen und schlief ein. Er schlief und schlief, auf einmal nach einiger Zeit hörte er, da wollte ihn jemand wecken.

„Steh auf, dein Glück ist gemacht. Steh auf!"

Der Dumme wachte auf, und da sah er ein Schiff stehen, ganz aus Gold, mit silbernen Masten und seidenen Segeln. Sie brauchten sich nur noch zu erheben und davonzufliegen. Ohne lange zu überlegen, stieg er in das Schiff, das Schiff erhob sich in die Lüfte und flog davon. Es flog und flog, niedriger als der

Himmel, höher als die Erde, und die Augen gingen einem über!

Er flog und flog, und da sah er einen Mann auf dem Wege, der hielt sein Ohr an die Erde und lauschte. Der Dumme rief:

„Guten Tag, Onkelchen!"

„Guten Tag, mein Lieber!"

„Was macht Ihr dort?"

„Ich lausche", sagte der, „ob die Leute schon beim Zaren zum Essen zusammengekommen sind."

„Geht Ihr etwa auch dorthin?"

„Ja."

„Setzt Euch zu mir, ich bringe Euch hin!"

Der Mann stieg ein, sie flogen weiter.

Sie flogen und flogen. Da sahen sie einen Menschen seines Weges ziehen, der hatte ein Bein ans Ohr gebunden, auf dem anderen hüpfte er.

„Guten Tag, Onkelchen!"

„Guten Tag, mein Lieber!"

„Warum hüpft Ihr auf einem Bein?"

„Darum", sagte der Mann. „Würde ich das andere losbinden, würde ich mit einem Schritt die ganze Welt überschreiten. Das will ich aber nicht", sagte er.

„Wohin geht Ihr?"

„Zum Zaren zum Essen."

„Kommt zu uns!"

„Gut."

Er stieg ein, sie flogen weiter.

Sie flogen und flogen, da sahen sie auf dem Wege einen Schützen stehen, der zielte mit dem Bogen, aber nirgends war ein Vogel oder sonst etwas zu sehen.

Der Dumme rief:

„Guten Tag, Onkelchen! Wohin zielt Ihr, wo doch weder ein Vogel noch sonst etwas zu sehen ist?"

„Wieso ist nichts zu sehen? Ihr seht nichts. Ich sehe etwas."

„Wo seht Ihr es denn?"

„Da", sagte er, „da, hundert Meilen weiter, sitzt es auf einem verdorrten Birnbaum."

„Setzt Euch zu uns!"

Er stieg ein, sie flogen weiter.

Sie flogen und flogen, und da sahen sie einen Mann, der trug auf dem Rücken einen Sack voll Brot.

„Guten Tag, Onkelchen!"

„Guten Tag!"

„Wohin geht Ihr?"
„Ich gehe Brot zum Essen holen", sagte er.
„Ihr habt doch aber einen ganzen Sack voll."
„Was ist das schon! Das reicht nicht einmal zum Frühstück."
„Kommt zu uns!"
„Gut."
Er stieg ein, sie flogen weiter.
Sie flogen und flogen, da sahen sie einen Mann um einen See herumlaufen, als ob er etwas suche.
„Guten Tag, Onkelchen!"
„Guten Tag!"
„Wohin geht Ihr?"
„Ich möchte gern trinken", sagte der, „aber ich finde nirgends Wasser."
„Vor Euch ist doch ein ganzer See, warum trinkt Ihr da nicht?"
„Ach, was ist das schon! Das reicht ja nicht einmal für einen Schluck!"
„Kommt zu uns!"
„Gut."
Er stieg ein, sie flogen weiter.
Sie flogen und flogen, da sahen sie einen Mann eine Garbe Stroh in ein Dorf tragen.
„Guten Tag, Onkelchen! Wohin tragt Ihr das Stroh?"
„Ins Dorf", sagte er.
„Gibt's etwa kein Stroh im Dorf?"
„Doch", sagte er, „aber nicht solches."
„Was für welches ist das denn?"
„Ein Sommer kann noch so schwül sein", sagte er, „breitet man dieses Stroh aus, kommen gleich Frost und Schnee."
„Kommt zu uns!"
Er stieg ein, sie flogen weiter.
Sie flogen und flogen, da sahen sie einen Mann mit einem Bündel Holz auf den Schultern in den Wald gehen.
„Guten Tag, Onkelchen!"
„Guten Tag!"
„Wohin tragt Ihr das Holz?"
„In den Wald."
„Na so was! Gibt es denn kein Holz im Wald?"
„Warum nicht?" sagte er, „aber nicht solches."
„Was für welches denn?"
„Dort gibt es nur gewöhnliches Holz", sagte er, „aber wenn

ich dieses Holz hinwerfe, steht gleich ein Heer Soldaten vor dir."

„Kommt zu uns!"

Er war auch einverstanden, setzte sich zu ihnen, und sie flogen weiter.

Ob sie nun lange flogen oder nicht, jedenfalls kamen sie zum Zaren zum Essen. Dort waren mitten auf dem Hof Tische aufgestellt und gedeckt, Fässer mit Honigwein und Branntwein herangerollt. Es gab zu essen und zu trinken, was das Herz begehrte. Das halbe Zarenreich war da zusammengekommen. Alte und Kleine und Feine und Reiche und arme Greise. Wie auf dem Jahrmarkt. Der Dumme kam also mit seinen Gefährten auf dem Schiff herbeigeflogen, landete beim Zaren vor den Fenstern, sie stiegen aus und gingen essen.

Der Zar schaute aus dem Fenster. Da war doch etwas auf einem goldenen Schiff geflogen gekommen! Er sagte zu einem Lakaien:

„Geh hin und frag, wer dort mit dem goldenen Schiff gekommen ist."

Der Lakai ging, schaute nach und kam zum Zaren.

„Irgend so eine zerlumpte Bauernbande", sagte er.

Der Zar glaubte es nicht.

„Wie ist denn das möglich", sagte er, „daß Bauern mit einem goldenen Schiff angeflogen kommen? Du hast wahrscheinlich nicht richtig gefragt."

Er ging selber zu den Leuten.

„Wer ist denn dort auf dem Schiff angeflogen gekommen?" fragte er.

Der Dumme trat heraus und sagte:

„Ich."

Als der Zar sah, daß dessen Rock voll Flicken war und an den Hosen die Knie heraussahen, griff er sich an den Kopf.

„Was, einem solchen Knecht soll ich mein Kind geben?"

Was sollte er tun? Also gab er ihm einen Auftrag. Er sei zwar auf einem Schiff geflogen gekommen, „aber wenn er nicht das Lebens- und Heilwasser beschafft, bevor die Leute hier gegessen haben, gebe ich ihm nicht nur meine Tochter nicht, sondern es schlägt mein Schwert diesem Tropf von den Schultern den Kopf."

Der Lakai ging.

Horcheohr aber hatte mit dem Ohr an der Erde gehorcht und gehört, was der Zar gesagt hatte. Er erzählte es dem Dummen. Der Dumme saß auf einer Bank (solche Bänke

standen rund um die Tische) und war traurig, aß und trank nicht.

Das sah Eilebein.

„Warum ißt du nicht?" fragte er.

„Wie soll ich da essen? Ich bekomme nichts hinunter."

Er erzählte:

„So und so, der Zar hat mir befohlen, daß ich Lebens- und Heilwasser beschaffe, bevor die Leute hier gegessen haben. Wie soll ich das bekommen?"

„Sei nicht traurig. Ich bringe es dir."

„Na, sieh nur zu!"

Der Lakai kam und überbrachte ihm den Auftrag des Zaren. Er aber wußte schon lange, wie und was.

„Bestell ihm, ich bringe es", sagte er.

Der Lakai ging.

Eilebein aber band sich den einen Fuß vom Ohr, machte einen Schritt und hatte in einem Augenblick das Lebens- und Heilwasser geschöpft.

Als er das getan hatte, war er müde. Ich komme schon noch zurück, während die essen, dachte er, jetzt werde ich mich an eine Mühle setzen und etwas ausruhen.

Er setzte sich hin und schlief ein. Die Leute waren schon fast fertig mit dem Essen, er aber war noch immer nicht zurück. Der Dumme saß da, weder tot noch lebendig, und dachte: Jetzt ist's aus.

Horcheohr hielt sein Ohr an die Erde, um zu lauschen. Er lauschte und lauschte.

„Sei nicht traurig", sagte er, „er schläft an einer Mühle, der Teufelssohn."

„Was sollen wir denn jetzt tun?" fragte der Dumme. „Wie kann man ihn da wecken?"

Der Schütze aber sagte:

„Keine Angst, ich wecke ihn."

Er spannte seinen Bogen und schoß. Der Pfeil schlug gegen die Mühle, daß die Funken flogen. Eilebein wachte auf und eilte dorthin. Die Leute waren fast fertig mit dem Essen, da brachte er das Wasser.

Der Zar, was sollte er tun? Nun, er stellte eine andere Aufgabe.

„Wenn der Dummkopf mit seinen Gefährten auf einmal sechs Paar gebratene Ochsen und vierzig Öfen voll Brot ißt", sagte er, „gebe ich ihm mein Kind. Wenn nicht, schlägt mein Schwert diesem Tropf von den Schultern den Kopf."

Horcheohr hatte auch das gehört und erzählte es dem Dummen.

„Was soll ich jetzt tun? Ich kann nicht einmal ein Brot auf einmal essen", sagte der Dumme.

Er war wieder traurig und weinte.

Da sagte der Freßling zu ihm:

„Weine nicht. Ich werde alles für Euch aufessen, und es wird mir noch zu wenig sein."

Der Lakai kam. So und so —.

„Gut", sagte der Dummkopf, „sollen sie es bringen."

Sie brieten zwölf Ochsen und buken vierzig Öfen Brot. Der Freßling begann zu essen und aß alles bis auf die letzte Krume auf und bat sogar noch um mehr.

„Ach", sagte er, „das war viel zuwenig. Gebt mir wenigstens noch ein bißchen!"

Als der Zar sah, was der Dumme für einer war, gab er ihm noch einen Auftrag, und zwar, daß er vierzig Vierziger-Krüge Wasser und vierzig Vierziger-Krüge Wein in einem Zuge austrinkt. „Trinkt er's nicht, schlägt mein Schwert diesem Tropf von den Schultern den Kopf!"

Horcheohr hatte das gehört und erzählte es dem Dummen. Der weinte.

„Weine nicht", sagte der Säufling, „ich werde es selber austrinken", sagte er, „und es wird noch zu wenig sein."

Sie brachten vierzig Vierziger-Krüge Wasser und vierzig Vierziger-Krüge Wein angeschleppt.

Der Säufling machte sich ans Trinken, trank alles aus bis zum letzten Tropfen und schmunzelte.

„Ach", sagte er, „viel zuwenig. Wenn sie mir noch ein wenig geben würden, ich würde es trinken."

Als der Zar sah, daß nichts zu machen war, überlegte er: Man muß ihn aus der Welt schaffen, den Teufelssohn, sonst richtet er mir mein Kind zugrunde! Also schickte er seinen Lakaien zu dem Dummen.

„Geh hin und sage, der Zar habe befohlen, er solle vor der Trauung noch baden!"

Einem anderen Lakaien aber befahl er, er solle gehen und sagen, sie sollen ein gußeisernes Bad ganz heiß machen.

„Da wird er drin braten, der Dingsda."

Der Bademeister heizte das Bad an, daß es zischte. Da hätte man den Teufel drin braten können!

Man sagte es dem Dummen. Er ging also ins Bad, und ihm folgte der Frostling mit dem Stroh. Sie waren gerade in das

Bad gekommen, da war es dort so heiß, daß es nicht auszuhalten war. Frostling breitete das Stroh aus, und gleich wurde es so kalt, daß sich der Dummkopf kaum noch mit Wasser übergießen konnte. Da rannte er schnell auf den Ofen, schlief dort ein, denn er fror jämmerlich! Am anderen Morgen öffneten sie das Bad und dachten, von ihm wäre nur noch Asche übrig. Er aber lag auf dem Ofen. Sie weckten ihn.

„Ach, habe ich fest geschlafen!" sagte er.

Dann verließ er das Bad.

Man erzählte dem Zaren, so und so, er habe auf dem Ofen geschlafen, im Bad wäre es so kalt gewesen, als sei den ganzen Winter nicht geheizt worden. Da wurde der Zar sehr traurig. Was sollte er tun? Er überlegte und überlegte.

„Nun", sagte er, „wenn er mir bis morgen früh ein Regiment Soldaten beschafft, gebe ich ihm meine Tochter. Wenn nicht, schlägt mein Schwert diesem Tropf von den Schultern den Kopf."

Bei sich selber aber dachte er: Woher soll so ein armer Bauer ein Regiment Soldaten bekommen? Ich bin der Zar, und selbst ich —.

Er gab also den Auftrag.

Horcheohr hatte das mit angehört und erzählte es dem Dummen. Der saß wieder da und weinte.

„Was soll ich jetzt nur tun? Woher bekomme ich das Heer?"

Er ging auf das Schiff zu seinen Gefährten.

„Ach, steht mir bei, Brüder! Ihr habt mir schon mehrmals aus der Not geholfen, tut es auch jetzt, sonst ist's um mich geschehen."

„Weine nicht", sagte der, der das Holz getragen hatte. „Ich werde dir helfen."

Der Diener kam.

„Der Zar hat gesagt", meinte er, „wenn du bis morgen früh ein Heer Soldaten aufgestellt hast, gehört dir die Zarentochter."

„Gut, mache ich", sagte der Dumme. „Nur, sag dem Zaren", sagte er, „wenn er sie nicht gleich gibt, ziehe ich mit dem Heer gegen ihn und nehme mir die Zarentochter mit Gewalt."

In der Nacht führte der eine seiner Gefährten den Dummen auf das Feld und nahm sein Bündel Holz mit. Er begann, das Holz hinzuschütten, und wohin er es auch warf, überall stand ein Mann, und da wieder ein Mann, und ein ganzes Heer kam zusammen. Herrgott!

Am anderen Morgen wachte der Zar auf und hörte etwas spielen. Er fragte:

„Was spielt denn da so früh?"

„Der, der mit dem goldenen Schiff gekommen ist, drillt sein Heer", sagte man ihm.

Da sah der Zar, daß er nichts ausrichten konnte, und ließ ihn zu sich rufen.

Der Lakai kam und bat ihn zu kommen. Der Dumme aber war inzwischen nicht mehr wiederzuerkennen. Seine Kleidung strahlte nur so. Eine goldene Mütze mit Hörnern hatte er auf! Und er selber so hübsch, mein Gott! Er führte sein Heer, ritt auf einem Rappen voran, hinter ihm ein Oberst.

Der Dumme kam zum Palast und rief:

„Halt!"

Die Soldaten standen in Reih und Glied, alle wie frisch gewaschen, und er ging in den Palast. Der Zar umarmte und küßte ihn.

„Setz dich, mein lieber Schwiegersohn!"

Die Zarentochter kam auch. Als sie ihn sah, lachte sie. Was für einen hübschen Mann sie bekommen würde!

Man traute sie geschwind und gab ein großes Bankett, daß es bis zum Himmel rauchte.

44

IWAN-POBYWAN[1]

Vor langer, langer Zeit war einmal ein schrecklicher Drache. Der suchte fast jeden Tag ein kleines Dorf auf, fraß die Menschen und hatte schon alle aufgefressen. Nur ein alter Mann war noch übrig.

„Nun", sagte der Drache, „den hole ich mir morgen zum Frühstück."

Da kam ein armer Bursche durch das Dorf, trat bei dem Alten ein und bat um ein Nachtlager.

„Du bist wohl lebensmüde?" fragte ihn der Alte.

„Wieso?" fragte der arme Bursche.

Der Alte erzählte ihm, daß ein Drache alle Leute aufgefressen habe und ihn morgen fressen werde.

„Na", sagte der Bursche, „da wird er sich verschlucken."

[1] Ein Wortspiel. Pobywaty heißt im Ukrainischen „schlagen". Die Überschrift bedeutet also „Iwan der Schläger".

Am anderen Morgen kam der Drache geflogen und sah den Burschen.

„Oh, das ist gut", sagte er, „erst war's einer, jetzt sind's zwei."

Der Bursche aber sagte:

„Paß auf, verschluck dich nicht!"

Der Drache wunderte sich.

„Wie denn?" sagte er, „bist du etwa stärker als ich?"

„Natürlich."

„Wie stark bist du denn? Ich bin, hier schau nur, —!"

Er nahm einen Stein, drückte drauf, und da kam Mehl aus dem Stein.

„Ach, das sind Kleinigkeiten", sagte der Bursche. „Drück so, daß Suppe herausfließt!"

Er aber nahm aus dem Schrank einen Sack Käse und drückte darauf, so daß die Molke herausfloß.

„So mußt du drücken", sagte er.

„Na, komm mit", sagte der Drache, „du wirst mein Kamerad."

Der Bursche aber sagte:

„Nein, dein Vorgesetzter."

Sie gingen. Der Drache fragte ihn:

„Wie heißt du denn?"

„Iwan-Pobywan", sagte der Bursche.

Der Drache hatte schon Angst vor ihm. Wenn er mich nur nicht erschlägt, dachte er.

Es wurde Mittagszeit, und der Drache sagte:

„Geh und bringe mir einen Ochsen, Bursche, wir werden ihn zum Mittag braten."

Der Bursche ging. Natürlich hätte er nicht einmal ein Bein bringen können. So ging er durch die Herde des Drachen und band die Ochsen mit den Schwänzen zusammen. Der Drache aber wartete und wartete und kam schließlich selber gelaufen.

„Was machst du denn da, Bursche?"

„Ach, meinst du, ich bringe dir einen nach dem anderen? Ich will sie gleich alle holen."

„Zum Teufel mit dir, du bringst mir ja mein ganzes Vieh um!"

Der Drache zog einem Ochsen das Fell ab und schleppte es mit. Er gab dem Burschen das Fell.

„Geh und bringe mir das Fell voll Wasser!"

Der Bursche nahm das Fell, zerrte es mit großer Mühe zum Brunnen, und als er es hineingelassen hatte, bekam er es nicht

mehr heraus. Da nahm er eine Schaufel, ging rund um den Brunnen und tat so, als ob er graben wollte.

Der Drache kam gelaufen.

„Was machst du da?"

„Ach, meinst du, ich bringe das Wasser mit dem Fell? Ich hänge den ganzen Brunnen daran und bringe ihn dir geschleppt."

„Dich soll doch der —!" sagte der Drache, erschrak aber vor der Kraft des Burschen. So schleppte er das Fell selber.

Er sagte:

„Geh jetzt, Bursche, und bringe mir Holz. Reiße dort eine trockene Eiche heraus! Das reicht für uns."

„Ach", sagte er, „soll ich etwa nur so ein bißchen holen? Ich werde gleich zwanzig Eichen auf einmal bringen. So."

Er tat, als ärgere er sich, und ging nicht. Der Drache kochte das Essen, setzte sich und aß. Der Bursche aber tat weiter, als ärgere er sich, und aß nicht. Hätte er sich nämlich ans Essen gemacht, hätte der Drache gleich erraten, daß er gar nicht so stark ist, wenn er gesehen hätte, daß der Bursche weniger ißt als er. Als nur noch ein bißchen übrig war, setzte sich der Bursche auch hin, stocherte ein bißchen herum und sagte:

„Zu wenig!"

„Nun", sagte der Drache, „wenn es zu wenig ist, gehen wir jetzt zu meiner Mutter. Sie kocht dir genügend Quarkklöße."

„Na, gehen wir!" sagte der Bursche.

Bei sich aber dachte er: Jetzt ist's um mich geschehen.

Sie begannen zu essen — dort aber standen zwanzig Fässer voller Quarkklöße —, der Drache aß und aß und hatte sich schon satt gegessen, der Bursche aber steckte alles unter die Jacke und in die Hose. Die Mutter des Drachen hatte schon bald zwanzig Fässer gereicht, er aber steckte noch immer ein. Als sie gegessen hatten, sagte der Drache:

„Gehen wir auf einen Stein tanzen."

„Na, gehen wir", sagte der Bursche.

Der Drache drehte sich, bis die Funken sprühten.

„Kleinigkeit", sagte der Bursche, „du mußt dich so drehen, daß Suppe herausfließt."

Er aber preßte die Quarkklöße in seiner Kleidung an den Stein, und da spritzte die Suppe aus ihnen heraus.

„So mußt du dich drehen", sagte er, „noch mehr, noch mehr. Und drücken!"

Nun war der Drache vollends erschrocken über Iwan-Pobywan.

Aber er sagte noch:

„Na, komm! Mal sehen, wer von uns am stärksten pfeift."

„Gut!"

Als der Drache pfiff, bogen sich die Bäume.

Nun dachte Iwan-Pobywan: Was kann ich da tun? Da lag in der Nähe ein Stück Eisen. Iwan sah es und sagte zu dem Drachen:

„Kneif die Augen zusammen, denn wenn ich anfange zu pfeifen, könnten dir die Augen herauskullern."

Der Drache kniff die Augen zusammen. Iwan-Pobywan aber warf dem Drachen das Eisenstück zwischen die Augen, daß der zusammenzuckte.

„Hast recht", sagte der Drache, „mir wären fast die Augen herausgesprungen."

Um wenigstens nicht mehr mit Iwan zusammen zu sein, baute er ihm eine Hütte am Dorfrand. Dort wohnte der Bursche. Der Drache aber beriet mit seiner Mutter, wie man ihn aus der Welt schaffen könnte.

„Komm", sagte er, „wir verbrennen ihn."

Der Bursche aber hatte sie belauscht und versteckte sich in dieser Nacht irgendwo. Als sie die Hütte verbrannt hatten, kam der Bursche, stellte sich neben die Asche und schüttelte sich, als wäre er eben herausgekrochen.

Der Drache kam.

„Was denn, Bursche, lebst du etwa noch?"

„Ich lebe. Nur hat mich in der Nacht etwas wie ein Floh gebissen."

Nun dachte der Drache: Von so einem muß man sich fernhalten. Er nahm Reißaus, und niemand sah ihn wieder.

45

KULLERERBSE

Es war einmal ein Mann, der hatte sechs Söhne und eine Tochter. Sie gingen auf das Feld pflügen und sagten, ihre Schwester solle ihnen das Essen bringen. Sie fragte:

„Wo werdet ihr denn pflügen? Ich weiß es doch nicht."

Da sagten sie:

„Wir ziehen eine Furche von dem Hause bis zu dem Acker, wo wir pflügen. Geh immer der Furche nach."

Sie fuhren los.

Im Walde an diesem Felde aber wohnte ein Drache. Er verwischte die Furche und zog eine andere bis zu seinem

Palast. Als das Mädchen den Brüdern das Essen brachte, ging sie der Furche nach und kam in den Palast des Drachen. Dort ergriff sie der Drache.

Am Abend kamen die Söhne nach Hause und sagten zu der Mutter:

„Den ganzen Tag haben wir gepflügt, aber Ihr habt uns kein Essen geschickt."

„Wieso habe ich euch kein Essen geschickt? Olenka hat es doch gebracht. Aber sie ist noch immer nicht zurück. Ich dachte, sie kommt mit euch. Ob sie sich vielleicht verlaufen hat?"

Da sagten die Brüder:

„Wir müssen sie suchen gehen."

Sie gingen alle sechs der Furche nach und kamen zu dem Drachenpalast, wo ihre Schwester war. Als sie dorthin kamen, stand sie gerade dort.

„Meine lieben Brüderchen, wo bringe ich euch nur unter, wenn der Drache angeflogen kommt? Er wird euch doch alle fressen."

Da kam der Drache auch schon geflogen.

„Ah", sagte er, „hier riecht's nach Menschenfleisch. Nun, Burschen, wie ist's: Schlagen oder vertragen?"

„Nein", sagten sie, „schlagen."

„Kommt auf den Kampfplatz aus Eisen."

Sie gingen auf den eisernen Kampfplatz, um sich zu schlagen. Sie schlugen sich nicht lange. Der Drache schlug zu und jagte sie in die Erde hinein. Sie waren mehr tot als lebendig. Er nahm sie und warf sie in ein tiefes Verlies.

Der Mann und die Frau warteten und warteten auf ihre Söhne, aber die kamen nicht. Einmal ging die Frau ans Flüßchen Wäsche waschen, da kullerte eine Erbse den Weg entlang. Die Frau nahm die Erbse und aß sie.

Nach einiger Zeit gebar sie einen Sohn. Den nannten sie Kullererbse.

Der Sohn wuchs und wuchs, als wäre er fleißig gegossen worden. Kaum einige Jahre alt, war er schon groß. Einmal grub sein Vater mit ihm einen Brunnen, da stießen sie auf einen großen Stein. Der Vater lief, Leute zu rufen, die ihm helfen sollten, den Stein herauszuholen. Während der Vater fort war, nahm Kullererbse den Stein und warf ihn heraus. Die Leute kamen, und als sie das sahen, gerieten sie aus der Fassung und erschraken über seine Kraft. Da wollten sie ihn töten. Er aber

warf den Stein in die Luft, fing ihn wieder auf, und da liefen die Leute davon.

Sie gruben weiter und kamen an ein großes Stück Eisen. Kullererbse zog es heraus und nahm es an sich.

Einmal fragte Kullererbse Vater und Mutter:

„Irgendwo muß ich doch Brüder und Schwestern haben?"

„Ach, Söhnchen", sagten sie, „du hattest eine Schwester und sechs Brüder, aber das und das ist ihnen zugestoßen."

„Nun", sagte er, „da werde ich sie suchen gehen."

Vater und Mutter rieten ihm ab.

„Geh nicht, Söhnchen! Sechs sind ausgezogen und umgekommen. Du sollst als einziger nicht auch noch umkommen!"

„Nein, ich gehe doch. Warum sollte ich nicht mein eigen Fleisch und Blut befreien?"

Er nahm das Eisen, das er ausgegraben hatte, und brachte es zu einem Schmied.

„Schmiede mir eine Keule", sagte er, „aber eine große!"

Der Schmied schmiedete sie ihm so groß, daß man sie mit Mühe aus der Schmiede heraustragen konnte. Kullererbse nahm die Keule, schwenkte sie und warf sie in die Luft. Dann sagte er zum Vater:

„Ich lege mich schlafen. Weckt mich, wenn sie in zwölf Tagen zurückkommt."

Er legte sich schlafen. Am dreizehnten Tage kam die Keule gesaust. Der Vater weckte ihn, Kullererbse sprang auf und hielt den Finger hin. Die Keule fiel darauf und zerbrach in zwei Stücke. Da sagte er:

„Nein, mit dieser Keule kann ich meine Brüder und meine Schwester nicht suchen gehen. Ich brauche eine andere."

Er trug sie wieder zu dem Schmied.

„Hier", sagte er, „schmiede sie um, damit sie zu mir paßt."

Der Schmied schmiedete eine noch größere. Auch die schleuderte Kullererbse in die Luft und legte sich wieder zwölf Tage schlafen. Am dreizehnten Tage kam die Keule mit großem Getöse zurückgesaust. Die ganze Erde zitterte. Kullererbse wurde geweckt, er sprang auf, hielt einen Finger hin, die Keule fiel darauf und verbog sich nur etwas.

„Nun, mit dieser Keule kann ich meine Brüder und meine Schwester suchen. Backt mir Brot, Mütterchen, und trocknet mir Zwieback, ich gehe."

Er nahm die Keule, steckte die Brote und den Zwieback in einen Beutel, verabschiedete sich und ging.

Er ging der Furche nach, der alten Furche, die mit Mühe noch zu erkennen war, und kam in den Wald.

Er ging durch den Wald, ging und ging, und kam zu einem großen Hof. Er betrat den Hof, dann die Gebäude, aber der Drache war nicht da. Nur seine Schwester Olenka war zu Hause.

„Grüß dich, Mädchen!" sagte Kullererbse.

„Grüß dich, Jüngling! Warum bist du hergekommen? Wenn der Drache geflogen kommt, wird er dich fressen."

„Vielleicht auch nicht. Wer bist du denn?"

„Ich war Vaters und Mutters einzige Tochter. Aber mich hat der Drache geraubt. Meine sechs Brüder wollten mich befreien und sind umgekommen."

„Wo sind sie denn?" fragte Kullererbse.

„Der Drache hat sie ins Verlies geworfen, und ich weiß nicht, ob sie noch leben oder schon zu Staub verwest sind."

„Vielleicht kann ich dich befreien", sagte Kullererbse.

„Wie willst du mich befreien? Sechs haben mich nicht befreit, und du bist doch ganz allein", sagte Olenka.

„Macht nichts", erwiderte Kullererbse, setzte sich ans Fenster und wartete.

Da kam der Drache geflogen. Kaum war er im Hause, sagte er gleich:

„Ho", sagte er, „hier riecht's nach Menschenfleisch."

„Wie sollte es nicht riechen?" entgegnete Kullererbse. „Ich bin doch gekommen."

„Ahoi, Bursche, was willst du hier? Schlagen oder vertragen?"

„Wieso vertragen? Schlagen!" sagte Kullererbse.

„Gehen wir auf den eisernen Kampfplatz."

„Gehen wir."

Sie kamen hin. Der Drache sagte:

„Schlag du!"

„Nein", sagte Kullererbse, „schlag du zuerst."

Der Drache schlug zu und trieb ihn bis zu den Knöcheln in den eisernen Kampfplatz. Kullererbse zog seine Beine heraus, schwenkte die Keule, schlug zu und trieb den Drachen bis zum Knie in den eisernen Kampfplatz. Der Drache machte sich wieder frei und trieb Kullererbse bis zu den Knien hinein. Kullererbse schlug ein zweites Mal zu, trieb den Drachen bis zum Gürtel in den eisernen Kampfplatz hinein, schlug ein drittes Mal zu und tötete ihn vollends.

Dann ging er in das tiefe Verlies und holte seine Brüder heraus. Die waren gerade noch am Leben.

Er nahm sie, seine Schwester Olenka und das ganze Gold und Silber, das der Drache hatte, und sie zogen nach Hause.

So gingen sie, er aber gab nicht zu erkennen, daß er ihr Bruder war. Als sie ein Stück des Weges zurückgelegt hatten, setzten sie sich unter eine Eiche, um sich auszuruhen. Kullererbse war müde vom Kampf und schlief ein. Die sechs Brüder berieten:

„Die Leute werden über uns lachen, daß wir sechs den Drachen nicht besiegt haben, er allein aber ihn getötet und auch noch das ganze Hab und Gut des Drachen mitgenommen hat."

Sie berieten und berieten und beschlossen schließlich:

„Jetzt schläft er und hört uns nicht. Wir werden ihn mit Bast an die Eiche binden, damit er nicht loskommt. Dann wird ihn ein Tier zerreißen."

Wie sie es beschlossen hatten, taten sie es. Sie banden ihn an und zogen ihres Weges.

Kullererbse aber hatte geschlafen und das nicht gehört. Er schlief einen Tag, schlief eine Nacht, wachte auf und war angebunden. Er zerrte mit aller Gewalt und riß die Eiche samt Wurzelwerk heraus. Dann nahm er die Eiche auf die Schultern und zog nach Hause.

Als er an die Hütte kam, hörte er, daß die Brüder bereits gekommen waren und ihre Mutter fragten:

„Mütterchen, habt Ihr eigentlich noch Kinder gehabt?"

„Natürlich. Einen Sohn, Kullererbse. Er ist gegangen, euch zu befreien."

Da sagten sie:

„Und wir haben ihn festgebunden. Jetzt müssen wir laufen, ihn loszubinden."

Als Kullererbse mit der Eiche in die Hütte hineingepoltert kam, hätte er sie fast zum Einsturz gebracht.

„Bleibt nur, wenn ihr so seid", sagte er. „Ich ziehe in die Welt."

So ging er wieder, mit der Keule auf den Schultern.

Er ging und ging, und da sah er auf einmal einen Berg und noch einen Berg und dazwischen einen Mann, der Arme und Beine in die Berge stemmte und sie auseinanderdrückte. Da sagte Kullererbse:

„Helf dir Gott!"

„Gebe dir Gott Gesundheit!"

„Was machst du denn da, Mann?"
„Ich drücke die Berge auseinander, damit ein Weg wird."
„Wohin gehst du denn?" fragte Kullererbse.
„Das Glück suchen."
„Dorthin will ich auch. Wie heißt du denn?"
„Bergdrücker. Und du?"
„Kullererbse. Gehen wir zusammen."
„Gehen wir."
So gingen sie.

Wie sie so gingen, sahen sie, wie ein Mann mitten im Walde den Arm schwenkte und Eichen samt Wurzelwerk herauszog.
„Helf dir Gott!"
„Gebe euch Gott Gesundheit!"
„Was machst du denn da, Mann?"
„Ich ziehe Bäume heraus, damit mehr Platz wird."
„Wohin gehst du denn?"
„Das Glück suchen."
„Dahin gehen wir auch. Wie heißt du denn?"
„Eichenfäller. Und ihr?"
„Kullererbse und Bergdrücker. Gehen wir zusammen."
„Gehen wir."

Sie gingen zu dritt. Da sahen sie einen Mann mit einem riesigen Schnurrbart am Fluß. Wenn er den Schnurrbart zwirbelte, trat das Wasser auseinander, und man konnte auf dem Grund einhergehen. Da sagten sie zu ihm:
„Helf dir Gott!"
„Gebe euch Gott Gesundheit!"
„Was machst du denn da, Mann?"
„Ich schiebe das Wasser beiseite, damit man den Fluß überqueren kann."
„Wohin gehst du?"
„Das Glück suchen."
„Dorthin wollen wir auch. Wie heißt du denn?"
„Rutenbart. Und ihr?"
„Kullererbse, Bergdrücker und Eichenfäller. Gehen wir zusammen."
„Gut."
Sie gingen.

Sie hatten es gut. War ein Berg im Wege, schob ihn Bergdrücker beiseite. Kam ein Wald, fällte ihn Eichenfäller. Kam ein Fluß, schob ihn Rutenbart beiseite. So gelangten sie in einen riesigen Wald. Da sahen sie eine Hütte stehen. Sie traten ein, niemand war da. Da sagte Kullererbse:

„Hier werden wir übernachten."

Sie übernachteten, und am anderen Tage sagte Kullererbse:

„Du, Bergdrücker, bleibst zu Hause und kochst Essen! Wir drei gehen auf die Jagd."

Sie gingen, Bergdrücker kochte Essen und legte sich hin, um zu ruhen. Da klopfte auf einmal jemand an die Tür.

„Mach auf!"

„Bist kein großer Herr, mach selber auf!" sagte Bergdrücker.

Die Tür ging auf, und dann schrie wieder jemand:

„Setz mich über die Schwelle!"

„Bist kein großer Herr. Kriech selber drüber!"

Da kam auf einmal ein kleines Männchen herein, das zerrte einen klafterlangen Bart hinter sich her. Es ergriff Bergdrücker am Schopf, hängte ihn an einem Nagel an der Wand auf, aß alles Gekochte, trank alles aus, riß Bergdrücker einen Riemen Haut aus dem Rücken und machte sich davon.

Bergdrücker drehte und wendete sich und riß sich fast seinen Schopf büschelweise heraus. Dann machte er sich wieder ans Kochen. Als seine Kameraden kamen, war er fast fertig.

„Warum hast du dich denn mit dem Essen verspätet?"

„Habe ein wenig geschlummert."

Sie aßen sich satt und legten sich schlafen. Am anderen Tage standen sie auf, und Kullererbse sagte:

„Jetzt bleib du hier, Eichenfäller, und wir gehen auf die Jagd!"

Sie gingen, Eichenfäller kochte Essen und legte sich zur Ruhe. Da klopfte jemand an die Tür.

„Mach auf!"

„Bist kein feiner Herr, mach selber auf!"

„Setz mich über die Schwelle!"

„Bist kein feiner Herr, kriech selber drüber!"

Da kam wieder das kleine Männchen herein, zerrte den klafterlangen Bart hinter sich her, ergriff Eichenfäller am Schopf und hängte ihn an den Nagel. Er selbst aber aß alles, was gekocht war, trank sich noch satt, zog Eichenfäller einen Riemen Haut vom Rücken und machte sich davon.

Eichenfäller strampelte und strampelte, kam mit Mühe und Not von dem Nagel frei und machte sich schnell ans Essenkochen. Da kamen seine Kameraden.

„Warum hast du dich mit dem Essen verspätet?"

„Habe ein wenig geschlummert", sagte er.

Bergdrücker schwieg. Er erriet, was geschehen war.

Am dritten Tag blieb Rutenbart. Mit ihm geschah das glei-

che. Kullererbse aber sagte:

„Ihr seid wirklich zu faul zum Essenkochen. Morgen geht ihr auf die Jagd, und ich bleibe zu Hause."

Am nächsten Tage war es dann so: Die drei gingen auf die Jagd, Kullererbse blieb zu Hause. Er kochte Essen und legte sich hin. Da donnerte jemand gegen die Tür.

„Mach auf!"

„Warte, ich mache auf", sagte Kullererbse.

Er machte die Tür auf, und da war doch das kleine Männchen, das einen klafterlangen Bart nachzerrte.

„Setz mich über die Schwelle!"

Kullererbse nahm ihn und setzte ihn über die Schwelle. Der Alte versuchte, Kullererbse zu packen.

„Was willst du denn?" fragte Kullererbse.

„Das wirst du gleich sehen", sagte der Alte, griff nach Kullererbses Schopf und wollte ihn gerade packen, da sagte Kullererbse:

„So einer bist du also!", packte ihn schnell am Bart, nahm die Axt, schlug sie in eine Eiche, spaltete sie, steckte den Bart des Alten in den Spalt und klemmte ihn dort fest.

„Wenn du so einer bist, Großväterchen", sagte er, „daß du gleich nach dem Schopf greifst, dann bleib hier ein wenig sitzen, bis ich wiederkomme."

Er ging in die Hütte, seine Kameraden waren schon gekommen.

„Wo ist das Essen?"

„Schon lange fertig."

Sie aßen, und dann sagte Kullererbse:

„Kommt mit, ich zeige euch etwas ganz Wunderliches!"

Sie kamen zu der Eiche, aber dort waren weder das Männchen noch die Eiche. Das Männchen hatte die Eiche samt Wurzelwerk herausgezogen und schleppte sie mit. Da erzählte Kullererbse seinen Kameraden, was geschehen war, und sie erzählten ihm, wie das Männchen sie am Schopf gepackt und ihnen Hautriemen vom Rücken gerissen hatte.

„Na", sagte Kullererbse, „wenn das so einer ist, dann geht ihn suchen!"

Der Alte schleppte also die Eiche mit. Man konnte sehen, wo er sie hinter sich hergezerrt hatte. Sie gingen der Spur nach und kamen zu einer tiefen Grube, von der man nicht einmal den Grund sah. Da sagte Kullererbse:

„Steig hinunter, Bergdrücker!"

„Zum Teufel damit!"

„Nun, dann du, Eichenfäller."

Eichenfäller wollte nicht, Rutenbart auch nicht.

„Wenn das so ist", sagte Kullererbse, „klettere ich selber hinein. Laßt uns Schnüre flechten!"

Sie flochten Schnüre. Kullererbse wickelte sich das Ende um die Hand und sagte:

„Laßt mich hinunter!"

Sie ließen ihn hinunter. Lange dauerte das, und er gelangte schließlich zum Boden. Da war er auf einer anderen Welt. Kullererbse lief umher. Da sah er einen großen Palast stehen. Er ging hinein, und da war alles aus Gold und Edelsteinen. Er ging durch die Gemächer, und da kam ihm eine Königstochter entgegengelaufen. Sie war so schön, so schön, daß es keine schönere auf der Welt gab.

„Ach", sagte sie, „lieber Mann, warum bist du gekommen?"

„Ja", sagte Kullererbse, „ich suche ein altes Männchen, das seinen Bart einen Klafter hinter sich herschleppt."

„Das gibt es", sagte sie. „Der zieht seinen Bart aus der Eiche heraus. Geh nicht zu ihm, er tötet dich, denn er hat schon viele Leute umgebracht."

„Er tötet mich nicht", sagte Kullererbse. „Ich habe ihm doch den Bart eingeklemmt. Warum bist du denn hier?"

„Ich bin eine Königstocher", sagte sie. „Mich hat dieses Männchen geraubt, und nun hält es mich hier gefangen."

„Nun, dann werde ich dich befreien. Führe mich zu ihm!"

Sie führte ihn hin. Wirklich, dort saß das Männchen und hatte seinen Bart bereits aus der Eiche gezogen. Als es Kullererbse erblickte, sagte es:

„Warum bist du gekommen? Schlagen oder vertragen?"

„Wieso vertragen?" sagte Kullererbse. „Schlagen!"

Sie begannen sich zu schlagen. Sie schlugen sich und schlugen sich, und Kullererbse erschlug ihn mit seiner Keule. Dann nahmen er und die Königstochter das ganze Gold und die Edelsteine, steckten es in drei Säcke und gingen zu der Grube, in der er sich herabgelassen hatte. Er kam und schrie:

„He, Brüder, seid ihr noch da?"

„Ja."

Er band einen Sack an den Strick und rief, sie sollten ziehen.

„Der gehört euch."

Sie zogen ihn heraus und ließen den Strick wieder hinunter. Er band den anderen Sack daran.

„Der gehört euch auch."

Auch den dritten gab er ihnen. Alles, was er hatte. Dann band er die Königstochter an den Strick.

„Und die gehört mir", sagte er.

Die drei zogen die Königstochter heraus, und nun mußten sie noch Kullererbse herausziehen.

Da überlegten sie:

„Warum sollen wir ihn herausziehen? Soll lieber die Königstochter uns gehören. Wir ziehen ihn nach oben und lassen ihn dann fallen. Dann fällt er hinunter und ist tot."

Kullererbse aber erriet, was sie vorhatten, band einen Stein an den Strick und schrie:

„Zieht mich heraus!"

Sie zogen nach oben, und dann ließen sie ihn fallen. Und der Stein plumpste unten auf.

„Nun", sagte Kullererbse, „ihr seid ja gut."

Er ging nun durch die andere Welt. Er ging und ging, und da zogen Wolken auf, Regen und Hagel donnerten hernieder. Er versteckte sich unter einer Eiche. Da hörte er in einem Nest in der Eiche die Kinder des Vogels Greif piepsen. Er stieg auf die Eiche und deckte sie mit seinem Rock zu. Als der Regen vorbei war, kam der große Greif, der Vater von den Jungen. Als er sah, daß seine Kinder zugedeckt waren, fragte er:

„Wer hat euch denn zugedeckt?"

Die Kinder aber sagten:

„Wenn du ihn nicht frißt, sagen wir's dir."

„Nein", sagte er, „ich werde ihn nicht fressen."

„Dort sitzt ein Mensch unter einem Baum, der hat uns zugedeckt."

Der Greif kam zu Kullererbse geflogen und sagte:

„Sag, was du brauchst, ich gebe dir alles, denn das ist zum ersten Mal, daß meine Kinder am Leben geblieben sind, während ich herumflog und es regnete. Sie ertrinken sonst immer im Nest."

„Bring mich in die andere Welt", sagte Kullererbse.

„Nun, da hast du mir eine gute Aufgabe gestellt. Macht aber nichts, da muß ich eben fliegen. Wir nehmen sechs Bottiche Fleisch und sechs Bottiche Wasser mit. Wenn ich fliege und meinen Kopf nach rechts drehe, wirfst du mir ein Stück Fleisch in den Schnabel. Drehe ich ihn nach links, gibst du mir etwas Wasser. Sonst komme ich nicht hin und falle hinunter."

Sie nahmen sechs Bottiche Fleisch und sechs Bottiche Wasser. Kullererbse setzte sich auf den Greif, und sie flogen los. Sie flogen und flogen, und wenn der Greif seinen Kopf nach rechts

wendete, warf ihm Kullererbse ein Stück Fleisch in den Schnabel, wendete er ihn nach links, gab er ihm etwas Wasser. Sie flogen lange und kamen in die andere Welt. Als der Greif seinen Kopf nach rechts drehte, war kein Stück Fleisch mehr in den Bottichen. Da riß sich Kullererbse eine Wade ab und warf sie dem Greif in den Schlund. Sie flogen wieder, und der Greif fragte:

„Was hast du mir denn da zum Schluß so Schönes zu essen gegeben?"

Kullererbse zeigte auf seinen Fuß.

„Von hier", sagte er.

Da rülpste der Vogel Greif, brach die Wade aus, flog davon und brachte Heilwasser. Er legte die Wade wieder an, tröpfelte Heilwasser darauf, und sie wuchs wieder an.

Dann kehrte der Greif nach Hause zurück, Kullererbse aber ging seine Gefährten suchen. Sie waren bereits dorthin gegangen, wo der Vater der Königstochter wohnte, lebten bei ihm und stritten sich. Jeder wollte die Königstochter heiraten, und sie konnten sich nicht vertragen.

Da kam Kullererbse. Sie erschraken, weil sie dachten, er würde sie umbringen. Er aber sagte:

„Ihr habt mich zwar verraten, aber ihr seid doch meine Brüder. Also muß ich euch vergeben."

Und er vergab ihnen. Er selbst aber heiratete die Königstochter und lebte mit ihr.

46

DER HUNDESOHN, DER FROSCHSOHN, DER MAGERE SOHN UND DIE GOLDLOCKIGEN SÖHNE DER ZARIN

Ein Mann und eine Frau hatten einmal drei Töchter, die waren so häßlich, daß man sie nicht einmal mit Holzspänen anfassen mochte. Die Jüngste aber erst, die war so widerlich, so widerlich, so triefnasig und untersetzt, hatte dichte Brauen, dicke Lippen und Glotzaugen.

Einmal gingen alle drei an den Fluß, um Hemden zu waschen.

Da kam auf dem Fluß ein Zarensohn in einem Boot vorbei. Die eine sagte:

„Das ist ein Gott."

„Wieso ein Gott? Ein Zar ist's", sagte die zweite.

Die dritte aber sagte:

„Ach nein, Schwesterchen, ein Zarensohn."

Da sagte die Älteste:

„Würde mich dieser Gott nehmen, würde ich alle seine Leute mit einem Kanten Brot satt machen."

„Würde mich dieser Zar nehmen", sagte die zweite, „würde ich sein ganzes Heer mit einer Elle Tuch kleiden."

„Würde mich dieser Zarensohn nehmen", sagte die dritte, „würde ich ihm zwölf Söhne mit goldenen Locken schenken."

Der Zarensohn hörte das, kam ans Ufer und sagte:

„Guten Tag, Mädchen, helf euch Gott!"

„Guten Tag! Danke."

„Wo wohnt ihr denn, Mädchen, daß ihr hier am Fluß Hemden wascht?"

„Wir wohnen dort", sagten sie, „wo sich der Sommer mit dem Winter trifft."

Er überlegte und überlegte und fragte:

„Was bedeutet denn das?"

„Na so! Der Winter fährt Schlittschuhe, und der Sommer schaukelt sich eins."

Er kam nach Hause, setzte sich hin und überlegte. Wo gibt es denn das, daß sich der Winter mit dem Sommer trifft? Das muß ich suchen.

Er sattelte sein Pferd und ritt los. Er ritt und ritt, da sah er an einer Hütte einen Wagen und einen Schlitten stehen. Da scheinen Winter und Sommer beisammen zu sein, dachte er bei sich. Na, ich gehe mal in die Hütte, schaue nach und frage die Leute.

Er trat in die Hütte ein, da saßen zwei Mädchen. Er grüßte. Die Mädchen sahen ihn an, erkannten ihn, und da sagte die eine zu der anderen:

„Der ist sicherlich gekommen, um uns zu freien, Schwesterchen", sagte sie. „Er hat gehört, wie wir damals geschwatzt haben, als wir die Hemden wuschen. Welche wird er wohl freien?"

Die dritte aber saß auf dem Ofen, hörte nichts und sah nichts.

„Wo sind denn deine Töchter, Onkelchen?" fragte der Zarensohn. „Ich bin zu dir gekommen, um sie zu freien."

„Wo gibt es denn so etwas, daß ein Zar zu einem Bauern kommt und um dessen Töchter freit? Ihr macht Euch über mich lustig", sagte er.

„Nein, zeig sie, zeig sie!"

„Hier die beiden", sagte er, „und noch eine auf dem Ofen. Steh auf, Margarita!"

Sie stand vom Ofen auf.

„Das wird meine", sagte der Zarensohn. „Du bist jetzt mein Schwiegervater."

Er nahm sie mit, brachte sie nach Hause und heiratete sie gleich. Sie lebten ungefähr fünfzehn Tage zusammen, da mußte er dienstlich sein Zarenreich bereisen. Vor der Abreise sagte er zu der Alten (er hatte dort eine alte Frau als Dienerin):

„Paß nur auf", sagte er, „und kümmere dich um meine Frau."

Das befahl er der Alten und ritt davon.

Nach einiger Zeit bekam die Zarin ein Kind. Die Alte verband der Zarin die Augen, nahm ihr den goldlockigen Sohn ab, warf ihn in den Brunnen und schob ihr einen Hund unter.

Als der Zarensohn zurückkam, ging ihm die Alte entgegen.

„Eure liebe Frau hat gesagt: ‚Ich bringe goldlockige Söhne zur Welt.' Sie hat aber einen Hundesohn geboren."

„Meinetwegen", sagte er.

Er verbrachte zu Hause noch fünfzehn Tage. Dann verreiste er wieder dienstlich und trug der Alten auf:

„Paß jetzt auf", sagte er, „was sie zur Welt bringt."

Der Zarensohn reiste ab, und die Zarin bekam wieder ein Kind. Die Alte verband ihr die Augen, warf den goldlockigen Sohn in den Brunnen und schob ihr einen Frosch unter.

Der Zarensohn kam nach Hause, und sie ging ihm entgegen.

„Eure liebe Frau hat gesagt: ‚Ich werde goldlockige Söhne zur Welt bringen', aber jetzt hat sie einen Froschsohn geboren."

„Meinetwegen auch das", sagte er.

Er lebte eine Zeitlang mit ihr, dann fuhr er wieder weg, um sein Zarenreich zu bereisen, und trug der Alten auf:

„Paß auf, Alte, was jetzt beim dritten Mal kommt."

Die Zeit kam, und die Zarin brachte einen goldlockigen Sohn zur Welt. Die Alte aber warf ihn in den Brunnen und schob ihr ein mageres, häßliches Kind unter.

Der Zarensohn kam zurück, und die Alte ging ihm entgegen.

„Eure liebe Frau hat gesagt: ‚Ich werde goldlockige Söhne zur Welt bringen', aber sie hat einen Hundesohn, einen Froschsohn und nun einen mageren Sohn zur Welt gebracht."

Der Zarensohn ging, schaute das Kind an, und es war so mager und häßlich! Du meine Güte!

Der Zarensohn ließ alle seine Obersten zusammenkommen, und sie berieten, was sie mit diesen Söhnen machen wollten. Der eine sagte:

„Köpfen!"
Der andere:
„Aufhängen!"
Der dritte:
„Erschießen!"
Und der vierte sagte:
„Nein, in ein Pechfaß stecken und ins Wasser werfen."
So machten sie ein Pechfaß, legten die Zarin mit ihren Söhnen hinein, nagelten es zu und warfen es ins Wasser. Es schwamm einige Tage auf dem Meer, da wurde der Hundesohn hungrig. Er bewegte sich, stieß mit den Füßen gegen den Boden, und der sprang gleich heraus.
Sie krochen alle aus Ufer. Nun, was weiter? Sie bauten sich eine Hütte, und der Hundesohn, der Froschsohn und der magere Sohn bauten eine gläserne Brücke über das Meer in das andere Zarenreich.
Fuhrleute kamen gefahren. Die Witwe bat sie zu sich.
„Kommt herein zu mir, Brüder! Eßt und trinkt euch satt und schaut euch mein Wunder an!"
Die Fuhrleute kamen. Sie gab ihnen zu essen und zu trinken und sagte:
„Geht über diese Brücke, wohin ihr müßt, euch wird nichts geschehen."
Sie fuhren über die Brücke, und der Hundesohn lief ihnen von weitem nach. Der Zar empfing sie und fragte sie:
„Ihr seid weit herumgekommen, Brüder. Was für Wunder habt ihr gesehen? Sagt es mir!"
„Ja", sagten sie, „ein Wunder haben wir gesehen. Auf dem Schwanenberg hat eine Witwe eine Hütte bauen lassen, und diese Witwe hat drei Söhne, einen Hundesohn, einen Froschsohn, und der dritte ist ein ganz magerer. Die haben eine Brücke bis hierher gebaut."
„Sicherlich meine Frau", sagte der Zarensohn.
Da kam die alte Dienerin und sagte:
„Zarensohn! Irgendwo und doch nicht irgendwo steht ein Apfelbaum mit silbernen und goldenen Äpfeln. Wenn ein Apfel gegen einen anderen schlägt, ist's, als ob eine Orgel spielt."
Nachdem der Hund das gehört hatte, lief er davon, grub den Apfelbaum aus, brachte ihn nach Hause und setzte ihn vors Fenster. Der Zarensohn kam, und der Apfelbaum war nicht mehr da. Die Alte hatte gelogen.

Wieder kamen Fuhrleute, und wieder bat die Witwe sie zu sich.

„Kommt herein, liebe Fuhrleute", sagte sie, „eßt und trinkt euch satt und schaut euch mein Wunder an. Wenn ihr gefragt werdet, erzählt's den Leuten."

Sie aßen und tranken sich satt und fuhren über die Brücke, und der Hund lief ihnen nach. Als sie über die Brücke gefahren waren, empfing sie der Zarensohn.

„Ihr seid weit herumgekommen, Brüder. Was für Wunder habt ihr gesehen? Sagt es mir!"

„Ja", sagten sie, „wir haben ein Wunder gesehen. Auf dem Schwanenberg hat eine Witwe eine Hütte bauen lassen. Diese Witwe hat drei Söhne. Der eine ist ein Hundesohn, der zweite ein Froschsohn und der dritte ein ganz magerer. Ein goldener Apfelbaum wächst dort am Fenster mit goldenen und silbernen Äpfeln. Wenn ein Apfel gegen einen anderen schlägt, ist's, als ob eine Orgel spielt."

Da kam die alte Dienerin und sagte:

„Zarensohn! Irgendwo und doch nicht irgendwo ist ein Wildschwein. Das pflügt mit den Hauern und sät mit den Ohren, schleppt den Schwanz hinter sich her, hinter ihm regnet es, danach wird geerntet, zu Garben zusammengetragen und das Fertige in die Scheune gefahren."

Als der Hund das gehört hatte, lief er zu seinem mageren Bruder, nahm ihn mit, sie gingen, fingen das Wildschwein und brachten es nach Hause. Als der Zarensohn kam, hatten sie es schon angekettet. Deshalb war kein Wildschwein mehr da. Die Alte hatte gelogen.

Wieder kamen Fuhrleute gefahren, und die Witwe bat sie wieder:

„Kommt herein, eßt und trinkt euch satt und schaut euch mein Wunder an. Wenn ihr gefragt werdet, lobt's vor den Leuten!"

Sie kamen herein, aßen und tranken sich satt. Sie begleitete sie und sagte:

„Geht über diese Brücke! Euch wird nichts geschehen, und ihr kommt dorthin, wohin ihr müßt."

Sie gingen, und der Hund lief ihnen nach.

Der Zar empfing sie.

„Nun, Brüder", sagte er, „ihr seid weit herumgekommen. Was für Wunder habt ihr gesehen? Sagt es mir!"

„Ja", sagten sie, „wir haben ein Wunder gesehen. So ein Wunder hat noch niemand gesehen. Auf dem Schwanenberg

hat eine Witwe eine Hütte bauen lassen, und diese Witwe hat drei Söhne. Der eine ist ein Hundesohn, der zweite ein Froschsohn und der dritte ein ganz magerer. Vor dem Fenster wächst ein goldener Apfelbaum mit silbernen und goldenen Äpfeln. Wenn ein Apfel gegen den anderen schlägt, ist's, als ob eine Orgel spielt, und ein Wildschwein steht dort, das mit den Hauern pflügt, mit den Ohren sät, den Schwanz hinter sich herschleppt, hinter ihm regnet es, danach wird geerntet, zu Garben zusammengetragen und das Fertige in die Scheune gefahren. Dort stehen viele Schober", sagten sie, „wir sind schon weit in der Welt herumgekommen, aber soviel Getreide wie dort haben wir noch nie gesehen."

Da kam die alte Dienerin und sagte:.

„Zarensohn! Irgendwo und doch nicht irgendwo ist ein Brunnen. In diesem Brunnen sind drei goldgelockte Söhne. Ihr solltet dorthin fahren, Zarensohn, und sie holen."

Der Hund hörte das, lief nach Hause, nahm seine Brüder mit und lief mit ihnen zu dem Brunnen. Sie kamen zum Brunnen. Der Froschsohn setzte sich unter den Brunnendeckel, der Hundesohn und der Magere aber machten einen Apfel aus Eis und schaukelten. Da sprangen drei Jungen mit weißen Leibern, rotbäckigen Gesichtern und goldenen Locken aus dem Brunnen. Der Froschsohn aber machte klapp, legte den Brunnendeckel wieder auf, und die Goldgelockten blieben draußen.

Sie nahmen die Goldgelockten an die Hand und brachten sie zur Mutter. Die Mutter freute sich, als sie sie erblickte und erkannte.

Als der Zarensohn zum Brunnen kam, traf er sie nicht mehr an. Die verfluchte Alte hatte ihn belogen.

Wieder kamen Fuhrleute gefahren, und die Witwe sagte zu ihnen:

„Kommt herein zu mir, liebe Fuhrleute, eßt und trinkt euch satt und schaut euch mein Wunder an. Wenn ihr gefragt werdet, erzählt's den Leuten!"

Sie aßen sich satt, sie tranken sich satt und fuhren über die Brücke. Da empfing sie der Zarensohn und fragte:

„Ihr seid weit herumgekommen, Brüder. Was für Wunder habt ihr gesehen? Sagt es mir!"

„Ja", sagten sie, „wir haben ein Wunder gesehen. So ein Wunder! Soviel wir auch gefahren sind, soviel wir auch gegangen sind, so ein Wunder haben wir noch nirgends gesehen. Auf dem Schwanenberg hat eine Witwe sich eine Hütte bauen lassen. Und diese Witwe hat drei Söhne. Der eine ist ein Hunde-

sohn, der zweite ein Froschsohn und der dritte ein ganz magerer. Und an der Hütte steht ein Apfelbaum mit silbernen und goldenen Äpfeln. Wenn ein Apfel gegen den anderen schlägt, ist's, als ob eine Orgel spielt. Dort steht ein Wildschwein an der Kette. Es pflügt mit den Hauern, sät mit den Ohren, schleppt den Schwanz hinter sich her, hinter ihm regnet es, danach wird geerntet, zu Garben zusammengetragen und das Fertige in die Scheune gefahren. Sie haben drei goldgelockte Söhne mit weißen Leibern und rotbäckigen Gesichtern aus dem Brunnen geholt."

„Ach", sagte der Zarensohn, „das ist doch meine liebe Frau."

Da kam die Alte, und er sagte zu ihr:

„Woher hättest du es gewußt, Alte, wenn du sie nicht in den Brunnen gesteckt hättest? Hast meiner Frau einen Hundesohn, einen Froschsohn und einen ganz mageren Sohn untergeschoben!"

Da sah die Alte, daß sie den Zarensohn nicht mehr belügen konnte, und sagte:

„Das stimmt, Zarensohn."

Da befahl der Zarensohn, die Alte an ein Pferd zu binden und aufs Feld hinauszujagen. Er aber selbst fuhr über die Brücke zu seiner Frau, und dort lebt er nun.

47

DAS MÄRCHEN VON ILJA MUROMEZ UND RÄUBER NACHTIGALL

Ilja Muromez wurde bei der Stadt Murom in einer armen Familie geboren. Sein Vater und seine Mutter gingen in den Wald, fällten Holz, bearbeiteten das Land und bestellten, soviel sie konnten. Ungefähr einen halben Hektar oder so. Sie ernährten ihren Sohn Ilja, denn er war zu schwach auf den Beinen. Dreißig Jahre lag Ilja auf dem Ofen, konnte nicht aufstehen und nichts tun.

Als die dreißig Jahre vergangen waren, arbeiteten Iljas Vater und Mutter gerade im Walde, und Ilja lag auf dem Ofen. Da kamen drei alte Männer und riefen:

„Iljuschko, Iljuschko, mach die Tür auf!"

Er sagte:

„Wie soll ich die aufmachen? Ich bin doch zu schwach auf den Beinen und kann nicht aufstehen."

„Du wirst aufstehen, du wirst aufstehen. Streng dich nur an!

Nun steh schon auf, Iljuschko!"

Ilja strengte sich an, bewegte die Füße und sprang vom Ofen auf die Erde. Er ging die Tür öffnen, die alten Männer kamen herein und sagten:

„Nun, Ilja, du hattest eine große Krankheit und hast sie überstanden. Jetzt wirst du dich freuen. Dein Vater und deine Mutter werden sich freuen, denn du wirst ein wackerer und starker Recke."

Sie gaben ihm einen Krug Wasser.

„Hier, trink diesen Krug Wasser! Dann wirst du fühlen, was mit dir geschieht."

Er nahm einen Schluck.

„Nun, was fühlst du?"

„Ich fühle große Kraft in mir."

„Gut, trink noch einmal!"

Er neigte sich und trank noch einmal von dem Wasser.

„Nun, was fühlst du jetzt?"

„Eine solche Kraft fühle ich", sagte er, „würde man in die feuchte Erde einen Ring einsetzen, so würde ich den Ring ergreifen und die ganze Erde aus den Angeln heben."

„Nun gut", sagten sie, „prahle nicht mit deiner Kraft, Iljuschko, und erzähl niemandem davon, sondern tue alles, damit dein Väterchen und dein Mütterchen sich über dich freuen. Tue niemandem Böses, sondern tue nur Gutes!"

Zu der Zeit überfielen die Tataren das Russenland. Ilja Muromez beschloß, das Land gegen die Tataren zu verteidigen. Kasan war gerade umzingelt. Ilja Muromez ritt nach Kasan — dort waren drei tatarische Zaren, starke Recken. Er riß eine Eiche heraus und schlug damit auf deren Truppen ein. Er zerschlug das ganze Tatarenheer, und nur die drei Zaren blieben übrig. Er kam zu ihnen und sagte:

„Geht in euer Tatarenreich zurück und sagt allen, sie sollen nie wieder ins Russenland kommen. Ich würde auch euch hier umbringen, aber ich lasse euch am Leben, damit ihr allen erklärt, daß niemand mehr herkommen soll. Im Russenland ist jetzt der Recke Ilja Muromez erschienen, der wird euch alle besiegen."

Sie ritten zurück, und Ilja Muromez begab sich in die Stadt. Die Leute versteckten sich. Manche in den Hütten, die meisten aber in den Kirchen. Er trat in eine Kirche. Sie war voller Menschen, die weinten und beteten.

„Was tut ihr hier, liebe Leute?" fragte Ilja Muromez.

„Was wir hier tun? Hast du nicht gesehen, daß vor der

Stadt die Tataren stehen? Die werden uns gleich alle töten und abschlachten."

„Wo sind denn Tataren? Es sind keine da. Kommt nur und seht's euch an!"

Sie kamen heraus und schauten sich um. Niemand da. Als wären nie Tataren dagewesen. Sie begannen zu feiern, dankten Ilja Muromez und baten ihn, bei ihnen zu bleiben.

Er aber sagte:

„Nein, ich habe euch befreit und ziehe weiter, andere zu befreien. Die Tataren sind noch nicht weit. Ihr aber fürchtet euch nicht. Zu euch kommt keiner mehr. Arbeitet, wie ihr vorher gearbeitet habt, und fürchtet niemanden."

Ilja Muromez setzte sich auf sein Pferd und ritt davon. Er nahm direkt den Weg nach Kiew. Aber nach Kiew war es weit. Man mußte viele Umwege machen, denn auf dem geraden Wege saß ein starker und schrecklicher Räuber: Räuber Nachtigall. Dort flog kein Vogel vorbei, lief kein Vierbeiner, kam kein Recke vorbei. Räuber Nachtigall tötete sie alle.

Ilja Muromez nahm den geraden Weg, vorbei an dem Wald, wo Räuber Nachtigall saß. Dort saß er nun auf drei Eichen, auf neun Ästen. Er hatte sich ein Nest gebaut, um von dort den ganzen Wald zu überblicken. Kam jemand gefahren, pfiff er gleich auf Nachtigallenart, aber so, daß die Blätter von den Bäumen fielen. Aber wenn er wie ein Vierbeiner brüllte, knickten die Bäume ein, und jede lebendige Seele, die dort entlangkam, fiel gleich zu Boden und starb.

Als Räuber Nachtigall bemerkte, daß Ilja Muromez kam, pfiff er auf Nachtigallenart, daß die Blätter abfielen. Dann brüllte er wie ein Vierbeiner, und Iljas Pferd ging in die Knie.

Ilja Muromez stieß sein Pferd mit dem Knie und sagte:

„Steh auf, sonst überlasse ich dich den Hunden! Sollen die dich fressen. Hast du etwa Angst vor Räuber Nachtigall?"

Ilja Muromez kam heran, und als Räuber Nachtigall ihn sah, sprang er von der Eiche auf ihn zu. Ilja Muromez zielte und schoß ihm einen Pfeil direkt ins rechte Auge. Der Pfeil ging durch den Kopf hindurch und flog davon. Räuber Nachtigall fiel auf die Erde. Ilja Muromez sprang hinzu, ergriff ihn und würgte ihn mit den Händen. Räuber Nachtigall spürte, daß er einem Stärkeren in die Hände gefallen war, und dachte:

„Na, mit dem werde ich nicht fertig."

Ilja nahm den Steigbügel und starke Riemen von seinem

Sattel, fesselte Räuber Nachtigalls Hände und Beine, band ihn an den Sattel, setzte sich aufs Pferd und ritt direkt zu Räuber Nachtigall auf den Hof.

Räuber Nachtigall hatte eine Tochter, eine Reckentochter. Als das Reckenfräulein sah, daß Ilja Muromez kam und ihr Vater an den Sattel gebunden war, ergriff sie ein eisernes Brett von neunzig Pud und warf es auf Ilja Muromez. Sie wollte ihn erschlagen. Ilja Muromez aber stieß mit der Schulter an das Brett, es flog zurück, traf das Reckenfräulein und tötete es sofort.

Die Frau von Räuber Nachtigall sah schon, daß ein Unglück geschehen war, und bat Ilja Muromez:

„Ich gebe dir soviel Lösegeld, wie du willst, Gold oder Silber. Nur laß meinen Mann am Leben!"

Er aber antwortete:

„Nein, nein, er hat ausgelebt. So viele Menschen hat er getötet, so viele Kinder zu Waisen gemacht, und da soll ich ihn am Leben lassen? Um nichts in der Welt! Ich brauche kein Lösegeld. Ich will kein Geld verdienen. Ich gehe, alle die zu beschützen, die überfallen werden."

Er wendete sein Pferd und ritt direkt nach Kiew.

In Kiew regierte damals Fürst Wolodymyr. Als Ilja Muromez geritten kam, war beim Fürsten gerade ein Gelage. Alle Recken feierten mit dem Fürsten.

Als er kam und verkündete, wer er sei, fragte der Fürst:

„Auf welchem Wege bist du zu uns gekommen?"

„Auf dem geraden Wege bin ich gekommen", sagte Ilja Muromez.

Alle Recken sprangen von ihren Plätzen auf, unter ihnen ein besonders angesehener Recke, Aljoscha Popowytsch. Popowytsch sprang also auf und sagte:

„Nein, nein, das kann nicht sein. Das stimmt nicht, Fürst. Er lügt! Wer kann bei uns den direkten Weg reiten? Dort sitzt Räuber Nachtigall, dort fliegt kein Vogel vorbei, dort läuft kein Vierbeiner vorbei."

„Aha, so ein Recke bist du", sagte Ilja Muromez zu ihm, „hast Angst vor Räuber Nachtigall? Nun", sagte er, „laßt uns gehen! Ich werde euch euren Räuber Nachtigall zeigen."

Er führte alle hinaus: den Fürsten, die Fürstin und die Recken. Er sagte:

„Da ist euer starker Räuber Nachtigall, da!"

Als sie sahen, daß der am Sattel angebunden war, waren sie gleich alle überzeugt, daß Ilja Muromez wirklich ein Recke

ist. Er hielt Räuber Nachtigall am Sattel, also hatte er ihn besiegt.

Da sagte Fürst Wolodymyr, ohne Ilja Muromez zu fragen, zu Räuber Nachtigall:

„Nun, Räuber Nachtigall, pfeife auf Nachtigallenart und schrei wie ein Vierbeiner!"

Räuber Nachtigall aber entgegnete:

„Nicht du hast mich gefangengenommen, du hast kein Recht, mir etwas zu befehlen. Soll mir der befehlen, der mich gefangengenommen hat."

Da sagte der Fürst:

„Nun, Ilja Muromez, befiehl du es ihm!"

„Stellt Euch hierher", sagte der zu dem Fürsten und der Fürstin und bedeckte sie mit seinem Bauernrock. „Ich werde Euch zudecken, damit Euch nicht das Trommelfell in den Ohren platzt, wenn er pfeifen wird."

Räuber Nachtigall aber befahl er:

„Hör zu, Räuber Nachtigall, was ich dir befehle: Pfeif noch einmal auf Nachtigallenart!"

Als der zu pfeifen begann, fielen die Blätter von den Bäumen, und die Recken, die bei Fürst Wolodymyr zu Gast waren, fielen auf die Erde und liefen auf allen vieren davon. Als er aber noch wie ein Vierbeiner brüllte, liefen sie auf allen vieren auseinander, jeder woandershin. Ilja aber hielt den Fürsten und die Fürstin unter seinem Bauernrock, damit sie nicht hinfielen und ihnen nicht das Trommelfell platzte.

„So tapfer seid ihr also, he?" sagte Ilja Muromez zu den Recken. „Lauft davon? Warum bin ich ihm denn nicht davongelaufen?"

Dann brachte er Räuber Nachtigall aufs Feld und schlug ihm den Kopf ab.

Danach blieb er bei Fürst Wolodymyr. Einmal kamen die Recken wieder zum Fürsten. Sie feierten dort, veranstalteten Gelage und konnten sich mit Ilja Muromez nicht vertragen, und sie stritten sich mit ihm.

Sie setzten dem Fürsten zu, und der warf Ilja Muromez ins Gefängnis. Das Gefängnis ließ er mit Erde zuschütten, so zu einem Wall. Drei Jahre lang schickte er Ilja Muromez nichts zum Essen. Er dachte, Ilja Muromez sei schon umgekommen.

Die Tochter des Fürsten Wolodymyr jedoch brachte Ilja zu essen, aber heimlich, damit der Vater nichts erfuhr. Er saß also dort, aß und trank, und der Fürst dachte, er wäre längst gestorben.

Drei Jahre vergingen, und da schickte einmal ein Tatarenzar, ein Recke namens Zar Kalin, mit einem Boten einen Brief an den Fürsten. Er schrieb:

„Ich bin der Tatarenzar Kalin. Mein Tatarenland genügt mir nicht. Ich will auch dein Kiewer Land haben. Wenn du mir dein Zarenreich nicht freiwillig gibst, komme ich mit Soldaten zu dir, besiege dich, und dann wirst du mit deiner Frau bei mir in der Küche Wasser schleppen."

Fürst Wolodymyr las den Brief und erschrak. Gleich beriet er sich mit seiner Frau.

„Was sollen wir nur machen? Was sollen wir nur machen?"

Sie fragten auch die Tochter.

„Was sollen wir nur machen?"

Die Tochter sagte:

„Seht mal nach, vielleicht lebt Ilja Muromez noch?"

„Was?" sagte der Fürst. „Bist du dumm oder was? Drei Jahre sitzt er dort und hungert. Der ist schon lange gestorben. Dort liegen vielleicht noch seine Knochen herum."

„Nein, nein, seht nur nach!"

Er schrie sie wieder an, und dann sagte er:

„Vielleicht ist er wirklich noch am Leben."

Als der Vater sah, daß die Tochter nicht nachließ, sagte er:

„Na, geht hin und schaut nach!"

Sie gingen und gruben das Gefängnis aus. Sie fanden ihn. Ilja Muromez saß da und sang Lieder.

Sie kamen zu dem Fürsten zurück und sagten:

„Ilja Muromez lebt, als wäre nichts geschehen."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

„Nun, dann los!"

Der Fürst kam zu ihm gelaufen. Er kam, öffnete alle Türen, ließ Ilja Muromez heraus und bat ihn:

„Iljuschko", sagte er, „Iljuschko, verzeih, daß ich dir gezürnt und dich ins Gefängnis gesteckt habe! Rette uns jetzt aus der Not!"

„Nein!" sagte Ilja Muromez. „Geh fort! Du wolltest mich verhungern lassen, hast mich gequält, damit ich sterbe, und jetzt willst du, daß ich dir helfe? Nie und nimmer!"

Der Fürst schickte die Fürstin.

Die bat und bat ihn, und wieder sagte Ilja:

„Nein. Um nichts in der Welt werde ich euch beschützen!"

Da sagte die Tochter:

„Dann gehe ich und bitte ihn."

Die Tochter kam, er sagte nicht „nein" und meinte:

„Du hast mir Essen gebracht, hast mich am Leben erhalten. Für dich gehe ich und werde das Russenland verteidigen. Dein Väterchen und dein Mütterchen haben Glück."

Und wie er dann mit dem Zaren Kalin kämpfen ging! Er zerschlug Kalins Heer. Zar Kalin aber war ein wackerer und starker Recke. Als Ilja dessen Heer zerschlagen hatte, wollte Kalin selber mit Ilja kämpfen. Sie kämpften und kämpften. Drei Tage und drei Nächte lang. Zar Kalin hatte Ilja schon fast besiegt, warf ihn auf die Erde und würgte ihn.

Der Tatarenzar Kalin hatte aber drei schöne Töchter, und er wollte Ilja Muromez nicht töten, sondern nur erschrecken.

Er zog seinen Dolch heraus und sagte:

„So, jetzt werde ich dir die Gedärme herausholen!"

Danach fuhr er fort:

„Nein, ich werde dich am Leben lassen. Ich habe drei Töchter. Nimm die zur Frau, die du willst, und du wirst bei mir leben und mich beschützen. Was sollen dir die russischen Fürsten, wenn du dich für sie schlägst und sie dir nicht helfen?"

Die alten Männer aber, die ihn gesund gemacht hatten, hatten damals zu Ilja Muromez gesagt: „Solange du auf russischem Boden bist, wirst du aus diesem Boden Kraft schöpfen. Solange du auf dem Boden liegst, wirst du Kraft schöpfen." Zar Kalin preßte ihn an die Erde, Ilja aber dachte: Ha, ha, ha, presse nur, drücke nur! Und er wurde immer stärker und stärker.

Zar Kalin drohte:

„Wenn du meine Tochter nicht zur Frau nehmen willst, werde ich dich erstechen!"

Ilja aber lag ruhig da. Er lag und lag, und er spürte schon, daß er Kraft hatte. Er packte Zar Kalin an den Füßen und warf ihn in die Höhe. Der flog an die zehn Meter hoch, und als er wieder herunterkam, wäre er fast an der Erde zerschellt. Ilja Muromez ergriff ihn schnell an den Beinen und machte sich daran, die Soldaten, die noch nicht geschlagen waren, mit dem Zaren Kalin zu verprügeln. Er ließ ihn rings um sich herum kreisen und schlug dessen Heer mit ihm. So zerschlug er alle Tatarentruppen. Dann kehrte er zurück nach Kiew, nahm die Tochter des Fürsten Wolodymyr zur Frau, und dort lebt er und regiert er nun.

48

VOM RECKEN BUMS HUFSOHN

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte eine Tochter. Sein Kutscher war ein Mann namens Huf. Das Mädchen verliebte sich in diesen Huf, den Kutscher. Sie liebte ihn lange oder auch nicht, wurde mit der Zeit schwanger und verbarg ihren Zustand, damit Vater oder Mutter nicht davon erfuhr. Eines Tages bekam sie die Wehen, und am Abend, als die Alten schliefen, spannte Huf die Pferde vor den Wagen, und sie fuhren in die Steppe, ungefähr siebzig Werst. Sie hockte sich hin, ließ den Jungen ins Gras plumpsen, und er machte bums.

Da sagte sie:

„Soll sein Name Bums sein und sein Vatersname Hufsohn."

Das Kind war kaum geboren, da konnte es auch schon sprechen. Es hatte überhaupt keine Haut, sondern war am ganzen Körper wie ein Pferdehuf. Sie verabschiedeten sich und küßten sich, die Mutter gab dem Kinde zu essen und sagte:

„Bleib hier sitzen, ich werde dir immer zu essen bringen."

Sie stieg mit Huf wieder in den Wagen, und sie fuhren ab. Die Pferde waren gut, liefen schnell, und sie waren bald wieder zu Hause. Das Mädchen legte sich hin, und so wußten der Kaufmann und seine Frau nicht, daß ihre Tochter ein Kind zur Welt gebracht hatte und mit dem Kutscher in der Steppe gewesen war.

Es verging ein Monat oder auch zwei oder auch drei, und Huf brachte seinem Sohn etwas zu essen. Sie sahen sich und küßten sich, er ließ das Essen dort und fuhr wieder zurück. Bums Hufsohn wuchs nicht in Stunden, sondern in Minuten, in die Breite und in die Höhe. Nach ungefähr drei Monaten machte die Mutter ihrem Sohn wieder etwas zu essen zurecht und auch Kleidung, und sie fuhren diesmal beide hinaus. Sie kamen dorthin, und sie fragte ihren Sohn:

„Soll ich dir vielleicht einen Säbel oder eine Lanze bringen?"

Darauf sagte er:

„Nicht notwendig, Mütterchen. Ich habe statt Säbel und Lanze meine Fäuste. Bringt mir nach einem halben Jahr noch etwas zu essen. Das reicht dann."

Er blieb sechs Jahre an der Stelle, an der sie ihn verlassen hatten. Zweieinhalb Ellen in den Schultern und zweieinhalb in der Höhe hatte Bums Hufsohn, und Kraft hatte er für dreiunddreißig und ein achtel Pud. Drei Pud in jeder Faust. Er ver-

ließ also diese Stelle, und was er sah, dort ging er hin. Wege gab's da nicht. Er ging einen Tag, ging zwei, und am dritten Tag kamen ihm zwei Recken auf ihren Pferden entgegengeritten. Ohne ihn zu grüßen, fragten sie ihn schnell:

„Wer bist du denn?"

„Ich bin Bums Hufsohn. Und wer seid ihr?"

„Wir sind Recken."

„Das kann nicht sein, daß ihr Recken seid."

„Doch, wir sind Recken."

„Was seid ihr schon für Recken? Recken sind nicht so unhöflich und unfreundlich. Taugenichtse seid ihr!"

Sie gerieten in Zorn, wollten über ihn herfallen und ihn verprügeln.

„Wir werden dich vom Erdboden vertilgen", sagten sie.

„Ich sage euch doch, ihr seid Taugenichtse. Ihr könnt mich ja gar nicht vom Erdboden vertilgen. Wenn ihr aber Bums Hufsohns Kräfte erproben wollt, dann holt acht Mann zusammen, sieben werden kämpfen — ich bin nämlich gerade sieben Jahre alt —, und der achte ist Zeuge und sieht zu, wie wir kämpfen."

„Du läufst ja fort."

„Nein, vor euch habe ich keine Angst. Ich werde hier stehenbleiben. Kommt mit den Recken, und dann kämpfen wir!"

Sie ritten auf ihren guten Pferden davon und riefen Recken zusammen. Sie wußten ja, wo die wohnten. So kamen acht Mann zusammen, und sie sagten:

„Wir hätten ihn natürlich auch zu zweit verprügeln können, aber er sagte, es sollen sieben sein. Was sollen wir sieben denn dort?"

„Seid ihr denn auch alle Recken?" fragte Bums Hufsohn.

„Sind wir", sagten sie.

„Was seid ihr schon für Recken. Ich dachte, Recken wären zuvorkommende Menschen. Ihr aber seid Taugenichtse!"

Da wurden sie wütend.

„Ah, Taugenichtse nennst du uns alle! Dann laß uns kämpfen!"

„Na, wie wollt ihr denn gegen mich kämpfen? Mit Säbeln und Lanzen oder wie? Ich habe keine Waffe, ich habe nur Fäuste. Eure Säbel und Lanzen können mir nichts anhaben. Die verbiegen sich. Wollt ihr nicht auch mit Fäusten kämpfen?"

„Wie du willst. Wir kämpfen auch mit Fäusten."

„Na, dann los! Legt eure Waffen auf die Erde und laßt die Pferde laufen! Du aber, Achter, stell dich auf ein Pferd und sieh

unserem Kampf zu. Du bist Zeuge und wirst den Recken erzählen, daß die und die in der Steppe Bums Hufsohn getroffen haben, daß er gerade sieben Jahre alt war und mit ihnen gekämpft hat."

Sie legten ihre Waffen ab, traten an ihn heran und sagten: „Wer soll anfangen? Wir sind bei dir zu Besuch, fang also an, Bums Hufsohn, prüfe du uns zuerst!"

„Wie denn? So, wie ihr jetzt steht, oder vielleicht einer gegenüber dem anderen? Wie soll ich euch denn schlagen? Auf die Brust oder auf die Schultern?"

„Wie kannst du's denn?"

„Nein, auf die Brust, das tut mir leid. Da zerschlage ich euch vielleicht die Brust. Ich werde euch auf die Schultern schlagen."

Sie stellten sich alle in eine Reihe nach einer Seite hin auf. „Los!" sagten sie. „Bums Hufsohn soll seine Reckenkraft erproben."

Er schwang seine Faust, schlug dem letzten gegen die Schultern und trieb gleich drei Mann in die Erde. Sie sanken ein, und die vier übrigen lagen darüber.

„Na geh", sagte er zu dem, der Zeuge gewesen war, „und sieh nach, ob deine Recken noch leben. Brauchst keine Angst zu haben, ich rühre dich nicht an."

Der andere ging hin und schaute nach.

„Was heißt hier noch leben? Sie leben schon lange nicht mehr."

„Na, dann grab für deine Freunde mit Lanze und Säbel eine Grube. Man kann sie ja hier nicht so liegen lassen. Sie müssen doch in der feuchten Erde begraben werden."

Der Zeuge grub eine Grube, sie legten sie hinein und schütteten Erde drüber.

„Na Recke, hast du schon einmal von einem solchen Recken gehört, wie ich es bin?"

„Nein, ich habe weder von ihm gehört, noch habe ich ihn gesehen."

„Da wart ihr nun wütend, weil ich euch Taugenichtse genannt habe, und wolltet mich umbringen. Nein, mich bringt ihr nicht um. Reite jetzt durch die ganze Welt und erzähle allen, daß du einen Recken gesehen hast, der sieben hochnäsige Recken mit einer Faust erschlagen hat. Danach kommt ihr alle zu mir! Ich werde am blauen Meer sein. Sucht mich dort, dort findet ihr mich. Und dann werde ich euch was erzählen. Niemand hat Macht über euch. Nur der, der euch besiegt. Und das wird jetzt Bums Hufsohn sein!"

Der Recke verneigte sich und ritt davon.

Bums Hufsohn aber ging zum blauen Meer. Dort waren Felsen, große Berge und Steine von zwanzig Ellen Höhe. Er kam und ging am blauen Meer unterhalb der Felsen hin und her. Dort war nur Sand. Im Sand fand er einen kleinen Pfad. Dem ging er nach und kam zu einem Berg. Der Pfad bog um die Ecke. Er ging auch dorthin, aber dort war nichts als Stein. Er blieb stehen, strich mit der Hand über den Stein und fand ein Ästchen, so groß wie ein Erbschen. Als er mit den Fingerspitzen das Ästchen berührte, öffnete sich eine Tür. Dahinter war ein großes, goldenes Zimmer, das glänzte nur so! In dem Zimmer standen Tisch und Stühle, aber es war niemand da. Bums Hufsohn ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er ging und ging, und dann rief er mit Rekkenstimme, daß das ganze Zimmer erzitterte:

„Wenn jemand hier ist, soll er sich melden!"

„Ich bin hier, das Mädchen Schwänchen", erwiderte jemand ganz leise. „Wer bist du denn?"

„Ich bin Bums Hufsohn. Na komm, Mädchen Schwänchen, zeige dich!"

Da kam ein so schönes und liebes Mädchen hinter der Wand hervor, daß man es weder im Märchen sagen noch mit der Feder beschreiben kann.

„Kannst du mir etwas zu essen geben, Schwänchen?"

„Das kann ich", sagte sie.

Schwänchen schlug mit der Faust auf den Tisch, und gleich stand der Tisch voll von allerlei Speisen und Getränken.

„Nun, jetzt eßt, Bums Hufsohn, was Ihr wünscht", sagte Schwänchen. „Was Ihr verlangt, werde ich Euch reichen."

Sie selbst blieb an der Schwelle stehen.

Bums Hufsohn aß und trank sich satt und sagte:

„Räume jetzt ab, Schwänchen!"

Schwänchen machte sich gleich an den Tisch und wollte ihn abräumen.

„Nein, halt, räume nicht ab! Ich hab dich ja vergessen. Setz dich auch hin, liebes Mädchen, und iß!"

Er goß ihr ein Glas Branntwein ein.

„Trinke!"

Sie wollte nicht.

„Trinke!" sagte er.

Sie trank und sagte:

„Habt Dank, Bums Hufsohn! Ich habe meinem Herrn dreißig Jahre gedient, und in den dreißig Jahren hat er mir weder

einen Becher Branntwein noch einen Kanten Brot gegeben. Ihr aber habt mir gleich am ersten Tage zu trinken gegeben und mich essen lassen."

„Schwänchen, wärest du bereit, überallhin mitzukommen, wohin ich gehe?"

„Ja", sagte sie. „Ich verlasse meinen alten Herrn, den Drachen, und diene lieber Euch."

„Na Schwänchen, hast du hier keine Musikanten?"

„Doch", sagte sie, „zwölf Mann."

„Ruf sie! Sie sollen spielen."

Schwänchen trat an den Tisch, schlug mit der Faust darauf und rief: „Musikanten, kommt heraus, spielet für Bums Hufsohn auf!"

Da kamen zwölf lustige Musikanten aus dem Schrank gesprungen und spielten gleich für Bums Hufsohn. Wie sie so spielten, schien es, als wäre das Zimmer gezweiteilt. Bums Hufsohn aber ging im Zimmer umher, und wenn er mit dem Fuß aufstampfte, zerstob der Stein zu kleinen Mohnkörnchen. Sie spielten und spielten lange oder auch nicht, und Bums Hufsohn dankte ihnen.

„Das genügt, Musikanten, danke!"

Sie hörten auf zu spielen.

„Schwänchen, gieß jedem Musikanten einen Becher Branntwein ein!"

Schwänchen tat es.

„Jetzt kommt und eßt!"

Sie kamen, aßen und dankten Bums Hufsohn. Er aber fragte:

„Musikanten, wäret ihr bereit, dorthin zu gehen, wohin ich gehe, und immer bei mir zu sein?"

„Wenn Schwänchen bereit ist, sind wir es auch."

Schwänchen sagte:

„Ich bin es schon lange."

„Geht, Jungs! Wenn ich euch rufe, möchte ich, daß ihr sofort kommt."

Damit verließen sie das Zimmer, als wären sie nie dagewesen. Bums Hufsohn ging auch und zog seiner Wege. Er kam auf eine Landstraße und ging sie entlang. Fünfzehn Werst war die Landstraße vom blauen Meer entfernt. Als Bums Hufsohn fünfzehn Werst zurückgelegt hatte, da erblickte er am Wege eine große Steinsäule. Er trat heran und maß ihre Wände. Sie waren drei Ellen dick. Im Umfang hatte die Säule zwölf Ellen, fünfzehn Ellen war sie hoch, und zwölf Ellen ging sie in die Tiefe. In der Säule lebten

Drachen. Nach oben zu hatte die Säule die Form einer Keule, und auf der Keule lag eine Tarnkappe, verziert mit fünf Reihen Edelsteinen. Deshalb hatte niemand die Säule gesehen, obwohl viele Leute hier vorbeikamen. Bums Hufsohn trat an die Säule heran und sah, daß die Tarnkappe wie für ihn genäht war, und dort stand auch, daß sie für ihn genäht war. Er rief:

„Schwänchen, bist du hier?"

„Hier bin ich", sagte sie.

„Ist das meine Kappe?"

„Ja, Eure."

„Wie kann man die herunterholen?"

„Ich werde hinaufklettern und sie herunterwerfen. Sie geht nicht entzwei."

Sie kletterte hinauf und warf sie herunter. Er sah sie sich an, und dort stand geschrieben:

„Wenn Bums Hufsohn diese Kappe findet, kann er alle Drachen besiegen."

Er nahm die Kappe, setzte sie auf und freute sich, daß er eine solche Kappe bekommen hatte.

„Nun, Schwänchen, schlag die Zelte auf! Wir werden hier rasten."

Sie schlug die Zelte auf. Da sagte er:

„Laß jetzt die Musikanten spielen. Wir wollen feiern, weil wir so eine Kappe gefunden haben."

Da kamen zwei Recken angelaufen, die ihn suchten. Sie hatten ihn schon lange am blauen Meer gesucht. Bums Hufsohn sagte:

„Wie viele seid ihr?"

„Wir sind hundertundsiebzig Mann", sagten sie.

„Kommt sofort alle zu mir!"

Sie ritten davon. Nach drei Stunden waren alle Recken da. Hundertundsiebzig Mann.

Bums Hufsohn führte sie alle zu der Säule.

„Schaut euch diese Säule an, meine Herren. Wer von euch kann sie zertrümmern?"

Sie schauten sie an, maßen sie und sagten:

„Diese Säule können wir überhaupt nicht zertrümmern."

„Aber ich kann sie mit meiner Faust zertrümmern", sagte Bums Hufsohn. „Sie wird zu kleinen Mohnkörnchen zerfallen."

„Wenn Ihr so eine Kraft habt, zerfällt sie bestimmt. Wir können das nicht."

„Wenn ihr sie nicht zertrümmern könnt, müßt ihr mir schwö-

ren, daß immer vier Mann bei mir bleiben und sich abwechseln — jede Woche oder jeden Monat — und alles tun, was ich ihnen befehle. Jetzt gehen wir erst in meine Zelte, trinken und essen, und dann gehen wir die Säule zertrümmern."

Sie traten in die Zelte, und Bums Hufsohn sagte:

„Schwänchen, schlag noch mehr Zelte auf, denn ich habe viele Gäste. Und gib uns zu essen!"

Schwänchen tat gleich alles. Sie schlug noch Zelte auf und brachte zu trinken und zu essen. Sie aßen, bedankten sich und legten sich nieder, um sich auszuruhen. Nachdem sie sich ausgeruht hatten, sagte Bums Hufsohn:

„Nun, meine Herren Recken, jetzt gehen wir zu der Säule. Ihr werdet sehen, wie ich die Säule und die Drachen zertrümmere. Schwänchen, umwickele meine rechte Hand mit Seide."

Schwänchen umwickelte sie gut. Dann gingen sie zu der Säule. Sie kamen hin, und Bums Hufsohn sagte:

„Geht alle sieben Werst von der Säule zurück und bleibt auf der achten Werst stehen. Dort ist eine Ebene, da könnt ihr gut sehen."

Sie gingen zurück und blieben auf der achten Werst stehen. Dann schrie er:

„Wer es stehend nicht aushält, soll sich auf die feuchte Erde legen. Wenn auch die Erde erzittert, haltet euch am Boden fest und fürchtet euch nicht!"

Sie gehorchten ihm. Bums Hufsohn ging um die Säule herum und schaute dabei nach oben. Dann schlug er mit der Faust gegen die Säule, sie zerfiel zu Mohnkörnchen, und die Erde erzitterte auf siebzig Werst im Umkreis. Im Umkreis von sieben Werst entstand ein Abgrund, ein See bildete sich, und das Wasser war zur Hälfte mit Blut vermischt. Wer es trank, kam um. Bums Hufsohn ging über das Wasser und trat aufs Trockene. Er kam zu den Recken.

„Na, habt ihr's gehört?"

„Wie sollen wir es nicht gehört haben, wenn es uns doch zwei bis drei Ellen hochgeschleudert hat und wir dann auf die feuchte Erde gefallen sind!"

Ein Recke fragte, warum das Wasser so schmutzig sei.

„Das ist Wasser mit Blut", sagte Bums Hufsohn. „Denn dort waren Drachen mit ihren Frauen und Kindern. Ich bitte jetzt wieder in die Zelte."

Nun ging's ans Trinken und Feiern.

„So, meine Herren Recken, jetzt reitet wieder nach Hause!"

Sie ritten davon, und vier Mann blieben. Sie ruhten sich aus.

„Jetzt geht's auf die Reise!" sagte Bums Hufsohn.

Bums Hufsohn hatte kein Pferd. Er ging zu Fuß, die Rekken ritten auf ihren Pferden. Einer voran, zwei zur Seite, einer hinterher, und Bums Hufsohn ging in der Mitte. Sie gingen lange oder auch nicht, legten zehn Werst zurück, und da kam ein Polizeihauptmann oder so etwas mit der Kutsche gefahren und schrie:

„Straße frei!"

Bums Hufsohn aber sagte zu den Recken:

„Hat er mir etwa zu befehlen? Mir hat niemand auf der Welt zu befehlen. Soll ich ihm etwa den Weg frei machen und mich verbeugen?"

Der Polizeihauptmann kam und raste direkt auf sie zu. Da sagte der, der vorn ritt:

„Recken, voraus!"

Sie stürzten alle los.

„Wer bist du denn, daß du nicht beiseite gehst?"

Der Polizeihauptmann aber schrie:

„Wer seid ihr denn, ihr Hundesöhne, daß ihr nicht den Weg frei macht?"

Bums Hufsohn aber sagte:

„Zeigt ihm, wie man den Weg frei macht!"

Sie stürzten los, zerrten ihn aus der Kutsche, verprügelten ihn und zerrissen ihm den Gehrock. Er schrie und bettelte:

„Das wußte ich doch nicht! Ich werde beiseite fahren und es aller Welt sagen."

„Na, werft ihn in die Kutsche", sagte Bums Hufsohn. „Soll er nach Hause fahren."

Sie warfen ihn hinein, und sein Kutscher fuhr ihn nach Hause.

Sie ritten weiter.

„Da ist der Garten meines ehemaligen Herrn", sagte Schwänchen, „des Drachenkönigs Sheretij. Gehen wir zu ihm zu Besuch, damit ihr ihn bewirtet."

Sie gingen direkt dorthin, kamen zu dem Garten, und dort stand ein Steinpalast. Am Tor waren zwei grimmige, menschenfressende Löwen angekettet. Außer ihrem Herrn ließen sie niemanden hinein, sondern zerrissen jeden. Sie kamen ans Tor.

„Geht nicht weiter!" sagte Schwänchen. „Das sind Löwen, die Euch zerreißen. Setzt die Tarnkappe auf, dann sehen sie Euch nicht!"

Bums Hufsohn setzte sofort die Tarnkappe auf. Er ging, und

die Löwen sahen ihn nicht. Ein Recke ging auf der einen Seite, der andere auf der anderen. Sie kamen heran und schlugen den Löwen mit den Säbeln die Köpfe ab. Der eine dem einen, der andere dem anderen. Sie gingen vielleicht zwanzig Schritte und kamen wieder an ein Tor. Dort waren zwei grimmige Bären angebunden. Bums Hufsohn setzte die Tarnkappe auf und befahl den Recken, den Bären die Köpfe abzuschlagen. Dann gingen sie in den Garten. Hier erblickte sie die Dienerin des Drachen, weckte den Drachen und sagte, irgendwelche Recken wären gekommen, hätten die Löwen und die Bären getötet, wären jetzt in den Garten gekommen und würden alles zerstören.

„Das machen sie nicht lange. Ich laufe gleich zu ihnen."

Der Drache nahm einen spitzen Säbel und kam zu ihnen. Er war so wütend, daß er Feuer sprühte. Bums Hufsohn aber setzte die Tarnkappe auf, und die Recken blieben an seiner Seite. Der Drache lief an ihnen vorbei und sah sie nicht.

„Nun, meine Recken, werdet ihr den Drachen ohne mich schlagen? Schlagt ihn!" sagte Bums Hufsohn.

Da stachen der von der einen Seite und der von der anderen Seite den Drachen mit ihren Säbeln, der fiel auf die Erde, sie verprügelten ihn und schlugen ihm den Kopf ab.

49

DER GOLDENE SCHUH

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten eine Tochter. Die Mutter war schön und die Tochter noch schöner. Als das Mädchen noch klein war, starb die Mutter. Auf dem Sterbebett rief sie ihre Tochter zu sich und flüsterte ihr zu:

„Hier hast du ein Körnchen, Töchterchen. Sag aber niemandem, daß du es hast. Wenn es dir schlecht geht, bring es in die Erde, und daraus wird eine grüne Weide wachsen. Wenn du etwas brauchst, dann geh zu der Weide, und du wirst alles haben."

Der Mann beerdigte seine Frau, trauerte eine Weile und heiratete dann wieder. Eine Witwe. Die hatte auch eine Tochter. Die Alte schonte ihre eigene Tochter, das andere Mädchen aber haßte sie, und sie ließ ihr keine Ruhe. Die Tochter der Alten war faul und zu nichts nütze. Nicht einmal kaltes Wasser wollte sie holen. Saß nur immer mit verschränkten Armen da. Das andere Mädchen aber war ein arbeitsames und gutes Kind. Was man ihr auch zu tun gab und wieviel man ihr auch gab,

alles machte sie. Aber was half es, wenn sie der Alten nichts recht machen konnte? Obwohl sie gut arbeitete, schimpfte und schimpfte die Alte immer auf sie, gab ihr manchen Stoß zwischen die Schultern oder verprügelte sie. Durch die viele Arbeit und die ständigen Schläge konnte das Mädchen nichts für sich tun, sich nie schön anziehen oder sich ein Hemdchen sticken. Alles, was sie noch aus der Zeit hatte, als ihre Mutter lebte, hatte die Alte ihr weggenommen und ihrer eigenen Tochter gegeben. So ging nun die Ärmste in solchen abgerissenen Kleidern, daß die Leute über sie lachten. Schweigend ertrug das arme Mädchen das alles. Sie weinte nur manchmal heimlich. Die böse Alte aber wurde nur noch wütender. Weil sie so schwieg, behandelte sie sie noch schlechter und dachte immer nur daran, was sie an ihr aussetzen konnte, selbst wenn das Mädchen alles so machte, wie ihr aufgetragen war.

Da dachte sich die Alte einmal folgendes aus:

„Geh, du Taugenichts, und jag das Öchslein auf die Weide", sagte sie. „Hier hast du Hanf zum Spinnen. Brich ihn, zupf ihn, spinn ihn, wickele ihn, webe ihn, bleiche ihn und bring mir Linnen nach Hause. Paß nur auf! Machst du es nicht, geht's dir ans Leben!"

Das Mädchen nahm den Hanf und trieb das Öchslein auf die Weide. Das Öchslein weidete, sie aber weinte. Wo gibt es denn so etwas, daß man das alles an einem Tage macht? Auf einmal erinnerte sie sich: Ich habe doch das Körnchen von meinem Mütterchen!

Sie nahm es, brachte es auf der Wiese in die Erde, begoß es, setzte sich hin und weinte wieder. Sie weinte und weinte und schlief ein. Als sie aufwachte, war aus dem Körnchen eine schöne grüne Weide geworden, und unter der Weide war ein Brunnen, und das Wasser darin war kalt und rein wie Tränen. Das Mädchen ging zu der Weide und sagte:

„Grüne Weide, öffne dich, Fräulein Hanna kommt!"

Da öffnete sich die Weide, und Mädchen kamen herausgeschwebt.

„Unser liebes Fräulein, unser gutes Fräulein, was befiehlst du uns zu tun?"

Sie aber sagte:

„Hier habt ihr Hanf. Er muß gebrochen, gezupft, gesponnen und gewickelt werden, und Linnen muß daraus gewebt und gebleicht werden."

„Unser liebes Fräulein, unser gutes Fräulein, gleich wird es getan."

Dann verschwanden alle wieder in der Weide.

Das Mädchen ließ das Öchslein bis zum Abend weiden, ging wieder zu der Weide und sagte:

„Grüne Weide, öffne dich, Fräulein Hanna kommt!"

Die Weide öffnete sich, und die Mädchen brachten ihr feines Linnen, so weiß, daß sie gleich daraus Hemden hätte nähen mögen. Das Mädchen nahm das Linnen, trieb das Öchslein nach Hause und gab der Alten das Linnen. Die aber knirschte mit den Zähnen, als sie das sah und das Mädchen nicht tadeln konnte.

Dann schickte sie ihre Tochter wieder, das Öchslein zu hüten, und sagte:

„Hier hast du ein Flachsbündel, Töchterchen, wenn du es spinnst, spinnst du es. Wenn nicht, bringst du es so zurück."

Das Mädchen trieb das Öchslein auf die Weide, warf das Flachsbündel weg, brachte das Öchslein am Abend zurück und sagte:

„Ich habe solche Kopfschmerzen gehabt, Mütterchen, daß ich nicht spinnen konnte."

„Na, das macht nichts, Töchterchen. Leg dich hin und ruh dich aus!"

Es wurde Sonntag. Die Alte putzte ihr Töchterchen heraus und nahm sie mit in die Kirche, die Tochter des Alten jedoch schrie sie an:

„Heiz den Ofen, du Taugenichts, du liederliches Frauenzimmer! Heiz ihn an, koche Mittagbrot, räume auf und näh aus dem Linnen ein Hemd, bis wir aus der Kirche zurück sind! Paß nur auf! Machst du's nicht, geht's dir ans Leben."

Die Alte ging mit ihrer Tochter in die Kirche, das Mädchen aber heizte schnell, kochte Mittagessen, räumte die Stube auf, lief auf die Wiese zur Weide und sagte:

„Grüne Weide, öffne dich, Fräulein Hanna kommt!"

Die Weide öffnete sich, und die Mädchen kamen herausgeschwebt.

„Unser liebes Fräulein, unser gutes Fräulein, was befiehlst du uns zu tun?"

„Bis die Alte mit ihrer Tochter wieder aus der Kirche zurück ist, muß aus dem Linnen ein Hemd genäht werden. Gebt mir auch Kleider, ich will in die Kirche fahren."

Die Mädchen machten sich gleich daran, kleideten sie prächtig und zogen ihr kleine goldene Schuhe an. Dann kam die Kutsche, sie setzte sich hinein und fuhr in die Kirche.

Als sie in die Kirche trat, erstrahlte die ganze Kirche. Die Leute konnten sich nicht fassen vor Staunen.

„Ist das eine Fürstentochter oder eine Königstochter? So eine haben wir noch nie gesehen!"

Zu der Zeit war ein Fürstensohn in der Kirche. Er sah sie und konnte den Blick nicht von ihr wenden. Als der Gottesdienst zu Ende war, verließ sie als erste die Kirche, setzte sich in die Kutsche und fuhr davon. Sie kam zu der Weide, die öffnete sich, sie legte alles ab, zog wieder ihre abgerissenen Kleider an und nahm das genähte Hemd. Die Pferde verschwanden in der Weide, die Weide schloß sich, das Mädchen ging in die Stube, setzte sich hin und erwartete die Rückkehr der Alten.

Sie kamen.

„Na, hast du gekocht?"

„Habe ich."

„Und das Hemd genäht?"

„Das Hemd habe ich auch genäht."

Die Alte sah es, sagte nichts und zuckte nur mit den Schultern.

„Los, essen!"

Sie setzten sich an den Mittagstisch und erzählten, was für ein schönes Fräulein sie in der Kirche gesehen hätten. So schön wie die Sonne. Selbst der Fürstensohn hätte das Beten vergessen und sie immer angesehen.

„Wem sah sie denn ähnlich?" fragte das Mädchen. „Vielleicht mir?"

Die Tochter der Alten lachte los, die Alte aber sagte:

„Ach, du Schlampe, du garstiges Frauenzimmer, mit wem du dich schon vergleichst!"

Der zweite Sonntag kam, und wieder fuhren der Alte, die Alte und ihre Tochter in die Kirche. Das Mädchen hieß die Alte heizen und noch andere Arbeiten machen. Das Mädchen erledigte schnell ihre Arbeit und ging zu der Weide.

„Grüne Weide, öffne dich, Fräulein Hanna kommt!"

Die Weide öffnete sich, und die Mädchen kamen herausgeschwebt.

„Unser liebes Fräulein, unser gutes Fräulein, was befiehlst du uns zu tun?"

Sie hieß sie wieder, sie zur Kirche zu fahren, kleidete sich an, zog die goldenen Schuhe an und fuhr davon.

Der Fürstensohn war bereits dort. Als sie hereinkam, er-

strahlte die ganze Kirche. Die Menschen waren ganz verdutzt.

„Mein Gott! Was für eine Schönheit! Wer ist denn das?"

Niemand wußte es. Der Fürstensohn konnte den Blick nicht von ihr wenden. Als der Gottesdienst zu Ende war, verließ sie als erste die Kirche, fuhr zur Weide, warf ihre schönen Kleider ab, zog die abgerissenen an, setzte sich hin und erwartete die Rückkehr der anderen aus der Kirche.

Die kamen, setzten sich an den Mittagstisch und erzählten von dem Fräulein.

„Der Fürstensohn ist schon schön, aber sie ist noch schöner."

„Vielleicht ist sie mir ähnlich?" fragte Hanna.

Die Tochter der Alten lachte laut los, und die Alte hätte das Mädchen fast geschlagen. Sie wußte schon gar nicht mehr, was sie ihr antun sollte, so haßte sie sie.

Der Fürstensohn aber ließ inzwischen erkunden, wer das schöne Fräulein war. Niemand wußte es. Man beriet und beriet, wie man das erfahren könnte. Da sagte ein junger Bursche:

„Ich weiß, wie man das erfahren kann."

„Wie denn?" fragte der Fürstensohn.

„Auf die Stelle, wo sie sich hinstellt, Pech gießen. Da bleiben die Schuhe stecken."

Das taten sie. Fräulein Hanna kam am dritten Sonntag in die Kirche, stellte sich hin, der Fürst mit seinem Gefolge aber beobachtete sie die ganze Zeit. Als der Gottesdienst zu Ende war, wollte sie gehen, konnte sich aber nicht von der Stelle rühren. Sie riß sich los und kam frei, ein Schuh aber blieb stecken. Sie fuhr nach Hause, ging zur Weide, zog wieder ihre abgerissenen Kleider an und setzte sich hin.

Die anderen kamen aus der Kirche, und da erzählten sie aber!

„So ein kleiner Schuh", sagten sie, „den Fuß gibt es ja gar nicht, der dazu paßt."

„Vielleicht paßt er zu meinem?" fragte das Mädchen.

Da wurde die Alte wütend und schimpfte sie zusammen mit ihrer Tochter aus.

„Du Schlampe, du liederliches Frauenzimmer, du scharrst doch nur in der Asche und hast Füße wie Holzklötze. Mit wem vergleichst du dich!"

Die Alte schlug sie und jagte sie aus der Stube.

Der Fürstensohn aber forschte überall nach, wer den goldenen Schuh verloren hatte. Nein, niemand wußte es. Was tun? Da sagte der junge Bursche wieder zu dem Fürstensohn:

„Ich weiß, wie man sie finden kann."

„Wie denn?" fragte der Fürstensohn. „Sag's!"

„Schickt aus, den Schuh allen anzupassen! Zu wessen Fuß er paßt, das ist sie."

Das taten sie. Die Hofleute des Fürsten gingen, den Schuh anzupassen. Zuerst zu den Fürsten, dann zu den Gutsbesitzern. Mein Gott! Alle Mädchen wollten doch, daß der Schuh paßt und der Fürstensohn sie zur Frau nimmt. Nein, er paßte nicht! Dann gingen sie zu den Kaufleuten. Auch nicht. Dann zu den Kleinbürgern. Nun mußten sie auch zu den Bauern gehen. Sie gingen.

Sie gingen, paßten an und paßten an. Nichts. Nun kamen sie auch in die Hütte, wo der Alte und die Alte mit ihren Töchtern wohnten. Die Alte sah sie bereits aus der Ferne kommen und sagte zu ihrer Tochter:

„Wasch dir schnell die Beine, Töchterchen, sie kommen den Schuh anpassen!"

Zu der Tochter des Alten sagte sie:

„Und du, häßliches Weib, du liederliche Dirne, du garstiges Frauenzimmer, marsch auf den Ofen, daß dich niemand sieht!"

So jagte sie sie fort.

Die Leute kamen.

„Guten Tag!"

„Gebe Euch Gott gute Gesundheit!"

„Habt Ihr Mädchen?"

„Ja, ich habe eine Tochter", sagte die Alte. „Töchterchen, Töchterchen, komm her! Zeig deinen Fuß! Sie wollen den goldenen Schuh anpassen. Das ist ein liebes Kind. So schöne weiße Beine!" Sie paßten ihr den Schuh an. Nein, er paßte nicht.

„Na, fahr nur richtig hinein mit dem Fuß, Töchterchen! Er wird schon passen."

Sie versuchte es und versuchte es, aber nein!

Da schaute die Tochter des Alten vom Ofen herunter.

„Was ist denn das für ein Mädchen bei Euch auf dem Ofen?" fragte ein Herr.

„Das ist ein Taugenichts, ein garstiges Frauenzimmer, eine Schlampe", sagte die Alte und dann, an das Mädchen gewandt:

„Was kommst du da hervorgekrochen, du liederliche Dirne? Ich habe dir doch gesagt, bleib da sitzen!"

„Nein, Großmütterchen, soll sie nur herkommen. Steig herunter, Mädchen!"

Das Mädchen stieg vom Ofen, sie begannen den Schuh anzupassen, und er paßte!

„Nun, Großmütterchen", sagten die Herren, „das Mädchen nehmen wir mit."

„So ein Unglück! Wo gibt es denn so etwas, daß so eine Vogelscheuche die Frau eines Fürstensohnes wird! Schickt sich das etwa? Ich lasse das nicht zu!"

„Nein, Großmütterchen, wir nehmen sie trotzdem!"

Die Alte erhob ein Geschrei. Die wäre so eine und so eine, würde nie aus der Asche herauskommen, hätte nie ein sauberes Hemd angehabt —.

Die Männer hörten ihr gar nicht zu.

Das Mädchen aber sagte:

„Wartet ein Weilchen, ich gehe mich anziehen!" Sie kam auf die Wiese.

„Grüne Weide, öffne dich, Fräulein Hanna kommt!"

Die Weide öffnete sich, und die Mädchen kamen herausgeschwebt. Hanna zog sich an, und als sie in die Stube kam, erstrahlte alles. Da waren alle erstaunt.

„Gebt her", sagte sie, „ich ziehe noch den anderen Schuh an."

Sie stiegen in die Kutsche, fuhren los und feierten bald Hochzeit. Die Weide mit dem Brunnen aber versank in der Erde und kam im Garten des Fürstensohnes wieder heraus.

50

JURSA-MURSA UND DER JUNGE SCHÜTZE

Es war einmal ein Schütze, ein hübscher Bursche. Einmal ging er auf die Jagd, da sah er auf einer Pappel drei Adlerweibchen sitzen, drei Schwestern. Er zielte sogleich auf die Älteste, sie aber sagte:

„He, Schütze, junger Bursche! Töte mich nicht, denn ich werde dir von Nutzen sein!"

Da zielte er auf die Mittlere. Die aber sagte auch:

„Töte mich nicht, denn ich werde dir von Nutzen sein."

Darauf zielte er auf die Jüngste. Auch die sagte:

„He, Schütze, junger Bursche! Töte mich nicht, denn ich werde deine Frau."

Da sagte er:

„Nun, dann komm herunter!"

Sie kam vom Baum herunter, schlug mit den Flügeln und wurde ein Mädchen, wie man es weder im Märchen sagen noch mit der Feder beschreiben kann. Sie gingen zu einer Höhle und lebten dort.

Sie lebten und lebten, und dem jungen Schützen wuchs ein Bart bis zum Gürtel.

Da sagte er einmal:

„Ich gehe in die Stadt. Jetzt erkennt mich niemand."

Er ging in die Stadt. Die Soldaten aber erkannten ihn und brachten ihn zum Zaren.

Der Zar sagte:

„Geh und erschlage den Drachen mit den sechs Flügeln, den sechs Köpfen und den sechs Klauen!"

Der junge Schütze kam zu seiner Frau und sagte:

„Der Zar hat mir befohlen, den Drachen mit den sechs Flügeln, den sechs Köpfen und den sechs Klauen zu erschlagen. Kann ich das oder nicht?"

Seine Frau gab ihm einen silbernen Ring und ein Handtuch und sagte:

„Schlag mit dem Ring gegen den Felsen, dann werde ich hier eingemauert. Dann ruf den Drachen, und wenn er herangeflogen kommt, erschlägst du ihn mit dem Handtuch."

Er schlug mit dem Ring gegen den Felsen, und die Höhle, in der seine Frau saß, war zugemauert. Dann rief er:

„He, Drache, komm heraus!"

Der Drache kam angeflogen, zwirbelte seinen Schnurrbart und riß den Rachen auf, um den jungen Schützen zu fressen. Der aber schlug mit dem Handtuch zu, und sofort flogen alle sechs Köpfe davon. Dann schnitt er alle sechs Zungen heraus und brachte sie dem Zaren. Als der Zar das sah, wunderte er sich sehr, sagte aber:

„Nun geh und erschlage noch den Drachen mit den zwölf Flügeln, den zwölf Köpfen und den zwölf Klauen!"

Der junge Schütze kam zu seiner Frau und sagte:

„Der Zar hat mir jetzt befohlen, den Drachen mit den zwölf Flügeln, den zwölf Köpfen und den zwölf Klauen zu töten. Kann ich das oder nicht?"

„Du wirst ihn töten. Schlag nur wieder mit dem Ring gegen den Felsen, damit ich eingemauert werde."

Er tat es, und die Höhle war zugemauert.

Dann rief er:

„He, Drache, komm heraus!"

Der Drache kam herbeigeflogen, zwirbelte seinen Schnurrbart und sagte:

„Du hast meinen Bruder getötet. Mich tötest du nicht, ich fresse dich."

Er riß seinen Rachen auf, um ihn zu fressen, der junge

Schütze aber schlug mit dem Handtuch zu, und alle zwölf Köpfe flogen sogleich davon. Dann schnitt er alle zwölf Zungen ab und brachte sie dem Zaren. Der Zar aber sagte:

„Wenn du solche Drachen tötest, dann geh dorthin, ich weiß nicht wohin, und hole das, ich weiß nicht was!"

Der Schütze kam zu seiner Frau und sagte:

„Der Zar hat mir befohlen: ‚Geh dorthin, ich weiß nicht wohin, und hole das, ich weiß nicht was.'"

Seine Frau aber gab ihm einen Garnknäuel und sagte:

„Geh dem Knäuel überall nach, wohin er dich führt!"

Er warf den Knäuel auf die Erde, der rollte und rollte, und er folgte ihm. Der Knäuel rollte zu einer Schlucht, da gab es nur Himmel und Erde, und hielt dort ein. Da erblickte der Schütze das älteste Adlerweibchen. Er wollte wieder schießen, sie aber schlug mit den Flügeln, verwandelte sich in ein Mädchen und sagte:

„Guten Tag, junger Schütze! Wohin willst du?"

Er sagte:

„Ich gehe dorthin, ich weiß nicht wohin, und hole das, ich weiß nicht was."

„Nun, ich werde dir von Nutzen sein."

Da pfiff das Mädchen, und allerlei Getier kam zusammengelaufen, Wölfe und Bären —. Das Mädchen fragte sie:

„Wißt ihr nicht, wie kommt man dorthin, ich weiß nicht wohin, und holt sich das, ich weiß nicht was?"

„Nein, das wissen wir nicht."

„Dann lauft wieder auf eure Plätze!"

Zu dem jungen Schützen aber sagte sie:

„Ich rufe meine Schwester, vielleicht weiß die es."

Dann rief sie:

„Adlerweibchen, mittleres Schwesterchen, komm zu mir!"

Das Adlerweibchen kam sofort herbeigeflogen, schlug mit den Flügeln und wurde ebenfalls ein Mädchen, schöner als die Älteste. Sie sagte:

„Guten Tag, junger Schütze! Wohin führt dich Gott?"

Er aber sagte:

„Ich gehe dorthin, ich weiß nicht wohin, und hole das, ich weiß nicht was."

„Nun, ich werde dir von Nutzen sein."

Als das Mädchen da pfiff, kam allerlei Getier zusammen, Kröten, Mäuse, Ratten, Blindschleichen, Schlangen. Alle kamen herbeigekrochen. Das Mädchen fragte sie:

„Wißt ihr es vielleicht? Wie kommt man dorthin, ich weiß nicht wohin, und holt sich das, ich weiß nicht was?"

„Das wissen wir nicht. Vielleicht weiß es die lahme Kröte, aber die ist ja noch nicht da."

Nach einiger Zeit kam auch die Kröte angehumpelt. Das Mädchen fragte sie.

„Nein, das weiß ich nicht", sagte die Kröte, „meine Schwester Kröte Sprungbein weiß es."

„Wo ist sie denn?"

„Im blauen Meer unter dem weißen Stein und frißt Schaum."

„Sag ihr, sie soll sofort herkommen!"

Die Kröte humpelte gleich los, und nach einiger Zeit kam auch ihre Schwester, Kröte Sprungbein, angelaufen. Die war so dick wie eine Hütte, und ihr Schwanz war so lang wie die höchste Fichte. Das Mädchen sagte zu ihr:

„Führe diesen Mann dorthin, ich weiß nicht wohin, dort holt er sich das, ich weiß nicht was!"

Kröte Sprungbein sagte zu dem jungen Schützen:

„Setz dich auf mich!"

Er setzte sich. Wenn Kröte Sprungbein einen Schritt machte, war es eine Meile, und wenn sie sprang, waren es gleich zwei. So lief sie also und sagte dann:

„Nun klettere an meinem Schwanz hoch und schau nach, ob man etwas sieht."

Sie richtete ihren Schwanz auf, er kletterte daran hoch und schaute sich um.

„Nein", sagte er, „es ist nichts zu hören und nichts zu sehen."

Da lief sie wieder und lief wieder, und dann reckte sie wieder den Schwanz hoch und sagte:

„Klettere noch mal hinauf und schau nach!"

Er kletterte hinauf, schaute sich um und sagte:

„Da dreht sich eine Hütte auf einem Hühnerbein."

„Nun, dann steig herunter, geh in die Hütte und nimm dir das, ich weiß nicht was!"

Er stieg hinunter und ging in die Hütte. Da sah er, daß nichts da war. Nur mitten in der Hütte lag ein Tierkadaver. Er nahm ihn und steckte ihn in den Ofen. Nach einiger Zeit kam der Drache mit den zwölf Köpfen angeflogen.

„Aha, aha", sagte er, „es riecht nach russischem Blut!"

Der Tierkadaver aber wurde ein Fräulein, wie es kein schöneres auf der Welt gab, und sagte:

„Du bist durch die ganze Welt geflogen, mein Liebster, und hast dich an russischem Blut satt gerochen."

„Vielleicht ist es so", sagte der Drache. „Jursa-Mursa!" sagte er zu dem Mädchen, „bringe mir zu essen und zu trinken!"

Jursa-Mursa bemühte sich und brachte allerlei Speisen und Getränke. Der Drache setzte sich und aß, und Jursa-Mursa bediente ihn. Nach dem Essen flog er wieder davon. Jursa-Mursa räumte alles ab und wollte sich wieder in einen Tierkadaver verwandeln. Da kam der junge Schütze hinter dem Ofen hervorgekrochen und sagte:

„Jursa-Mursa, bring zu essen und zu trinken für zwei!"

Jursa-Mursa machte, daß alles auf den Tisch kam, wonach das Herz verlangte. Der junge Bursche setzte sich nieder und sagte:

„Jursa-Mursa, setz dich und iß mit mir! Du bist jetzt meine Schwester."

Jursa-Mursa setzte sich zu ihm und aß. Der junge Schütze aber sagte:

„Mach, daß für uns zwei eine Kutsche da ist, und komm mit!"

Jursa-Mursa machte, daß vor ihnen eine Kutsche stand. Sie setzten sich hinein und fuhren davon.

Sie kamen ans Meer. Jursa-Mursa machte einen Kahn, und mit dem fuhren sie davon. Als der zwölfköpfige Drache sah, daß Jursa-Mursa nicht da war, jagte er ihnen nach. Als er sie erreichte und gerade das Maul aufriß, um sie zu verschlingen, schlug der junge Schütze mit dem Handtuch zu, und da flogen die zwölf Köpfe davon. Die beiden aber fuhren weiter.

Sie überquerten das Meer und kehrten bei einem alten Mann zur Nacht ein. Der alte Mann aber hatte einen Tabaksbeutel. Wenn man daraus schnupfte, kamen Pferde heraus, welche man nur wollte. Da sagte der Alte zu dem jungen Schützen:

„Gib mir Jursa-Mursa, und ich gebe dir den Tabaksbeutel."

Der junge Schütze wollte nicht. Jursa-Mursa aber flüsterte ihm heimlich zu:

„Nimm ihn! Ich werde ihm fortlaufen, zu dir zurückkommen, und dann hast du mich und den Tabaksbeutel."

Der junge Bursche machte den Tausch mit dem Alten. Kaum war der Schütze draußen, kam Jursa-Mursa ihm nach, und sie fuhren gemeinsam zum Zaren. Jursa-Mursa rechnete mit dem Zaren ab, und dann fuhren sie zu der Frau des jungen Schützen.

51

VON DEM ARMEN BURSCHEN UND DER ZARENTOCHTER

In einem Walde stand einmal eine Hütte, in der lebte eine Frau mit ihrem Sohn. Einen Acker hatten sie nicht, denn ringsum war dichter Wald, und das Brot mußten sie kaufen. Einmal hatten sie kein Brot mehr, und die Frau schickte ihren Sohn nach Brot.

„Hier hast du Geld, Junge", sagte sie, „geh und kauf Brot!"

Er nahm das Geld und ging. Er ging und ging, und da sah er, wie ein Mann mit einem Hund kam, den er aufhängen wollte.

„Guten Tag, Onkelchen!"

„Guten Tag!"

„Wohin führst du den Hund?"

„Ich führe ihn in den Wald", sagte er, „und werde ihn aufhängen, denn er ist schon alt und zu nichts mehr nütze."

„Häng ihn nicht auf, Mann! Verkaufe ihn lieber mir!"

„Kauf ihn!"

„Was willst du dafür?"

„Was gibst du denn?"

Er gab das Geld, das ihm die Mutter für das Brot gegeben hatte, nahm den Hund und brachte ihn nach Hause. Er kam nach Hause, und seine Mutter fragte ihn:

„Nun, hast du Brot gekauft, Junge?"

„Nein, Mütterchen, ich habe keins gekauft."

„Warum hast du keins gekauft?"

„Als ich so ging, sah ich doch, wie ein Mensch kam, der seinen Hund aufhängen wollte. Da habe ich ihn gekauft."

Die Mutter gab ihm Geld und schickte ihn wiederum nach Brot. Er ging. Da sah er, wie ein Mann einen Kater trug.

„Guten Tag, Onkelchen!"

„Guten Tag!"

„Wohin gehst du?"

„Ich bringe den Kater in den Wald."

„Warum bringst du ihn in den Wald?"

„Ich will ihn aufhängen. Seinetwegen kann man nichts in der Stube lassen. Was man auch hinstellt oder hinlegt, er läßt nichts unberührt."

„Du solltest ihn mir verkaufen!" sagte der Junge.

„Kauf ihn!"

„Was soll ich dafür geben?"

„Ich werde nicht handeln. Was du gibst, dafür verkaufe ich ihn."

Also gab der Junge das Geld, das ihm die Mutter für das Brot gegeben hatte, nahm den Kater und ging nach Hause. Er kam, und die Mutter fragte ihn:

„Nun, wo hast du denn das Brot?"

„Ich habe keins gekauft."

„Warum hast du keins gekauft? Was hast du mit dem Geld gemacht? Hast du vielleicht wieder irgendwelchen Unsinn gekauft?"

„Habe ich", sagte er.

„Aber wozu denn?"

„Ein Mann hat einen Kater in den Wald gebracht und wollte ihn aufhängen. Der tat mir so leid, da habe ich ihn gekauft."

„Hier hast du noch einmal Geld. Paß aber auf und kaufe nichts! Wir haben keinen Kanten Brot mehr im Hause."

Er zog los.

Er ging und ging, und da sah er, wie ein Mann eine Schlange schlug.

„Warum schlägst du die Schlange, Mann?" sagte er. „Du solltest sie lieber mir verkaufen."

„Kauf sie!" sagte er. „Ich verkaufe sie."

„Was soll ich dir geben?"

„Was du gibst, das gibst du."

Er gab ihm alles Geld. Der Mann nahm es, ging seines Weges, die Schlange aber sagte:

„Dank dir, guter Mensch, daß du mich vor dem Tode errettet hast. Hier hast du einen Ring. Wenn du etwas brauchst, wirf den Ring von einer Hand in die andere. Dann kommen gleich Diener herbeigelaufen. Was du ihnen aufträgst, was du ersinnst, alles werden sie für dich tun."

Er nahm den Ring und ging nach Hause. Er kam zu der Hütte, warf den Ring von einer Hand in die andere, und da erschienen schrecklich viele Diener.

„Brot will ich", sagte er zu ihnen.

Kaum hatte er es gesagt, da brachten sie schrecklich viel Brot. Er ging in die Hütte und sagte:

„Nun, Mütterchen, jetzt brauchen wir kein Brot mehr zu kaufen. Die Schlange hat mir einen Ring gegeben. Wenn ich den von einer Hand in die andere werfe, kommen gleich Diener gelaufen. Was ich ihnen sage, was ich ihnen auftrage, alles machen sie."

„Wofür hat sie ihn dir denn gegeben?"

„Dafür, daß ich sie vor dem Tode errettet habe. Ein Mann wollte sie umbringen, ich aber habe sie ihm für das Geld abgekauft, das Ihr mir für das Brot gegeben habt."

So lebten sie nun und der Hund und die Katze mit ihnen. Wenn der Junge etwas haben wollte, warf er den Ring von einer Hand in die andere, die Diener kamen herbeigelaufen und taten alles, was er verlangte.

So wollte er eines Tages heiraten. Er sagte zu seinem Mütterchen:

„Geht, Mütterchen, und haltet für mich um die Hand der Zarentochter an!"

Sie ging zur Zarentochter, erzählte, warum sie gekommen sei, die Zarentochter aber sagte:

„Wenn dein Sohn mir Schuhe näht, die an meinen Fuß passen, werde ich ihn heiraten."

Sie kam nach Hause und sagte zu ihrem Sohn:

„Die Zarentochter hat gesagt, wenn du ihr Schuhe nähst, die an ihren Fuß passen, wird sie dich heiraten."

„Gut", sagte er, „ich werde sie nähen."

Am Abend ging er hinaus, warf den Ring von einer Hand in die andere, und gleich kamen die Diener gelaufen. Er sagte zu ihnen:

„Bis zum Morgen brauche ich Schuhe, goldbenähte und silberbeschlagene, und die Schuhe müssen der Zarentochter passen!"

Als er am anderen Tag aufstand, waren die Schuhe schon fertig. Die Mutter nahm die Schuhe und brachte sie der Zarentochter. Sie paßte sie an, und es waren genau die richtigen.

Da sagte sie:

„Sag deinem Sohn, er soll mir in einer Nacht ein Kleid für die Trauung nähen. Das Kleid soll nicht zu lang und nicht zu kurz und nicht zu eng und nicht zu weit sein. Es soll nur mir passen."

„Gut, Mütterchen", sagte er, „legt Euch schlafen. Alles werde ich tun, was sie mir aufträgt."

Sie legte sich schlafen, er aber ging auf den Hof hinaus, warf den Ring von einer Hand in die andere. Gleich kamen schrecklich viele Diener.

„Bis zum Morgen brauche ich ein Kleid aus einem Stoff", sagte er, „der so glänzt wie die Sonne. Und dieses Kleid soll nur der Zarentochter passen."

„Gut, das machen wir alles."

Er legte sich schlafen. Am anderen Tag stand er auf und sagte zu seiner Mutter:

„Nun geht zur Zarentochter, Mütterchen, und bringt ihr das Kleid. Was wird sie wohl noch sagen?"

„Wie soll ich es ihr denn bringen, Junge?" sagte sie. „Wo ist denn das Kleid?"

Er trat an den Tisch, hob das Tuch auf, und da wurde es so hell in der Stube, als sei die Sonne aufgegangen.

„Dort auf dem Tisch liegt das Kleid unter dem Tuch, Mütterchen. Bringt es ihr!"

Sie hob das Kleid auf und nahm es mit. Sie kam zur Zarentochter. Die aber fragte:

„Was hast du uns zu berichten, gute Frau?"

„Ich habe Euch das Kleid für die Trauung gebracht", sagte sie.

Als sie das Kleid hervorholte, erstrahlte alles in den Gemächern. Die Zarentochter zog es an, stellte sich vor den Spiegel, schaute hinein und hüpfte vor Freude. Sie freute sich, daß sie so schön geworden war. Sie ging einmal durchs Zimmer, ging ein zweites Mal. Schön wie die Sonne, so strahlte sie.

„Nun, gute Frau", sagte sie, „er soll mir eine Brücke von meinem Palast bis zu der Kirche machen, wo wir uns trauen lassen, und diese Brücke soll aus Silber und Gold sein. Wenn die Brücke fertig ist, gehen wir und lassen uns trauen."

Die Frau kam nach Hause und sagte zu ihrem Sohn:

„Die Zarentochter hat gesagt, sie will eine Brücke haben von dem Palast, wo sie wohnt, bis zur Kirche. Sie hat gesagt, du sollst die Brücke aus Gold und Silber machen."

„Gut, Mütterchen", sagte er, „legt Euch hin und ruht Euch aus."

Am Abend legten sie sich schlafen. Er aber ging hinaus auf den Hof und warf den Ring von einer Hand in die andere. Gleich kamen so viele Diener zusammengelaufen, daß es eng wurde auf dem Hof. Er sagte zu ihnen:

„Bis zum Morgen brauche ich eine Brücke aus Silber und Gold von dem Palast der Zarentochter bis zur Kirche. Dort werde ich mich trauen lassen. Wenn ich mit der Zarentochter dorthin gehe, sollen zu beiden Seiten Apfelbäume, Birnenbäume, Sauerkirschenbäume und Süßkirschenbäume blühen, und wenn ich zurückfahre, soll alles reif sein."

„Gut", sagten sie, „bis zum Morgen wird alles so, wie Ihr es wollt."

Am anderen Tag stand er auf, trat aus der Hütte, und da sah

er die Brücke stehen, und zu beiden Seiten wuchsen Obstbäume. Er kehrte in die Hütte zurück und sagte zu seiner Mutter:

„Geht, Mütterchen, und sagt der Zarentochter, die Brücke ist schon fertig. Sie soll zur Trauung kommen!"

Die Mutter ging zur Zarentochter, sagte es ihr, sie aber antwortete:

„Ich habe die Brücke schon gesehen. Eine sehr schöne Brücke. Sag deinem Sohn, er soll zur Trauung kommen!"

Die Frau ging nach Hause und sagte zu ihrem Sohn:

„Die Zarentochter hat gesagt, du sollst morgen zur Trauung kommen."

Da ließ er sich über Nacht einen Palast bauen, und am anderen Tage fuhr er zur Kirche, ließ sich mit der Zarentochter trauen, und sie fuhren zurück, und auf der Brücke war schon alles reif. Äpfel, Birnen, Sauerkirschen, Süßkirschen und alles mögliche Obst, das es auf der Welt gibt.

Sie kamen also in den Palast, feierten Hochzeit und lebten nun, und der Hund und der Kater mit ihnen. Sie verbrachten dort einige Zeit, und da fragte die Zarentochter ihren Mann:

„Sag mir, mein Lieber, wie hast du mir die Schuhe und das Kleid genäht? Du hast doch bei mir gar nicht Maß genommen. Wie konntest du in einer Nacht eine solche Brücke bauen? Und wo hast du soviel Gold und Silber her?"

„Ich habe einen Ring", sagte er, „wenn ich den von einer Hand in die andere werfe, kommt gleich ein ganzer Hof voll Diener angelaufen. Was ich ihnen auch auftrage, alles tun sie. Sie haben die Schuhe und das Kleid gemacht, haben die Brücke gebaut und diesen Palast, in dem wir wohnen. Alles tun sie für mich."

Da wartete sie darauf, daß er fest einschlief, nahm ihm behutsam den Ring ab und warf ihn von einer Hand in die andere. Da kamen so viele Diener zusammengelaufen, daß es schrecklich anzusehen war. Sie sagte zu ihnen:

„Bringt sofort Pferde und eine Kutsche! Ich fahre zu meinem Palast. Aus diesem Palast hier macht ihr eine Säule, in der nur mein Mann stehen und liegen kann, und bringt die Säule gleich übers Meer. Paßt aber auf, daß ihr ihn nicht aufweckt. Er soll erst in der Säule wieder aufwachen."

„Gut", sagten sie, „alles wird gemacht wie befohlen."

Sie trat heraus, und da stand schon die Kutsche. Sie setzte sich hinein und fuhr davon. Der Palast wurde sogleich zu einer Säule, und die Diener zogen mit ihr über das Meer.

Am anderen Morgen wachte der Mann der Zarentochter auf. Aber weder seine Frau noch der Palast noch der Ring waren da. Nichts war da. Nur eine Säule. Er wollte hinaus, aber da waren keine Türen. Er berührte die eine Wand, berührte die andere, aber da war kein Ausgang. Nur ein kleines Fenster war eingelassen. So lebte er in der Säule, der Ärmste, und niemand gab ihm zu essen. Dort wäre er auch gestorben und umgekommen, wenn nicht der Hund und der Kater gewesen wären. Die waren auch in der Säule geblieben und konnten durch das Fenster hinaus. Da lief der Hund auf das Feld, stahl einem Bauern ein Stück Brot aus dem Beutel und brachte es. Der Kater aber nahm es zwischen die Zähne, kroch zu dem Fensterchen und gab es ihm. Sie brachten etwas Brot zusammen, und da sagte der Hund zu dem Kater:

„Nun ja", sagte er, „unser Herr hat jetzt Brot. Gehen wir über das Meer, vielleicht bekommen wir irgendwie den Ring."

„Gehen wir", sagte der Kater.

So gingen sie. Sie liefen und liefen und kamen zum Meer. Der Kater setzte sich bei dem Hund auf den Rücken, und sie schwammen. Sie schwammen lange und gelangten zum Ufer. Sie traten an das Ufer, wärmten sich ein bißchen in der Sonne, und der Kater sagte:

„Bleib du am Meer", sagte er, „ich aber laufe in den Palast. Wenn ich den Ring bekomme, komme ich schnell her, damit wir gleich zurückkönnen und sie uns nicht einholen."

„Gut", sagte der Hund, „geh zum Palast!"

Der Kater lief davon. Er lief und lief, lief und lief und ruhte sich nicht aus, sondern lief nur immer. Da sah er den Palast stehen und daneben eine Wache. Der Kater lief in den Hof. Die Zarentochter trat gerade ans Fenster, und da sah sie doch den Kater auf dem Hof herumlaufen. Sie nahm ihn und ließ ihn ins Zimmer. Der Kater schlenderte durch die Zimmer und paßte auf, wo die Zarentochter den Ring versteckt hielt. Als er es festgestellt hatte, wartete er, daß alle sich schlafen gelegt hatten, ergriff den Ring und lief davon. Er eilte zum Meer, sprang dem Hund auf den Rücken, der Hund warf sich ins Wasser, und sie schwammen los.

Sie hatten das Meer bereits durchschwommen, waren bald am Ufer, und da fragte der Hund den Kater:

„Hast du den Ring?"

Der Kater schwieg, denn er hatte den Ring im Mund. Der Hund aber ließ nicht locker.

„Ich frage dich, hast du den Ring? Ich werfe dich ins Meer, wenn du es nicht sagst."

Der Kater schwieg. Der Hund aber wurde ganz wütend.

„Nun, du sagst es nicht, dann werfe ich dich ab."

Der Kater erschrak und sagte:

„Ich habe ihn!"

Plumps — fiel der Ring ins Meer. Da schwieg der Kater und sagte wiederum nichts.

Sie durchschwammen das Meer, traten heraus, und der Kater fiel über den Hund her.

„Du Dingsda, durch dich habe ich den Ring fallen lassen! Warum hast du mich denn so mit Fragen gequält? Jetzt steig ins Meer und such den Ring. Mach, was du willst, aber steig hinein!"

Der Hund irrte und wanderte umher. Nichts da. Da gingen die beiden aber aufeinander los! Dann sagten sie:

„Wir werden jetzt am Meer entlanggehen und fragen. Vielleicht findet sich jemand, der ihn uns aus dem Meer holt."

Sie wärmten sich ein wenig in der Sonne, und dann gingen sie am Meer entlang. Wen sie trafen, wen sie sahen, alle fragten sie, ob sie ihnen nicht den Ring aus dem Meer holen könnten oder ob sie nicht jemanden kannten, der ihn holen konnte. Aber niemand meldete sich. Da sagte der Kater:

„Weißt du was, wir gehen am Meer entlang und wenden uns an die Kröten und Krebse."

„Gut", sagte der Hund, „gehen wir!"

So zogen sie los. Wenn sie eine Kröte fanden, fragten sie sie:

„Nun, wie ist es, holst du uns den Ring aus dem Meer? Hol ihn, sonst bringen wir dich um!"

Da sagte die Kröte, die sie gefangen hatten, zu ihnen:

„Ich weiß, wo euer Ring ist. Laßt mich laufen, dann bringe ich ihn euch."

Sie ließen sie laufen, sie schwamm davon, aber von dem Ring keine Spur! Erst hatten die Kröten Angst vor ihnen gehabt, jetzt nicht mehr. Wenn sie eine trafen, sagte die gleich:

„Ich bringe euch den Ring."

Dann ließen sie sie laufen. So gingen sie am Abend am Meer entlang, und da sahen sie ein Krötenkind herumspringen. Sie fingen es und fragten:

„Weißt du, wo der Ring im Meer liegt?"

„Weiß ich nicht, quak, quak!"

„Wenn du es nicht weißt, bringen wir dich um."

Sie begannen das Krötenkind zu würgen. Die alte Kröte, groß und stark wie ein Eimer, sah es, kam aus dem Wasser gekrochen und sagte:

„Schlagt mein Kind nicht! Ich bringe euch euren Ring aus dem Meer."

„Gut", sagten sie, „wir werden es so lange festhalten, bis du ihn uns bringst. Wenn du ihn bringst, lassen wir es gehen."

Die Kröte tauchte im Meer unter, fand den Ring und gab ihn den beiden. Sie nahmen den Ring, ließen das Krötenkind laufen und rannten zu der Säule. Sie kamen zu ihrem Herrn. Der hatte schon das ganze Brot aufgegessen. Zwei Tage hatte er keine Krume mehr im Mund gehabt. Er war schon so trocken wie ein Kienspan. Der Kater erklomm sofort das Fenster und gab ihm den Ring. Er warf ihn von einer Hand in die andere, und gleich erschienen die Diener. Da sagte er zu ihnen:

„Bringt diese Säule dorthin zurück, wo sie war, damit ich den Palast wieder habe und damit dort drin meine Frau und meine Mutter sind."

Kaum hatte er es gesagt, geschah es auch schon. Seine Frau verjagte er, und nun lebte er dort mit seiner Mutter, dem Kater und dem Hund.

52

DIE SCHWESTER OHNE ARME

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Der Vater starb, die Mutter starb, und die Kinder waren nun Waisen. Der Bruder war der ältere, die Schwester war etwas jünger. Sie lebten zu zweit und liebten einander so und lebten so einträchtig zusammen, daß man es gar nicht sagen kann. Als der Bruder herangewachsen war, sagte er zu seiner Schwester:

„Was meinst du, Schwester, wäre es für mich nicht gut, wenn ich heiratete? Dann hättest du's auch besser auf der Welt. Deine Arbeit wäre leichter, und bei uns ginge es fröhlicher zu."

„Na, dann heirate", sagte die Schwester. „Ich werde mich für euch freuen."

Der Bruder schickte die Starosten, und die warben um ein Mädchen. Die Hochzeit wurde gefeiert, und nun lebten sie zu dritt. Er lebte in Eintracht mit ihnen, liebte beide und war gerecht zu ihnen. Seine Frau aber liebte seine Schwester nicht. Obwohl die Schwester ihr alles zu Willen machen wollte und

ihre Gunst zu erwerben versuchte, die Frau liebte sie nun einmal nicht! Die Schwester arbeitete und schlief sich nie aus, die andere aber nannte sie eine Faulenzerin und eine Schlampe und schwärzte sie beim Bruder an. Der Bruder aber glaubte ihr nicht.

Einmal war der Bruder unterwegs, und da schlug seine Frau den Windhunden die Pfoten ab. Der Bruder kam zurück, und sie sagte gleich zu ihm:

„Eine liebe und gute Schwester hast du ja! Kaum warst du fort, hat sie deinem besten Pferd die Beine abgeschlagen."

„Halb so schlimm", sagte er, „meine Schwester ist mir lieber als die Windhunde."

Seiner Schwester aber sagte er nichts.

Dann verreiste er ein zweites Mal. Seine Frau aber nahm einen Säbel und schlug seinem besten Pferd die Beine ab. Er kam zurück, und sie sagte gleich zu ihm:

„Eine liebe und gute Schwester hast du ja! Kaum warst du fort, hat sie deinem besten Pferd die Beine abgeschlagen."

„Halb so schlimm", sagte er wieder, „meine Schwester ist mir lieber als das Pferd."

Seiner Schwester aber sagte er wiederum nichts.

Dann fuhr er ein drittes Mal fort, sie aber, seine Frau, hatte gerade einen Sohn zur Welt gebracht, und selbst um den tat es ihr nicht leid, so wütend war sie auf die Schwester. Sie schnitt ihm den Kopf ab und schickte nach ihrem Mann aus. Er kam, sie aber spielte sich vor ihm auf:

„Du hast mir ja nicht geglaubt, wenn ich gesagt habe, was für eine liebe und gute Schwester du hast! Kaum habe ich einen Sohn bekommen, hat sie auch den nicht geschont und ihm den Kopf abgeschlagen. Glaub es jetzt wenigstens, wenn es um dein eigenes Kind geht!"

Da wurde der Bruder doch auf seine Schwester wütend. Seine Schwester schwor, sie sei es nicht gewesen, aber das nützte natürlich nichts.

„Wenn nicht du, wer hat ihn dann umgebracht? Eine Mutter wird doch ihr eigenes Kind nicht umbringen!"

Er brachte sie vors Gericht. Die Richter berieten, was für eine Strafe sie ihr auferlegen sollten. Der eine sagte:

„Stecken wir sie auf Lebenszeit ins Gefängnis!"

Der andere sagte:

„Erhängen wir sie am Halse!"

Der dritte aber sagte:

„Wir sollten die Hände abhacken, mit denen sie getötet hat, und sie laufenlassen. Dann wird sie niemanden mehr töten."

Was sie beschlossen hatten, taten sie. Sie schlugen dem armen Mädchen die weißen Arme bis zu den Ellenbogen ab, warfen die Arme in einen Beutel, hängten ihr den Beutel um den Hals und jagten sie davon.

Nun zog die Unglückliche durch Steppen und Wälder. Sie verging fast, und das Blut aus den Wunden bildete eine Spur hinter ihr. Es war schrecklich! Wie sie so ein Stück gegangen war, kam sie zu einem großen Garten. Sie ging in dem Garten umher, und da stand ein Apfelbaum mit goldenen Äpfeln. Ein Apfel hing niedrig. Sie wollte ihn essen, trat heran und aß ihn. Dann ging sie weiter und erblickte einen Brunnen. Sie wollte Wasser trinken, beugte sich über das Holzgerüst, konnte sich irgendwie nicht halten und fiel vornüber ins Wasser. Auch der Beutel mit ihren Armstümpfen fiel hinein. Kaum war er hineingefallen, wuchsen ihr die Hände gleich wieder an, denn in dem Brunnen war Heilwasser. Sie stand auf und hatte wieder Hände, trank sich an dem Wasser satt, zog weiter und dankte Gott. Da sah sie einen Königssohn kommen, einen prächtigen und strahlenden. Der ging gleich zu dem Apfelbaum und sah, daß ein Apfel fehlte. Da fragte er:

„Wer hat mir den goldenen Apfel gestohlen?"

Als sie das hörte, trat sie hinter den Sträuchern hervor und sagte:

„Ich habe ihn genommen."

Da begann er sie auszufragen, woher sie sei und so, und sie erzählte alles, wie es war. Während sie erzählte, schaute er sie an, weil sie so schön und lieblich war, daß der ganze Garten erstrahlte, als sie hineinkam.

„Hörst du, Mädchen", sagte er, „willst du mich heiraten?"

Sie schaute ihn an. Er war so schön und so lieb, und sie gab ihm ihr Wort.

Nun, der Königssohn freite um sie und nahm sie zur Frau. Sie lebten ein Jahr oder auch mehr lieb und schön zusammen. Da geschah es, daß der Königssohn in ein fremdes Land reisen mußte. Er fuhr, seine Frau aber blieb zurück und brachte ihm einen Sohn zur Welt, einen wunderschönen, und auf seiner Stirn prangte ein strahlender Stern. Da war sie sehr froh und schrieb gleich an ihren Mann: Ich habe dir einen wunderschönen Sohn geboren, hieß es in dem Brief, und auf seiner Stirn prangt ein strahlender Stern.

Der Bote übernachtete unterwegs, und zwar gerade im Haus des Bruders. Die Frau des Bruders fragte den Mann aus, warum und wohin er fahre, und der erzählte alles. Sie erriet

gleich, daß das ihre Schwägerin sein mußte, sagte aber ihrem Manne nichts. Als alle schlafen gegangen waren, stahl sie den Brief an den Königssohn und legte einen anderen hinein, in dem sie schrieb:

„Ich habe dir einen Sohn geboren. Er sieht aus wie ein Hund und hat einen Hundekopf."

Der Bote stand am anderen Tage auf und ritt mit dem Brief zum Königssohn. Als der Königssohn ihn gelesen hatte, wurde er böse und antwortete sogleich:

„Schlagt dem Sohn den Kopf ab und verjagt die Mutter!"

Da wunderten sich alle Weisen in dem Staate, konnten aber nichts machen. Sie verjagten die arme Frau, den kleinen Jungen aber mochten sie nicht töten, und so gaben sie ihn der Mutter.

Nun zog die Unglückliche wieder hinaus in die Welt. Sie wanderte lange umher, wohnte bei den Menschen und verdiente sich ihr Brot als Dienstmädchen. Ihr Sohn wuchs heran und wurde ein flinkes Bürschchen.

Als der Königssohn nach Hause kam und erfuhr, was für einen Sohn er gehabt hatte, griff er sich an den Kopf, weil er so gehandelt hatte. Alle waren ihm zuwider. Er dachte nur an seine Frau und ritt durch die ganze Welt, um sie zu suchen. Er ritt lange und war traurig. Nirgends fand er sie. Da kam er einmal in das Dorf, wo sie lebte. Er wollte etwas im Schatten ausruhen und setzte sich an eine Hütte. Da kam der Junge gelaufen, stellte sich vor ihn hin und schaute ihn an. Er staunte natürlich über den Königssohn. Der aber sah, daß der Junge sehr hübsch war, rief ihn zu sich und fragte ihn:

„Wie heißt denn dein Vater?"

„Mein Vater ist ein Königssohn", sagte der.

„Oh", sagte der Königssohn, „was du nicht sagst! Wo wohnt er denn?"

„Weiß ich nicht", sagte der Junge, „denn mein Vater hat meine Mutter verjagt, als ich noch klein war."

„Wie heißt denn deine Mutter?"

Der Junge sagte es und erzählte alles von seiner Mutter. Wie ihr die Arme abgehackt wurden, wie sie der Königssohn zur Frau nahm, wie sie aus dem Palast verjagt wurde. Da strich ihm der Königssohn die Haare aus der Stirn, und dort strahlte der Stern. Da sagte er:

„Führe mich schnell zu deiner Mutter!"

Als er sie erblickte, erkannte er sie sofort. Sie freuten sich so, daß man es gar nicht sagen kann. Sogleich nahm er sie und den Sohn, und sie fuhren nach Hause. Der Bote gestand, daß er bei

der Frau des Bruders übernachtet hatte. Der Königssohn befahl, den Bruder und dessen Frau zu rufen. Als sie die Schwester in solchem Glück erblickte, hielt sie es nicht aus. Vor Zorn nahm sie sich selber das Leben. Der Bruder aber blieb bei seiner Schwester. So leben sie nun in Glück und Freude.

53

VON DER ZARENTOCHTER, DEREN SEELE IN EINEM EI IN EINER PAPPEL LAG

Ein Zar hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Zar starb, die Zarin starb, und die beiden blieben allein zurück. In einem anderen Zarenreich aber lebte ein Zarensohn. Da schrieb der Bruder an diesen Zarensohn, er habe eine Schwester, und wenn sie lacht, regnet es Perlen, wenn sie weint, regnet es Gold, und wenn sie tanzt, wachsen Blumen.

Der Zarensohn antwortete ihm:

„Schick mir deine Schwester! Ich nehme sie zur Frau."

Der Bruder rüstete seine Schwester für die Reise aus. Sie verabschiedeten sich. Sie fuhr mit ihrem Zimmermädchen. Das Zimmermädchen aber war ihr von Angesicht und in allem sehr ähnlich. Sie kamen zu einem Flüßchen, und die Zarentochter wollte baden. Sie zog sich aus und nahm ihre Augen heraus. Ihr Zimmermädchen jedoch zog sich ihre Kleider an, nahm die Augen, setzte sich in die Kutsche und fuhr davon. Sie kam zu dem Zarensohn, und sie gefiel ihm. Er wunderte sich nur, daß der Zarensohn ihm die Unwahrheit geschrieben hatte. Wenn sie lachte, fiel ihr kein Gold aus dem Mund, wenn sie weinte, fiel ihr keine Perle aus den Augen[1], und wenn sie tanzte, wuchsen keine Blumen. Trotzdem nahm er sie zur Frau, denn sie war sehr schön. So lebten sie nun beide.

Als die Zarentochter aus dem Wasser kam, waren ihre Kleider und die Augen fort. Sie zog das Kleid des Zimmermädchens an, setzte sich hin und weinte. Da regnete es Gold. Einen großen Haufen weinte sie zusammen. Da kam ein alter Mann und hörte sie weinen. Er kam näher und sah das schöne Mädchen, das schon einen ganzen Haufen Gold zusammengeweint hatte. Sie sagte zu ihm:

„Nimm mich zu dir!"

Der Alte nahm sie mit und das Gold auch. Wenn sie jetzt

[1] Gold und Perlen sind bereits im Original verwechselt (d. Ü.).

lachte, regnete es Perlen, ging sie tanzen, wuchsen allerlei Blumen. Da machte sie sich daran, ein Handtuch zu sticken, mit Gold, mit Perlen und mit Blumen. Sie stickte ein Handtuch, daß die ganze Stube erstrahlte.

„Nimm dieses Handtuch", sagte sie, „und trag es auf den Markt zum Verkauf. Gib es aber nicht für Geld ab, sondern sage nur: ‚Gib ein Auge!'"

Der Alte ging auf den Markt. Das Handtuch erleuchtete den ganzen Markt, und viele Leute kamen zusammen. Sie wollten ihm alles mögliche für das Handtuch geben, er aber verlangte immer nur ein Auge. Alle wunderten sich.

„Wie ist denn das möglich, ein Auge? Wo soll man das hernehmen?"

Da kam der Zarensohn. Ihm gefiel das Handtuch.

„Verkauf es, Alter!" sagte er.

„Du kannst es kaufen!" entgegnete dieser.

„Und was willst du dafür?"

„Ein Auge", sagte er.

„Bist du närrisch?" sagte er. „Wie kannst du glauben, daß dir jemand ein Auge dafür gibt? Verlange von mir soviel Geld, wie du willst, ich gebe es dir!"

„Ich brauche kein Geld, sondern ein Auge."

Der Zarensohn ging nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Was ich für ein Wunder gesehen habe! So ein Handtuch, mit Gold, mit Perlen und mit Blumen, und es strahlte so! Nur", sagte er, „der dumme Alte verlangte ein Auge dafür."

„Das habe ich", sagte die Frau zu ihm, „irgendwo habe ich doch ein Auge." (Ihr seht, sie wollte das Handtuch gern haben!)

„Gib schnell das Auge her!" sagte er. „Ich gehe und kaufe das Handtuch."

Sie holte das Auge aus dem Kasten. Er brachte es, gab dem Alten das Auge und nahm das Handtuch.

Der Alte brachte das Auge nach Hause, und die Zarentochter freute sich, weinte und lachte, und Gold und Perlen regneten nur so hernieder. Sie webte noch ein schöneres Handtuch, es kann auch ein anderes Tuch gewesen sein.

„Trag es auf den Markt und verlange noch ein Auge dafür!"

Der Alte trug es auf den Markt. Viele Leute kamen zusammen. Alle wunderten sich. Allen, die ihn fragten: „Was willst du für das Tuch?", sagte er:

„Ein Auge."

Der Zarensohn kam. Er wollte gern das Tuch kaufen.

„Was soll ich dir geben, Alter?"

„Ein Auge", sagte dieser.

Der Zarensohn ging zu seiner Frau.

„Hast du nicht noch ein Auge? Dort ist so ein Tuch, so ein schönes, daß man es gar nicht erzählen kann."

Sie wollte es nicht geben, denn sie vermutete schon etwas. Aber als ihr Mann sie so inständig bat, gab sie es ihm. Der Zarensohn gab dem Alten das Auge und nahm das Tuch.

Der Alte brachte das Auge nach Hause, und die Zarentochter freute sich. Sie war so froh, daß sie ihre Augen wiederhatte.

Die Frau des Zarensohnes ahnte Böses, und sie erinnerte sich daran, daß die Seele der Zarentochter in einem Ei in einer Pappel versteckt war. Sie lief dorthin, fand die Pappel gleich, nahm das Ei, brachte es nach Hause und verschloß es im Kasten.

Nachdem sie das Ei genommen hatte, sagte die Zarentochter zu dem Alten:

„Ich werde jetzt sterben. Nehmt das Gold, macht mir einen Sarg, baut eine Kapelle am Wege und stellt ihn dort auf!"

Sie starb, und der Alte machte das alles, den goldenen Sarg und die goldene Kapelle am Wege, wo er den Sarg aufstellte.

An einem Festtage fuhr der Zarensohn zur Kirche und sah die Kapelle. Sie war so schön und strahlte. Er ließ den Kutscher halten, trat in die Kapelle, erblickte den Sarg, und in dem Sarg lag ein schönes, ein wunderschönes Mädchen, und es lag dort wie lebendig, als ob es schliefe. Der Zarensohn konnte nicht an sich halten und küßte sie. Häufig fuhr er nun dorthin, und jedesmal besuchte er sie.

Einmal wollte er zu Ostern zur Kirche fahren. Seine Frau öffnete gerade die Truhe, sie mußte dort etwas herausnehmen, und da erblickte er das Ei und sagte:

„Gib mir das Ei, ich nehme es mit in die Kirche!"

Sie wollte es ihm natürlich nicht gern geben, aber schließlich erfüllte sie seinen Wunsch.

Auf der Fahrt zur Morgenmesse trat der Zarensohn bei der toten Zarentochter ein, gab ihr den Osterkuß und ließ zufällig das Ei fallen, es ging entzwei, und die Zarentochter wurde wieder lebendig. Da freute sich der Zarensohn. Er fragte sie gleich aus, und sie erzählte ihm, wie das Zimmermädchen ihr die Augen fortgenommen hatte, ihre Kleider angezogen hatte, wie sie die Tücher genäht hatte, wie sie sie für das Auge hatte

verkaufen lassen und wie das Zimmermädchen die Seele aus der Pappel geholt hatte.

Da sah der Zarensohn, daß das seine Verlobte war. Er fuhr nach Hause, band seine erste Frau an einen Pferdeschwanz, heiratete die Zarentochter, und nun leben sie beide zusammen.

54

DER UNGEBORENE ZARENSOHN

Es waren einmal ein Kaiser und eine Kaiserin. Als die Kaiserin starb, sagte sie zu dem Kaiser, er solle sich eine Frau nehmen, die auf dem Kopf so etwas hat wie sie. Sie aber hatte einen goldenen Stern auf dem Kopf. So fuhr er also los, um sich so eine Frau zu suchen. Als sich seine Tochter einmal wusch, erblickte er den Stern, den seine Tochter ebenso hatte wie ihre Mutter.

Da sagte er:

„Meine geliebte Tochter! Was die Mutter gesagt hat, muß sein."

Sie aber sagte:

„Mein geliebtes Väterchen, das ist doch Sünde!"

Da sagte er:

„Mag sein, was will, es muß sein!"

So heiratete er sie. Als sie von ihm schwanger wurde, erstach er sie, kurz bevor sie niederkommen mußte. Nachdem er sie erstochen hatte, trennte er das Kind aus ihr heraus und gab es den Ammen. So wurde der Junge großgezogen, seine Tochter aber begrub er im Garten neben ihrer Mutter, setzte ihr ein Standbild, und der Stern darauf leuchtete wie ein Blumenbeet. Als der Junge herangewachsen war, nahm ihn der Zar den Ammen fort und ging überall mit ihm hin. Nur in den Garten, wo die beiden, seine Großmutter und seine Mutter, begraben waren, ließ er ihn nicht. Da sagte der Junge zu ihm:

„Mein geliebtes Väterchen, warum darf ich überallhin gehen, aber nicht dorthin?"

Da sagte er zu ihm:

„Du wirst das nicht aushalten, wenn du dorthin gehst."

Er ließ ihn wieder fortgehen, und der Junge ging, sah sich in dem Garten um, und da sah er, daß in dem Garten eine schöne Blume wuchs. Er ging heran, wollte sie abpflücken, sie aber sagte:

„Pflücke mich nicht, denn du hast mich nicht gepflanzt."

Dann sagte sie zu ihm:

„Geh in den Stall und schau nach, welche Stute trächtig ist. Nimm sie, töte sie, trenne aus ihr das Fohlen heraus und gib es den anderen Stuten, damit sie es aufziehen. Mir aber schneide Haut aus den Schultern und nähe dir Handschuhe. Dann wird so ein gnädiges Fräulein kommen, so eine Kaisers-tochter, um derentwillen schon sehr viele Kavaliere umgekom-men sind, und sie muß die Deine sein."

Das war ja erst ein Ding! Er selbst ungeboren und das Pferd auch!

„Allerlei wirst du unterwegs erleben. Das mußt du alles durchmachen. Wenn du zu ihr gehst, nimm dir ein Regiment Soldaten mit. Sie müssen alle an einem Tage geboren sein, die Burschen und die Pferde. Wenn du zu ihr kommst, wird sie dir ein Rätsel aufgeben. Du aber antworte so: ‚Was soll das Rätsel, kleines Beerchen?'"

So wollte er zu ihr fahren, und da sah er, wie sich zwei Tauben bissen. Da sagte er:

„Warum beißt ihr euch?"

Da sagte die eine Taube:

„Ich habe Kinder auf dem einen Baum und sie auf dem anderen. Ich bringe meinen Kindern Essen, sie nimmt es mir weg, und wenn sie ihren etwas bringt, nehme ich es ihr weg."

Da zog er den Säbel heraus und sagte:

„Ich werde diesen Säbel schwenken, und dann wird eine Grenze sein. Du geh auf die eine Seite nicht, und du nicht auf die andere!"

Da sagte die eine Taube:

„Dank dir, allergnädigster Prinz, ich werde dir von großem Nutzen sein."

Sie machten sich auf den Weg und ritten los. Da waren zwei Haufen Ameisen, und die bissen sich. Da fragte er wieder:

„Warum beißt ihr euch so?"

Da sagte die eine:

„Wir haben hier Kinder. Die einen kommen zu unseren und nehmen ihnen das Essen weg, und wir wiederum gehen zu ihren Kindern und nehmen ihnen das Essen weg."

Da zog er wieder seinen Säbel heraus und sagte:

„Du geh nicht auf diese Seite, das Essen wegzunehmen, und du geh nicht auf diese Seite, und in der Mitte habt ihr eine Grenze!"

Da sagten sie zu ihm:

„Wir danken dir, allergnädigster Prinz. Wir werden dir von großem Nutzen sein."

Er ritt weiter und kam an einen See. Da kam ein Krebs ans Ufer gekrochen. Als er herausgekrochen war, fiel er in einen Sumpf. Der Zarensohn sagte:

„Es rette ihn jemand!"

Da zog ein Soldat den Säbel und schlug mit dem Säbel auf den Teich (direkt auf das Wasser, auf den Fluß). Da sagte der Krebs:

„Dank dir, allergnädigster Prinz, ich werde dir von großem Nutzen sein."

So ritt der Prinz weiter, kam zum Palast des Kaisers, und alle wurden empfangen. Als sie sich satt gegessen und satt getrunken hatten, nahm die Kaiserstochter ein Buch und gab ihm Rätsel auf. Er beantwortete alles, wonach sie ihn fragte. Dann sagte er:

„Was ist das schon für ein Rätsel, das du mir aufgibst? Ich werde dir erst einmal eins aufgeben. Was ist das: Es ist nicht geboren, ist auf einem ungeborenen Pferd angeritten gekommen und trägt seine Mutter auf Händen?"

Da schaute sie in das Buch und blätterte darin herum, ob irgendwo so ein Rätsel war. Aber es war keins da. Da ging sie und sagte ihrem Vater, sie könne das Rätsel nicht lösen. So mußte sie seine Frau werden. Dann nahm ihn der Kaiser, und sie gingen beide spazieren. Sie kamen zum Wasser. Der Kaiser zerbrach einen Ring und sagte:

„Siehst du, was für einer das ist?"

Da sagte er:

„Ja, das sehe ich."

Er warf ihn in die Donau und sagte:

„Wenn du ihn mir bringst, bekommst du meine Tochter."

Da setzte sich der Zarensohn hin und weinte. Auf einmal kam der Krebs zu ihm gekrochen.

„Warum weinst du denn?"

Er erzählte es ihm.

„Ich bin wegen Liebesgeschichten hier. Der Kaiser ist mit mir spazierengegangen, hat einen Ring ins Wasser geworfen und befohlen, wenn ich ihn ihm bringe, bekomme ich seine Tochter."

Da sagte der Krebs:

„Sei still und weine nicht! Gleich bekommst du ihn."

Er pfiff, und da kam allerlei Getier heraus. Fische, Krebse,

Schlangen, allerlei, was so in dem Wasser war, alles kam heraus. Der Krebs sagte:

„Sucht den Ring und bringt ihn mir, wenn ihr ihn gefunden habt!"

Sie gingen suchen, suchten und suchten, da pfiff der Krebs, es kam wieder herausgekrochen, dieses Getier, er fragte, ob sie ihn hätten, und sie sagten:

„Nein."

Da sagte er:

„Geht und sucht noch einmal!"

Dann pfiff er wieder und fragte:

„Habt ihr ihn?"

„Nein!"

Da zählte er nach, ob sie alle da waren. Einer fehlte. Da hatte nämlich so ein lahmer Krebs den Ring gefunden, war in die Schenke gegangen und hatte für den Ring schon ein bißchen Geld vertrunken und sich dort satt gegessen. Sie gingen, nahmen ihm den Ring weg, gaben ihn dem Zarensohn, der brachte ihn dem Kaiser und gab ihn ihm. Der Kaiser sagte:

„Gut."

Dann nahm er ein viertel Maß Hirse und Asche, vermischte beides miteinander, steckte den Zarensohn in ein Verlies und sagte:

„Wenn du mir das bis zu der und der Stunde wieder voneinander trennst, wirst du sie heiraten."

Da setzte sich der Zarensohn hin und weinte. Die Ameise kam und fragte:

„Warum weinst du?"

Er erzählte ihr alles, und sie sagte:

„Leg dich schlafen!"

Da kamen lauter Ameisen zusammen, suchten die Hirse aus der Asche und trugen sie bis auf das letzte Körnchen heraus. Eine Ameise kroch in das Loch, in dem der Schlüssel steckte, eine andere kroch dem Zarensohn in die Nase, die dritte ins Ohr, die vierte unter die Jacke, und als die Ameise aus dem Schlüsselloch kam, kitzelte sie ihn, damit er aufwachte und aufstand. Der Kaiser kam und fragte:

„Hast du sie herausgelesen?"

Da sagte er:

„Bitte, seht es Euch doch an!"

Der Kaiser tat es und sagte:

„Gut, komm mit! Hast du dein ganzes Heer beisammen?" fragte er.

Da sagte der Zarensohn:

„Wo soll es denn sein?"

Da sagte der Kaiser:

„Fehlt dir vielleicht ein Pferd oder ein Soldat?"

Darauf sagte er:

„Mein Heer kann niemand stehlen!"

Dann erst prüfte er nach und zählte, und da fehlten ihm zwei Pferde und zwei Soldaten. Er machte sich daran, sie zu suchen, aber die Pferde und die Soldaten waren in Baumstümpfen festgeklemmt. Da war er traurig. Die beiden Tauben kamen geflogen. Er sagte:

„Fügt das wieder zusammen."

Die eine hatte Heilwasser in der Flasche, die andere Lebenswasser. Er goß auf das eine Pferd Heilwasser, und das Pferd zog die Beine an. Dann goß er Lebenswasser darauf, und das Pferd lebte wieder. So waren die beiden Pferde wieder gesund, dann auch die Soldaten. Er begoß den einen Soldaten, da war er ganz. Dann begoß er ihn mit Lebenswasser, da war der Soldat wieder lebendig. Der Soldat stand auf und sagte:

„Jetzt habe ich aber ausgeschlafen!"

Er führte sie wieder zurück und ging dem Kaiser melden, daß alle da wären. Und dann gab es eine Hochzeit! Was für Bälle die dort veranstalten! Auch ich war dort. Sie gaben mir Branntwein. Ich habe ihn getrunken und bin dort eingeschlafen. Da wollten sie auf Krähen schießen (noch vor der Hochzeit!). Da setzte mich der Kanonier in die Kanone und sagte:

„Nu!"

Und nun sitze ich hier. Das ist alles.

Als ich noch klein war, hat mir mein Vater dieses Märchen erzählt. Manchmal habe ich es etwas abgeändert und manchmal so wiedererzählt wie mein Vater. Auch den Schluß. Einmal aber bin ich am Schluß auf der Bank, auf der ich saß, hochgehopst und habe „Pu" gesagt. Da ist die Bank entzweigegangen, und zwei Töpfe sowie ein Wasserkrug sind heruntergefallen. So habe ich durch dieses Märchen noch Ärger bekommen. Später haben sie dann immer über mich gelacht und dauernd gesagt: „Iwan, sag mal ‚Pu'!"

55

WIE EIN KÖNIG SEINEN SOHN TÖTEN LASSEN WOLLTE, WIE DIESER FORTLIEF, SCHAFHIRTE WAR UND SPÄTER DANN KÖNIG WURDE

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn. Der Junge war acht oder neun Jahre alt. Einmal wurde die Frau des Königs sehr krank. Er bestellte alle Doktoren, die auf der Welt waren, um sie zu heilen. Niemand konnte sie gesund machen. Aber er hatte auch eine böse Zauberin im Palast. Die sagte zu einem seiner Diener:

„Nun ja, unser König kann seine Frau nicht gesund machen. Er hat viel Geld ausgegeben für die Doktoren und für die Apotheken, aber nichts hilft. Ich würde sie ihm für einen Kreuzer gesund machen."

Der Diener meldete das dem König. Der König ließ sie schnell zu sich bestellen, damit sie sagen sollte, was sie wußte. Wie sollte sie seine Frau gesund machen?

Sie sagte:

„Ich weiß nur, daß Ihr Euren Jungen erstechen, ihm das Herz herausnehmen, den kleinen Finger abhacken und das am Spieß braten lassen sollt. Dann würde es ihr besser gehen."

Der König aber liebte seinen Jungen sehr, er wurde wütend auf die Zauberin, weil sie so etwas gesagt hatte, und ließ sie gleich aus dem Palast jagen. Aber nicht nur aus dem Palast, sondern auch aus seinem Lande. Er bestellte die Doktoren, sie behandelten seine Frau ein Weilchen, aber nichts half. Es wurde nicht besser, sondern sie wurde immer noch mehr krank. Da erfuhr auch die Königin, was die Zauberin gesagt hatte, und sie sagte:

„Ich möchte lieber gleich sterben, als daß Ihr den Jungen, den einzigen, den ich habe, erstechen laßt. Er ist gesund und heil, und er sollte für mich erstochen werden?"

Es tat ihr sehr leid, daß die Zauberin so gesprochen hatte. Sie wurde nun noch mehr krank, aber auch der König liebte seine Frau sehr. Was beschloß er also? Er beschloß, seinen Jungen mit einem guten Jäger in den Wald zu schicken, der Jäger sollte ihn dort töten, sein Herz und seinen kleinen Finger bringen, und dann würde es seiner Frau besser gehen. Gott würde ihnen dann noch andere Kinder schenken, aber wenn seine Frau stürbe, würde sie nie wieder Mutter. Er ließ den Jäger rufen und sagte zu ihm:

„Nun, mein guter Jäger, weißt du, warum ich dich habe rufen lassen?"

Der Jäger antwortete:

„Sagt es mir, allergnädigster König!"

„Ich habe dich hergerufen, damit du mit meinem Jungen in den Wald gehst, ihn dort erstichst, ihm das Herz herausnimmst, den kleinen Finger abhackst, und dann wird es meiner Frau besser gehen. Gott gibt uns sicherlich noch mehr Kinder, aber wenn meine Frau stirbt, werden wir nie wieder eins haben. Anders kann ich sie nicht gesund machen."

Der Jäger brach in Tränen aus und sagte:

„Wißt Ihr was, allergnädigster König? Hört nicht auf dieses alte Hexenweib! Die weiß überhaupt nichts. Sie ist nur wütend auf Euren Jungen, und daher hat sie Euch das geraten. Denn sonst würde es ihm nicht ans Leben gehen."

Der König sagte zu ihm:

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt, das muß sein!"

Damit wandte sich der König ab und begann bitterlich zu weinen. Der Jäger nahm den Jungen, und der Junge nahm ein kleines Gewehr, und der Jäger sagte zu ihm, sie würden jetzt in den Wald auf die Jagd gehen. Nun, sie gingen beide. Der Junge aber wußte nicht warum. Er wußte nicht, daß er in den Tod ging. Als sie schon ziemlich tief im Wald waren, sagte der Jäger zu ihm:

„Weißt du, mein Junge, warum dich dein Vater mit mir in den Wald geschickt hat?"

Der Junge sagte:

„Nein, das weiß ich nicht."

„Er hat dich geschickt, damit ich dich töte, damit ich dich ersteche und dich aufschneide, dir das Herz herausnehme und den kleinen Finger abhacke und das nach Hause zu deiner Mutter bringe. Die Zauberin hat gesagt, daß das deiner Mutter am Spieß gebraten werden soll und daß ihr davon besser wird."

Der Junge aber sagte:

„Oh, mein Gott! Wie kann denn mein Vater diesem alten Hexenweib glauben?"

Da begannen sie beide bitterlich zu weinen. Der Jäger weinte, denn er mochte den Jungen sehr, weil er gut war, verträglich und klug. Der Junge aber weinte, weil er jetzt sterben mußte und nicht durch Gott, sondern durch seinen Vater. Als sie sich beide ausgeweint hatten, kam ein Hase vorbeigelaufen.

Der Jäger legte das Gewehr an und erschoß den Hasen. Der Junge fragte ihn:

„Guter Jäger, wäre es nicht besser, wir würden den Hasen auftrennen und ihm das Herz herausnehmen? Ich würde mir den kleinen Finger abschlagen, und dann könntet Ihr das meinem Vater bringen. Er wird doch nicht wissen, ob das mein Herz ist oder nicht, und ich werde ihm aus den Augen gehen."

Der Jäger sagte zu ihm:

„Ich weiß nicht, mein Junge. Aber du hast wohl recht, dein Vater wird es nicht wissen, er hat ja noch nie dein Herz gesehen, und er hat auch noch nie ein Hasenherz gesehen. Er wird denken, das ist dein Herz."

Sie trennten den Hasen auf, nahmen ihm das Herz heraus, der Junge schlug sich den kleinen Finger ab und gab ihn dem Jäger.

„Hier habt Ihr ihn. Bringt alles meinem Vater und meiner Mutter, dann wird ihr besser werden."

Der Jäger nahm es, legte es in den Beutel, und dann verabschiedeten sie sich voneinander. Der Jäger ging nach Hause und der Junge tiefer in den Wald hinein. Da fand der Junge eine Hirtenhütte, dort war ein Hirt mit Schafen. Er trat in die Hütte, sah dort einen Mann liegen und begrüßte ihn.

„Gebe Gott Euch einen guten Tag!"

„Gebe Gott dir auch einen, mein Sohn. Wohin des Weges?"

„Ich gehe mir eine Arbeit suchen."

„Gut. So einen wie dich brauche ich gerade. Wenn du willst, können wir uns einig werden."

Der Junge sagte:

„Ich habe nichts dagegen."

Sie wurden sich einig. Der Junge blieb ein halbes Jahr. Der Schafhirt schickte ihn nach Trinkwasser an den Bach. Der Junge nahm einen Wasserkrug und ging an den Bach nach Wasser. Er schöpfte Wasser in den Krug. Dort aber war eine alte Frau, und sie bat ihn um Wasser zum Trinken. Er gab ihr etwas. Sie trank sich satt und sagte zu ihm:

„Setz dich hierher, mein Junge, setz dich! Ich werde dich ein bißchen lausen, denn ich weiß, du hast etwas in den Haaren, wenn du so lange hier draußen bist."

Der Junge setzte sich. Die Alte lauste ihn, und der Junge schlief ein. Als er wieder aufwachte, sagte er zu der Alten:

„Es reicht, Alte, mein Herr wird mich schlagen, weil ich so lange fort bin."

„Hab keine Angst, Junge, er wird dich nicht schlagen."

Der Junge nahm den Krug und ging zu der Hütte. Als er hinkam, fuhr ihn der Schafhirt an. Wo er so lange gewesen wäre. Am nächsten Tag ging der Junge wieder nach Wasser. Die Alte erbat wieder Wasser von ihm. Er gab es ihr, die Alte trank sich satt und sagte zu ihm:

„Setz dich nur hin, mein Junge, setz dich hin!"

„Ich habe keine Zeit, Mütterchen, denn gestern hat mich mein Herr schon tüchtig ausgeschimpft. Und jetzt hat er zu mir gesagt, wenn ich wieder so lange bleibe, wird er mir eine Tracht Prügel geben."

„Hab keine Angst, mein Junge, er wird dich nicht schlagen. Setz dich nur hin. Ich will dich lausen."

Der Junge setzte sich hin, und die Alte lauste ihn wieder. Und wiederum fiel er in einen tiefen Schlaf. Als er aufwachte, wurde er wütend über die Alte, weil sie ihn nicht geweckt hatte.

„Jetzt wird mich mein Herr schlagen."

„Hab keine Angst, mein Junge, es wird dir nichts geschehen. Was er auch schimpft, höre gar nicht darauf."

Der Junge nahm den Krug und ging. Schon von weitem rief sein Herr ihm zu:

„Warte nur, du Vagabund, ich werde es dir schon geben! Geht man denn etwa so lange nach Wasser?"

Der Junge kam, und sein Herr schimpfte ihn so aus, daß es schrecklich war, das anzuhören. Aber er schlug ihn nicht. Am dritten Tag schickte er ihn wieder nach Wasser, aber er trug ihm auf, er solle nicht lange bleiben.

„Wird es wieder so wie gestern, erschlage ich dich!"

Der Junge nahm den Krug und ging an den Bach nach Wasser. Als er Wasser geschöpft hatte, sagte die Alte wieder:

„Gib mir Wasser, mein Junge, laß mich trinken!"

„Ich habe keine Zeit, Mütterchen, denn mein Herr hat gesagt, wenn ich wieder so lange bleibe wie gestern und vorgestern, wird er mich erschlagen."

„Hab keine Angst, Junge, er wird dich nicht erschlagen. Ich gebe dir einen Stock, und dann wird er dich auf keinen Fall erschlagen."

Der Junge gab ihr Wasser. Sie trank sich satt und sagte wieder zu ihm, er solle sich hinsetzen und sie werde ihn noch einmal lausen. Der Junge wollte nicht, er habe keine Zeit. Aber die Alte überredete ihn. Er setzte sich hin, die Alte lauste ihn, ließ den Schlaf über ihn kommen, und er schlief wieder ein.

Als er aufwachte, sah er, daß er schon lange bei ihr gewesen

war. Da wurde er wieder wütend über die Alte. Warum sie ihn denn nicht fortgeschickt hätte!

„Jetzt wird mich mein Herr erschlagen."

„Hab keine Angst, mein Junge, er wird dich nicht erschlagen, dir wird nichts geschehen."

„Nun, dann gebt mir jetzt den Stock, den Ihr mir versprochen habt!"

Sie brachte ihm den Stock.

„Hier hast du ihn, Junge. Wenn er anfängt, dich zu schlagen, dann schlag nur mit diesem Stock an das Knie, und aus dir wird ein ganz, ganz großer Mensch."

Er nahm also den Stock und ging. Er war noch gar nicht weit, da drohte ihm sein Herr, schimpfte und lärmte.

„Warte nur, du Rotzjunge, ich werde dir helfen! Geht man denn so lange nach Wasser? Du Lausbub!"

Der Junge kam, und der Mann erhob den Stock gegen ihn, um ihn zu schlagen. Der Junge schlug sich mit dem Stock gegen die Knie und war gleich furchtbar, furchtbar groß. Dann ging er mit dem Stock auf den Schafhirten los. Er schlug ihn einmal, und der Schafhirt fiel gleich auf die Erde. Er schlug ihn noch zweimal oder auch dreimal und beließ es dabei. Dann ging er fort. Er ging und ging und kam in eine Stadt. Da war ein Zarenpalast, und dort lebte ein Zar.

Der Zar und die Zarin fragten ihn, wohin er ginge.

„Ich gehe mir eine Arbeit suchen."

„Nun, weißt du, so einen wie dich brauchen wir gerade für die Schafe. Du hast, scheint's, schon einmal Schafe gehütet, oder warst du nur irgend so ein Hirt?"

„Ich habe schon Schafe gehütet."

„Nun gut, dann werden wir uns einig. Wir wollen einen, der schon Schafe gehütet hat. Er kennt die Sache besser als einer, der noch nie Schafe gehütet hat."

Und sie wurden sich schnell einig. Als sie am Morgen aufgestanden waren, sagte der Zar zu ihm:

„Du kannst die Schafe bis zur silbernen Wiese lassen. Laß sie aber nicht auf die silberne Wiese hinauf, denn das wird schlimm ausgehen."

Er trieb die Schafe vor sich her. Als er zu der silbernen Wiese kam, jagte er sie schnell dort hinauf, um zu sehen, was da so Schlimmes sein würde, wie ihm der Zar gesagt hatte. Als er die Schafe hinaufgejagt hatte, erblickte er lauter silberne Lilien. Alles war voller silberner Lilien, daß man überhaupt nicht treten konnte. Er pflückte sich eine und steckte sie sich

ans Hütchen. Als er sie gepflückt hatte, da erdröhnte die silberne Wiese, daß es ihm in den Ohren brauste. Da sah er einen Drachen mit sechs Köpfen kommen. Er war noch weit und drohte ihm schon:

„Warte, ich werde es dir geben! Wie konntest du die Schafe auf meine silberne Wiese lassen?"

Als der Drache schon gar nicht mehr weit von ihm war, schlug der Bursche mit dem Stock gegen die Knie, und da wurde aus ihm gleich ein ganz, ganz großer Mensch. Er stürzte sich auf den Drachen und schlug ihn mit dem Stock. Der Drache versank gleich in der Erde, und dann verprügelte er ihn. Da bat ihn der Drache inständig:

„Laß mir das Leben, Mensch! Ich gebe dir eine silberne Kandare. Wenn es dir schlecht geht, schüttle sie, und gleich bekommst du ein Regiment silberner Soldaten auf silbernen Pferden und mit silbernem Rüstzeug."

Er ließ ihm das Leben, und der Drache gab ihm eine silberne Kandare. Er legte sie beiseite und steckte die Lilie an das Hütchen. Dann trieb er die Schafe nach Hause.

Der Zar dort hatte drei Mädchen, und als er die Schafe in den Hof trieb, sahen sie die Lilie an seinem Hut. Sie liefen alle drei zu ihm, und jede bat ihn:

„Gib sie mir, gib sie mir, gib sie mir!"

Er aber sagte, er werde sie niemandem geben, nur der, die ihm das linke Knie zeigt.

Die Jüngste hob das Kleid und zeigte ihm das linke Knie. Die beiden Älteren aber schämten sich und liefen fort. Er nahm die Lilie vom Hut und gab sie der Jüngsten. Sie lief mit großer Freude davon und prahlte vor den anderen, daß sie nun die Lilie hätte. Als sie am anderen Morgen aufstanden, sagte der König zu ihm:

„Nun, mein Junge, gestern hast du deine Arbeit gut gemacht."

Der König hatte nämlich gedacht, er hätte die silberne Wiese nicht gesehen.

„Weißt du was, jetzt gehst du mit den Schafen nicht wieder dorthin. Du gehst jetzt mit den Schafen in die andere Richtung. Dort ist eine goldene Wiese, wohin du jetzt gehst. Paß aber auf, daß du sie dort nicht hinaufläßt, denn sonst wirst du ein grausames Ende haben."

Er trieb die Schafe vor sich her auf die Weide. Als er zu der goldenen Wiese kam, jagte er gleich die Schafe auf die goldene Wiese. Dort aber waren so viele goldene Lilien, daß er sie mit

seinen Augen gar nicht alle übersehen konnte. Da dachte er bei sich, daß er sich jetzt eine pflücken würde, denn es gab ja hier genug, und keiner würde es erfahren. Nachdem er sich eine gepflückt hatte, da erdröhnte die goldene Wiese, als wenn eine große Glocke läutete. Da sah er, wie ein Drache mit neun Köpfen auf ihn zukam. Er war noch weit und drohte ihm bereits aus der Ferne.

„Warte nur, du Spitzbube, warte nur! Wie konntest du es wagen, deine Schafe hierherzulassen? Weißt du denn nicht, daß das hier nicht erlaubt ist?"

Als er ganz nahe bei ihm war, schlug der Junge mit dem Stock gegen das Knie, und aus ihm wurde gleich ein ganz, ganz großer Mensch. Als der Drache herangekommen war, schlug er ihn so mit dem Stock, daß der Drache zu Boden stürzte. Er schlug ihm acht Köpfe ab. Der Drache bat ihn, ihm das Leben zu lassen, er würde ihm eine goldene Kandare geben. Wenn er in Not wäre, brauche er sie nur zu schütteln, gleich werde er ein Regiment goldener Soldaten in goldenen Uniformen bekommen, und alle Pferde würden goldenes Zaumzeug haben. Er ließ ihm das Leben, und der Drache gab ihm gleich eine goldene Kandare. Er legte die Kandare beiseite, und als er abends nach Hause ging und schon kurz vor dem Hause war, warteten alle drei Mädchen auf ihn.

Da sahen sie, daß er eine Lilie am Hut hatte. Als er nach Hause kam, baten ihn alle drei um die Lilie.

„Gib sie mir! Gib sie mir! Nein, gib sie mir!"

Er wollte sie keiner geben, nur der, die ihm das rechte Knie zeigen würde. Die beiden Älteren schämten sich, liefen davon, die Jüngste aber hob das Hemd und zeigte ihm das rechte Knie. Er nahm die Lilie vom Hut und gab sie ihr. Sie nahm sie und lief voller Freude davon.

„Die Lilie habe ich bekommen", brüstete sie sich vor den anderen.

Die beiden Schwestern aber waren wütend auf sie, daß sie nun schon zwei bekommen hatte, daß er aber ihnen beiden noch nicht eine einzige gegeben hatte. Als am anderen Morgen aufgestanden wurde, kam der König zu ihm und sagte:

„Nun, mein Junge, zwei Tage hast du gut gedient. Jetzt paß auf, daß auch der dritte gut endet!"

Der König wußte aber noch nicht, daß der Bursche auf der goldenen Wiese gewesen war. Er dachte, er hätte sie noch nicht einmal gesehen.

„Weißt du was, mein Junge, jetzt gehst du mit den Schafen

weder hierhin noch dahin, sondern gehst dorthin, in jene Richtung. Dort ist eine Wiese aus Edelsteinen. Aber paß auf, daß du die Schafe nicht dorthin läßt, denn sonst wirst du ein seltsames Ende haben."

Der Junge trieb die Schafe vor sich her, aber er ließ sie nicht fressen, sondern jagte sie nur, um so schnell wie möglich zu sehen, was dort sein würde. Er kam zu der Wiese, und sie war so schön und glänzte wie die Sonne. Er trieb gleich die Schafe dorthin. Dort waren aber so viele Lilien aus Edelsteinen, daß man es gar nicht erzählen kann. Er dachte bei sich: Oho, hier gibt es ja genug davon. Ich werde mir eine für meine Mütze pflücken. Als er sie gepflückt hatte, erdröhnte die Wiese, daß er fast taub geworden wäre. Da sah er, wie ein Drache mit zwölf Köpfen auf ihn zukam. Noch ganz aus der Ferne drohte er ihm bereits.

„Warte, du Spitzbube, du Rotzjunge! Ich werde dich lehren, deine Schafe hierherzulassen!"

Als er ganz in der Nähe war, kam er so wütend auf ihn zu, daß ihm das Feuer aus den Nüstern schoß. Der Junge schlug mit dem Stock gegen die Knie, und gleich wurde aus ihm ein ganz, ganz großer Mensch. Er schlug auf den Drachen ein. Der fiel gleich nieder und streckte sich wie ein Toter. Er schlug ihm elf Köpfe ab, der Drache bat ihn, ihm das Leben zu lassen, er würde ihm eine Kandare aus Edelsteinen geben. Der Junge ließ ihm das Leben, und der Drache gab ihm die Kandare.

„Leg sie beiseite. Wenn du in Not bist, dann schüttle sie, und gleich erhältst du ein Regiment Soldaten aus Edelsteinen und Pferde mit Reitern!"

Er schickte die Schafe in die andere Richtung und hütete sie dort. Am Abend trieb er sie nach Hause. Die Mädchen sahen aus der Ferne, daß er am Hut eine rote Lilie hatte. Sie kamen ihm alle drei entgegengelaufen.

„Gib sie mir! Gib sie mir! Nun, gib sie mir!"

Jede bat um die Lilie. Er wollte sie keiner geben, nur der, die ihm die Brust zeigen würde. Die beiden Älteren schämten sich und liefen davon. Die Jüngste jedoch hob das Hemd und zeigte ihm die Brust. Er nahm die Lilie von der Mütze und gab sie ihr.

„Hier hast du sie, nun geh!"

Sie lief mit großer Freude davon und prahlte vor den anderen, weil er ihr die Lilie gegeben hatte. Nun hatte sie schon drei, eine silberne, eine goldene und eine aus Edelsteinen. Er blieb noch eine Weile dort, vielleicht ein Jahr oder auch zwei. Der

Zar ließ in der ganzen Welt verkünden, daß er drei Töchter zu vergeben habe. Es sollten alle feinen Herren und Grafen zusammenkommen, und seine Töchter würden sich einen aussuchen. Dann und dann an dem und dem Tage. Der Tag kam. Es erschienen viele feine Herren, reiche Grafen und Zarensöhne. Gleich würden sich die Mädchen einen aussuchen. Sie stellten sich alle drei auf den Balkon und suchten aus. Die beiden Älteren wählten sich rasch Freier, die Jüngste aber wollte niemanden nehmen, sondern nur den, der erraten würde, was für Zeichen sie an sich hätte. Die Herren rieten hin und her und so und so, und niemand konnte es erraten. Alle hatten sich bereits in einer Reihe aufgestellt, und niemand war mehr da zum Raten. Der König fragte den Herold, ob denn noch jemand im Palast wäre. Man solle alle zusammenholen, die noch nicht geraten hätten.

Der Herold sagte ihm, es sei niemand weiter da, alle seien schon gekommen, nur der kleine Schafhirt sei noch nicht dagewesen.

„Nun, hole ihn, vielleicht weiß er etwas!"

Der Herold brachte den Jungen. Der König fragte ihn gleich, ob er erraten könne, was für Zeichen sein Mädchen an sich hätte.

„Ich gebe sie dir zur Frau, wenn du es errätst, denn sie will keinen anderen heiraten als den, der es errät."

„Ich weiß nicht, allergnädigster König, ob ich das erraten kann. Ich meine, sie hat auf den beiden Knien zwei silberne Sterne und auf der Brust zwei Sterne aus Edelsteinen."

Der König wandte sich an das Mädchen und fragte sie:

„Nun, mein Mädchen, ist das so?"

Das Mädchen sagte:

„So ist das, mein lieber Vater."

Der König sagte:

„Nun, wenn das so ist, mein Mädchen, dann sollst du wissen, daß du vom heutigen Tage an seine Frau bist, daß niemand euch trennen soll, da du dir nun einmal so einen ausgewählt hast."

Als die feinen Herren hörten, daß der Bursche das erraten hatte, wunderten sie sich sehr über ihn. Aber sie schämten sich alle, daß sie es nicht hatten erraten können, und gingen davon.

Der König brachte die beiden älteren Schwiegersöhne in den großen Palast. Dort blieben sie noch zu Besuch, und man erwies ihnen große Ehre. Den beiden aber, dem Schaf-

hirten und der jüngsten Königstochter, sagte man, für sie sei es gut genug bei den Gänsen im Stall. Das Mädchen aber hatte noch nicht einen Bissen gegessen. So waren sie nun zu zweit in dem Gänsestall, die anderen aber feierten in dem großen Palast.

Es waren kaum zwei, drei Jahre vergangen, da schrieb der Schwarze König an den Roten König, er solle aufs Schlachtfeld kommen, er wolle gegen ihn Krieg führen. Aber dessen Soldaten waren alle weit weg. Es gab keine Eisenbahn, und er konnte nicht alle zusammenbekommen, sondern nur die, die in der Nähe waren. Sie zogen also in den Krieg. Der König vertraute sein Heer den beiden älteren Schwiegersöhnen an, aber an den Jüngsten dachte er gar nicht und kümmerte sich überhaupt nicht um ihn. Als sie in den Krieg kamen, nahm sich der Jüngste ein räudiges Pferd, setzte sich darauf und zog dem Heer nach. Als sich das Heer versammelt hatte, war der Schwarze König sehr stark, und in zwei oder drei Stunden zerschlug er das ganze Heer des Roten Königs, und nicht ein einziger blieb übrig. Als der jüngste Schwiegersohn sah, daß seine Schwäger davonliefen, schüttelte er seine silberne Kandare. Sofort saß er auf einem schönen silbernen Pferd mit silbernem Rüstzeug und silberner Uniform. Mit allem, was dazugehörte!

Ein Regiment silberner Soldaten auf silbernen Pferden in silbernen Uniformen stand bei ihm. Er befahl ihnen sofort, sie sollten das Heer des Schwarzen Königs zerschlagen. Sie versammelten sich also ganz plötzlich. Als das die Soldaten des Schwarzen Königs sahen, erschraken alle, wunderten sich und schimpften. Woher kommt denn dieses Heer? Aber es dauerte kaum fünf, sechs Minuten, da war nicht ein Soldat mehr vom Schwarzen König da. So hatte man sie zerschlagen. Als sie sie zerschlagen hatten, verschwanden sie, und auch das Pferd des jüngsten Schwiegersohnes verschwand. Er war wieder in seinen Sachen und auf seinem räudigen Pferd und geriet irgendwie in eine Schlucht. Da kamen seine Schwäger, und er bat sie inständig, sie sollten ihn aus der Schlucht ziehen, sollten ihn nicht dort lassen, ihn nicht umkommen lassen. Sie aber lachten ihn aus, weil er in der Schlucht war. Sie gaben ihren Pferden die Sporen, ritten nach Hause und ließen ihn dort. Irgendwie kam er doch heraus. Als die Schwäger zu ihrem Schwiegervater kamen, brüsteten sie sich vor ihm, daß vom Heer des Schwarzen Königs kein einziger geblieben wäre, daß sie alle umgebracht hätten. Der Zar gewann sie sehr lieb, weil

sie das Heer so gut geführt hätten. Dann sagten sie noch, sie hätten ein Regiment silberner Soldaten gehabt.

Am anderen Tag schrieb der Schwarze König wieder, der Rote König solle sich ihm auf dem Felde stellen. Der Schwarze König holte doppelt soviel Soldaten zusammen. Der Rote König aber hatte sehr wenige, und sein Heer war überall verstreut. Er brachte nur die zusammen, die in der Nähe waren. Sie zogen wieder in den Krieg. Der Zar vertraute wiederum den beiden älteren Schwiegersöhnen sein Heer an, an den Jüngsten aber dachte er nicht. Er kümmerte sich überhaupt nicht um ihn. Der Jüngste holte wieder sein Heer zusammen, und als es loszog, setzte er sich wieder auf sein Pferd und zog den beiden Schwägern nach. Als das Heer versammelt war, in einer Stunde oder zwei, wurden alle niedergemacht, und vom Heer des Roten Königs blieb nicht ein einziger. Mit Mühe entkamen die Schwiegersöhne. Als der jüngste Schwiegersohn sah, daß seine Schwäger flüchteten, schüttelte er die goldene Kandare. Sofort saß er auf einem goldenen Pferd in goldener Uniform mit goldenem Rüstzeug. Er hatte ein Regiment goldener Soldaten auf goldenen Pferden mit goldenem Rüstzeug, und jeder trug eine goldene Uniform. Als das die Soldaten des Schwarzen Königs sahen, fielen sie von den Pferden, denn sie waren sehr erschrocken. Die goldenen Soldaten fielen über sie her, und es dauerte kaum vier, fünf Minuten, da war niemand mehr vom Heer des Schwarzen Königs da. Sofort verschwanden wieder all die goldenen Soldaten, und das Pferd des jüngsten Schwiegersohnes verschwand und auch die Uniform und alles. Er war wieder in seinen Sachen und auf seinem Pferd, geriet wiederum in die tiefe Schlucht und blieb dort mit seinem räudigen Pferd. Seine Schwäger eilten in großer Freude nach Hause, um zu berichten, sie hätten wieder das Heer des Schwarzen Königs geschlagen. Als sie zu dem Schafhirten kamen, bat er sie inständig, ihn aus der Schlucht herauszuziehen und ihn zu retten. Sie sollten ihn dort nicht eines qualvollen Todes sterben lassen. Sie aber lachten ihn nur aus. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und ließen ihn dort. Sie kamen nach Hause und brüsteten sich vor ihrem Schwiegervater, sie hätten das Heer des Schwarzen Königs geschlagen, und was für Pferde das goldene Heer gehabt hätte! Dem Zaren gefiel es sehr, daß sie ein goldenes Heer hatten. Aber um den jüngsten Schwiegersohn kümmerte er sich überhaupt nicht.

Am dritten Tag schrieb der Schwarze König wieder an den Roten König, er solle sich ihm auf dem Felde stellen. Der

Schwarze König war nämlich wütend, und er hatte so viele Soldaten zusammengebracht, daß sie im gesamten Lande des Roten Königs keinen Platz hatten, um sich aufzustellen. Sie standen so eng nebeneinander wie die Finger bei einem Menschen. Der Rote König holte wieder so viele zusammen, wie er zusammenbekam, und vertraute sie den beiden älteren Schwiegersöhnen an. Um den jüngsten kümmerte er sich überhaupt nicht. Sie zogen wieder in den Krieg, und der jüngste Schwiegersohn setzte sich wieder auf sein Pferd, auf das räudige, und zog ihnen in einer gewissen Entfernung nach. Das Heer des Roten Königs wurde in ein oder zwei Minuten geschlagen. Als das der jüngste Schwiegersohn sah, nahm er die Kandare aus Edelsteinen, schüttelte sie, und gleich war er auf einem Pferd mit genau solchen Edelsteinen und hatte auch eine solche Uniform und solches Rüstzeug, alles aus Edelsteinen. Bei sich hatte er ein Regiment Soldaten, alle auf solchen Pferden und mit solchen Uniformen wie er. Er schlug das Heer des Schwarzen Königs, aber das ging so schnell, daß man kaum mit den Augen zwinkern konnte, und da war kein einziger Soldat mehr vom Heer des Schwarzen Königs da. Die Soldaten aus Edelsteinen verschwanden wieder und vom Schafhirten das Pferd und die ganze schöne Uniform. Gleich war er wieder auf seinem Pferd und in seinen Sachen. Er geriet wieder in die Schlucht. Da kamen seine Schwäger. Sie zogen ihn schön aus der Schlucht heraus, auch sein räudiges Pferd, nahmen ihn auf die Schultern und brachten ihn nach Hause zum Roten König. Als sie zu Hause ankamen, sagten sie zum Schwiegervater, das hier sei ihr jüngster Schwager, der jüngste Schwiegersohn des Königs. Er habe diese schönen Heere gehabt. Das erste sei ein silbernes Heer gewesen, das zweite ein goldenes und das dritte eines aus Edelsteinen. Aber sie hätten nie gewußt, woher dieses Heer gekommen sei. Sie hätten gedacht, Gott hätte es ihnen geschickt. Jetzt erst seien sie darauf gekommen, „daß doch ihr jüngster Schwager solche Heere hatte. Das erste und das zweite und das dritte Heer, alle waren sie von ihm."

Als der König das hörte, erschrak er sehr. Er führte den jüngsten Schwiegersohn heraus, und dann gab er ihm aus Dank sein Mädchen zur Frau, denn bisher war er zornig auf ihn gewesen, weil er doch nur ein Viehhüter und Schafhirt gewesen war. Er ließ eine große Hochzeit für seine jüngste Tochter und seinen Schwiegersohn ausrichten. Er vermachte ihm auch das ganze Heer und das Königreich. Bis jetzt hatte er regiert, der Alte, und jetzt sollte sein jüngster Schwiegersohn

regieren. Die beiden älteren Schwiegersöhne sollten beim Heer als Wesire bleiben, der jüngste aber würde König sein. Die Alten starben, die Jungen blieben, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute.

56

WIE EIN JUNGER BURSCHE DIE FURCHT SUCHTE

Es war einmal ein junger Bursche, der hatte noch nie Furcht gehabt, und er wußte nicht, was Furcht war. So zog er in die Welt, die Furcht zu suchen. Er kam in ein Dorf. Dort fragte man ihn, wer er sei, und er sagte:

„Einer wie alle."

„Warum ziehst du denn durch die Welt?"

Er sagte:

„Ich gehe, die Furcht zu suchen, denn ich habe noch nie Furcht gehabt."

Da sagte der Kirchendiener zu ihm:

„Wir haben eine Kirche. Wenn du dort übernachtest, bekommst du Furcht."

Der Bursche sagte:

„Ach, was ist daran schon Schreckliches, in einer Kirche zu übernachten!"

Er ging und kaufte sich drei Kerzen, und man schloß ihn für die Nacht in die Kirche ein. Er zündete sich die Kerzen an, setzte sich zu den Büchern des Küsters und begann zu lesen. Er las bis um neun. Da sah er, wie sich die Türen öffneten, der Pope in die Kirche trat und zum Altar ging. Er aber stand auf, ging dem Popen nach und kleidete ihn so an, wie er immer zum Gottesdienst angekleidet wurde, und half dem Popen beim Gottesdienst. Aber sie sagten kein Wort zueinander. Der Pope ging wieder fort, und der Bursche blieb. Als sie am folgenden Morgen kamen, um ihn herauszulassen, fragten sie ihn:

„Was hast du denn gesehen?"

„Ich habe den Popen gesehen. Er ist gekommen, den Gottesdienst abzuhalten. Ich habe ihm am Altartisch geleuchtet und habe ihn angekleidet, habe ihm geholfen, den Gottesdienst durchzuführen, wie ich jedem anderen geholfen hätte, und sonst haben wir miteinander nicht gesprochen. Er ist wieder gegangen, und ich bin geblieben."

Da baten sie ihn:

„Du solltest noch eine Nacht übernachten und ihn fragen,

warum er kommt. Du brauchst es nicht umsonst zu tun. Du bekommst dafür eine große Belohnung."

Er sagte:

„Warum nicht? Ich werde dort übernachten!"

Er ging also wieder hin, um zu übernachten. In der nächsten Nacht kam der Pope genau wie in der ersten und hielt wieder Gottesdienst ab. Als der Pope hinausgehen wollte, fragte der Bursche:

„Beichtvater, ich möchte gern wissen, warum Ihr herkommt und wie lange Ihr noch kommen müßt und was man tun könnte, damit Ihr Eure Ruhe habt und nicht mehr zu kommen braucht."

Der Pope aber sagte:

„Du würdest eine große Belohnung bekommen, würdest du das tun, was ich dir sage. Ich habe im Dienste Geld angenommen und zu Lebzeiten nicht für alle meinen Gottesdienst abgehalten, und nun muß ich herkommen, und hier in der Kirche ist mein Geld versteckt, und zwar zwei Fässer voll. Für das eine sollen vierundzwanzig Geistliche zur Synode zusammenkommen und gemeinsam Gottesdienst halten und an meinem Grabe eine Totenmesse lesen. Das andere Geld aber gebe ich dir, damit du das tust, was ich dir auftrage."

Der junge Bursche begleitete den Popen zum Grabe, um zu wissen, welches es war. Dort am Grabe gab ihm der Pope einen Schuh vom rechten Fuß und das Popengewand, das er immer zum Gottesdienst anzog, und sagte zu ihm:

„Mit diesem Schuh und mit diesem Talar wird dich kein Teufel besiegen."

Das erzählte der Bursche nun dem Geistlichen in diesem Dorfe und machte alles, was ihm von jenem Popen aufgetragen war. Er nahm das Popengewand und den Schuh. Das Geld ließ er dort, selber aber ging er weiter in die Welt und sagte:

„Ich habe hier nichts Schreckliches erlebt, ich gehe, um weiter die Furcht zu suchen."

So kam er in einen Wald. Dort war es finster, und er erblickte einen Lichtschein. Er ging auf den Lichtschein zu. Er fand dort einen Wagen, und auf dem Wagen saß ein Fuhrmann. Er fragte:

„Wer bist du?"

Der aber sagte:

„Ich bin der Fuhrmann unseres Zaren."

„Was ist denn das dort für ein Lichtschein?"

Der Fuhrmann aber sagte zu ihm:

„Geh, dann wirst du's sehen!"

Er ging auf den Lichtschein zu. Er kam dorthin, und dort saß ein so hübsches Mädchen, wie er es noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Sie saß dort und weinte. Er fragte sie:

„Wer bist du?"

Sie aber sagte:

„Ich bin die Tochter des Zaren. Mein Vater hat Krieg begonnen, als ich noch nicht auf der Welt war, und er hat dem Teufel versprochen, daß er ihm in zwanzig Jahren das gibt, was es in seinem Hause damals noch nicht gab. Dafür sollte ihm der Teufel helfen, den Krieg zu gewinnen. Aber er hatte mich gegeben, denn mich gab es damals in seinem Hause noch nicht. Heute sind nun zwanzig Jahre vorbei, und heute sollen die Teufel kommen und mich von hier fortholen."

Der Bursche sagte:

„Setz dich bei mir auf den Schoß. Ich lasse dich nicht holen, wenn du meine Frau wirst."

Nach einer Stunde hörte er großen Lärm und einen Wirbelwind. Das war die Teufelsparade, die die Fürstin holen wollte. Er aber sagte zu ihr:

„Sei mutig und fürchte dich nicht. Ich gebe dich wirklich nicht den Teufeln."

Als sie zu ihm kamen und vor den Tisch und vor das Licht traten, sagten sie zu ihm:

„Gib uns das Mädchen."

Er aber sagte:

„Fort von diesem Mädchen, ihr Satansbrüder! Das ist meines und nicht eures."

Sie versuchten, ihn zu fassen, er aber schwang den Schuh gegen sie, und so konnten sie überhaupt nicht an ihn heran. Sie gingen wieder fort und brachten die Gabel, mit der sie immer im Fegefeuer hantieren. Sie brachten die Gabel und wollten ihn damit stechen. Er aber hielt das Mädchen, und die Schnur, die er von dem verstorbenen Geistlichen hatte, warf er nach der Gabel. Das Popengewand wickelte sich um die Gabel, und er riß ihnen die Gabel fort und nahm sie an sich. Die Teufel sagten:

„Das Mädchen lassen wir dir, aber gib uns die Gabel heraus, denn ohne sie können wir im Fegefeuer nichts ausrichten."

„Ja, ich gebe euch die Gabel, wenn ihr mir den Brief über dieses Mädchen gebt, den ihr vor zwanzig Jahren unterschrieben habt."

Sie suchten und suchten nach dem Brief, konnten ihn nicht finden, aber da war noch ein Teufel im Meer, und bei dem war der Brief unter der Ferse versteckt. Sie gaben ihm das Mädchen und den Brief, sagten, daß sie mit ihr nichts mehr zu schaffen hätten, und machten sich davon. Er aber beeilte sich, mit ihr den Wald zu verlassen. Sie fanden den Wagen, mit dem sie gekommen war, denn der Fuhrmann hatte gewartet, um zu sehen, was mit ihr geschehen würde. Der junge Bursche aber sagte zu ihr, bevor sie zu dem Wagen kamen, mit dem sie hergebracht worden war:

„Du fährst jetzt nach Hause, ich aber ziehe noch ein Jahr durch die Welt, und nach einem Jahr komme ich, und dann heiraten wir."

Er zog also in die Welt, und sie setzte sich in den Wagen. Der Kutscher, der nun aus dem Walde herausfahren sollte, ließ die Pferde halten und sagte zu ihr:

„Du mußt meine Frau werden. Du mußt sagen, daß ich dich von den Teufeln erlöst habe!"

„Wie kann ich das sagen, daß du mich erlöst hast, wenn du es gar nicht warst?"

Da sagte er zu ihr:

„Wenn du es nicht sagst, werde ich dich umbringen. Du mußt mir schwören, daß du meine Frau wirst."

Die Ärmste mußte nun schwören und ihrem Vater sagen, daß er sie aus den Händen des Satans befreit habe. So vergingen neun Monate. In diesen neun Monaten bedrängte der Kutscher den Zaren, daß er die Hochzeit ausrichten sollte, und der Zar bedrängte seine Tochter. Die aber wurde krank und ging für drei Monate in ein Bad, um den Zeitpunkt herankommen zu lassen, wo ihr Fürst kommen sollte, der liebe, der sie doch vor den Teufeln gerettet hatte. Sie kam aus dem Bad zurück, aber er war noch nicht da. Man setzte ihr zu, sie solle nun Hochzeit machen. Sie aber ließ im ganzen Land verkünden, daß Arme und Reiche, Tagelöhner und Verheiratete zu ihrer Hochzeit kommen sollten, und zwar ganz kostenlos. Sie ließ sich einen großen Thron bauen, von dem aus sie alle Leute übersehen konnte, die zu der Hochzeit kamen. Vor der Trauung, als die Hochzeitsgesellschaft zusammengekommen war, stieg sie auf den Thron und sah sich nach allen Seiten um, konnte ihn aber nicht entdecken, den, mit dem sie sich eigentlich trauen lassen wollte. Man sagte ihr schon, sie solle sich für die Trauung fertig machen, und da sah sie ganz in der Ferne auf dem Wege einen Mann kommen, und sie sagte:

„Ich bin gleich bereit. Dieser Mann dort soll erst noch kommen."

Er kam immer näher, und da merkte sie, daß er es war. Sie stürzte ihm entgegen.

„Komm her!"

Sie erkannte an ihm den Diamantring, auf dem ihr Name stand. Den hatte sie ihm damals an den Finger gesteckt. Sie führte ihn vor ihren Vater, umarmte ihn und sagte:

„Väterchen, das ist mein Mann, der mich vor dem Tode gerettet hat. Auf den habe ich gewartet."

Dann erzählte sie die ganze Wahrheit, wie sie dem Kutscher geschworen hatte, wie er ihr unterwegs das Leben nehmen wollte und wie sie damals seinen Worten gehorchen mußte. Da nahm man den Kutscher, band ihn an zwei Pferde aus dem Stall und jagte sie hinaus aufs Feld. Den anderen aber nahm sie, und sie heirateten.

57
DER GOLDVOGEL UND DIE MEERJUNGFRAU

Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne und einen goldenen Apfelbaum. Wenn er frühmorgens aufstand, zählte er gleich die Äpfel, und eines Tages fehlte einer. Da sagte der älteste Sohn:

„Väterchen, ich werde aufpassen, wer dort unsere Äpfel pflückt."

Er kletterte auf den Apfelbaum, und da saß er nun. Er saß und saß, träumte vor sich hin und schlief schließlich ein. Frühmorgens kam der Zar und zählte, und wieder fehlte einer. In der nächsten Nacht sagte der mittlere Sohn:

„Väterchen, ich werde aufpassen."

Und er stieg auf den Apfelbaum, und auch er saß dort, träumte vor sich hin und schlief ein. Am anderen Morgen zählte der Zar, und wieder fehlte ein Apfel.

In der dritten Nacht sagte der Jüngste:

„Väterchen, ich werde Wache halten."

Der Zar aber sagte:

„Ach, geh doch! Wenn die Älteren, die Vernünftigeren, nicht aufpassen konnten, wie wirst du es erst können!"

Schließlich aber sagte der Zar:

„Na gut, wenn du Lust hast, dann geh!"

So ging der Jüngste und stieg ganz bis in den Wipfel. Er saß und saß, und gegen Mitternacht sah er, wie ein Goldvogel

angeflogen kam und in einen Apfel picken wollte. Als er ihn fangen wollte, riß sich der Vogel los, und nur eine Feder blieb in seinen Händen. Am anderen Morgen zählte der Zar die Äpfel und sagte:

„Alle sind noch da."

Der jüngste Sohn aber sagte:

„Da seht nur, Vater, wer unsere Äpfel pflückt. Das ist der Goldvogel."

Der Zar rief seine Söhne zusammen und sagte:

„Zieht in die Welt! Wer von euch dreien den Vogel bringt, dem gebe ich meine Krone und die Hälfte meines Zarenreiches."

So machten sich alle drei Brüder auf den Weg, nahmen Geld, setzten sich auf ihre Pferde und ritten davon. Sie kamen zu einem großen Wald, der war schrecklich anzusehen. Sie fanden drei Wege, und der Älteste sagte:

„Jetzt werden wir uns trennen. Ich gehe den äußeren, du gehst den mittleren, und du, der Jüngste, gehst den äußeren auf der anderen Seite."

So trennten sie sich und ritten davon. Der Jüngste aber ritt und ritt, und da kam die Nacht. Er band sein Pferd fest und ließ es grasen, selbst aber machte er Feuer zurecht, kniete nieder und betete. Da kam ein Wolf und sagte:

„Junger Bursche, ich werde dein Pferd fressen."

Der Junge aber sagte:

„Hier hast du mein Brot und mein Fleisch und alles, was ich habe, nur laß mir mein Pferd."

Der Wolf aber fraß das Brot und sagte:

„Weil ich noch hungrig bin, muß ich dein Pferd fressen."

Der junge Bursche aber sagte:

„Was soll ich denn unterwegs ohne Pferd machen?"

Der Wolf sagte:

„Wohin gehst du denn?"

Der junge Bursche erzählte ihm alles.

Der Wolf sagte:

„Keine Bange, in einer Stunde sind wir dort."

Als der Wolf das Pferd gefressen hatte, sagte er:

„Nun, setz dich auf mich!"

Herrgott, der Junge hatte sich gerade auf den Wolf gesetzt, da machte der einen Sprung und hatte schon eine Meile hinter sich, sprang noch einmal, wieder eine Meile, und in einer Stunde kam er dort an, wo der Goldvogel war. Der Wolf sagte:

„Bleib hier auf dem Hof stehen, und ich gehe hinein und töte alle."

Der Wolf ging in den Stall und tötete die Wachen. Dann ging er in das Gemach, wo der Goldvogel war, und dort tötete er alle, und er trat auf den Hof und sagte:

„Geh in das Gemach, aber stecke nicht den Vogel in den goldenen Käfig, sondern nimm ihn mit dem Käfig, in dem der Vogel sitzt!"

Der junge Zarensohn kam in das Zimmer, und da sah er einen Vogel in einem einfachen Käfig. Den nahm er und steckte den Vogel in den goldenen Käfig. Als der Vogel anfing zu schreien, standen alle wieder auf, fingen ihn und sagten zu ihm:

„Wie konntest du den Vogel nehmen?"

Da erschrak der junge Herr und sagte:

„Mein Vater hat einen goldenen Apfelbaum, und dieser Vogel pflückt jede Nacht einen Apfel. Und mein Vater hat mich geschickt, damit ich ihm den Vogel bringe."

Der Zar dort, vor den er gebracht wurde, sagte zu ihm:

„Geh, und wenn du mir das goldene Pferd bringst, gebe ich dir den Vogel."

So ging der junge Zarensohn. Der Wolf aber sagte:

„Siehst du, ich habe dir noch gesagt, du sollst ihn nicht in den goldenen Käfig stecken. Nun ist alles verloren", sagte der Wolf. „Nun, setz dich auf mich!"

Er setzte sich auf ihn, und als der Wolf einen Sprung gemacht hatte, war er schon eine Meile weiter. Sie kamen zu einem anderen Zarenreich geflogen, dorthin, wo das goldene Pferd war. Der Wolf aber sagte:

„Bleib hier auf dem Hof stehen, und ich gehe in den Stall."

Der Wolf ging in den Stall und tötete alle Fuhrleute. Er trat wieder auf den Hof heraus und sagte:

„Geh jetzt in den Stall und nimm das Pferd, aber nimm nicht den goldenen Kopfschmuck, sondern nur den Kopfschmuck, der auf dem Pferd ist!"

Der junge Zarensohn ging, und da sah er so einen goldenen Kopfschmuck, daß es ihn in den Augen blendete, und er wollte den Kopfschmuck in die Hand nehmen, und als das Pferd loswieherte, standen alle wieder auf, und sie fingen den jungen Zarensohn und brachten ihn zum Zaren. Der Zar aber fragte ihn:

„Aus welchem Grunde wolltest du das Pferd nehmen?"

Der junge Zarensohn erzählte ihm alles, wie es war. Darauf sagte der Zar:

„Geh! Wenn du mir das Mädchen bringst, das auf dem Meer auf einem Schiff geboren und groß geworden ist und deren Fuß noch nie auf festem Land war, dann gebe ich dir das goldene Pferd."

Der Zarensohn trat heraus auf den Hof und weinte. Der Wolf aber sagte:

„Siehst du, ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht den goldenen Kopfschmuck nehmen, sondern das Pferd. Jetzt bin ich dir nichts mehr schuldig."

Dann fragte der Wolf:

„Was hat denn der Zar zu dir gesagt?"

„Er hat gesagt, ich soll ihm das Mädchen bringen, das auf dem Meer geboren ist und das mit seinem Fuß noch nie auf festem Land gewesen ist."

Der Wolf aber sagte:

„Nun, die werden wir gleich haben. Geh in die Stadt und kaufe rote und grüne und geblümte Tücher!"

So ging der junge Zarensohn in die Stadt und kaufte allerlei Stoff, und sie kamen an das Meer, und dort machten sie einen Laden auf, und er hängte alles auf Stangen auf, und der Wind trug die Kunde weit fort, und man sah den Laden. Der Wolf aber sagte zu dem jungen Herrn:

„Stell dich hier hinter den Ladentisch und bleib dort stehen, und wenn sie kommt und sich die Sachen ansieht, dann lauf hin und fange sie gleich im Laden!"

Und der Wolf ging weg, und der junge Zarensohn sah, wie ein Schiff kam und am Ufer festmachte. Als das Mädchen alle die Stoffe sah, kam sie auf das Ufer herausgesprungen, ging in den Laden und sah sich die Sachen an. Er aber lief und fing sie. Der Wolf kam herbeigelaufen und sagte:

„Weißt du, was wir machen? Wir geben dem Zaren das Mädchen, und das Pferd behalten wir für uns, und das Mädchen wird auch wieder uns gehören!"

Der Wolf tötete das Mädchen, damit sie sich nicht fürchtete, wenn er flog. Der junge Zarensohn setzte das Mädchen auf den Wolf und setzte sich auch mit darauf. Herrgott! Als der Wolf lossprang, waren sie in einer Stunde beim Zaren. Der Wolf machte das Mädchen wieder lebendig und sagte:

„Geh mit dem jungen Zarensohn in das Zarengemach, ich werde still unter einem Strauch im Garten sitzen. Wenn du mit dem Zaren spazierengehst, dann geh ein bißchen zur Seite

und fürchte dich nicht. Ich werde dich nämlich fangen und mit dir davonlaufen."

Der junge Zarensohn nahm das Mädchen und ging mit ihr in den Palast. Als der Zar das Mädchen sah, freute er sich sehr, so sehr, daß er gar nicht wußte wie. Er ließ gleich das Pferd mit dem goldenen Kopfschmuck kommen und gab es dem jungen Zarensohn. Der Zarensohn nahm das Pferd, setzte sich darauf und ritt langsam seines Weges. Dort saß aber der Wolf unter dem Strauch, und er sah, wie der Zar mit dem Mädchen herauskam und im Garten spazierenging. Es war aber schon recht dunkel, und das Mädchen ging nur einmal ein bißchen zur Seite. Herrgott! Als der Wolf das Mädchen nahm und davonlief, holte er den Zarensohn hinter der Brücke ein und sagte:

„Nun, jetzt haben wir das Mädchen und das Pferd."

Sie zogen los, und so kamen sie zu dem Zaren, der den goldenen Vogel hatte. Der Wolf aber sagte:

„Weißt du was? Wir nehmen jetzt den Vogel, und das Pferd geben wir ihm nicht."

Und der Wolf verwandelte sich in ein Pferd und sagte zu dem Zarensohn:

„Soll das Mädchen das Pferd halten, du aber nimm mich und führe mich hin!"

Als der Bursche das Pferd zum Zaren brachte, freute sich der Zar so, daß er gar nicht wußte wie, und er gab ihm gleich den Vogel mit dem goldenen Käfig. Der junge Zarensohn nahm den Vogel und trat aus dem Tor, setzte das Mädchen auf das Pferd und machte sich auf den Weg nach Hause. Der Wolf aber, der im Stall war, wartete nicht. Er machte sich davon, lief fort, holte den Zarensohn ein und sagte:

„Siehst du, wie gut ich alles für dich gemacht habe? Nun hast du das Mädchen und das Pferd und den Vogel. Jetzt kauf dir noch ein paar Pferde, Geschirr und eine Kutsche. Dann nimm dir einen Fuhrmann und fahr nach Hause. Denk aber daran, daß du mich unterwegs nie vergessen darfst!"

Der Wolf ging wieder in den Wald, der junge Zarensohn aber fuhr in die Stadt und kaufte sich ein paar Pferde und eine Kutsche und mietete sich einen Fuhrmann, und sie fuhren nach Hause. Sie fuhren und fuhren, waren schon einige Meilen gefahren, und da kamen sie zu einer kleinen Stadt, und er hielt an, um die Pferde grasen zu lassen. Da sah er seine Brüder, wie sie abgerissen und barfuß durch die Stadt gingen, ihre Kleider waren zerrissen, und sie waren so armselig und

heruntergekommen, daß er sie kaum wiedererkannte. Sie begrüßten sich gleich alle, und die Brüder sagten:

„Ja, Bruder, wir sind durch die Welt gezogen, und wir haben unsere Pferde und unsere Kleidung verkauft, und wir hatten schon nichts mehr zu essen, und jetzt beraten wir, wie wir nach Hause kommen."

Der jüngste Bruder aber sagte:

„Kommt mit, Brüder!"

Sie gingen in einen Laden, er kaufte ihnen Hemden und Stiefel und Kleidung, und er zog sie neu an, so wie sie waren, und er kaufte ihnen zu essen, und sie tranken etwas, und nachdem sie getrunken hatten, schirrte der Fuhrmann die Pferde an, und sie machten sich auf den Weg.

Unterwegs aber berieten die beiden älteren Brüder miteinander und sagten:

„Wir müssen uns schämen vor unserem Vater, daß wir, die Älteren, nichts erreicht haben, der Jüngste aber etwas erreicht hat und daß er nun vom Vater die Krone bekommt."

Und sie töteten den jüngsten Bruder und den Fuhrmann, setzten sich in die Kutsche und fuhren davon. Unterwegs sagten sie zu dem Mädchen:

„Paß auf! Wenn du dem Väterchen etwas sagst, geschieht dir das gleiche!"

Sie aber schwor, daß sie niemandem etwas sagen würde. Der Älteste sagte:

„Wenn wir nach Hause kommen, werde ich dich heiraten."

Sie fuhren und kamen nach Hause, und als der Zar den Vogel sah und das goldene Pferd, wußte er nicht, was er anstellen sollte vor Freude, und gleich am nächsten Tage veranstaltete er einen großen Ball und erzählte seinen Gästen, daß seine Söhne den goldenen Vogel gefunden hätten und das Pferd und das Mädchen aus dem Meer. Seinen jüngsten Sohn aber erwähnte er nicht einmal.

Aber der Wolf zog durch den Wald und dachte bei sich: Nun, ich werde den Weg ziehen, den der junge Zarensohn gefahren ist. So ging der Wolf los, und es war schon Nacht. Da sah der Wolf etwas Schwarzes liegen. Er kam näher. Da war es der junge Zarensohn.

Da sagte der Wolf:

„Ach, der Ärmste! Die Brüder haben ihn verraten!"

Er lief davon und brachte Lebenswasser, spuckte es ihm zwischen die Zähne, und da wurde er wieder lebendig. Der Wolf aber sagte:

„Nun bist du allein wie ein Waisenkind. Kannst du dich nicht erinnern, was du noch bei dir hattest?"

„Ja, was nur?"

Er hatte nichts als den Ring gehabt, den das Mädchen ihm gegeben hatte. Der Wolf begann die Erde aufzuwühlen, fand den goldenen Ring, gab ihn dem jungen Zarensohn und sagte zu ihm:

„Setz dich auf mich!"

Herrgott! Er hatte sich gerade erst auf ihn gesetzt, da sprang der Wolf los, und nach einer Stunde waren sie zu Hause. Da sagte der Wolf:

„Geh jetzt in die Stadt und kauf dir eine Geige und spiele. Zeig dich aber nicht zu Hause!"

Der Wolf kehrte wieder in den Wald zurück, der junge Zarensohn aber ging in die Stadt und kaufte sich eine Geige. Und wie er spielte! Da hätte sich eine ganze Musikkapelle verstecken können! Der junge Zarensohn ging in das Haus eines Juden und ließ sich etwas zu trinken bringen, und als er auf seiner Geige zu spielen begann, da freuten sich die Juden und mußten tanzen, denn so ein Spiel hatten sie noch nie gehört.

Ein Jude aber sagte:

„Ich gehe zum Zaren und sage ihm, er soll diesen Musikanten nehmen, damit er auf der Hochzeit spielt."

Der Jude ging zum Zaren und sagte zu dem Zaren:

„Da ist ein Musikant. Auf der ganzen Welt gibt es keinen besseren. Da kann sich eine ganze Musikkapelle verstecken, wenn der anfängt zu spielen."

Der Zar ließ ihn gleich rufen. Er kam zum Zaren. Herrgott, als er im Palast zu spielen begann, da klirrten die Fenster. Das Mädchen aber, das schon zur Trauung gehen sollte, sah den Musikanten nur an und erkannte gleich den, der sie aus dem Meer geholt hatte, und sie sagte:

„Hört zu, Herr, ich möchte Euch ein Märchen erzählen."

Und sie begann zu erzählen, und sie sagte:

„Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne, und er hatte einen goldenen Apfelbaum, und jeden Morgen zählte er die Äpfel, und immer fehlte einer."

Und sie erzählte alles, wie es gewesen war und was der Wolf mit ihm gemacht hatte und so weiter. Schließlich sagte sie:

„Als er bereits nach Hause fuhr und seine Brüder in einer Stadt traf, sah er, daß sie barfuß und heruntergekommen waren, daß es nicht zum Ansehen war. Und der junge

Zarensohn kaufte ihnen Kleidung und alles, und sie machten sich auf den Weg. Aber sie schämten sich, weil der Jüngste den Vogel gefunden hatte, und so erschlugen sie ihn, ihren eigenen Bruder, unterwegs, zerrten ihn in den Wald, nahmen den Vogel und das goldene Pferd und verboten dem Mädchen, etwas zu sagen, sonst würde sie auch umkommen. Und sie mußte ihnen schwören, daß sie niemandem etwas sagen würde. Und sie fuhren davon. Als der Zar den goldenen Vogel sah und das Pferd und das Mädchen, ließ er gleich einen Ball veranstalten, und er erzählte seinen Gästen, seine Söhne hätten das von der Reise mitgebracht. Den Jüngsten aber erwähnte er nicht einmal. Da sollte nun bei dem Zaren eine Hochzeit stattfinden. Der älteste Sohn sollte heiraten, aber es waren keine guten Musikanten da. Und da fand sich einer, als der zu spielen begann, hätte sich eine ganze Musikkapelle verstecken können."

Und gleich umarmte sie den Musikanten und küßte ihn und sagte:

„Jetzt bist du mein, und ich bin dein."

Die Gäste waren erstaunt, und sie sagte zu dem Zaren:

„Väterchen, das ist Euer jüngster Sohn. Er hat alles gefunden, den goldenen Vogel, das goldene Pferd und mich aus dem Meer. Denn mein Fuß war noch nie auf festem Land gewesen, seitdem ich geboren bin, und er hat mich hergebracht."

Und gleich setzte der Zar seinem jüngsten Sohn die Krone auf und führte ihn zur Trauung. Zu den Ältesten aber sagte er:

„Geht von mir fort, damit euch meine Augen nicht mehr sehen und meine Ohren nichts mehr von euch hören!"

Er jagte sie hinaus in die Welt, dem Jüngsten aber gab er die Hälfte seines Zarenreiches, und so lebten sie in Freuden bis zu ihrem Tode.

58

DER RECKE HUNDESOHN

Es war einmal ein Zar, der hatte nie Kinder gehabt. Dieser Zar besaß einen großen See, über den man weder hinüberschwimmen noch hinüberfahren konnte.

Einmal sagte der Zar:

„Kommt alle zu mir! Wer mir sagt, wie ich zu Kindern kommen kann, der erhält von mir die Hälfte meines Zarenreiches."

Ein armer Mann kam des Weges. Der Zar hatte eine Brücke über den See bauen lassen. Der Mann ging unter die Brücke, setzte sich nieder, und da saß er nun. Dann kamen drei Mönche, und einer sagte:

„Dank dem Zaren, daß er diese Brücke hat bauen lassen. Mit unseren langen Rockschößen hätten wir uns sonst hier schmutzig gemacht."

Der zweite aber sagte:

„Ja, Herr Bruder, der Zar hat noch nie Kinder gehabt."

Da sagte der dritte:

„Ich aber weiß, Vater Bruder, wie die Zarin zu Kindern kommen könnte."

„Laßt uns an das Ende der Brücke gehen, Vater, dort wollen wir uns niedersetzen und uns ausruhen. Und dann sagst du es uns, Vater Bruder."

Sie setzten sich dem Manne gegenüber unter der Brücke und sagten:

„Er ist Herrscher über sein ganzes Reich. Er muß veranlassen, daß man Seide herbeischafft, aus der Seide ein Fischnetz macht, zum Meer fährt, einen goldgefiederten Hecht fängt, ihn der Zarin bringt und ihr zu essen gibt. Dann wird sie Kinder bekommen."

Da stand der Mann, der unter der Brücke gesessen hatte, auf, ging zum Zaren und sagte:

„Laßt Seide herbeischaffen, ein Netz knüpfen und damit im Meer einen goldgefiederten Hecht fangen! Den soll die Zarin essen, und dann bekommt sie Kinder."

„Gut, braver Mann! Wenn das stimmt, gebe ich dir die Hälfte meines Zarenreiches. Wenn nicht, verlierst du armer Tropf durch mein Schwert deinen Kopf."

Der Zar schickte Briefe aus. Man schaffte Seide herbei, knüpfte ein Fischernetz und fuhr aufs Meer hinaus. Man warf das Netz gleich ins Meer, zog einen ganzen Berg Fische heraus und durchsuchte ihn. Kein goldgefiederter Hecht dabei.

Man warf es ein zweites Mal aus, zog einen noch größeren Haufen Fische heraus und durchsuchte ihn. Kein goldgefiederter Hecht dabei.

„Laßt uns noch ein drittes Mal das Netz auswerfen, Brüder. Wenn wir ihn dieses Mal nicht fangen, nehmen wir die Fische und bringen sie dem Zaren als Geschenk."

Sie warfen das Netz ein drittes Mal aus, zogen es fast leer heraus, denn darin sahen sie nichts weiter als den goldgefiederten Hecht. Sie brachten den Hecht zum Zaren. Die Köchin

kochte ihn, kostete von der Suppe und wurde schwanger, die Zarin aß ihn und wurde schwanger, die Hündin unter dem Tisch kostete die Gräten und wurde schwanger. So wurden alle drei schwanger.

Die Köchin brachte einen Sohn zur Welt, die Zarin brachte einen Sohn zur Welt, und die Hündin brachte einen Sohn zur Welt. Man brachte sie zur Taufe, und sie wuchsen nicht in Jahren, sondern in Stunden, wuchsen so, als wären sie aus dem Wasser gestiegen. Sie wuchsen in achtzehn Stunden heran wie in achtzehn Jahren. Der Zar gab sie in die Schule, und sie lernten das Lesen und Schreiben noch besser als der, der sie unterrichtete.

Sie kamen zu ihrem Vater.

„Lieber Vater! Gib uns jedem ein Pferd, einen Bogen und einen Pfeil. Wir gehen auf die Jagd."

Sie nannten ihn nämlich alle drei Vater, weil er sie zur Taufe gebracht hatte.

Der Vater sagte zu ihnen:

„Ihr jungen Burschen habt ja nur Unsinn im Kopfe!"

Die Zarin aber sagte:

„Gib jedem von ihnen ein Pferd, sollen sie losreiten, denn sie sind jung, und es zieht sie in die Ferne."

Der Zar gab jedem ein Pferd, einen Bogen und einen Pfeil.

Sie ritten los und zogen in einen anderen Staat, in das Zehnte Zarenreich.

Der Hundesohn sagte:

„Nun, Brüder, wir reiten, aber wir haben keinen Anführer unter uns. Sei du es, Zarensohn!"

„Ich will nicht, Brüder!"

„Sei du es, Köchinnensohn!"

„Ich will auch nicht!"

„Sei du es, Hundesohn!"

„Ach, Brüder, ihr seid von hoher Herkunft und wollt nicht. Ich aber bin von geringster Herkunft und soll euer Anführer sein? Ich will nicht!"

„Dann wollen wir uns in einer Reihe aufstellen, Brüder, und unsere Pfeile abschießen. Der, dessen Pfeil am weitesten fliegt, wird Anführer."

Sie stellten sich auf und schossen ihre Pfeile ab.

Der Pfeil des Zarensohnes blieb im Gabelholz einer Eiche stecken, der Pfeil des Köchinnensohnes in einem Mohnstengel und der Pfeil des Hundesohnes im Fenster eines Drachenhauses.

Sie kamen in den anderen Staat, das Zehnte Zarenreich.

„Dein Pfeil, Zarensohn, steckt im Gabelholz einer Eiche."

„Dein Pfeil, Köchinnensohn, steckt in einem Mohnstengel."

Sie kamen in den anderen Staat, das Zehnte Zarenreich, aber der Pfeil des Hundesohnes war nicht zu sehen.

„Laßt uns zurückkehren, Brüder. Der Pfeil ist nicht zu sehen."

„Ach, Brüder, ihr kommt mit Pfeilen zum Väterchen, und womit komme ich? Ich muß mich ja schämen!"

Sie gingen wieder in den anderen Staat, das Zehnte Zarenreich.

„Da, Hundesohn, dein Pfeil steckt im Fenster des Drachenhauses."

Sie kamen dorthin, der Pfeil steckte im Fenster, aber kein Drache war da. Der Pfeil hatte alle verjagt.

Sie führten ihre Pferde in den Stall und blieben dort zur Nacht.

„Wer soll nun bei den Pferden übernachten, Brüder?"

„Du bist der Jüngste, Zarensohn, geh du zu den Pferden und übernachte dort. Ich aber gehe unter die Brücke", sagte der Hundesohn.

Der Zarensohn ging auf Wacht, der Hundesohn unter die Brücke. Er schaute nach den Sternen, und der Zarensohn schlief ein. Der Hundesohn ging in den Pferdestall, pinkelte den Zarensohn voll und ging wieder unter die Brücke. Und siehe da — der Drache kam geflogen. Schon auf drei Meilen stank er nach Höllenfeuer.

Der Drache kam also herbeigeflogen, und sein Pferd strauchelte auf der Brücke.

„Halt, du Hundeaas, strauchele nicht! Du Dachswolle, bläh dich nicht auf! Du Falke, jammere nicht! Und du Windhund, winsele nicht, denn deinesgleichen ist hier nicht! Irgendwo und doch nicht irgendwo ist der Recke Hundesohn. Sein Rabe bringt nicht einmal seine Knochen."

Hundesohn aber rief unter der Brücke hervor:

„Du lügst! Der wackere Bursche kommt selber hinter der Brücke hervor!"

„Na, was! Werden wir uns schlagen oder vertragen?"

„Soll ich mich mit einem so garstigen Geschöpf vertragen? Ich bin nicht hierhergekommen, um mich mit dir zu vertragen!"

„Also dann zum Kampf!"

Sie schlugen sich, und Hundesohn schlug ihm alle drei Köpfe ab. Er nahm sie, schnitt die Zungen heraus und steckte sie in die Tasche. Darauf hob er mit einer Hand einen Felsen an, rollte den Drachenrumpf darunter und wälzte den Felsen darüber. Gott ließ es Tag werden, und sie kamen wieder zusammen. Hundesohn fragte:

„Was habt ihr geträumt, Brüder?"

„Nichts habe ich geträumt. Nur ein Morgenvögelein kam geflogen, hat mich mit Tau beträufelt und auch noch was fallen lassen."

Hundesohn lachte und schwieg. Sie warteten bis zum Abend.

„Jetzt geh du auf Wacht zu den Pferden, Bruder Köchinnensohn, und ich gehe unter die Brücke."

Hundesohn ging unter die Brücke, schaute nach den Sternen, ging in den Pferdestall, und der Köchinnensohn schlief. Er machte mit ihm das gleiche und ging wieder unter die Brücke. Da sah er wieder einen Drachen geflogen kommen. Schon auf sechs Meilen stank er nach Feuer. Er kam zur Brücke, und sein Pferd strauchelte.

„Halt, du Hundeaas, strauchele nicht! Du Dachswolle, bläh dich nicht auf! Du Falke, jammere nicht! Und du Windhund, winsele nicht, denn deinesgleichen ist hier nicht! Irgendwo und doch nicht irgendwo ist der Recke Hundesohn. Aber sein Rabe bringt nicht einmal seine Knochen hierher."

Hundesohn aber sagte:

„Du lügst! Der wackere Bursche kommt selber hinter der Brücke hervor."

„Werden wir uns schlagen oder vertragen?"

„Soll ich mich mit einem so garstigen Geschöpf vertragen? Schlagen werden wir uns!"

„Also dann auf zum Kampf!"

Sie gingen auf den Kampfplatz und begannen sich zu schlagen. Hundesohn machte nur ratsch und schlug ihm gleich drei Köpfe ab. Dann schlug er ihm noch drei Köpfe ab, nahm die Zungen heraus und steckte sie in die Tasche. Den Rumpf rollte er unter einen Felsen und wälzte den Felsen darüber. Gott ließ es Tag werden, und sie kamen wieder zusammen.

„Was habt ihr geträumt, Brüder?"

Der Köchinnensohn sagte:

„Nichts hab' ich geträumt. Nur ein Morgenvögelein hat mich mit Tau beträufelt und auch noch was fallen lassen."

In der dritten Nacht führte Hundesohn sein Pferd in die Gemächer des Drachenhauses und band es dort an eine Säule.

„Paßt auf, Brüder", sagte er, „hier habt ihr Karten. Spielt Karten! Aber schlaft nur nicht ein!"

Er hängte seine Handschuhe an einen Haken und sagte:

„Spielt Karten und paßt auf! Wenn aus meinen Handschuhen Schaum fließt, dann freut euch. Fließt aber Blut, dann kommt selbst oder schickt mir wenigstens ein Pferd zu Hilfe."

Sie machten sich ans Kartenspielen, und wie sie so spielten, schliefen sie ein. Hundesohn ging unter die Brücke, und da sah er wieder einen Drachen geflogen kommen. Schon auf zwanzig Meilen stank der nach Höllenfeuer, und er hatte zwölf Köpfe. Der Drache kam auf die Brücke, und sein Pferd strauchelte.

„Halt, du Hundeaas, strauchele nicht! Du Dachswolle, bläh dich nicht auf! Du Falke, jammere nicht! Und du Windhund, winsele nicht, deinesgleichen ist hier nicht! Irgendwo und doch nicht irgendwo ist der Recke Hundesohn. Sein Rabe bringt nicht einmal seine Knochen hierher."

„Du lügst! Der wackere Bursche kommt selber hinter der Brücke hervor."

„Werden wir uns schlagen oder vertragen?"

„Soll ich mich mit einem so garstigen Geschöpf vertragen? Schlagen werden wir uns!"

„Also dann auf zum Kampf!"

Sie begannen sich zu schlagen. Aber keiner von beiden konnte den anderen besiegen. Sie hatten sich schon so geschlagen, daß Hundesohns Hände bluteten. Die beiden Brüder aber waren eingeschlafen. Es floß so viel Blut aus den Handschuhen, daß die Pferde schon bis zum Bauch darin schwammen. Die Brüder aber schliefen und schwammen auch im Blut. Hundesohn war schon ganz entkräftet, nahm die Mütze vom Kopf und warf sie in die Höhe.

„Ach, du Verdammter!" sagte er. „Paß nur auf! Gleich kommen meine zwei Brüder mir zu Hilfe."

Der Drache — hopp — in die Höhe, Hundesohn aber — ratsch — und hatte drei Köpfe abgeschlagen. Dann schlugen sie sich weiter, aber keiner von beiden konnte den anderen besiegen.

„Laß uns eine Pause machen!"

„Gut!"

Sie ruhten sich aus, und der Drache sagte:

„Blas auf den Kampfplatz!"

„Blas du, Unhold!"

„Nein, blas du, Hundesohn!"

Hundesohn blies, und der Kampfplatz wurde kupfern. Der Drache blies, und der Kampfplatz wurde silbern. Der Drache hatte eben noch mehr Kraft.

Sie begannen sich wieder zu schlagen, und dem Hundesohn erging es schlecht. Er zog sich einen Stiefel aus und warf ihn in die Höhe.

„Ach, du verdammtes Tier, gleich ist es um dich geschehen! Meine zwei Brüder kommen mir zu Hilfe."

Hopp — machte der Drache, sprang in die Höhe, und — ratsch — hatte Hundesohn ihm noch drei Köpfe abgeschlagen. Wieder begannen sie sich zu schlagen, und keiner von beiden konnte den anderen besiegen. Als Hundesohn sah, daß es ihm schlecht erging, zog er den zweiten Stiefel vom Fuß, warf ihn nach oben und sagte:

„Jetzt wirst du krepieren, du Unhold! Meine zwei Brüder kommen mir zu Hilfe!"

Der Drache schaute in die Höhe, und Hundesohn schlug ihm die letzten drei Köpfe ab, nahm die Zungen heraus, steckte sie in die Tasche und wälzte den Felsen über den Drachenrumpf.

Er kam zu seinen Brüdern, und da sah er, daß sie im Blut schwammen. Das Pferd aber hatte in der Diele bis zum Bauch eine Grube gemacht, und aus den Handschuhen floß das Blut. Er weckte sie.

„Na, Brüder, was habt ihr da angestellt? Sattelt die Pferde! Wir müssen flüchten, sonst ist's um uns geschehen."

Sie ritten davon. Sie kamen in einen anderen Staat.

„Ach, Brüder, ich habe doch am Haken auf dem Ofen meine Handschuhe vergessen", sagte Hundesohn.

„Macht nichts, Bruder", sagten die anderen, „du kommst auch ohne sie aus."

„Nein, Brüder", sagte er, „ich reite zurück! Womit soll ich zum Väterchen kommen?"

Er verwandelte sich in einen Kater, lief dorthin zurück, und da sah er, wie drei Drachentöchter Tücher stickten. Das alte Drachenweib aber lag auf dem Ofen.

Er lief unter das Fenster und machte „Miau, miau!"

„Mama", sagten sie, „da ist unser Katerchen!"

„Seht nach, Kinder", sagte die Alte, „vielleicht ist es der verfluchte Hundesohn."

„Aber nein, es ist unser Kater. Er ist genauso buntgescheckt wie unserer."

Sie ließen ihn in die Stube. Er schlich um die eine herum,

schlich um die andere herum, und sie gaben ihm Brötchen. Er kroch unter den Tisch, sprang auf den Ofen und schwänzelte um die Alte herum. Die aber erkannte ihn nicht, streichelte ihn und liebkoste ihn.

„Der verfluchte Hundesohn hat meine Söhne getötet und meinen Kater verjagt", sagte sie.

Er aber sprang auf den Kamin und setzte sich zu den Handschuhen. Die Alte sagte zu der einen Tochter:

„Geh auf das und das Feld, meine liebe Tochter, und werde zu einem Brunnen aus Silber und Gold. Wenn sie sich bei dem Brunnen ausruhen wollen, werde ich sie einholen und fressen."

Hundesohn aber saß da und hörte alles.

„Die andere soll sich auf dem und dem Feld als Apfelbaum hinstellen mit einem silbernen und einem goldenen Äpfelchen. Sie werden dorthin kommen und Äpfel als Gastgeschenke pflücken. Ich werde sie einholen und fressen. Die dritte aber soll auf ein weiteres Feld fliegen und zu einem Brombeerstrauch mit silbernen und goldenen Blüten werden. Dann werde ich sie einholen und alle fressen."

Er hörte sich alles an, ergriff die Handschuhe und sprang aus dem Fenster.

„Ich habe euch doch gesagt, das ist der verfluchte Hundesohn!"

Er kam zu seinen Brüdern gelaufen.

„Brüder, pflückt Brombeeren und Schlehen und bindet sie zu Bündeln und hängt sie an mein Pferd! Dann werden wir flüchten! Das ist das Beste, sonst kommen wir alle um."

Sie pflückten die Beeren und Schlehen, hängten sie an sein Pferd, und das Pferd konnte kaum noch laufen. Sie gingen voran, Hundesohn hinterher. Sie trieben die Pferde an, trieben sie so an, daß der Schaum von ihnen nur so flog.

„Laßt uns halten, Brüder", sagte der eine, „laßt uns rasten und dort wenigstens etwas Wasser trinken."

„Haltet nicht hier, Brüder", sagte Hundesohn, „wir wollen dort rasten." Er sah Wasser in der Sonne glänzen. „Laßt uns dort trinken, dort ist Trinkwasser."

Sie jagten mit den Pferden los, er aber blieb zurück. Dann trieb er auch sein Pferd an, und als er mit dem Säbel auf den Brunnen schlug, kochte Blut in ihm.

„Eine ist schon tot. Nun laßt uns fliehen, Brüder."

Sie flohen, und er sagte:

„Brüder, seht nur diesen Apfelbaum mit den silbernen und

goldenen Äpfeln. Wir werden dem Väterchen einige als Gastgeschenk pflücken. Da wird er sich freuen!"

Sie hatten es sehr eilig, daß Hundesohn nicht als erster hinkam. Als er aber sein Pferd antrieb und dorthin geritten kam und mit dem Säbel zuschlug, kochte dort das Blut.

„Nun laßt uns flüchten, Brüder."

„Seht nur dort den Brombeerstrauch mit den silbernen und goldenen Blüten, Brüder. Dort werden wir Brombeeren für Väterchen als Gastgeschenk pflücken."

Sie eilten los, er aber trieb sein Pferd an, schlug mit dem Säbel auf den Brombeerstrauch, und nun war auch die dritte tot.

„Jetzt laßt uns flüchten, Brüder, sonst ist's um uns geschehen."

Sie flüchteten, und als er sich umsah, kam die Alte ihnen nachgeflogen. Eine ihrer Lippen hatte sie unter den Wolken, und die andere schleifte auf der Erde entlang. Als sie die Burschen eingeholt hatte, verschlang sie gleich den Zarensohn samt Pferd.

Dann flog sie zum Meer, um zu trinken.

Danach machte sie sich auf die Jagd nach den beiden anderen. Wiederum holte sie sie ein und verschlang den Köchinnensohn samt Pferd.

Dann flog sie wieder zum Meer, um zu trinken.

Darauf machte sie Jagd auf den Hundesohn. Sie holte ihn ein, er aber warf ihr ein Bündel Schlehen in die Zähne, und während sie die verschlang, konnte er ein Stückchen weiter flüchten. Sie aber jagte ihm weiter nach, und als sie ihn eingeholt hatte, riß sie ihren Schlund auf. Er warf wieder ein Bund Schlehen hinein und jagte sein Pferd vorwärts.

Er gab ihr ein Bündel nach dem anderen, und als er ihr alle Schlehen gegeben hatte, wußte er nicht, was er ihr noch geben konnte. Er flüchtete weiter, und da erblickte er eine Schmiede, und in dieser Schmiede waren Kusma und Demjan.

Er sagte:

„He, heiliger Kusma und Demjan, macht auf, versteckt mich in der Schmiede, denn der Teufel will mich fressen."

Sie ließen ihn samt Pferd in die Schmiede und verschlossen die Tür. Die Alte kam zur Schmiede geflogen und schrie:

„Kusma und Demjan, macht auf, gebt den Missetäter heraus, denn so wie ich hier stehe, werde ich euch samt Schmiede verschlingen."

„Warte, du Unhold! Verschlinge uns nicht samt Schmiede,

sondern lecke die Eisentür mit deiner Zunge. Dann setzen wir ihn dir mitsamt seinem Pferd auf deine Zunge."

Sie leckte die Tür, die Schmiede aber machten eine Zange heiß.

Wie sie so die Eisentür ableckte, steckte sie die Zunge ganz heraus, bis zur Kehle.

„Setzt ihn drauf!"

„Nein", sagten sie, „lecke noch mehr, denn er kommt mit seinem Pferd noch nicht durch!"

Sie leckte weiter, die Schmiede aber machten die Zange heiß. Als sie wieder die Zunge heraussteckte, packten sie sie mit der Zange.

„Hier hast du den Hundesohn!"

Sie nahmen sieben Pud schwere Hämmer und schlugen die Alte. Als sie sie mit den Hämmern bearbeiteten, brach sie den Zarensohn und den Köchinnensohn aus. Aber die beiden lebten nicht mehr.

„Wickle den Schwanz um das Pferd", sagten sie zu Hundesohn, „und lauf dreimal um die Schmiede!"

Er wickelte den Schwanz um das Pferd und lief dreimal um die Schmiede.

„He, Brüder, schlagt weiter! Das garstige Geschöpf hat immer noch viel zuviel Kraft."

Sie schlugen und schlugen, bis sie ihr alle Kraft ausgeschlagen hatten. Dann spannten sie sie vor einen Pflug und ließen sie die Welt umpflügen. Sie kamen bis zum Meer und ließen sie ins Meer laufen. Sie trank die Hälfte des Meeres aus, und dann platzte sie.

Sie kamen wieder zu der Schmiede, begruben den Zarensohn und den Köchinnensohn und gaben dem Hundesohn zwei Nadeln und ein Stück Zwieback.

„Zieh los", sagten sie. „Beim ersten Feld wirst du schlafen wollen. Wenn du mit diesen Nadeln die Augenlider berührst, vergeht dir das. Beim zweiten Feld wird dir ganz lustig zumute sein. Wenn du dann diesen Zwieback kaust, vergeht dir die Lust, denn sowie du auch nur anfängst zu singen, ist es um dich geschehen. Dann wird noch ein drittes Feld kommen, das wird dich von hinten zwicken und zwacken. Schau dich aber nicht um und kümmere dich nicht darum, sonst ist's um dich geschehen."

Er machte sich auf den Weg und ritt los. Er kam zum ersten Feld. Da wurde er so müde, daß er kaum noch auf seinem

Pferd sitzen konnte. Er berührte die Augenlider mit den Nadeln, und der Schlaf verging. So ritt er über das Feld.

Er kam zum zweiten. Da war ihm so fröhlich zumute, und ihn kam eine solche Lust zu singen an, daß man es gar nicht sagen kann. Er kaute ein Stückchen von dem Zwieback, und da verging ihm die Lust. So ritt er über dieses Feld. Er kam zum dritten, und da zwickte und zwackte es ihn von hinten. Er aber ritt und ritt, schaute sich nicht um und wehrte sich nicht. Es war nur noch ein Knüppelwurf bis zum Feldrain. Als es ihn aber wieder von hinten zwickte, hielt er es nicht aus, nahm den Säbel heraus, stach nach hinten zurück, sah sich um, und es war gar nichts da. Er kam bis zum Feldrain. Dort fingen sie ihn und brachten ihn zum Zaren.

„Was hast du getan? Warum hast du mir die Nase abgeschlagen? Ich werde dich aus der Welt schaffen."

Da sagte Hundesohn:

„Macht, was Ihr wollt, ich habe schon genug gelitten."

„Wenn du das tust, was ich dir sage, werde ich dir verzeihen. Wenn du von Zarennase nach Zarenbase gehst und für mich um ein Mädchen wirbst, werde ich dir alles verzeihen."

Hundesohn zog ein weißes Hemd an und ging los. Er wanderte seines Weges, und da traf er einen Mann.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Wohin des Weges?"

„Ich gehe von Zarennase nach Zarenbase, um ein Mädchen zu werben."

„Nimm mich mit!"

„Was kannst du denn alles?"

„Ich bin Musikant", sagte er.

„Nun gut, komm mit, Musik kann ich gebrauchen."

Nun gingen sie zu zweit. Sie gingen und gingen. Da sahen sie einen Mann.

„Guten Tag, ihr Leute!"

„Wir wünschen dir gute Gesundheit!"

„Wohin führt euch Gott?"

„Wir gehen von Zarennase nach Zarenbase, um Mädchen zu werben."

„Nehmt mich mit!"

„Was kannst du denn?"

„Ich bin der Beugerich. Mache ich einen Schritt, lege ich

eine Meile zurück, richte ich mich auf, sind es sofort zwei und drei."

„Nun gut, gehen wir. So einen können wir gebrauchen."

Nun gingen sie schon zu dritt. Da begegnete ihnen ein Mann.

„Wohin führt euch Gott, liebe Leute?"

„Wir gehen von Zarennase nach Zarenbase, um Mädchen zu werben."

„Da komme ich mit."

„Was kannst du denn?"

„Ich bin der, der weit schauen kann."

„Komm, so einen können wir gebrauchen."

Sie gingen, und da kam ein Mann.

„Wohin des Weges?"

Sie erzählten es ihm.

„Nehmt mich mit!"

„Wer bist du denn?"

„Ich bin der Kälterich und kann beim Gehen eine Schneespur hinter mir lassen."

Sie gingen, und da kam ein Mann.

„Guten Tag, ihr Leute!"

„Gute Gesundheit, braver Mann!"

„Wohin führt euch Gott? Nehmt mich auch mit!"

„Wer bist du?"

„Ich bin der Leinwandmensch. Da kann ruhig Feuer brennen, ich habe keine Angst, ich bedecke mich nur mit Leinwand, und dann können wir sitzen."

Sie nahmen auch diesen Mann mit und gingen weiter.

Unterwegs trafen sie auf einen Mann, der aß und aß und konnte sich nie satt essen.

Sie nahmen auch ihn mit und zogen weiter.

Da kam ein Mann, der trank und trank und konnte nie genug bekommen.

„Komm mit!" sagten sie, „so einen brauchen wir."

Sie gingen, und da kam ein Schütze.

„Guten Tag, gute Leute!"

„Wir wünschen dir gute Gesundheit."

„Wohin führt euch Gott? Nehmt mich auch mit, gute Leute!"

„Was bist du denn für einer?"

„Wenn ich einen Tragebalken als Bogen benutze, treffe ich sogar auf fünf Meilen Entfernung."

Sie nahmen ihn mit und zogen weiter. Sie gingen und gingen. Da sahen sie über dem Wege einen Mann stehen. Es

war der Bergdrücker, der die Berge bald dorthin, bald hierhin drückte.

Sie traten an ihn heran und sagten:

„Guten Tag, Onkelchen!"

Er aber sah sich um und sagte:

„Ah, solche ketzerischen Buben schlägt man und schilt man aus, weil sie aus Hochmut ‚Helf euch Gott' sagen. Wohin führt euch Gott?"

„Von Zarennase nach Zarenbase, um Mädchen zu werben."

„Ich komme mit!"

„Komm, so einen wie dich können wir gebrauchen!"

Sie gingen weiter. Da spielte Eichenfäller mit Eichen. Er stellte sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

„Guten Tag, Bruder!" sagten sie.

„Helf euch Gott!" sagte er, „fast hätte ich euch mit einer Eiche erschlagen. Wohin des Weges?"

„Wir gehen von Zarennase nach Zarenbase, um Mädchen zu werben."

„Da komme ich auch mit."

Sie gingen. Da spielte Wasserbart mit dem Wasser. Wenn er seinen Schnurrbart nach der einen Seite drehte, wurde es dort trocken, drehte er ihn nach der anderen, wurde es dort trocken.

„Ach, solche faulen Kerle wie ihr, die aus Hochmut ‚Helf dir Gott' sagen, hätte ich bald mit Wasser überschwemmt. Wohin führt euch Gott?"

„Wir gehen von Zarennase nach Zarenbase, um Mädchen zu werben."

„Da komme ich auch mit."

„Komm!"

Sie kamen zum Zaren.

„Seid gesund, Eure Zarenhoheit."

„Guten Tag! Wohin des Weges?"

„Wir ziehen von Zarennase nach Zarenbase, um Mädchen zu werben."

„Gut", sagte er, „über solche Leute freue ich mich. Vollbringt mir eine Tat, und ich gebe euch meine Tochter. Wenn ihr in meinem Bad übernachtet, gebe ich sie euch."

Er ließ sie in das Bad führen, legte um das Bad Stroh und zündete es an. Das Bad begann zu brennen, und sie schrien.

„Leinwandmensch, wo bist du?"

„Hier!"

„Deck uns schnell zu!"

„Sofort, sofort!"

Er nahm Leinwand und deckte sie zu.

Rings um sie brannte es, das Feuer loderte, sie aber saßen mitten drin und sangen Lieder. Am anderen Morgen sagten sie: „Wo ist denn der Kälterich, der die Schneespur hinter sich läßt?" Er ging hinaus, und die Schneespur hinter ihm löschte das Feuer.

Sie gingen zum Zaren.

„Gib uns jetzt deine Tochter", sagten sie.

„Gut, liebe Leute, vollbringt noch eine Tat, dann gebe ich sie euch. Übernachtet mit meinem Löwen, dann gebe ich euch meine Tochter."

Sie kamen dorthin, und der Löwe lag schon da. Sie setzten sich alle hin, der Musikant nahm die Geige heraus, und — kling-klang — spielte er, und der Löwe staunte nur so. Nachdem er ein schönes Lied gespielt hatte, sagte der Löwe:

„Könntest du mir das nicht beibringen, Brüderchen?"

„Warum nicht? Natürlich! Nur muß ich dir dafür etwas dein Fell und deine Krallen beschneiden."

„Nun, dann beschneide mein Fell und meine Krallen."

Er nahm einen Strick, band dem Löwen die Füße zusammen, nahm ein Messer, beschnitt das Fell des Löwen und die Krallen und gab ihm einen Geigenbogen in die Pfoten, damit er mit eigener Hand das Lied spielte, das er gelernt hatte, und er spielte es so, daß einem die Haare zu Berge standen.

„Du wirst noch gut spielen", sagte der Musikant, „besser als ich."

„Laß mich ein Weilchen ausruhen, Bruder", sagte der Löwe. „Ich bin etwas müde."

Am anderen Tag schickte der Zar seine Diener aus.

„Geht und fegt die Knochen der Leute zusammen, die der Löwe gefressen hat", sagte er.

Als sie kamen, saßen die dort, und der Löwe lag da, geschoren und nackt. Jetzt gingen die Burschen zum Zaren.

„Gib uns deine Tochter", sagten sie.

„Wartet noch, liebe Leute. Ich lasse ein Mittagessen anrichten. Wenn ihr alles eßt, gebe ich euch gleich meine Tochter."

Er machte ihnen ein Essen zurecht. Dafür ließ er hundert Kälber, hundert Kapaune, hundert Hammel und hundert Wildschweine schlachten und stellte hundert Krüge Branntwein auf.

„Wo ist der, der soviel ißt?"

„Hier bin ich, Brüder."

„Setz dich!"

„Wo ist der, der soviel trinkt?"

„Hier bin ich, Brüder."

„Setz dich auch hin!"

Sie setzten sich hin, und die Diener brachten alles auf Tragen. Der eine aß, der andere trank. Sie hatten schon so viel gebracht, daß nichts mehr zu essen und zu trinken da war.

„Gib uns noch was zu essen, Zar! Wenn nicht, so gib uns deine Tochter!"

„Wartet, liebe Leute", sagte der Zar. „Vollbringt mir noch eine Tat, dann gebe ich sie euch. Übernachtet noch in meinem eisernen Bad, und dann gebe ich euch meine Tochter."

Sie wurden in dem Bad eingeschlossen, und nun begann man unter den Dielen Dampfkessel anzuheizen. Sie wurden so glühend gemacht wie Feuer, daß niemand es aushalten konnte.

„Wo bist du denn, Bruder? Wo bist du denn, Kälterich, der die Schneespur hinter sich läßt?"

„Hier bin ich, Brüder."

„Rette uns, sonst kommen wir um."

Als er sich aufrichtete, beschlugen die Wände zwei Werschock hoch mit Frost.

Am Morgen schickte der Zar seine Diener in das Bad.

„Geht und holt die Knochen aus dem Bad!" sagte er.

Sie kamen, machten auf, und die Leute sagten zu den Dienern:

„Der Teufel soll eure Mutter holen und euer Bad dazu. Wir wären ja bald erfroren!"

Sie kamen zum Zaren.

„Gib uns deine Tochter, Zar!"

„Sofort, liebe Leute. Vollbringt noch eine Tat, dann gebe ich sie euch. Drei Meilen von hier ist eine Quelle. Holt dort mit meiner Tochter Wasser. Wenn meine Tochter eher kommt, bekommt ihr sie nicht. Kommt ihr zusammen, gebe ich sie euch."

„Geh und hol mit der Zarentochter Wasser, Beugerich!"

Beugerich ging. Sie schöpften das Wasser aus der Quelle, hatten schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, vielleicht aber auch noch nicht und setzten sich an einen Hügel, um sich auszuruhen. Da sagte sie zu ihm:

„Du bist ein Fremder. Gib mir deinen Kopf, und ich will dich absuchen. Vielleicht hast du Läuse."

Er legte ihr seinen Kopf in den Schoß. Sie begann ihn zu lausen und ließ den Schlaf in seinen Kopf kommen. Dann nahm sie den Eimer mit dem Wasser und ging nach Hause. Derjenige, der weit schauen konnte, sah, daß die Zarentochter allein mit dem Wasser kam und daß Beugerich am Hügel schlief.

„He, Brüder", sagte er, „die Zarentochter kommt allein mit dem Wasser."

„Wo ist denn Beugerich?"

„Der schläft am Hügel."

„Wo bist du, Bruder, der du vom Tragbalken schießen kannst?"

„Hier bin ich, Brüder."

„Wecke Beugerich!"

Er ergriff einen Ziegel und einen Tragbalken und schoß. Der Ziegel fiel an Beugerichs Seite nieder und weckte ihn. Da sah Beugerich, daß die Zarentochter mit dem Eimer schon weit fort war. Wie sich da Beugerich-Meilerich aufrichtete, wie er sich also aufrichtete, machte er gleich zwei und drei Meilen auf einmal. Er holte die Zarentochter ein, nahm ihr den Eimer ab, und sie kamen zusammen an.

„Gib uns deine Tochter, Herr!"

„Nehmt sie, liebe Leute, jetzt gehört sie euch."

Sie spannten Pferde vor den Wagen, nahmen sie und fuhren davon. Sie kamen über das Wasser. Da verwandelte sich die Zarentochter in einen Hecht und sprang ins Wasser.

„Wo bist du, Wasserbart?"

„Hier bin ich, Brüder."

Die Zarentochter war ins Wasser gesprungen. Als Wasserbart ins Wasser sprang und seinen Schnurrbart nach der einen Seite bewegte, wurde es trocken. Bewegte er ihn nach der anderen, wurde es dort auch trocken. Er fing sie und warf sie auf den Wagen. Sie fuhren weiter. Da verwandelte sie sich in ein Eichhörnchen und sprang auf eine Eiche.

„Wo bist du, Bruder Eichenfäller?"

„Hier bin ich, Brüder."

Die Zarentochter war geflüchtet. Eichenfäller nahm eine Eiche und drehte sie heraus. Er nahm die zweite, drehte auch sie heraus, entwurzelte nach und nach den ganzen Eichenwald, fing sie, und sie zogen weiter. Da verwandelte sie sich in eine Maus und huschte in ein Loch.

„Wo bist du, Bruder Bergdrücker?"

„Hier bin ich, Brüder."

Die Zarentochter hatte sich also in eine Maus verwandelt und war in ein Loch gehuscht. Er lief zu dem Berg, warf den Berg hin und her, fand sie und warf sie auf den Wagen.

„Jetzt gehöre ich euch."

Sie zogen weiter, und die anderen gingen fort, und Hundesohn blieb mit ihr allein zurück. Sie kamen zum Zaren, sie sah ihn an, er aber war ein Heide und hatte keine Nase.

Sie ließ eine Grube graben und zur Hälfte mit Glut füllen, legte eine Stange über die Grube, und der Zar und Hundesohn sollten darüber hinweggehen.

Hundesohn zog ein weißes Hemd an und ging. Er kam hinüber.

Der Zar verabschiedete sich von seinem ganzen Volke, zog ein weißes Hemd an und ging auch darüber. Er kam bis zur Mitte. Die Zarentochter aber stand neben der Stange, berührte sie mit dem Fuß, die Stange drehte sich, und der Zar fiel ins Feuer. Der Zar verbrannte, sie aber heiratete Hundesohn.

Sie ließen sich trauen und leben jetzt noch ohne Not und kauen Brot und fahren Sachen im Bastschuh spazieren.

59

DER WEISSE ALMRIESE

Es war einmal ein reicher Graf, der hatte drei Söhne und drei Töchter. Er lebte also und schickte seine Kinder in die Schule. Die beiden älteren Söhne lernten gut, aber der Jüngste wollte nicht lernen. Er blieb lieber zu Hause und trieb sich bei den Köchinnen, bei den Frauen herum. Deshalb wurde er Ascherich genannt.

Er war eigensinnig und ungehorsam. Vergeblich schlugen und bestraften ihn der Vater und die Mutter. Sie kamen nicht zurecht mit ihm. Mit seinen Brüdern und Schwestern schlug und stritt er sich nur immer. Kurz gesagt, die Eltern hatten mit dem Jungen viel Kummer.

Da kam die Zeit, und der Graf erkrankte. Helfen konnten ihm die Ärzte nicht, er starb. Die Gräfin war nun Witwe. Wie man weiß, haben Kinder vor dem Vater immer mehr Respekt als vor der Mutter. So hatte die Witwe mit den Kindern ihre liebe Not. Besonders viel Sorgen bereitete ihr der Jüngste.

Und dann kam auch die Zeit, daß die Gräfin starb. Die Söhne und Töchter blieben als Waisenkinder zurück. Im Hause gab es jetzt keine Zucht und Ordnung mehr, die Kinder schlugen und stritten sich.

Die älteren Söhne waren größer und stärker, und der Jüngste wagte nicht, sich mit ihnen zu streiten und zu schlagen. Mit den Mädchen aber stritt er sich. Sie duldeten es eine Zeitlang, dann aber machten sich alle drei über ihn her und verprügelten ihn. Als sie den Burschen einmal arg verprügelt hatten, wurde er wütend und schrie:

„Ihr bekommt keinen Mann, und dabei wäre es schon Zeit für euch! Mögen euch die Teufel heiraten!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, hatte sie der Teufel schon in sein Buch geschrieben.

Die Mädchen lebten eine ganze Zeit lang ruhig zusammen. Aber die Zeit kam, da die Teufel die Mädchen holen wollten. Eines Nachts hörte man auf dem Gut des Grafen Musik näher kommen, Geigen, Schellentrommeln und Gesang. Es war ein Lärm, als näherte sich ein Sturm. Die Musiker kamen heran, und eine Stimme war zu hören:

„Schwager, gib uns jetzt, was du uns versprochen hast. Überleg nicht lange, sonst tragen wir dir das Haus ab."

Ascherich überlegte, was er versprochen hatte. Er hatte schon längst vergessen, daß er die Schwestern verwünscht hatte: Mögen euch die Teufel heiraten!

Da sagte die Stimme weiter zu Ascherich:

„Schwager, gib uns das, was du versprochen hast. Wenn nicht, kommt ihr hier alle um."

Jetzt erinnerte sich der Junge:

„Ach ja, die Teufel wollten ja die Schwestern holen."

Das Haus des Grafen hatte mehrere Stockwerke. Die Mädchen schliefen im oberen Stockwerk. Ascherich ergriff die älteste Schwester und warf sie aus dem Fenster. Die Teufel richteten es so ein, daß das Mädchen nicht auf die Erde fiel, sondern daß sie es auffingen. Die Musik spielte auf, ein Wind erhob sich, und es entstand ein Lärm, daß das Haus erzitterte. Aber kaum war eine Minute vergangen, da waren die Teufel schon verschwunden.

Frühmorgens waren im Hause des Grafen alle traurig und wehklagten.

„Was wird nur aus uns werden? Was ist da nur geschehen?"

Sie fielen über den Jüngsten her:

„Was hast du getan?"

Die Mädchen weinten, aber es gab keine Rettung. Es war nun einmal geschehen, und so mußte es sein.

In der nächsten Nacht war wieder Musik zu hören. Bei dem

großen Lärm und Spektakel erwachten alle. Die Mädchen weinten und flehten:

„Brüderchen, liebes Brüderchen, gib uns doch nicht her!"

Die Teufel aber vor dem Hause schrien:

„Schwager, denk nicht so, wie du denkst!"

Dem Jungen taten die Schwestern leid.

„Gib uns schnell das, was du uns versprochen hast. Gibst du es nicht, kommt ihr alle um!"

Alle Fenster klirrten, und das Haus erdröhnte so, als hinge es in der Luft. Eine große Furcht überkam alle. Aber es gab keine Zeit, lange zu überlegen. Der Junge öffnete das Fenster und warf die mittlere Schwester hinaus. Die Teufel fingen sie auf, die Musikanten spielten lustig auf und verschwanden. Ein Wirbelwind erhob sich und brauste so stark, daß die ganze Stadt erzitterte. Die Brüder waren wütend auf ihren jüngsten Bruder und wollten ihn schlagen. Die jüngste Schwester aber weinte und bat:

„Mein lieber Bruder, mein lieber guter Bruder! Laß wenigstens mich zu Hause!"

Der ganze Tag verging in Trauer und Streit. Am Abend hatten alle Angst, sich schlafen zu legen. Sie warteten auf die Teufel. Und tatsächlich! Als sich um Mitternacht erneut ein furchtbarer Lärm erhob, näherten sich die Teufel der Stadt. Die Häuser zitterten, und die Erde erbebte. Die Brüder wußten, daß Böses auf sie zukam.

Die Musikanten stellten sich unter die Fenster und schrien:

„Schwager, die Gedanken in deinem Kopf sind nicht gut! Bald wird von diesem Haus kein Stein mehr auf dem anderen bleiben. Gib schnell das, was du uns versprochen hast!"

Durch den schrecklichen Lärm klirrten alle Fenster, und die Scheiben fielen heraus. Die Pferde, Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe begannen zu brüllen und unruhig zu werden.

Die Brüder waren so erschrocken, daß sie sich gar nicht fassen konnten. Was sollten sie tun? Es gab keine Rettung. Der jüngste Bruder nahm die jüngste Schwester und warf sie aus dem Fenster. Die Musikanten spielten wieder auf, ein lustiges Lied erklang, ein Wind begann schrecklich zu heulen und zu tosen, und dann war alles spurlos verschwunden.

Trauer kam auf, und Wehklagen erhob sich nicht nur im Hause des Grafen, in der ganzen Stadt trauerte man. Die Menschen hatten Angst, daß die Teufel auch zu ihren Häusern kommen würden. Aber die Musikanten erschienen nicht mehr.

Die Jungen blieben allein zurück. Die Mädchen hatten nach

dem Tode der Mutter im Hause Ordnung gehalten, hatten gebacken, gekocht, gewaschen und gefegt. Die Brüder hatten immer reine Kleidung, reine Hemden und festes Schuhwerk getragen. Vorher wäre keiner auf den Gedanken gekommen, daß in dem Hause weder Vater noch Mutter waren. Jetzt aber entstand ein völliges Durcheinander, es herrschten Hunger und Streit.

Die Brüder lebten in Not, stritten sich und setzten immer wieder dem Jüngsten zu.

„Du hast unsere ganze Not verschuldet."

Sie bedrängten den Jungen so sehr, daß er sagte:

„Ich kann eure Vorwürfe nicht länger ertragen. Ich ziehe durch die Welt. Bleibt allein zurück, laßt es euch gut gehen."

Schnell machte sich der Bruder Reisezehrung, verabschiedete sich und zog davon. Er ging und ging und ging, durch Flüsse, über Stege und durch Furten. Es war nicht leicht für ihn, denn der Weg war schwer. Aber er ging immer weiter und weiter.

Einmal gelangte er in einen herrlichen, dichten Tannenwald. Im Wald war es kalt und fast ganz finster. Der Junge fand eine Quelle und wollte sich ausruhen. Als er sich an die Quelle setzte, hörte er, wie etwas summte. Er sah sich um.

„Was summt denn da?"

Die Sonne wärmte den Wald. Sie schien auf eine verdorrte Tanne, und aus der floß Harz. Es floß so viel, daß schon ein ganzer Berg Harz auf der Erde lag. Der Junge sah sich das genau an, und da erblickte er auf der Tanne eine Fliege, aber eine so eigenartige, wie er sie noch nie gesehen hatte. Sie war an dem Harz klebengeblieben und kam nicht mehr los. Zuerst summte sie schnell, dann immer langsamer und langsamer. Die Ärmste war erlahmt, hatte ihre Kraft verloren und konnte nicht loskommen.

Der Junge hatte Mitleid mit der Fliege. Doch der Baum war verdorrt, die Äste waren abgefallen, und die Fliege saß ziemlich hoch. Da dachte er bei sich: Wie komme ich da hinauf, wie befreie ich die arme Fliege?

Er begann die Tanne hinaufzusteigen. Aber der Baum war überall mit Harz bedeckt. Das Harz blieb an den Händen und Füßen kleben, und das Klettern war nicht leicht. Aber wenn ein Mensch etwas will, kann er es auch. Er kam zu der Fliege und versuchte, sie langsam frei zu machen. Er wollte sie so freibekommen, daß er ihre Flügel nicht beschädigte und ihr kein Bein ausriß. Irgendwie bekam er die Flügel schließlich frei. Er ließ sie fliegen, und sie flog lustig los.

Der Junge stieg den Baum wieder hinunter auf die Erde und wusch sich die Hände. Aber das Harz bekam er nicht so schnell ab.

Wenn ich mich auch ein bißchen gequält habe, aber die Fliege habe ich immerhin befreit, sagte er zu sich selber. Die Fliege aber flog um ihn herum und summte. Sie flog so lange, bis sie sich zu ihm auf die Schulter setzte und mit menschlicher Stimme sprach:

„Ich danke dir für das gute Werk. Du hast mir das Leben gerettet. Wärest du nicht gewesen, wäre ich umgekommen, denn allein hätte ich mich nicht befreien können. Dafür, daß du mich befreit hast, wirst du so stark wie der Weiße Almriese."

Sie umflog ihn noch einige Male, so daß es dem Jungen schon in den Ohren summte. Dann verschwand sie. Der Junge legte sich ins Gras und dachte so bei sich: Was ist das für ein Weißer Almriese? Von dem habe ich doch noch nie etwas gehört.

Er überlegte und überlegte und beschloß, den Weißen Almriesen zu suchen. Er machte sich also auf den Weg. Er überschritt hohe Berge, umging dichte Wälder und kam in ein großes Reich. Er ging und wanderte durch die Dörfer, durch die Städte und fragte überall nach dem Weißen Almriesen. Aber niemand wußte etwas von ihm. Da zog er immer weiter. Manchmal riet man ihm auch, zu einer Wahrsagerin zu gehen.

„Da und da wohnt eine alte Wahrsagerin. Die weiß nicht wenig. Vielleicht sagt sie dir etwas."

Der Junge ging zu den Wahrsagerinnen. Aber sie konnten ihm nichts sagen. Einmal erfuhr er von einer alten, uralten Wahrsagerin. Er ging lange und hatte nicht wenig Mühen, bevor er sie fand. Er fragte sie gleich:

„Habt ihr vielleicht vom Weißen Almriesen gehört, Mütterchen? Habt Ihr vielleicht von ihm gehört?"

„Nein, von dem habe ich noch nie gehört."

Da verlor der Junge die letzte Hoffnung, etwas vom Weißen Almriesen zu erfahren. Er ging weiter und immer weiter. Hungrig und ausgezehrt wie er war, konnte er sich kaum auf den Füßen halten. Er hatte schon gar keine Hoffnung mehr, ihn je zu finden. Er dachte bei sich: Schade, nun muß ich vor Hunger sterben.

Er geriet in große Wälder und kam auf hohe Bergwiesen. Er konnte kaum noch ein Bein vor das andere setzen. Trotzdem stieg er noch auf einen hohen Berg. Er schaute sich nach allen

Seiten um, und da sah er irgendwo, ganz weit in der Ferne, eine Hütte.

„Ich werde versuchen, dorthin zu gehen. Vielleicht lebt dort jemand und gibt mir etwas zu essen."

Aber so schnell kam er nicht zu der Hütte, wie das im Märchen erzählt wird. Doch allmählich kam er schließlich hin. Er kam näher, und da sah er die Hütte schon ganz gut. Es war ein kleines Haus, davor wuchs eine Esche, ein herrlicher Baum. Er öffnete die Tür.

„Ist da jemand?"

Er trat in das Zimmer ein. Er schaute und wunderte sich. Hier war ja seine jüngste Schwester! Sie freute sich sehr über ihren Bruder. Sie umarmte ihn, küßte ihn und sagte:

„Wie bist du hierhergekommen? Du bist wahrscheinlich hungrig."

„Satt bin ich gerade nicht."

Schnell machte die Schwester dem Bruder etwas zu essen. Als er sich satt gegessen hatte, unterhielten sie sich.

„Wie bist du denn hierhergekommen, Brüderchen? Hier ist noch nie ein Erdenmensch gewesen."

„Liebe Schwester, ich suche den Weißen Almriesen. Ich bin schon weit durch die Welt gezogen, und niemand kann mir sagen, wo er ist."

„Ich habe von ihm noch nicht gehört. Vielleicht weiß mein Mann etwas von ihm. Er ist gerade nicht zu Hause, aber er muß bald kommen. Was soll ich nur mit dir machen? Er kann dich umbringen, denn er ist ein Teufel. Ich werde versuchen, dich unter dem Trog zu verstecken. Bleib dort ruhig sitzen!"

Sie versteckte den Bruder unter einem großen Trog. Sie schob den Trog unter ein Bett und warf allerlei abgetragene Kleider darauf. So lag der Junge still, ganz still.

Auf einmal hörte der Bruder, wie ein starker Wind losbrach, die Erde schwankte so, daß es ihn fast hochwarf. Auch der Trog schaukelte. Der Junge unter dem Bett aber saß still, ganz still, als wäre in ihm nicht einmal eine Seele.

Der Mann der Schwester kam in die Hütte.

„Ich spüre hier eine frische Seele. Wer ist das?"

„Hier ist niemand."

„Erzähl mir keine Märchen! Sag, wer hier ist!"

„Als du durch die Welt geflogen und gewandert bist, hast du viel frische Luft eingeatmet. Daher scheint dir, daß hier ein Mensch sei."

„Mach mich nicht böse, sonst bringe ich dich um. Sag, wer hier ist! Ist es dein ältester Bruder, stirbt er eines schlimmen Todes. Ist's dein mittlerer Bruder, stirbt er eines schlimmen Todes. Ist's dein jüngster Bruder, wird ihm kein Härchen gekrümmt, denn von ihm habe ich dich."

Da wurde sie mutig.

„Hier ist mein jüngster Bruder."

„Verstecke ihn nicht, sondern zeige ihn schnell!"

Sie griff unter das Bett, nahm den Trog, und der Junge kroch entkräftet und naßgeschwitzt heraus. Sie umarmten sich und küßten sich ab.

„Liebe Frau, bring Essen auf den Tisch. Ich bin hungrig, und mein Gast ist auch nicht satt."

Sie brachte Speisen auf den Tisch. Sie setzten sich zum Essen. Als sie satt waren, brachte der Mann der Schwester Wein und sagte zu seinem Schwager:

„Trink Wein, durch ihn bekommst du Kraft."

Der Junge trank ein Glas Wein. Sie kamen ins Gespräch, denn beim Wein redet ein Mensch mehr und auch ehrlicher.

Der Mann der Schwester goß noch ein Glas Wein ein. Der Junge trank es aus. Das Getränk schmeckte ihm sehr, und sie unterhielten sich weiter. Der Hausherr goß noch ein drittes Glas voll. Der Junge trank es aus. Jetzt sagte der Mann der Schwester:

„Nun, Bruder, jetzt laß uns unsere Kraft messen!"

Sie traten aus dem Hause. Auf dem Hof wuchs eine riesige Esche. Der Teufel griff nach dem Baum und schüttelte ihn so, daß jeder Zweig schaukelte.

„Jetzt versuch du es!"

Der Junge griff mit den Händen nach dem Baum und schüttelte ihn so, daß das Laub abfiel. Solche Kraft hatte er durch den Wein bekommen.

„Du bist stärker als ich. Aber in dieser Welt kannst du noch nicht leben. Laß uns ins Haus gehen und überlegen, was weiter zu tun ist."

Sie gingen ins Haus zurück.

„Hör zu! In diesem Lande ist noch kein Erdenmensch gewesen. Ich möchte aber gern wissen, was für Geschäfte dich durch die Welt führen."

„Ich will den Weißen Almriesen finden. Weißt du nichts von ihm?"

„Ich habe Macht über ein Achtel der Welt. Vom Weißen

Almriesen habe ich noch nichts gehört. Vielleicht weiß der mittlere Bruder etwas. Du mußt zu ihm gehen."

„Ist das weit und lange bis zu deinem mittleren Bruder?"

„Sechs Monate Weg."

„Ich gehe zu ihm. Zeig mir, wie ich gehn muß!"

Er zeigte den Weg und befahl seiner Frau:

„Mach meinem Schwager Wegzehrung fertig!"

Die Schwester bereitete das Essen, sie verabschiedeten sich, und der Bursche zog los.

Er ging und ging und ging, durch allerlei Städte und Dörfer, und wen er auch immer traf, den fragte er nach dem Weißen Almriesen. Aber niemand hatte etwas davon gehört.

Er war lange gewandert und kam schließlich wieder auf hohe Berge mit dichten Wäldern. Die Berge waren noch höher, und die Wälder noch dichter als die, durch die er schon gekommen war. Einmal geriet er auf eine hohe Bergwiese. Da gewahrte er in der Ferne, ganz in der Ferne, eine kleine Hütte. Er schlug den Weg zu der Hütte ein. Er kam näher und sah an der Hütte eine herrliche Esche wachsen, noch schöner und größer als die im Hof der jüngsten Schwester.

Er öffnete die Tür. Da erblickte er die mittlere Schwester. Sie freute sich über ihren Bruder. Mit Tränen in den Augen setzte sie sich zu ihm, umarmte ihn und küßte ihn ab.

„Mein liebes Brüderchen, wie bist du hierhergelangt? Hier ist noch nie ein Erdenmensch gewesen. Du bist wahrscheinlich hungrig. Setz dich an den Tisch. Gleich mache ich dir etwas zu essen."

Sie stellte eine Schüssel auf den Tisch. Er aß, und dann fragte sie ihn:

„Eine große Sache muß dich hierhergebracht haben?"

„Ich suche den Weißen Almriesen. Ich bin schon viel durch die Welt gezogen, aber bis jetzt konnte mir niemand etwas von ihm sagen."

„Auch ich habe von ihm noch nichts gehört. Vielleicht weiß mein Mann etwas. Er ist ein Teufel. Jetzt ist er nicht zu Hause, aber er muß bald kommen. Wo soll ich dich nur verstecken, damit er dich nicht umbringt?"

Und sie beschloß, den Bruder unter einem Trog zu verstecken.

Da hörte der jüngste Bruder einen Wind, einen starken Wind, daß die Erde sich bewegte, die Hütte erzitterte und der Trog wackelte. Bald darauf öffnete der Teufel die Tür und schrie:

„Hier spüre ich doch eine frische Seele. Wer ist bei dir?"

„Ach, Mann, hier ist niemand. Als du durch die Welt gegangen bist, hast du dich voll frische Luft geatmet."

„Belüg mich nicht. Sag schnell, wer hier ist. Ist's dein ältester Bruder, stirbt er eines schlimmen Todes. Ist's dein mittlerer, stirbt er eines schlimmen Todes. Ist's der jüngste, wird ihm kein Härchen gekrümmt, denn von ihm habe ich dich."

„Hier ist mein jüngster Bruder."

„Warum versteckst du ihn?"

Die Frau hob den Trog auf, und der Junge kam unter dem Bett hervorgekrochen. Sie umarmten sich und küßten sich ab.

„Setz dich an den Tisch, Schwager, denn du bist sicherlich hungrig. Du aber, liebe Frau, bereite uns schnell etwas zu essen."

Sie setzten sich an den Tisch. Als sie satt waren, brachte der Teufel guten Wein.

„Trink Wein, durch ihn bekommst du Kraft!"

Der Junge trank ein Glas. Der Hausherr goß ein zweites und ein drittes voll. Dann sagte der Teufel:

„Jetzt gehen wir unsere Kräfte messen."

Sie traten aus der Hütte. Der Teufel griff mit den Händen nach der Esche und schüttelte sie so, daß die Blätter auf die Erde fielen.

„Nun zeig deine Kraft, Schwager!"

Der Junge griff nach der Esche und schüttelte sie so, daß die Zweige auf die Erde fielen.

„Du bist stärker als ich, Schwager, aber auf der Welt kannst du noch nicht leben. Laß uns in die Hütte gehen und beraten."

Sie traten in die Hütte und setzten sich an den Tisch.

„Jetzt sag mir, in welcher Angelegenheit du gekommen bist, denn hier ist noch nie ein Erdenmensch gewesen."

„Weißt du nichts vom Weißen Almriesen?"

„Ich habe Macht über ein Sechstel der Welt, aber vom Weißen Almriesen habe ich noch nichts gehört, obwohl ich in meinem Teil der Welt jede Fliege kenne. Vielleicht weiß es der älteste Bruder. Er ist Herr über ein Viertel der Welt."

„Ist dein Bruder weit von hier?"

„Bis zu meinem Bruder sind es sechs Monate Weg."

„Ich werde gehen. Entweder ich sterbe, oder ich finde den Weißen Almriesen."

Die Schwester machte ihm Wegzehrung fertig. Er verabschiedete sich und begab sich auf die Reise.

Er ging und ging und ging, über hohe Bergwiesen, durch dichte Wälder und weite Felder. Er gelangte in ein fernes Land. Er ging durch Dörfer und Städte. Wen er auch traf, jeden fragte er:

„Kennt ihr nicht den Weißen Almriesen?"

Lange, lange ging er, bis er zu den hohen Beskiden kam, zu den fernen Bergen, zu den wilden Felsen. Man kann in dieser Welt schon in Gegenden geraten, die man nicht genug bestaunen kann! Der Junge sah sich alles an und konnte kaum wieder zu sich kommen vor Bewunderung, denn die Berge hier waren wirklich herrlich. Durch sie hindurchzukommen war schwer, und oft mußte er von Stein zu Stein springen. Hatte er einen Berg überwunden, erblickte er sogleich einen noch höheren.

Er stieg auf eine hohe Bergwiese hinauf. Dort stand er und sah sich nach allen Seiten um. Es war aber nicht leicht, etwas zu sehen, denn ringsum lag Nebel. Trotzdem erblickte er eine kleine Hütte. Er traute seinen Augen nicht. Vielleicht hatte er es nur geträumt? Er begann immer tiefer und tiefer hinabzusteigen. Je näher er kam, um so besser konnte er die Hütte sehen.

Er kam zu der Hütte und erblickte eine riesige Esche, einen Baum, wie er ihn noch nie erblickt hatte, obwohl er doch schon manches von der Welt gesehen hatte.

Er öffnete die Tür. Da war doch seine älteste Schwester!

Die Schwester freute sich, daß ihr Bruder gekommen war. Sie umarmte ihn und küßte ihn.

„Eine große Sache muß dich hierhergebracht haben, Brüderchen, denn hier ist noch nie ein Erdenmensch gewesen."

„Ja, Schwester, es ist keine Kleinigkeit. Ich wandere nun schon viele Jahre umher und suche den Weißen Almriesen. Bis jetzt hat niemand von ihm etwas gewußt. Niemand konnte mir etwas über ihn sagen."

„Ach, mein liebes Brüderchen! Auch ich weiß nichts von ihm. Vielleicht weiß mein Mann etwas. Er ist ein Teufel. Du bist wahrscheinlich hungrig. Setz dich an den Tisch. Ich gebe dir etwas zu essen. Aber iß schnell, denn gleich kommt mein Mann, und er könnte dich umbringen."

Der Junge aß sich satt, und seine Schwester versteckte ihn unter einem Trog.

Bald kam der Teufel geflogen. Er knirschte so mit den Zähnen, daß die Funken sprühten.

„Hier spüre ich eine frische Seele!"

„Niemand ist hier. Du bist durch die Welt gezogen und hast dich voll frische Luft gesaugt. Es scheint dir nur so."

„Rede keinen Unsinn. Du hast wahrscheinlich einen Liebhaber. Vielleicht ist es auch einer von deinen Brüdern. Ist's dein ältester, stirbt er eines schlimmen Todes. Ist's dein mittlerer, stirbt er eines schlimmen Todes. Aber ist's der jüngste, wird ihm kein Härchen gekrümmt, denn von ihm habe ich dich."

„Mein jüngster Bruder ist hier!"

„Warum versteckst du ihn? Zeig ihn schnell!"

Sie hob den Trog auf, und der Junge kam unter dem Bett hervorgekrochen. Sie umarmten sich und küßten sich.

„Bring Essen auf den Tisch, liebe Frau, denn mein Schwager ist gewiß hungrig."

Die Frau deckte den Tisch. Nachdem sie gegessen hatten, brachte der Teufel noch besseren, noch stärkeren Wein. Er goß das erste Glas voll.

„Trink, Schwager, durch Wein kriegt man mehr Kraft!"

Der Junge trank den Wein. Er fühlte, wie die Flüssigkeit durch den ganzen Körper und alle Knochen rann. Dann goß der Teufel noch ein zweites Glas ein. Der Bruder trank auch das zweite aus. Der Teufel goß ein drittes ein. Als der Junge das dritte getrunken hatte, sagte der Teufel:

„Jetzt gehen wir auf den Hof und messen unsere Kräfte."

Sie traten auf den Hof. Der Teufel griff mit den Händen nach der Esche und schüttelte sie so stark, daß die Zweige auf die Erde fielen. Der Baum wurde nackt und kahl wie eine Bohnenstange.

„Jetzt du!"

Der Junge griff nach dem Baum, schüttelte ihn nach der einen, nach der zweiten und nach der dritten Seite. Dann riß er ihn aus der Erde, drehte das Wurzelwerk nach oben und rammte den Wipfel so in die Erde, daß der Baum bis zur Hälfte in die Erde fuhr.

„Schwager, du bist stärker als ich. Aber auf der Welt leben kannst du noch nicht. Laß uns in die Hütte gehen und beratschlagen."

Sie traten in die Hütte, setzten sich an den Tisch und unterhielten sich.

„Eine große Sache hat dich hierhergeführt, denn es ist noch kein Erdenmensch geboren, der hier gewesen wäre."

„Es ist keine Kleinigkeit. Ich suche in der ganzen Welt den Weißen Almriesen", sagte der Junge.

„Ich habe Macht über ein Viertel der Welt. Hier kenne ich jedes Tier und jede Ameise. Nicht nur die Menschen. Aber vom Weißen Almriesen habe ich noch nichts gehört. Möglicherweise weiß meine Mutter etwas von ihm. Aber zu ihr kannst du nicht gehen. Die frißt dich gleich auf."

„Trotzdem möchte ich den Weißen Almriesen kennenlernen. Zeig mir den Weg. Ist es weit bis zu deiner Mutter?"

„Bis zu meiner Mutter sind es sechs Monate Weg."

„Entweder ich sterbe oder bleibe am Leben. Aber ich gehe."

Die Schwester machte ihm Wegzehrung fertig. Der Junge verabschiedete sich und ging.

Er ging und ging und ging. Es war nicht leicht, aus den Bergen herauszukommen, in die er geraten war. Der Bursche aber ging, bis er in eine Ebene kam. Er zog durch die Dörfer, zog durch die Städte, über die Flüsse, die Seen und Meere. Lange ging er, und jeden fragte er, ob er nicht etwas vom Weißen Almriesen wüßte.

Einmal gewahrte er in der Ferne hohe blaue Berge. Schwarze Nebelschwaden erhoben sich über ihren Gipfeln. Noch nie hatte er solche Gipfel, noch nie hatte er solche Nebel gesehen. Er aber zog immer weiter und weiter. Dann machte er sich daran, die Berge zu ersteigen. Lange kletterte er so von Berg zu Berg. Lange ging er über Felsen und durch Grotten, bis er schließlich zu einer Bergwiese kam, von der man mit der Hand den Himmel erreichen konnte.

Als er auf eine Bergspitze gestiegen war, brüllte die Mutter des Teufels mit schrecklicher Stimme und knirschte so mit den Zähnen, daß die Funken stoben.

„Komm her, Hundesohn! Jetzt entgehst du mir nicht. Ich habe schon lange, lange kein Menschenfleisch mehr gegessen. Jetzt werde ich dich fressen. Schon fünftausend Jahre habe ich Hunger nach Fleisch."

Der Bursche schaute nach der Seite, von der die schreckliche Stimme kam. Dort aber war eine solche Tiefe, daß man sie nicht zu Fuß durchschreiten konnte. Er mußte auf Knien rutschen, auf Knien die Alte bitten, ihn nicht zu fressen.

So kroch er auf Knien und bat sie:

„Mein liebes Mütterchen, meine allerbeste Schwiegermutter! Ich habe Eurem Sohn meine Schwester geschenkt. Ich muß durch die Welt wandern. Ich bin nicht wenig gewandert, bis ich Eure drei Söhne gefunden habe. Jedem von ihnen habe ich eine Schwester geschenkt. Sie konnten mir nicht helfen, denn sie wußten noch zu wenig von der Sache, die mich hierhergeführt

hat. Sie haben mich zu Euch geschickt. Vielleicht könnt Ihr mir helfen. Ich bitte Euch sehr: Freßt mich nicht! Ich kenne Eure Kraft gut, und ich weiß, Ihr könntet mich fressen wie eine Fliege."

Lange, sehr lange rutschte der Bursche auf Knien und bat die schreckliche Alte. Die Alte hörte ihm eine Weile zu, und sie wollte ihn gern mit ihren schrecklichen Augen anschauen. So nahm sie lange eiserne Säulen und stützte damit ihre Wimpern, schaute hin und sagte:

„Ein großer Lügner bist du. Ich habe schon viele Leute gehört, so einen wie dich aber noch nicht. Für dein Lügen werde ich dich fressen."

Er kam näher, die Alte aber fuhr fort:

„Ich möchte gern wissen, was für eine Sache dich hierhergeführt hat. Sag es! Ich werde zuhören und dich dann fressen. Ein Erdenmensch ist hier noch nie gewesen, nicht einmal Erdenluft!"

„Allerliebste Schwiegermutter, ich suche den Weißen Almriesen. Ich war bei Euren Söhnen. Sie wissen nichts von ihm. Euer ältester Sohn hat mich zu Euch geschickt. Habt Ihr schon von dem Weißen Almriesen gehört?"

„Ich habe Macht über die halbe Welt. In meiner Hälfte gibt es weder ein Lebewesen noch einen Felsen noch ein Sandkorn, von dem ich nichts wüßte, aber vom Weißen Almriesen habe ich noch nichts gehört. Vielleicht weiß es mein Mann. Da du mir gesagt hast, welche Sache dich durch die Welt treibt, will ich dir helfen. Komm, ich gebe dir zu essen. Dann schicke ich dich zu meinem Mann. Er weiß sicherlich etwas vom Weißen Almriesen. Ich fürchte aber, daß du seinen Händen nicht lebend entrinnst. Er wird dich fressen, denn seine Wut auf die Menschen ist noch tausendmal größer als meine."

Die Alte machte dem Burschen Essen. Sie gab ihm Klöße aus Zinn. Er aß sie und spürte sechs Monate lang keinen Hunger.

Als er sich auf den Weg machte, fragte er:

„Wohnt Euer Mann weit von hier?"

„Zu meinem Mann sind es sechs Monate Weg."

„Zeigt mir, wie ich gehen muß!"

Die Alte zeigte es ihm. Der Bursche dankte ihr, verabschiedete sich und machte sich auf den Weg. Es war nicht leicht, von den schrecklichen Bergen hinunterzuklettern. Aber auch in den Tälern war der Weg schwierig. So kam er endlich in ein anderes, fernes Reich. Er fragte und fragte, wen er auch traf, ob niemand etwas vom Weißen Almriesen wüßte. Er ging und

ging und ging, durch Dörfer und Städte, über weite Felder, durch dichte Wälder, überquerte Flüsse und Meere. Lange, sehr lange zog er durch die Welt.

Er gewahrte in der Ferne noch riesigere Berge als die, die er schon bestiegen hatte. Es waren so schrecklich hohe Berge, höhere gibt es auf der ganzen Welt nicht. Diese Berge waren dampfende Vulkane. Wenn ein Vulkan atmet, birst der Berg und brennt, und das Feuer erlischt lange Zeit nicht. Flammen und Rauch erheben sich zum Himmel, ein Sturmwind treibt den Rauch auseinander, und die Flamme leuchtet nach allen Seiten.

Der Junge arbeitete sich zwischen den schrecklichen Bergen hindurch. Schon das Gehen war sehr beschwerlich. Er dachte bei sich: Entweder frißt mich der Alte, oder ich komme inmitten der Feuerberge um. Jetzt ist es mit mir aus!

Aber er beschloß weiterzuziehen. Er ging und ging und ging, und er kam auf die höchste Bergwiese. Als er sich auf die Bergspitze stellte, hörte der schreckliche Alte den Erdenmenschen, und er brüllte los, und er knirschte mit den Zähnen, und aus seinem Munde kam eine Flamme, daß Funken und Feuer nach allen Seiten flogen. Der Junge konnte sich kaum vor diesem Feuer retten.

„Nun, du Hundesohn, komm her! Ich bin schon so gierig auf Menschenfleisch, daß mir das Herz zerspringt."

Der Junge fiel auf die Knie, bat und flehte. Er fiel in ein tiefes Tal. Er stolperte, fiel hin, rollte einen steilen Abhang hinunter und griff mit den Händen nach Sträuchern und Steinen. Seine Arme und Beine waren schon blutig, und er litt schreckliche Qualen. Schließlich aber kam er ins Tal hinunter. Dort stand die Hütte des Alten.

„Komm her, Hundesohn! Ich merke schon, du kannst schmeichlerisch reden. Aber das hilft dir hier gar nichts. Ich werde dich fressen. Erst aber will ich dich sehen."

Der Alte stützte seine Wimpern mit eisernen Säulen und besah sich den Jungen.

„Ein hübscher Bursche bist du ja. Aber ich möchte gerne wissen, in welcher Sache du zu mir gekommen bist. Ich werde dich anhören und dich dann fressen. Ich möchte nur hören, was dich hierhergebracht hat. Ein Erdenmensch ist hier noch nie gewesen und Erdenluft auch nicht. Ich werde mir deine schmeichlerischen Worte anhören, dann aber werde ich dich fressen."

Der Junge fiel auf die Knie und bettelte:

„Mein lieber guter Schwiegervater! Mein allerbestes Väterchen! Ich habe Euren drei Söhnen meine drei Schwestern geschenkt. Ich war bei Eurer lieben Frau. Sie hat mich angehört und mich nicht sterben lassen. Auch Eure Söhne und Eure Frau wollten wissen, in welcher Sache ich schon mehr als ein Jahr und schon mehr als zwei Jahre durch die Welt ziehe. Ich habe genug erduldet und mich gequält, denn ich suche den Weißen Almriesen. Aber niemand weiß etwas von ihm. Doch Eure liebe Frau hat mir gesagt, daß Ihr Macht über die ganze Welt habt. Wenn also Ihr von ihm nichts wißt, dann weiß niemand etwas."

„Oho, du bist ja ein ganz Schlauer! Du bittest mich so, daß ich Mitleid mit dir bekommen habe. Ich weiß vom Weißen Almriesen. Er hat jetzt Macht über die ganze Welt. Ich nicht mehr. Ich gebe dir mein Pferd, und es wird dir raten, was du weiter zu tun hast. Was das Pferd sagt, das tu!"

Der Alte schenkte dem Jungen sein Pferd. Das Pferd sagte zu dem Jungen mit Menschenstimme:

„Faß in mein rechtes Ohr!"

Der Junge faßte in das rechte Ohr und zog dort so herrliche Kleidung heraus, wie es sie nicht noch einmal auf der Welt gab. Er warf seine Lumpen ab und zog sich an.

„Faß in mein linkes Ohr!"

Der Junge faßte hinein, nahm einen Sattel heraus, einen Säbel, eine Kandare und ein Gewehr. Und alles war so schön, wie er es noch niemals auf der Welt gesehen hatte.

Er sattelte das Pferd, warf ihm die Kandare über den Kopf, und das Pferd sagte:

„Ich weiß, wohin wir ziehen müssen. Ich werde dir helfen und dir sagen, wie du dich zu verhalten hast. Wir gehen zum Weißen Almriesen. Wenn wir zu seiner Hütte geflogen kommen, wird dort schon Nacht sein. Der Almriese wird schlafen. Du führst mich in den Stall. Dort steht das Pferd des Weißen Almriesen. Sein Pferd ist genauso wie ich. Binde mich mit diesem Pferd zusammen. Dann gehst du in die Hütte und wirst den Almriesen auf dem Bett sehen. Über dem Almriesen an der Wand hängt ein Säbel und schaukelt. Aber kein Erdenmensch kann ihn in die Hand nehmen. Nimm deinen Säbel ab und häng ihn an seine Stelle. Tu auch das gleiche mit dem Gewehr. Die Kleidung des Almriesen liegt auf dem Tisch. Zieh dich um, lege ihm deine hin und nimm seine an dich. Denke daran, daß dein Säbel, dein Gewehr, deine Kleidung genauso

sind wie die des Almriesen. Man kann sie nicht voneinander unterscheiden."

Der Junge hörte dem Pferd aufmerksam zu.

„Setz dich auf mich, und wir machen uns auf den Weg."

Das Pferd erhob sich in die Lüfte und schoß wie ein Pfeil dahin. Zum Weißen Almriesen kamen sie, als dieser schon fest schlief.

Der Bursche führte sein Pferd in den Stall und band es an das Pferd des Weißen Almriesen. Dann ging er in die Hütte und sah den Säbel an der Wand schaukeln. Er konnte nicht an ihn herankommen. So band er seinen Säbel ab und hängte ihn zu dem des Almriesen. Da schaukelten beide Säbel. Niemand konnte sie abnehmen. Er nahm sein Gewehr von der Schulter und hängte es auf. Dann zog er sich schließlich aus und legte seine Kleidung neben die des Almriesen.

Er legte sich leise neben den Weißen Almriesen, um ihn nicht aufzuwecken. Sehr schnell konnte er nicht einschlafen, denn die Gedanken ließen ihn nicht in Ruhe. Erst nach Mitternacht schlief er ein.

Nun schliefen die beiden sanft und süß. Auf einmal wachte der Weiße Almriese auf und spürte, daß neben ihm ein Mensch lag. Er sprang vom Bett auf, griff nach dem Säbel, um dem Unbekannten den Kopf abzuschlagen. Aber an der Wand schaukelten zwei Säbel. Beide waren gleich. Welcher war nun seiner? Er wollte das Gewehr abnehmen, aber daneben war genauso eines. Er wandte sich seiner Kleidung zu, aber daneben lag ebensolche.

Der Almriese trat auf den Hof hinaus, denn er wollte sich mit seinem Pferd beraten. Da erblickte er neben seinem Pferd genauso eines. Da dachte der Weiße Almriese bei sich: Dieser Mensch ist mit friedlichen Absichten zu mir gekommen. Ich habe fest geschlafen. Er hätte mir den Kopf abschlagen können. Dieser Mensch hat auch ein genau solches Pferd wie ich. Seine Kleidung ist die gleiche wie meine. Sein Säbel ist genauso wie meiner, sein Gewehr ebenso. Wenn das so ist, ist er sicherlich genauso stark wie ich. Hätte er mich umbringen wollen, hätte er es getan. Daher werde ich ihn nicht einmal mit dem Finger antippen. Wenn er aufgewacht ist, werden wir miteinander reden. Ich werde schon erfahren, wer er ist.

Der Weiße Almriese legte sich also wieder neben seinen Kameraden auf das Bett. Er lag und überlegte. Da es noch lange bis zum hellen Tage war, schlief er wieder ein. Am

Morgen standen der Almriese und der Bursche auf. Sie gaben sich die Hand.

„Ich bin lange, lange durch die Welt gezogen, Freund, um dich zu finden. Aber jetzt werden wir uns waschen, uns anziehen und uns unterhalten."

Nachdem sie sich angezogen hatten, setzten sie sich an den Tisch, aßen Frühstück, und der Bursche erzählte seine Geschichte. Vom Beginn seines Lebens bis zu dem Augenblick, als sie sich getroffen hatten.

Und sie wurden Kameraden. Bisher hatte nur einer von ihnen Macht über die ganze Welt gehabt. Jetzt hatten sie beide Macht über die ganze Welt, und das ist schließlich eine ganze Menge!

Lange lebten sie in Frieden. Zu dieser Zeit gab es aber viele böse Zaren, die das arme Volk quälten, und einmal erhob sich das Volk gegen die Gutsherren und den König. Der Weiße Almriese und sein Kamerad schützten das Volk. Sie zerschlugen die Herrschaft der Gutsbesitzer, befreiten das Volk, das Unterdrückung und Not durch die Henker gelitten hatte.

Andere Zaren, Grafen und Generäle wurden böse und erklärten ihnen den Krieg. So mußten unsere Helden lange Zeit gegen böse Herren auf der ganzen Welt kämpfen, bis sie schließlich siegten und allen Menschen auf Erden die Freiheit gaben.

Die beiden Kameraden liebten einander sehr. Niemals trennten sie sich. Sie lebten zusammen wie zwei leibliche Brüder. Einmal aber wollte der Grafensohn seine Angehörigen besuchen. Er sagte:

„Ich habe vor langer Zeit mein Haus verlassen. Ich möchte gern wissen, was meine Brüder und Schwestern machen, ob sie noch leben oder schon gestorben sind. Wenn sie noch am Leben sind, bringe ich sie hierher, denn hier läßt sich's besser leben."

Der Weiße Almriese lobte seinen Kameraden für diese Gedanken.

„Du hast eine gute Sache vor. In der Gemeinschaft macht es allen mehr Spaß, und es ist auch besser."

Herzlich verabschiedeten sie sich voneinander.

„Bleib gesund. Es geschieht ja so manches. Vielleicht komme ich gar nicht wieder in dieses Land zurück. Aber ich werde dich nie vergessen."

So machte sich der Bursche auf den Weg in die Heimat.

Lange zog er seines Weges. Aber schließlich erblickte er seine Heimatstadt. Er wunderte sich sehr und war traurig. Die Straßen ringsum waren grasüberwuchert, die Häuser standen leer, man hörte weder Stimmen von Menschen noch von Vögeln oder Vierbeinern. Die ganze Stadt war tot.

„Was ist das für ein Wunder? Warum ist alles so öd und leer?"

Er ging zu dem Haus, in dem er geboren war und wo er seine Kindheit verbracht hatte. Auch hier sah er keine lebende Seele, weder Menschen noch Vierbeiner oder Vögel. Aber es waren auch keine Leichen zu sehen, nicht einmal ein Knochen. Auf der Suche nach seiner Familie ging er durch die Zimmer, stieg die Treppen hinauf, doch überall war es leer.

„Was ist das für ein Wunder? Keine lebende Seele in einer so großen Stadt?"

Er war hungrig und ging in die Küche. Hier stand ein alter Ofen. Da sah er, wie seine Mutter an einem Stein auf dem Ofen ihre Zähne wetzte. Jeder Zahn war zwei Meter lang. Als sie ihren Sohn gewahrte, begann sie schrecklich zu brüllen.

„Ah! Ah! Dich suche ich schon lange. Jetzt bist du mir in die Fänge geraten. Jetzt werde ich dich fressen."

Seine Mutter war nach ihrem Tode ein Teufel geworden, der alles Lebendige fraß, sogar Fliegen.

„Ich habe schon alles gefressen. Du allein lebst noch. Jetzt ist dein Ende gekommen."

Der Bursche erschrak und flüchtete. Er sprang auf sein Pferd, das auf dem Hofe stand, und fort ging's! Das Pferd flog wie ein Wirbelsturm, die Alte jagte ihnen nach.

Sie liefen und liefen. In der Nähe des Hauses der jüngsten Schwester hatte die Mutter den Burschen eingeholt. Er sah, daß es keine Rettung mehr gab. Er sprang vom Pferd, ließ es zurück und lief allein weiter. Die Alte stürzte sich mit ihren schrecklichen Zähnen auf das Pferd. Das Pferd unterwarf sich nicht, es wehrte sich und kämpfte mit dem Tode. Aber die Alte besiegte es, warf es zu Boden und fraß es auf. Während sie sich an dem Pferd zu schaffen machte, konnte der Bursche schon ein gutes Stück flüchten. Er kam zur jüngsten Schwester. Ihr Mann war zu Hause.

„Schwager! Schwager! Was ist passiert? Warum flüchtest du?"

„Ich flüchte, denn meine Mutter läuft mir nach."

„Oh, wenn deine Mutter kommt, sind wir alle verloren."

Der Bursche flüchtete weiter, die Mutter aber kam wie eine Wolke zur mittleren Tochter geflogen und fraß sie auf. Ihr Schwiegersohn kämpfte lange mit ihr, aber auch ihn besiegte sie.

Inzwischen war der Junge zur ältesten Schwester gekommen. Ihr Mann war gerade zu Hause.

„Schwager, Schwager! Was ist passiert? Warum flüchtest du?"

„Ich flüchte, denn meine Mutter jagt mir nach."

„Oh, wenn deine Mutter kommt, sind wir alle verloren."

Der Bursche flüchtete weiter, die Mutter aber kam wie eine schwarze Wolke zur ältesten Tochter geflogen, fraß sie und machte sich an den Schwiegersohn. Der wehrte sich tapfer und lange und gab sich nicht geschlagen. Sie aber besiegte auch ihn und fraß ihn. Sie fraß alles Lebendige ringsum.

Der Bursche flüchtete immer weiter. Er kam zu der schrecklichen Alten gelaufen, die Macht über die halbe Welt hatte.

„Warum läufst du so, mein Junge?"

„Weil ich sonst umkomme."

„Warum?"

„Weil meine Mutter mir nachjagt."

„Oh, wenn deine Mutter kommt, ist es auch um mich geschehen."

Der Junge lief und lief. Seine Mutter fiel über die schreckliche Alte her. Sie begannen zu kämpfen und sich mit ihren schrecklichen Zähnen zu beißen. Und das Feuer von den Zähnen loderte nach allen Himmelsrichtungen. Sie kämpften lange, die Mutter aber siegte. Sie warf die Alte zu Boden und fraß sie auf. Dann fraß sie noch alles Lebendige im Umkreis.

Der Bursche lief und lief. Er kam zu dem schrecklichen Alten gelaufen, der einst Macht über die ganze Welt gehabt hatte.

„Warum flüchtest du, mein Junge?"

„Weil ich sonst umkomme."

„Warum?"

„Weil meine Mutter mir nachjagt."

„Oh, wenn deine Mutter kommt, ist es auch mit mir zu Ende."

Der Bursche lief weiter, seine Mutter aber fiel über den Alten her. Sie begannen zu kämpfen. Der Alte, dieser große Teufel, der einst die ganze Welt regiert hatte, unterwarf sich nicht. Sie kämpften und bissen sich so, daß die Flammen

von ihren Zähnen bis an den Himmel reichten und die Erde ringsum brannte. Lange kämpften sie, die Mutter aber siegte. Sie warf den Alten zu Boden, fraß ihn auf und fraß dann noch alle Lebewesen in diesem Lande.

Inzwischen lief der Junge und lief. Schließlich kam er zu seinem Freunde, dem Weißen Almriesen.

„Bruder, warum flüchtest du?"

„Weil es sonst um mich geschehen ist."

„Warum?"

„Weil meine Mutter mir nachjagt."

„Fürchte dich nicht, Freund, es gibt eine Hilfe gegen deine Mutter."

Schnell begab sich der Weiße Almriese auf den Boden, wo seine eigene Mutter mit sieben starken Ketten angeschmiedet war. Als sie ihren Sohn erblickte, schrie sie:

„Sohn, gib mich schnell frei!"

Sie riß an der Kette und knirschte mit den Zähnen.

„Wenn du mich nicht freigibst, wirst du, der Grafensohn und ich, werden wir alle umkommen."

Der Weiße Almriese band seine Mutter von den sieben starken Ketten lose. Sie sprang aus dem Kamin und flog der Mutter des Burschen entgegen. Sie stießen zusammen und begannen sich zu raufen. Aus ihren Zähnen kamen Feuerfunken, und eine Flamme flog durch die ganze Welt. Lange, sehr lange rauften und kämpften sie. Sie konnten einander nicht besiegen, denn sie waren gleich stark. So zerfielen sie durch den Kampf zu feinem Pulver.

Da sagte der Weiße Almriese:

„Nun, mein Freund, jetzt können wir in Frieden leben. Bisher mußten wir die ganze Zeit auf den Tod warten. Ich hatte dir nicht gesagt, daß ich fünfzehn Jahre lang meine Mutter an sieben starken Ketten am Schornstein gefangengehalten habe. Deine Mutter war zu einem Teufel geworden, der Macht über die ganze Welt hatte. Hätte ich meine Mutter nicht mit Ketten festgeschmiedet, hätten die beiden sich nicht getroffen, hätten sie die ganze Welt aufgefressen, und alle Lebewesen wären umgekommen. Jetzt können alle glücklich leben, Freund. Wir werden uns schöne Mädchen suchen und heiraten."

Sie beschlossen, durch die weite Welt zu ziehen. Sie zogen durch die Welt und suchten sich schöne Mädchen. Einmal kamen sie in ein großes Zarenreich. Hier trafen sie ein schönes

Mädchen. Sie waren aber beide schöne Jünglinge und einander so ähnlich, daß man sie kaum auseinanderhalten konnte.

Das Mädchen gewann beide sehr lieb.

„Einen von beiden kann ich ja nur heiraten."

Sie sagten:

„Wir sind zwei so treue Freunde, daß wir unser Leben füreinander hergeben. Wir haben beschlossen, gemeinsam zu heiraten und die gleichen Mädchen zu nehmen. Warte, bis wir zurückkommen. Wir werden eine suchen, die dir ähnlich ist und heiraten will, damit auch euch niemand unterscheiden kann. Wenn wir sie finden, kommen wir zurück, holen dich und feiern zusammen eine Doppelhochzeit."

Lange suchten die Freunde, bis sie das Mädchen fanden. Sie freiten um sie, und sie willigte ein. Die beiden Freunde führten die beiden Mädchen zusammen. Sie kamen zur größten Stadt der Welt. Sie luden ihre ganze Familie ein, luden arme Menschen aus der ganzen Welt ein und holten alle Nationen zusammen. Viele, sehr viele Menschen kamen zur Hochzeit. Und das war eine Hochzeit, wie sie bis zu der Zeit und auch hinterher nie jemand wieder gesehen hat. Eine solche Hochzeit wird es auch nie wieder geben.

So heirateten der Weiße Almriese und der Grafensohn. Sie wohnten zusammen in einem großen Hause. Sie vertrugen sich, denn es gab kein böses Wort zwischen ihnen. Sie trugen ihren Frauen auf, in Frieden zu leben und sich nicht zu streiten. Und ihre Frauen waren vernünftig, arbeitsam und gehorsam.

Die beiden Kameraden lebten mit ihren Frauen glücklich, mehrten sich und hatten viele Kinder.

Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute.

Das Märchen aber ist damit zu Ende.

60

DIE SCHÖNE ANNA

Es war einmal oder auch nicht, da lebte ein Zar. Er hatte zwei Söhne. Als der Zar starb, ging der ältere Sohn auf Wanderschaft, um die Welt kennenzulernen, und der jüngere setzte sich auf den Thron seines Vaters.

Der ältere Sohn zog also durch die weite Welt und wurde dabei zu einem gelehrten Menschen. Er gelangte in ferne Länder, bis in die Nähe des Feuermeeres. Er heiratete und nahm sich eine Zarentochter zur Frau. Als sein Schwieger-

vater starb, übernahm er den Staat. Aber sein Leben war unglücklich, denn seine Frau bekam keine Kinder.

Der jüngere Bruder hatte drei Söhne. Die Burschen wuchsen heran, gingen in die Schule und lernten gut. Als sie aus der Schule gekommen waren, schickte der ältere Bruder einen Brief an ihren Vater. „Soundso, ich bin schon alt und denke daran, einen Thronerben zu ernennen. Aber ich möchte keinen Fremden haben, sondern einen von deinen Söhnen."

Der Vater las seinen Söhnen den Brief vor und fragte sie: „Wer von euch möchte zu dem Alten gehen und sein Thronfolger werden?"

Die älteren ließen die Köpfe hängen und schwiegen, der jüngste aber sagte:

„Ich, Väterchen!"

Sie machten dem Jüngsten alles Erforderliche für die Reise zurecht, auch kostbare Geschenke, damit er nicht wie ein Bettler zu dem Zaren kam.

Der Vater trug ihm auf, er solle sich als Prinz erweisen und seiner Familie keine Schande machen. Für die Reise durfte sich der Bursche das schönste Pferd aussuchen.

„Söhnchen, nimm dir das schönste und stärkste Pferd, das dich und deine Habe tragen kann."

Der junge Bursche sattelte sein Pferd, verabschiedete sich von Vater und Mutter, von allen seinen Verwandten und Freunden und machte sich auf die weite Reise.

Er ritt und ritt, ritt über Felder, durch Wälder und über Berge. Aber Dörfer liegen weit auseinander, und noch weiter ist es von einer Stadt zur anderen. So war er lange unterwegs. Einmal geriet er in einen dichten, düsteren Wald. In diesem Wald war keine lebende Seele. Der Junge war hungrig und setzte sich auf eine kleine Lichtung, um sich auszuruhen und etwas zu essen. Er aß, trank Wasser, sprang dann wieder auf sein Pferd und ritt weiter. Er gelangte in Länder, wo es das ganze Jahr über warm ist und wo Menschen und Tiere keinen Winter kennen.

Die Sonne strahlte hell, aber es war nicht glühend heiß. Er hätte gern einen Schluck Wasser getrunken, aber Wasser gab es nirgends. So suchte er nach einer Quelle oder einem Brunnen. Da gewahrte er abseits vom Wege eine Ansiedlung. Er ließ das Pferd halten und kam bald dorthin. Hier erblickte er einen Brunnen. Er ging zu dem Brunnen, um zu trinken, denn er hatte solchen Durst, daß er fast gestorben wäre. Da sah er am Brunnen einen alten Mann sitzen.

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit, Söhnchen!"

„Kann man hier Wasser trinken?"

„Ich möchte auch gerne trinken. Aber wie? Es ist nichts da, womit man schöpfen könnte, weder ein Eimer noch eine Stange."

Der Brunnen aber war ganz, ganz tief. Der Bursche überlegte und überlegte, wie man an das Wasser herankommen könnte. Er hatte Riemen an seinem Sattelzeug und auch ein starkes Seil.

„Diese Riemen und dieses Seil werden wir zusammenbinden, werden uns in den Brunnen hinunterlassen und so Wasser trinken. Und an den Riemen werden wir einander wieder herausziehen."

Der Alte freute sich, daß er nun Wasser trinken könnte. Sie kamen ins Gespräch.

„Wer bist du? Wohin ziehst du?" fragte der Alte.

„Ich bin ein Prinz und auf dem Wege zu meinem Onkel. Er ist kinderlos, und er nimmt mich an Kindes Statt an. Nach seinem Tode werde ich Thronfolger."

Der Alte war noch stark und gesund, aber sehr faul. Er liebte ein leichtes Leben ohne Arbeit. Und so sagte er zu dem Burschen:

„Ich bin vor Hunger und Durst so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann. Wenn ich dich als ersten in den Brunnen lasse, werde ich keine Kraft haben, dich wieder herauszuziehen. Laß also mich als ersten hinunter, damit ich trinken kann. Dann habe ich Kraft und ziehe dich leicht heraus."

Der Prinz war einverstanden. Er ließ den Alten in den Brunnen. Der trank nach Herzenslust.

„Herausziehen?"

„Nein, ich will noch einmal trinken."

Er trank also weiter.

„Herausziehen?"

„Noch nicht, ich will noch ein drittes Mal trinken."

Erst als der Alte zum dritten Mal getrunken hatte, zog ihn der Bursche aus dem Brunnen und ließ sich selbst hinunter, um zu trinken.

„Trinke nur, trinke! Denn du wirst dort für ewig bleiben", sagte der Alte lachend.

Der Bursche wunderte sich.

„Was redet Ihr da, Großväterchen?"

„Ich sage, daß du noch genug Wasser trinken wirst, denn ich werde dich nicht wieder herausziehen."

„Treibt keinen Unsinn, Großväterchen. Zieht!"

Der Alte lachte.

„Ich treibe keinen Unsinn. Bleib im Brunnen sitzen und trink Wasser, bis du umkommst! Ich werde dich erst dann herausziehen, wenn du schwörst, daß du mein Diener wirst und mich selbst zum Prinzen machst. Ich werde Nachfolger deines Onkels. Wenn du nicht neunmal schwörst, wirst du in dem Brunnen umkommen."

Das ist ja eine schöne Bescherung! dachte der Bursche.

Aber jeder Mensch will schließlich leben. Als der Bursche sah, daß der Alte nicht scherzte, daß er ihn tatsächlich im Brunnen sitzenlassen wollte, erklärte er sich einverstanden. Neunmal schwor er bei seiner Seele.

Der Alte zog den Prinzen aus dem Brunnen, der Prinz legte seine Kleidung ab und gab sie dem Alten. Er gab ihm auch seine Dokumente. Zu der Zeit gab es noch keine Paßbilder. Der Alte setzte sich auf das Pferd und ritt. Der Junge ging zu Fuß. Er war ja nun der Diener.

Auf ihrer Reise kamen sie in eine Stadt. Hier kauften sie für den Prinzen die Uniform eines Meldegängers. Der Alte ließ sich bei einem Friseur die Haare schneiden und rasieren und sich gründlich waschen. Mit einem Wort, der Friseur machte aus dem Alten einen großen Herrn.

Der Alte und der Prinz kauften sich noch ein Pferd und ritten weiter. Lange waren sie unterwegs, bis sie schließlich zu dem Onkel kamen, der am Feuermeer lebte. Einmal verirrten sie sich noch in den Bergen und Wäldern. Aber der Junge hatte eine Landkarte bei sich. Mit ihrer Hilfe fand er den Weg. Der Alte befahl nur, denn er konnte weder lesen noch schreiben. Der „Diener" mußte gehorchen.

Schließlich kamen die Wanderer in die Hauptstadt, von der aus der alte Zar seinen Staat regierte. Auf ihren schönen Pferden blieben sie vor dem Zarentor stehen und meldeten der Wache: „Wir sind die und die, Verwandte eures allergnädigsten Zaren."

Die Wache lief schnell zum Palast und holte den Zaren.

Der Zar kam ihnen entgegen. Sie begrüßten sich, der „Diener" salutierte, wie es sich gehörte, der „Prinz" aber brummte etwas in seinen Bart.

Der Alte dachte: Was für einen ungehobelten Dummkopf schickt mir da mein Bruder! Sein Diener ist ja viel klüger. Der

Diener müßte eigentlich mein Nachfolger werden. Aber wir werden ja noch sehen. Eile mit Weile.

Der Zar führte also die beiden in seinen Palast. Hier wartete schon großer Reichtum und Luxus auf sie, denn der kinderlose Zar hatte sein Geld nicht geschont, wenn es um die Anschaffung teurer Sachen ging. Sie setzten sich also an einen herrlichen Tisch, der kostbar geschmückt war. Man kann sich gar nicht vorstellen, was da alles an Speisen und Getränken aufgetragen wurde! Dem Alten glänzten die Augen, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Er stopfte Gebratenes und Gebackenes in sich hinein, daß er sich fast verschluckt hätte. Dann stürzte er ein Glas nach dem anderen hinunter. Der Bursche aber aß so, wie er es gewohnt war und wie es sich gehört, wenn man zu Gast ist.

Der Onkel besah sich seine Gäste. Das alles gefiel ihm gar nicht. Er war unzufrieden mit seinem Neffen.

So verging ein Tag nach dem anderen und eine Woche nach der anderen. Auch ein Monat nach dem anderen verging. Natürlich nicht so schnell, wie man das hier aufschreiben und erzählen kann.

Die Jahre vergingen. Der Zar und die Zarin waren schon ganz alt geworden und starben. Nun übernahm der „Prinz" die Regierungsgeschäfte.

Einmal erfuhr der neue Zar, daß dort und dort, irgendwo in fernen Ländern, ein hübsches Mädchen wohnte, ein Mädchen, wie es auf der ganzen Welt kein schöneres gab, und daß sie die Schöne Anna hieß. Der Zar hätte das Mädchen gern gesehen, er hätte sie auch gern geheiratet. Aber wie sollte er sie bekommen? Der Zar rief seinen „Diener" und sagte gebieterisch:

„Ich will die Schöne Anna sehen! Wenn du sie nicht bringst, verlierst du deinen Kopf."

„Wie soll ich denn die Schöne Anna bringen, wenn ich noch nie von ihr gehört habe?"

„Das kümmert mich überhaupt nicht. Du hast den Befehl bekommen, führ ihn aus! Führst du ihn nicht aus, wirst du einen Kopf kürzer."

Was tun? Der Junge wurde traurig. Entweder ich komme um, oder ich erfahre, wo das Mädchen ist, dachte er.

Der Junge zog also durch die Welt. Er ging und ging, und überall fragte er:

„Wißt ihr nichts von der Schönen Anna?"

Niemand wußte etwas von ihr. Niemand konnte ihm etwas

sagen. Er irrte weiter über Berge, durch Wälder und Felder. Er ging durch eine Wüste und erblickte von weitem Rauch.

„Ich werde einmal sehen, wer dort wohnt. Vielleicht geben sie mir etwas zu essen und zu trinken, denn meine Beine gehorchen mir nicht mehr."

Er kam näher, immer näher. Da war eine Hütte. Er öffnete die Tür und sah, auf dem Ofen saß ein ganz altes Weib mit Augen so groß wie Teller, und ihre Unterlippe hing so weit herunter, daß sie ihr auf den Knien lag. Der Junge verbeugte sich vor der Alten.

„Wünsche gute Gesundheit, liebes Mütterchen!"

„Wünsche gute Geschundheit, Schönschen!" Die Alte war schon so alt, daß sie nicht einmal „Söhnchen" aussprechen konnte, sondern „Schönschen" sagte. „Eine große Schache musch disch hierhergebracht haben. Dieschesch Land hat noch keinesch Menschen Fusch betreten."

„Ja, Mütterchen, es ist wahr, eine große Sache."

Der Junge erzählte der Alten seine ganze Geschichte. Aber um sie zu erzählen, brauchte er nicht wenig Zeit.

„Soundso, Mütterchen, der dumme Zar hat von der Schönen Anna erfahren und beschlossen, sie zur Frau zu nehmen. Mir aber hat er befohlen, das schöne Mädchen zu bringen. Wenn ich seinen Befehl nicht ausführe, schlägt er mir den Kopf ab. Ich selbst habe noch nie von der Schönen Anna gehört. Vielleicht wißt Ihr etwas von ihr?"

„Ja, Schönschen, ich weiß, ich weiß, sie wohnt im Feuermeer direkt auf dem Grunde. Das Feuermeer aber ist groß, breit und tief. Du mußt lange gehen, um die Stelle zu finden, wo das Mädchen aus dem Wasser ans Ufer tritt."

„Sagt es mir nur, ich gehe hin."

„Sie tritt um Mittag ans Ufer und sonnt sich. Dann singt sie herrliche Lieder, Volkslieder. Aber es ist nicht leicht, das Mädchen zu sehen, und noch schwerer, sie zu fangen."

„Ratet mir, wie ich sie fangen kann."

„Ich werde dir einen Rat geben. Aus dem Meer tritt sie nackt, ohne Kleidung. Ringsum ist keine lebende Seele, denn diese Stelle ist unzugänglich. Du mußt dort einen herrlichen Tisch aufstellen. Den Tisch bedeckst du mit einem Tischtuch, durch das man hindurchsehen kann. Auf den Tisch lege Mädchenkleidung, schöne Pantoffeln, die aber nur an einen Fuß passen. Du selbst versteckst dich unter dem Tisch und schaust durch das Tischtuch. Sowie das Mädchen aus dem Meer heraustritt, wird sie an den Tisch kommen und beginnen sich anzuziehen

und in den Spiegel zu schauen. Wenn sie beginnt die Schuhe anzupassen, ergreifst du sie. Und wenn du sie ergriffen hast, führe sie zum dummen Zaren!"

„Und wer gibt mir den Tisch, das Tischtuch, die Mädchenkleidung und die Pantoffeln?"

„Der Zar. Für den ist es nicht schwer, diese Dinge zu beschaffen."

Der Junge dankte der Alten und kehrte zu dem Zaren zurück.

„Allergnädigster Zar, ich werde Euch das Mädchen bringen, wenn Ihr einen herrlichen Tisch, ein Tischtuch, schöne Mädchenkleider, Mädchenpantoffeln, die nur an einen Fuß passen, und einen Spiegel beschafft."

Der Zar beschaffte alles. Der Junge legte die Sachen in ein Schiff und überquerte das Feuermeer. Am anderen Ufer, wo sich die Schöne Anna gewöhnlich um Mittag sonnte und Lieder sang, stellte der Junge den Tisch auf, bedeckte ihn mit dem Tischtuch und legte die Mädchenkleidung aus. Hier stellte er auch die Schuhe und den Spiegel hin, und er selbst versteckte sich unter dem Tisch.

Durch das durchsichtige Tischtuch sah der Junge, wie die Meerjungfrau dem Wasser entstieg. Auf einmal gewahrte sie den Tisch. Sie erschrak und flüchtete. Dann drehte sie sich um, und als sie sah, daß niemand sie verfolgte, blieb sie stehen. Sie ging vorsichtig an den Tisch heran. Dann erschrak sie gleich wieder und lief davon. Das wiederholte sich mehrmals. Das Mädchen flüchtete und kam immer wieder zurück. Endlich hatte sie sich an den Tisch gewöhnt und trat näher. Schüchtern streckte sie die Hand nach der Kleidung aus und begann sie anzupassen. Sie sah in den Spiegel und erblickte in ihm ihr zauberhaftes Bild. Das gefiel ihr, sie vergaß alles und beruhigte sich. Das war ja alles so hübsch! Schließlich begann das Mädchen auch die Schuhe anzupassen. Sie probierte den einen und probierte den anderen. Die Schuhe paßten nicht. Sie hätte sie aber gar zu gern angezogen. So herrliche Kleider und dabei barfuß? In dem Augenblick, als das Mädchen wieder die Schuhe anpaßte, sprang der Bursche leise hinter dem Tisch hervor und ergriff das Mädchen.

Das Mädchen begann zu weinen und zu jammern.

„Ich weiß, ich weiß gut, wohin du mich führst. Du führst mich zum dummen Zaren. Dort wirst du nicht wenig Not erfahren müssen. Aber wenn du klug bist, werde ich die Deine. Den dummen Zaren aber will ich nicht sehen."

Der Bursche band die Schöne Anna und trug sie auf das Schiff. Er überquerte das Feuermeer und übergab das Mädchen dem dummen Zaren. Der riß den Mund auf und vergaß ihn vor Erstaunen wieder zu schließen. So eine Schönheit hatte er noch nie gesehen.

Und der dumme Zar befahl, daß man gleich die Hochzeit vorbereite.

Die Schöne Anna verschob die Hochzeit von einem Tag auf den anderen.

„Wozu eilen? Wir haben doch Zeit! Noch ist nicht alles fertig für die Hochzeit."

In der Natur war ein Wunder geschehen. Seitdem der Prinz die Schöne Anna zum dummen Zaren gebracht hatte, begann die Sonne frühmorgens rot aufzugehen.

„Was ist denn da geschehen? Warum geht die Sonne rot auf?" wunderten sich die Leute, und niemand wußte die Gründe für dieses Wunder.

Der dumme Zar erklärte wieder:

„Wir werden Hochzeit machen!"

Die Schöne Anna sagte:

„Wir werden Hochzeit machen, sobald du herausbekommst, warum die Sonne rot aufgeht."

„Wer wird denn zur Sonne gehen und erfahren, warum sie so ist?"

„Derjenige, der mich hergebracht hat. Er kann zur Sonne gelangen und sie befragen."

Der Zar rief seinen „Diener".

„Du mußt erfahren, warum die Sonne frühmorgens rot ist. Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Der Bursche machte sich auf den Weg und zog in die Welt hinaus. Er war traurig. Wie sollte er zur Sonne gelangen?

Er ging und ging, ging durch Wüsten, Berge, Felder und Urwälder. Die Flüsse überquerte er durch Furten und schwimmend, über das Festland zog er zu Fuß.

Einmal blieb er unter zwei hohen Felsen stehen die bis an den Himmel reichten. Die Felsen aber schlugen ständig gegeneinander. Die Funken stoben bis zu den Wolken hinauf.

Der Bursche blieb stehen und wartete, ob sie aufhören würden, sich zu schlagen.

Erst um Mittag wurden die Felsen für kurze Zeit still und sprachen mit menschlicher Stimme:

„Wohin gehst du, Bursche? Wir haben hier noch nie einen Erdenmenschen gesehen."

„Der dumme Zar hat mir befohlen zu erkunden, warum die Sonne rot aufgeht."

„Wenn du die Sonne siehst, frage sie, wie lange wir uns noch schlagen werden!"

„Wie soll ich denn fragen, wenn ich nicht durch euch hindurchgehen kann?"

„Wir werden unseren Kampf einstellen und dich hindurchlassen."

Und tatsächlich, die Felsen beruhigten sich, und der Bursche sprang augenblicklich zwischen ihnen hindurch. Das war nicht leicht, denn das Gestein war sehr zerbröckelt.

Die Berge konnten es kaum erwarten, wieder zum Kampf anzutreten, nachdem der Bursche hindurchgegangen war.

Der Bursche ging und ging weiter. Er traf auf einen breiten Fluß. Das Wasser im Fluß war tief, still, klar und wohlschmeckend. Aber Fische gab es in dem Wasser nicht. Der Fluß fragte den Burschen: „Wohin ziehst du, Bursche? Hier ist noch niemand von den Erdenmenschen gewesen. Wie bist du denn durch die Berge gekommen?"

„Mich haben die Berge durchgelassen, denn ich will wissen, warum die Sonne frühmorgens rot aufgeht. Die Felsen aber wollten gern wissen, ob sie sich noch lange schlagen müssen. Ich habe versprochen, mich bei der Sonne danach zu erkundigen."

„Nun, wenn du dich erkundigen gehst, warum die Sonne frühmorgens rot ist und warum die Berge sich schlagen, dann frag auch, warum in meinen Wassern keine Fische sind, obwohl ich breit und tief bin und mein Wasser gesund und klar ist."

„Wie soll ich das in Erfahrung bringen, wenn ich dich nicht überqueren kann?"

„Ich werde mich vor dir auftun. Du gehst trocken hindurch. Bis du ans andere Ufer gelangst, werden die Wasser geteilt sein."

Der Fluß trat auseinander. Kaum war der Bursche über den Grund hinweggegangen, da floß das Wasser wieder zusammen.

Der Bursche zog weiter. Er ging und ging und ging. Aber er ging nicht so schnell, wie man das erzählen kann, denn der Weg war lang und weit.

Der Bursche traf auf einen anderen Fluß. Am Ufer saß ein Fährmann, ein alter Großvater, der schon mit Moos bewachsen war wie ein Baumstumpf.

„Wohin ziehst du, Bursche? Wie bist du von der anderen Seite hierhergekommen? Wie bist du durch die Felsen hin-

durchgekommen und über den breiten Fluß, da doch hier noch nie jemand durchgekommen ist?"

„Soundso, ich suche die Sonne, denn ich will wissen, warum sie rot aufgeht. Die Felsen haben mich durchgelassen, denn ich habe versprochen zu fragen, ob sie sich noch lange schlagen müssen. Der Fluß ist vor mir auseinandergetreten, denn ich habe versprochen, in Erfahrung zu bringen, warum er keine Fische hat."

Der Fährmann bat ihn:

„Erkundige dich auch, ob ich noch lange hier den Fährkahn führen muß. Ich habe es nun schon satt."

„Ich werde fragen. Aber wie komme ich ans andere Ufer? Unterwegs habe ich mein Geld aufgebraucht. Ich habe nichts, womit ich Euch die Überfahrt bezahlen kann."

„Ich werde dich ohne Geld hinüberbringen. Vergiß nur nicht zu fragen."

„Nein, Großväterchen, ich vergesse es nicht."

Und der Alte fuhr den Jungen ans andere Ufer.

Der Junge ging und ging und ging weiter. Er kam zum dritten Fluß. Hier stand eine Mühle. In der Mühle arbeitete ein uralter Greis. Auf ihm saßen so viele Fliegen, daß der Alte gar nicht zu sehen war. Der Körper des Alten war schon mit Moos bewachsen, und das Mehl war auch schon vom Moos befallen. Der Fluß, an dem die Mühle stand, war gar nicht so groß und so breit. Der Junge konnte ihn schwimmend oder durch eine Furt überqueren. Aber er war sehr hungrig. So ging er zu der Mühle in der Hoffnung, Essen zu bekommen. Kaum stand er auf der Schwelle, fragte ihn der Müller:

„Wohin des Weges, junger Bursche? Du mußt aus einem fernen Lande sein, denn hierher kommt niemand. Wie bist du durch die Berge und über die Flüsse gekommen?"

„Soundso, ich will wissen, warum die Sonne rot aufgeht."

„Wenn das so ist, befrage die Sonne auch, wie lange ich in dieser Mühle noch mahlen soll!"

„Ich werde sie fragen. Nur gebt mir zu essen, denn ich bin sehr hungrig."

Der Müller hatte ausreichend Mehl und hielt sich Ziegen. Schnell kochte er Maisbrei und goß Milch in eine Schüssel. Der Junge aß sich satt und zog weiter.

Er ging und ging und ging über Berge und Felder und durch Wälder, durch so dichte Urwälder, daß man es gar nicht erzählen kann, denn es waren uralte Wälder.

Der Weg durch den Wald führte ihn auf einen hohen Berg.

Vom Berg aus erblickte er eine ferne Hütte. In der Hütte lebte eine alte Frau. Er kam zu ihr und begrüßte sie.

„Guten Tag, Mütterchen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit, Söhnchen! Wohin des Weges?"

„Soundso, der dumme Zar hat mir befohlen herauszubekommen, warum die Sonne rot aufgeht."

Es war eine Stunde nach Mittag. Die Alte sagte:

„Die Sonne wohnt hier. Wenn sie untergegangen ist, kommt sie, um sich die Nacht über auszuruhen. Du kannst mit ihr reden. Am Morgen ist die Sonne jung und stark. Hättest du sie am Morgen getroffen, hätte sie dich verbrannt. Am Abend hat die Sonne nicht mehr die Kraft, denn dann altert sie."

Die Frau machte Abendessen.

„Du bist gewiß hungrig. Setz dich und iß etwas."

Der Junge aß und ruhte sich aus. Gegen Abend kam die Sonne von ihrer großen Tagesreise nach Hause und trat durch eine Wolke in die Hütte. Hier merkte sie gleich, daß da ein Erdenmensch war, denn die Sonne zieht ja durch die ganze Welt. Sie kennt alle Nationen, alle Menschen, dazu noch die Vierbeiner und die Vögel.

„Hier riecht's nach einer Menschenseele."

Die Alte sagte:

„Wir haben einen weitgereisten Gast."

Der Junge stand vor der Sonne auf.

„In welcher Angelegenheit bist du gekommen?"

„Ich muß wissen, warum du frühmorgens rot aufgehst."

„Wenn ich von zu Hause komme, begebe ich mich nach Osten. Da versperren mir die Lindwürmer den Weg. Ich stehe mit ihnen auf Kriegsfuß. Aus dem Rachen der Lindwürmer züngelt Feuer. Damit machen sie mich ganz glühend. Deshalb bin ich frühmorgens rot. Es hat sich ein Mensch gefunden, der die Schöne Anna gefangen hat. Früher lebte sie auf dem Boden des Feuermeeres. Anna betete zum Allmächtigen, und deshalb hatten die Lindwürmer keine Macht, mit mir zu kämpfen. Solange die Schöne Anna im Meer lebte, solange sie betete, ging ich also nicht rot auf. Seitdem sie aber nicht mehr betet, gehe ich rot auf."

Der Bursche sagte der Sonne nicht, daß er es war, der die Schöne Anna gefangen hatte. Bei sich dachte er aber, daß er da eine schädliche und sehr böse Sache eingerührt hatte.

Der Bursche fragte weiter.

„Dort und dort habe ich einen alten Mann, einen sehr alten Müller, getroffen. Er ist des Mahlens schon überdrüssig. Wie lange bleibt er noch in der Mühle?"

„Dieser Müller hat einen gerechten und ehrlichen Menschen getötet. Deshalb wird er bestraft. Daher bleibt er bis zum Jüngsten Gericht in der Mühle."

„An einem Fluß habe ich einen alten Fährmann getroffen. Wie lange wird er über den Fluß setzen? Der Alte hat es schon satt."

„So lange, bis er das Ruder einem wie dir gibt. Sag ihm das aber erst, wenn er dich bereits ans andere Ufer gebracht hat, wenn du schon weit vom Wasser fort bist, denn sonst wird er dich töten."

„Dort und dort ist ein großer, breiter, tiefer Fluß mit klarem und gesundem Wasser. Aber Fische gibt es in dem Fluß nicht. Warum gibt es in dem klaren Wasser keine Fische?"

„Wenn du den Fluß überquert hast, schrei von weitem: ‚Du wirst dann Fische haben, wenn du einen wie mich zugrunde gerichtet hast!'"

„Aber warum schlagen sich dort und dort ununterbrochen zwei schreckliche Felsen? Nur um Mittag hören sie für eine Stunde auf. Wie lange werden sie sich noch schlagen?"

„Die Berge werden sich so lange schlagen, bis sie einen wie dich erschlagen haben. Aber gib ihnen diese Antwort erst dann, wenn du weit fort bist, denn sie werden wieder anfangen sich zu schlagen, und die Steine werden hoch und weit fliegen, und du könntest umkommen."

Der Bursche beendete sein Gespräch mit der Sonne. Die Nacht kam. Er übernachtete, und am Morgen machte er sich auf die Reise zum dummen Zaren. Er ging nicht so schnell, wie wir es erzählen, denn der Weg war weit.

Er ging und ging und ging. Er kam zur Mühle. Von weitem rief ihm der Müller entgegen:

„Hast du gefragt?"

„Ja."

„Was hat dir die Sonne gesagt?"

„Das sage ich dir, wenn du mir zu essen gibst, denn ich bin hungrig."

Der Müller kochte Maisbrei und besorgte Schafskäse. Der Bursche aß, trank sich satt an frischem Wasser und sagte:

„Du hast einen gerechten und ehrlichen Menschen umgebracht. Deshalb bist du dazu verurteilt, ewig zu mahlen."

Der Müller wurde traurig. Vor Trauer und Herzeleid ließ

er das ganze Wasser auf das Mühlrad. Das Wasser aber drehte das Rad so sehr, daß die Mühle fast aus den Fugen ging.

Der Junge bedankte sich für die Bewirtung, verabschiedete sich und zog weiter.

Er kam zu dem Fährmann, und dieser schrie schon von weitem:

„Hast du gefragt?"

„Ja."

„Was hat die Sonne gesagt?"

„Setz mich erst über."

Sie setzten sich in den Kahn und fuhren hinüber ans andere Ufer. Kaum waren sie angekommen, sprang der Bursche heraus und eilte weiter.

„Du hast vergessen, es mir zu sagen."

„Ich sage es dir, ich sage es. Nur muß ich mich erst an die Worte der Sonne erinnern. Ach ja, ich habe mich schon erinnert. Du wirst so lange den Kahn fahren, bis du das Ruder einem wie mir übergibst", antwortete er und nahm die Beine in die Hand. Der Fährmann aber stieß den Kahn ab, daß er ans Ufer flog, über die Erde dahinsauste und fast noch den Burschen einholte.

Der Bursche zog weiter, immer weiter. Auf einmal stand er vor dem großen Fluß. Kaum hatte der Fluß ihn gesehen, fragte er ihn gleich:

„Hast du gefragt?"

„Ja."

„Was hat die Sonne gesagt?"

„Das sage ich, wenn du mich ans andere Ufer läßt."

Das Wasser ging auseinander, und der Bursche ging über den Grund. Aber er blieb keinen Augenblick stehen, denn er wußte, daß er sich beeilen mußte. Der Fluß aber rief ärgerlich:

„Sag es! Warum schweigst du?"

„Ich sage es dir schon. Nur muß ich mich erst erinnern, was die Sonne geantwortet hat."

Als er schon weit fort war, wandte er sich um und sagte:

„Es wird so lange keine Fische in dir geben, bis du einen wie mich umbringst."

Als der Fluß das hörte, wirbelte er und gluckerte er und jagte er dem Burschen nach. Der aber nahm die Beine in die Hand und lief davon. Er kam nur mit Mühe davon: Das Wasser griff schon nach seinen Füßen.

Durch das Laufen war der Junge müde geworden. Er legte

sich ins Gras, um sich auszuruhen. Als er sich ausgeruht hatte, zog er weiter.

Er ging und ging, ging Tage und Nächte. Er blieb direkt vor den Felsen stehen. Die aber hatten ihn schon von weitem gesehen und schrien:

„Hast du gefragt?"

„Ja."

„Was hat die Sonne gesagt?"

„Das sage ich euch noch. Laßt mich erst durch. Inzwischen werde ich mich daran erinnern, was die Sonne gesagt hat, denn alles ist schon lange her, und ich habe es fast vergessen."

Die Felsen verstummten, der Junge lief zwischen ihnen hindurch, stolperte, fiel und stieß sich an dem Gestein. Als er endlich ganz, ganz weit fort war, rief er:

„Ihr werdet euch so lange schlagen, bis ihr einen wie mich umbringt."

Als die Berge das hörten, stürzten sie sich in einen schrecklichen Kampf. Das Gestein flog bis zum Himmel und nach allen Seiten auseinander. Auch dem Burschen rollten Felsbrocken nach. Aber er hatte Glück, sie töteten ihn nicht.

Der Bursche zog weiter. Er begab sich direkt zum Hof des dummen Zaren. Die Schöne Anna kam ihm entgegen.

„Hast du die Sonne gefunden? Hast du dich erkundigt, warum sie frühmorgens rot aufgeht?"

„Ich habe sie gefunden und mich erkundigt. Solange du auf dem Grunde des Feuermeeres lebtest und betetest, daß die Lindwürmer der Sonne frühmorgens nicht den Weg versperren, ging sie nicht rot auf. Aber seitdem du nicht mehr im Feuermeer bist, speien die Lindwürmer Feuer gegen die Sonne und kämpfen mit ihr. Deshalb geht sie rot auf."

„Siehst du, was du angerichtet hast? Ich habe dir doch gesagt, daß du mich zum dummen Zaren bringen, selbst aber bitteres Leid und Not erfahren wirst. Aber das ist erst der Anfang. Die schlimmsten Leiden kommen noch."

Und der Bursche mußte tatsächlich noch so manches durchmachen.

Der dumme Zar hatte nun keine Geduld mehr, und er schrie das schöne Mädchen an:

„Laß uns Hochzeit machen!"

„Warte noch ein wenig. Du denkst, man hätte mich nackt hierhergebracht, nur in der Kleidung, die du beschafft hattest? Die Leute nehmen an, ich hätte nichts. Aber am Boden des Feuermeeres habe ich großen Reichtum."

„Und wer holt das aus dem Meer?"

„Derjenige, der mich hergebracht hat."

Der dumme Zar erzürnte und ließ den „Diener" rufen.

„Die Schöne Anna hat auf dem Grunde des Feuermeeres einen großen Schatz. Du mußt ihn beschaffen. Beschaffst du ihn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

„Was für einen Schatz?"

„Sie weiß es!"

Der Bursche fragte:

„Was hast du für Reichtümer im Feuermeer?"

„Fünftausend Pferde mit goldenen Mähnen."

„Und wie holt man die aus dem Meer?"

„Das weiß ich nicht. Ich wußte doch auch nicht, daß du mich überlisten würdest."

Der Zar beschimpfte den „Diener".

„Überleg nicht lange, sondern mach dich auf den Weg! Es ist Zeit, Hochzeit zu machen. Ich kann nicht länger warten."

Was sollte er tun? Er mußte wieder durch die Welt ziehen. Der Bursche beschloß, wieder zu der Alten zu gehen.

Dieses Mal irrte er nicht so lange umher, denn er kannte den Weg. Aber er war nicht nur eine Nacht, nicht nur einen Tag und nicht nur eine Woche auf Wanderschaft. Schließlich kam er zu der Alten und grüßte höflich:

„Guten Abend, Mütterchen!"

„Wünsche dir gute Geschundheit, Schönschen! Bischt du wieder tschu mir gekommen?"

„Soundso, der dumme Zar hat befohlen, aus dem Feuermeer den Reichtum der Schönen Anna zu holen. Sie hat dort fünftausend Pferde mit goldenen Mähnen."

„Nun, Junge, dabei kann ich dir nicht helfen, denn dazu bin ich zu klein. Es gibt aber noch eine alte Frau im Neunten Staate am Kalten Felsen. Die könnte dir helfen, wenn sie wollte."

Die Alte zeigte dem Jungen den Weg zu dieser Alten, und sie verabschiedeten sich. Der Junge ging lange, irrte durch Wälder, Felder und über Berggipfel zu unzugänglichen Stellen. Schließlich kam er zum Kalten Felsen.

Er grüßte:

„Guten Abend, Mütterchen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit, Söhnchen! Wohin des Weges?"

„Soundso, der dumme Zar hat befohlen, aus dem Feuermeer

den Schatz der Schönen Anna zu holen. Wie soll ich das tun?"

„Ich werde dir einen Rat geben, Söhnchen. Ich bin schon alt und habe schon allerlei auf der Welt gesehen. Ich schenke dir mein Zauberpferd, und du gehorche ihm!"

Sie führte den Jungen zum Stall und zeigte ihm das Pferd.

„Dieses Pferd weiß, was geschehen soll. Gehorche ihm und handle so, wie es dir das sagen wird."

Der Junge dankte und sattelte das Pferd.

„Wohin soll ich dich tragen?"

„Zum Feuermeer, um den Hengst der Schönen Anna mit der goldenen Mähne zu holen."

„Erst mußt du den dummen Zaren bitten, mich beschlagen zu lassen. An meinen Hufen müssen ein Meter lange Haken sein, und jeder Huf muß hundert Kilogramm schwer sein. Du mußt mich mit Werg umwickeln und mich in eine dicke Büffelhaut einwickeln. Siebenmal mußt du mich mit der Haut umwickeln und sie dann zunähen. Wenn das getan sein wird, ziehen wir los."

Das Pferd trug den Jungen zum dummen Zaren. Der Zar ließ das Pferd beschlagen, mit Werg bedecken und in eine Büffelhaut einnähen.

Als alles fertig war, sagte das Zauberpferd:

„Sattle mich und setz dich auf mich. Ich bringe dich zum Feuermeer. Am Meere wirst du eine tiefe Grube graben, damit wir uns verstecken können."

Das Pferd flog wie ein Pfeil zum Ufer des Feuermeeres. Hier wurde eine tiefe und breite Grube gegraben. Das Pferd und der Junge versteckten sich so, daß keine Spur von ihnen zu sehen war.

Das Pferd setzte sich auf die Hinterbeine und wieherte, daß die Erde erzitterte. Da kam der Hengst mit der goldenen Mähne aus dem Feuermeer herausgeflogen. In fünf Minuten hatte der Hengst die ganze Welt umflogen. Und er war schneller geflogen als Juri Gagarin in seiner Rakete! Aber der Hengst erblickte niemanden und stürzte sich wieder ins Meer.

Das Zauberpferd sprang zum zweiten Mal aus der Grube. Es wieherte, daß die Erde erzitterte.

Der Hengst mit der goldenen Mähne kam aus dem Meer herausgeflogen und umflog in fünf Minuten zweimal die Erde. Seinen Feind erblickte er nicht. Deshalb stürzte er sich wieder ins Meer.

Das Zauberpferd ließ den Hengst mit der goldenen Mähne

nicht zur Ruhe kommen und wieherte zum dritten Mal. Zum dritten Male kam der Hengst mit der goldenen Mähne aus dem Feuermeer herausgeflogen. In fünf Minuten umflog er dreimal die ganze Welt. Und wiederum bemerkte er nicht, wer ihn gerufen hatte. Ermüdet kehrte er in das Wasser zurück.

Das Zauberpferd gab ihm keine Sekunde Ruhe, und es wieherte nochmals so, daß die Erde erzitterte. Jetzt versteckte sich das Pferd nicht mehr, sondern erwartete den Hengst mit der goldenen Mähne. Der kam aus dem Meer herausgeflogen, erblickte seinen Rivalen und stürzte sich wie der Donner auf ihn. Sie begannen sich zu schlagen. Der Hengst war nicht beschlagen. Er schlug mit den Hinterhufen auf die dicke Büffelhaut, riß sie in Stücke, und die Fetzen flogen nur so. Aber das Zauberpferd mit den eisernen Haken und den eisernen Hufeisen zerriß den herrlichen Körper des Hengstes so, daß ganze Stücke herumflogen.

Sie schlugen sich so lange, bis die sieben Büffelhäute zerrissen waren. An dem Hengst mit der goldenen Mähne war keine gesunde Stelle mehr. Er war erschöpft, hörte auf, mit den Hufen zu schlagen, und sagte:

„Ich ergebe mich."

„Wiehere, damit alle deine Stuten mit den goldenen Mähnen aus dem Feuermeer herauskommen!"

Der Hengst wieherte. Da kamen herrliche Stuten mit goldenen Mähnen aus dem Meer herausgeflogen, ein ganzes Feld bevölkerten sie, und sie glänzten in der Sonne.

Das Zauberpferd rief den Jungen. Der Junge sprang in den Sattel und flog zum dummen Zaren. Der Hengst und die Pferde mit den goldenen Mähnen folgten ihnen. So viele Pferde kamen zum Zarenhof geflogen, daß sie eine ganze Straße füllten. Rings um den Palast fanden sie alle gar keinen Platz. Das war ein prächtiges Schauspiel!

Der dumme Zar freute sich und flehte die Schöne Anna an:

„Nun laß uns doch Hochzeit machen!"

„Warte! Noch ist nicht mein ganzes Hab und Gut hier. Im Meer sind noch Bullen mit goldenen Hörnern und Kühe mit goldenen Hörnern. Die müssen auch hergebracht werden."

„Und wer bringt sie her?"

„Es bringt sie der her, der die Pferde mit den goldenen Mähnen gebracht hat und der mich hergebracht hat."

Der Zar war sehr ärgerlich. Aber er rief wiederum seinen „Diener".

„Du mußt aus dem Feuermeer die Kühe und Bullen mit den

goldenen Hörnern herbeijagen. Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Das Zauberpferd wurde wieder mit Werg eingewickelt. Wieder wurde es in Häute eingenäht, wieder sattelte es der Junge, wieder flog es zum Feuermeer.

Das Zauberpferd stellte sich ans Ufer und wieherte, daß die Erde erzitterte. Da kam ein großer Bulle mit goldenen Hörnern aus dem Meer herausgeflogen. Sie begannen sich zu schlagen. Der gehörnte Bulle zerriß die Büffelhaut und warf die Fetzen nach allen Seiten. Das Pferd zerriß mit seinen eisernen Haken und Hufeisen den herrlichen Körper des Bullen mit den goldenen Hörnern, so daß überall Fleischstücke herumflogen. Bald war der Bulle müde und ergab sich.

„Ich ergebe mich dir."

„Ruf deine Herde!"

Der Bulle brüllte, daß das Laub von den Bäumen fiel. Da strömten die Kühe mit den goldenen Hörnern und die Kälber mit den goldenen Hörnern aus dem Meer zusammen und bevölkerten ein ganzes Feld.

Der Junge setzte sich auf das Pferd, und sie flogen zum dummen Zaren. Dem Jungen und dem Pferd aber folgte die Herde mit den goldenen Hörnern. Die Tiere fanden keinen Platz auf dem Zarenhof und in den Ställen des Zaren, und sie füllten auch noch die ganze Straße.

Der dumme Zar freute sich und flehte die Schöne Anna an: „Laß uns doch Hochzeit machen!"

„Noch ist nicht mein ganzes Hab und Gut hier. Im Feuermeer sind noch meine Schafe und Hammel mit goldenen Vliesen. Sie müssen auch hergebracht werden."

„Wer soll sie denn herbringen?"

„Derjenige, der mich hergebracht hat, der meine Pferde mit den goldenen Mähnen und die Kühe mit den goldenen Hörnern herbeigetrieben hat."

Da ärgerte sich der Zar und knirschte mit den Zähnen. Aber er rief seinen „Diener".

„Du mußt aus dem Feuermeer die Schafe und Hammel mit den goldenen Vliesen holen, die der Schönen Anna gehören. Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Der Junge sattelte sein treues Zauberpferd. Sie flogen zum Feuermeer. Das Zauberpferd wieherte, daß die Erde erzitterte. Im gleichen Augenblick kam ein Hammel mit zehn goldenen Hörnern aus dem Meer herausgesprungen. Sie begannen sich zu schlagen, aber der Hammel erschlaffte schnell und sagte:

„Ich ergebe mich."

„Ruf deine Herde!"

Der Hammel brüllte laut. Da strömten Schafe und Hammel mit goldenen Vliesen aus dem Meer zusammen. Es waren so viele, daß die Tiere alle Ställe, alle Höfe, Straßen und Felder ausfüllten, als sie zum dummen Zaren gebracht wurden.

Der Zar freute sich über das herrliche Vieh, aber ihn kümmerte immer nur das eine:

„Laß uns doch endlich Hochzeit machen!"

„Warte noch ein wenig! Weißt du denn, wieviel Milch die Tiere geben? Sie müssen gemolken werden. Aber das muß so gemacht werden, daß Stuten, Kühe und Schafe zur gleichen Zeit gemolken werden."

„Und wer kann das tun?"

„Derjenige, der mich hergebracht hat, der die Pferde mit den goldenen Mähnen, die Kühe mit den goldenen Hörnern, die Schafe und Hammel mit den goldenen Vliesen hergebracht hat."

Der dumme Zar ließ den „Diener" rufen.

„Du mußt zu gleicher Zeit die Stuten, die Kühe und die Schafe melken. Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

„Ratet mir, wie ich das tun soll!"

„Geht mich nichts an!"

Der Junge wurde traurig und ging betrübt zu seinem Pferd.

„Warum bist du traurig?"

„Der dumme Zar hat befohlen, alle Stuten, Kühe und Schafe zu melken."

„Sei nicht traurig! Laß dir vom Zaren ein riesiges Faß geben."

Das riesige Faß wurde herbeigerollt.

„Ich gehe unter das Vieh", sagte das Pferd, „und werde es so einrichten, daß die Kühe, Stuten und Schafe böse werden und keinen Menschen an sich heranlassen."

Das Pferd ging unter das Vieh und flüsterte ihm etwas zu. Die Tiere aber traten an das Faß heran und ließen dort selbst ihre Milch hinein. Das Faß wurde voll bis an den Rand.

Der Zar freute sich, daß so viel Milch gemolken war. Die konnte er zur Hochzeit gerade gut gebrauchen.

„Jetzt können wir aber Hochzeit machen!"

„Oh, noch nicht. Derjenige, der mich hergebracht hat, muß sich erst noch in dieser Milch baden."

Die Milch aber kochte so, als stünde sie auf einem Feuer.

Der dumme Zar ließ den „Diener" rufen.

„Da du die Schöne Anna gebracht, die Pferde mit den goldenen Mähnen, die Kühe mit den goldenen Hörnern, die Schafe und Hammel mit den goldenen Vliesen hergetrieben und sie gemolken hast, mußt du dich jetzt in ihrer Milch baden."

„Wie soll ich denn in heißer Milch baden?"

„Geht mich nichts an. Badest du dich nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Der Junge war traurig und ging in den Stall, um sich mit seinem Pferd zu beraten.

„Warum bist du traurig?"

„Wie sollte ich nicht traurig sein, wenn der Zar befohlen hat, ich soll mich in kochender Milch baden?"

„Sei nicht traurig. Ich stelle mich an die Milch und atme die ganze Hitze ein. Du aber spring tapfer in die Milch!"

So geschah es auch. Als der dumme Zar und die Schöne Anna kamen, um zuzuschauen, wie sich der „Diener" in der heißen Milch baden würde, trat das Zauberpferd an die Milch heran und zog die Hitze in sich ein. Der Junge sprang in die Milch, badete sich und kam so hübsch heraus, daß es keinen schöneren auf der Welt gab.

Da wurde der dumme Zar neidisch.

„Siehst du", sagte die Schöne Anna zu ihrem Bräutigam, „dein ‚Diener' hat in der Milch gebadet und ist ein hübscher Bursche geworden. Ich will, daß du auch so einer wirst."

Der dumme Zar zog sich augenblicklich aus und trat an die Milch heran. Das Zauberpferd aber ging beiseite, und die Milch begann wieder zu kochen.

Der Zar sprang in das Faß und zerkochte. Nur seine Knochen schwammen noch an der Oberfläche.

Die Schöne Anna aber sagte:

„Jetzt bist du frei! Ich bin dein, und du bist mein. Jetzt werden wir heiraten!"

Sie schickten ein Telegramm an seinen Vater, schickten Telegramme an alle Verwandten, damit sie zur Hochzeit kamen. Sie luden viele Gäste ein, das ganze Volk. Sie luden auch mich ein, Mychajlo Mychajlowytsch Halycja aus dem Dorfe Dulowo im Gebiet Tjatschew. Die Köchinnen bereiteten so viele Speisen, daß die Tische krachten und sich bogen. Bier, Wein und Branntwein flossen in Strömen.

Die Gäste aßen, tranken, sangen und waren fröhlich. Und als sie betrunken waren, begannen sie sich zu streiten und zu schlagen. Ich erschrak und lief schnell fort aus dem Palast.

Aber der Zarenhof war mit hohen Mauern umgeben, und es war nicht möglich, die Mauern zu überspringen. Da lief ich zum Tor, aber am Tor waren Wachen. Ich gewahrte einen Haufen Werg und versteckte mich darin. Ich saß dort und dachte: Hier findet dich niemand. Ich wärmte mich und schlief ein. Inzwischen ging die Hochzeit zu Ende, und zu Ehren des jungen Paares wurde Salut aus Kanonen geschossen. Zu der Zeit aber wurden Kanonen mit Werg geladen. Die Soldaten ergriffen den ganzen Haufen zusammen mit mir, luden die Kanone und schossen.

Da wachte ich auf, als ich über die Berge, über die Meere, über die Wälder flog. Ich flog wie Juri Gagarin.

Ich landete zu Hause in meinem Heimatdorf Dulowo, wo ich bis heute wohne.

61

DER ZAR DES WILDEN WALDES

Es war einmal oder auch nicht, da lebte ein reicher Graf. Er hatte nicht wenige Besitztümer, vor allem aber Wälder, so viele, daß er weder ihren Anfang noch ihr Ende kannte.

Die Wälder des Grafen wurden von Forsthütern bewacht. Einmal kam ein Forsthüter bei seinem Rundgang auf eine Waldwiese und setzte sich, um sich auszuruhen. Auf einmal sah er einen Wilden Mann aus dem Gestrüpp hervorbrechen. Kaum hatte der den Forsthüter bemerkt, erschrak er und war im Nu verschwunden. Der Forsthüter wollte gern wissen, was das für ein Wilder Mann war. Als er vom Grafen seinen Lohn erhielt, sagte er zu ihm:

„Dort und dort habe ich den Wilden Mann gesehen. Ich habe mich auf einer Waldwiese ausgeruht, und er kam aus dem Gestrüpp hervor. Kaum hatte er mich bemerkt, war er schon wieder verschwunden."

Die Augen des Grafen flackerten, als er das hörte.

„Du mußt den Wilden Mann fangen! Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Der Forsthüter war traurig und grämte sich.

„Gnädiger Herr, wie soll ich denn den Wilden Mann fangen, wenn er läuft wie ein Hirsch? Kaum hebe ich die Hand, ist er schon nicht mehr da."

„Das will ich nicht wissen. Du mußt den Wilden Mann fangen und Schluß! Wenn nicht, stirbst du eines bösen Todes."

Niedergeschlagen kam der Forsthüter nach Hause. Er be-

reute sogar, daß er es dem Grafen gesagt hatte. Er machte sich Vorwürfe.

„Warum habe ich das von dem Wilden Mann erwähnt?"

Zu Hause erzählte der Forsthüter alles seiner Frau. Da fing sie an zu weinen und rang die Hände vor Leid.

„Was tun? Was tun?" sprach sie unter Tränen.

Nach zwei Tagen ging der Forsthüter zum Grafen und bat, ihn ziehen zu lassen.

„Gnädiger Herr! Ihr habt mir viel Mühe bereitet und mir eine schwierige Aufgabe gestellt. Ich muß jetzt durch die Welt ziehen, um von weisen Leuten Rat zu holen. Ihr wißt, ich lebe von der Arbeit in Eurem Walde. Ich habe Frau und Kinder. Wer wird sie ernähren, wenn ich durch die Welt ziehe? Ich bitte Euch, laßt meine Familie nicht verhungern, solange ich nicht zu Hause bin."

Der Graf gab sein Einverständnis.

„Du kannst ruhig ziehen. Ich werde deine Kinder und deine Frau nicht vergessen. Wenn du mir den Wilden Mann bringst, gebe ich dir eine große Belohnung."

Der Forsthüter beruhigte sich und sagte zu seiner Frau: „Der Graf hat versprochen, meiner Familie Geld zu zahlen, bis ich zurück bin. Bereite mir Wegzehrung, denn ich gehe weit fort!"

Die Frau machte ihm Essen, und der Forsthüter begab sich auf die Reise. Er ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Staat zu Staat und suchte einen Ratgeber, der ihm weiterhelfen und ihm sagen würde, wie man den Wilden Mann fangen könnte. Einmal geriet der Forsthüter in einen dichten Wald und irrte den ganzen Tag in unwegsamem Gelände umher. Hier im Walde überraschte ihn die Nacht. Was tun? Wo übernachten? dachte er.

Er stieg auf einen hohen Baum und sah sich nach allen Seiten um. Auf einmal sah er eine Rauchfahne. Er freute sich und sagte:

„Da ist Rauch, dorthin gehe ich. Wo Rauch ist, muß auch jemand sein. Wenn ich wenigstens übernachten könnte! Vielleicht bekomme ich sogar etwas zu essen!"

Er stieg von dem Baum auf die Erde und eilte zu der Stelle, wo es rauchte. Zwischen den Bäumen fand er eine kleine Hütte. Er öffnete die Tür und verneigte sich artig vor einer alten Frau. Die Frau aber war so alt, daß ihr Kopf schon auf die Knie fiel.

„Guten Abend, Mütterchen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit, Söhnchen! Eine große Sache hat dich hierhergeführt, denn diese Stelle ist unwegsam, hier kommen keine Menschen her."

„Es ist keine kleine Sache, Mütterchen. Ich bin Forsthüter, diene bei einem Grafen. Einmal habe ich im Wald auf einer Waldwiese den Wilden Mann gesehen. Aber kaum hatte er mich bemerkt, war er im Nu verschwunden. Am anderen Tage habe ich dem Grafen von ihm erzählt. Der Graf hat sich sehr für diesen Mann interessiert und mir befohlen, ihn um jeden Preis zu fangen. Wenn ich ihn nicht fange, erwartet mich ein schrecklicher Tod. Deshalb bin ich in die Welt gezogen, um irgendwo Hilfe zu finden. Ich bitte Euch sehr, liebes Mütterchen, helft mir, wenn Ihr könnt. Ihr lebt schon lange auf der Erde und kennt den Wald gut. Vielleicht habt Ihr schon einmal den Wilden Mann gesehen?"

Die Alte hatte Mitleid mit dem Forsthüter.

„Du bist in großer Not, Söhnchen. Hier muß etwas getan werden. Aber erst setz dich an den Tisch und iß Abendbrot! Du bist sicherlich hungrig."

Die Alte brachte Speisen auf den Tisch, der Forsthüter aß Abendbrot, und nach dem Abendbrot sagte die Alte zu ihm:

„Ich werde dir helfen, Söhnchen. Sowie du in dein Land zurückkehrst, erbitte vom Grafen einen schönen Tisch, eine schöne Tischdecke, allerlei Speisen und allerlei Getränke, Wodka, Wein und Bier. Das alles lege auf einen Wagen und bringe es in den Wald zu der Waldwiese, wo du den Wilden Mann gesehen hast. Den Tisch stelle auf das Gras und bedecke ihn mit dem Tischtuch, das bis zur Erde reichen muß. Auf den Tisch stelle Speisen und Getränke. Vergiß aber nicht, auch einen derben Strick mitzunehmen, denn wenn der Wilde Mann gegessen und getrunken hat und schlafen wird, wirst du ihn binden und zum Grafen bringen."

Der Forsthüter hörte sich den Rat aufmerksam an. Er blieb eine Nacht dort, am Morgen stand er auf, dankte der Alten für die Gastfreundschaft und begab sich nach Hause.

Dort angekommen, ging er sofort zum Grafen.

„Soundso, gnädiger Herr, ich werde Euch den Wilden Mann bringen, wenn Ihr mir einen schönen Tisch, eine Tischdecke, Speisen und allerlei Getränke bereitstellt. Gebt mir auch einen festen Strick. Außerdem brauche ich einen Wagen, damit ich das alles in den Wald bringen kann."

„Das sind Kleinigkeiten. Ich gebe dir alles, worum du mich bittest."

Der Graf ließ alles besorgen, was der Forsthüter erbeten hatte. Der Forsthüter legte es auf den Wagen und fuhr mit den Pferden zur Waldwiese. Er fand eine geeignete Stelle, um den Tisch aufzustellen. Er bedeckte den Tisch mit dem Tischtuch und legte Speisen und Getränke darauf. Das Pferd mit dem Wagen führte er ins Gebüsch, kehrte zurück, kroch unter den Tisch und schaute durch die Tischdecke.

Es dauerte eine Weile, aber schließlich kam der Wilde Mann. Kaum hatte er den Tisch erblickt, lief er davon. Aber der Forsthüter blieb geduldig unter dem Tisch sitzen und wartete. Nach einiger Zeit erschien der Wilde Mann wieder. Er schlich sich nach und nach an den Tisch heran. Dann erschrak er plötzlich wieder und lief davon. Mehrmals kam er so aus dem Walde, ging an den Tisch heran und lief wieder fort.

Aber dann faßte er doch Mut und trat an die Speisen und Getränke heran. So etwas hatte er noch nie gesehen. Ängstlich nahm er sich etwas und begann es zu essen. Und das schmeckte! Er kostete auch von den anderen Speisen. Auch die schmeckten ihm. Dann machte er sich an die Flasche mit dem Wein, und der Wein war auch nach seinem Geschmack. Er trank einmal, trank ein zweites Mal. Er vergaß auch nicht die Flasche mit dem Wodka und kostete von ihm ebenfalls.

Die Getränke stiegen dem Wilden Mann in den Kopf. Er wurde fröhlich, faßte Mut und wollte noch mehr trinken. So trank er einige Gläser, bis er vollends betrunken war. Dann begann er zu singen. Er sang und sang und trank immer weiter. Jetzt hatte er vor keinem mehr Angst, und er schämte sich vor niemandem mehr, obwohl er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Er versuchte umherzuspringen, als ob Musikanten spielten. Er stolperte, ließ aber die Flasche nicht aus den Händen. Er trank so lange, bis er niederstürzte und fest einschlief. Der Forsthüter kam unter dem Tisch hervorgekrochen und band den Wilden Mann mit dem Strick. Der spürte nichts, auch dann nicht, als der Forsthüter ihn auf den Wagen legte und zum Grafen brachte.

Als der Wilde Mann erwachte, begann er sich hin und her zu wälzen und versuchte freizukommen. Aber vergeblich. Er schaffte es nicht, denn seine Arme und Beine waren gefesselt.

Der Graf ließ für den Wilden Mann eine kleine Hütte herrichten. An den Wänden ließ er Spiegel aufstellen, damit der Wilde Mann sich sah. Nun quälte er sich, der Ärmste, wälzte sich hin und her, der arme Kerl, denn er sah sich in jedem

Spiegel. Lange, sehr lange konnte er sich nicht an die Stube mit den vielen Spiegeln gewöhnen.

Der Graf beabsichtigte, das gefangene Wunder nicht nur den Herren seines Staates zu zeigen, sondern auch denen des Nachbarstaates. Er schrieb an alle:

„Soundso, er habe so ein ‚Tier', wie es noch nie jemand irgendwo gesehen hätte."

Und der Graf lud feine Herrschaften zu Gast. Da versammelten sich Könige und Minister, und Generäle kamen herbeigefahren, denn wer wollte nicht das Wunder sehen? Der Graf bewirtete die Gäste so reichlich, wie es sonst nur bei Zaren der Brauch ist. Sie sangen, tranken, waren fröhlich, und die Musik spielte.

Der Grafensohn aber, ein dreijähriger kleiner Junge, war krank und weinte zum Herzerbarmen. Nichts konnte ihn erfreuen und zum Lachen bringen. Sein Vater, seine Mutter und auch die Diener hatten ihre liebe Not mit ihm. Die Gräfin trug bei sich am Gürtel viele Schlüssel von den Zimmern, Stuben und Kammern. Um das kranke Kind zu beruhigen, nahm sie die Schlüssel und begann mit ihnen zu klingeln. Der Junge staunte und hörte auf zu weinen. Da freute sich die Mutter und gab ihrem Sohn die Schlüssel.

„Gott sei Dank, daß er aufgehört hat zu weinen. Mag er mit den Schlüsseln spielen", sagte sie.

Die Gräfin ließ den Jungen allein und ging zu den Gästen.

Der Junge kroch aus dem Bett und stahl sich unbemerkt aus dem Zimmer. Auf dem Hof stellte er sich vor die Hütte, in der der Wilde Mann wohnte, und begann die Schlüssel an den Türen auszuprobieren. Ein Schlüssel paßte unglücklicherweise, der Junge steckte ihn in das Schlüsselloch, drehte ihn um, und die Tür ging auf. Der Wilde Mann sprang über das Kind hinweg auf den Hof und lief so schnell fort, daß hinter ihm nur noch ein Wirbelsturm brauste. Der Junge erschrak, lief in sein Zimmer, legte sich in sein Bett und warf die Schlüssel auf den Boden.

Die Herrschaften aßen und tranken, waren fröhlich, und dann erhoben sie sich von den Tischen, denn es war nun Zeit, sich das Wunder zu besehen.

Alle zusammen begaben sie sich zu dem Häuschen, wo der Wilde Mann war.

Würdevoll öffnete der Graf die Tür. Er schaute nach, doch niemand war im Zimmer. Er schämte sich und wurde böse,

denn manche von den Herrschaften lachten über ihn, andere schwiegen, und die dritten sagten ihm ins Gesicht:

„Du wolltest uns wohl für dumm verkaufen!"

Unter den Gästen kam ein unerfreuliches Gerede auf, ein Raunen ging durch die Menge, und man hörte auch schon Spötteleien über den Grafen.

Der Graf fragte:

„Wer hat den Wilden herausgelassen?"

Die Frau des Grafen war ehrlich und gab zu, daß sie dem Jungen die Schlüssel zum Spielen gegeben hatte.

Der Junge wurde gefragt.

„Hast du die Tür geöffnet?"

„Ja."

„Und was hast du hinter der Tür gesehen?"

„Ein großer Mann ist über meine Schultern gesprungen und davongelaufen."

Die Herrschaften begannen, über den Jungen Gericht zu halten.

Die einen sagten:

„Er muß hingerichtet werden."

„Wie soll man denn ein Kind hinrichten?" protestierten die anderen.

„Aber was soll man mit ihm machen?"

Ein alter Herr gab folgenden Rat:

„Ein Kind zum Tode verurteilen kann man nicht. Wenn ihr ihn bestrafen wollt, schickt ihn in die Welt, so daß er nie wieder nach Hause zurückkehrt. Aber laßt noch einen Diener mit ihm gehen. Gebt ihm auch einen Brief mit, damit der Junge bei fremden Banken soviel Geld abheben kann, wie er braucht."

Der Graf hörte auf den Rat. Er gab dem Sohn einen Krieger mit und rüstete ihn für die Reise aus, gab ihm zu essen, zu trinken und Geld. So begab sich der Junge mit seinem Gefährten in die Welt.

Sie gingen, wohin die Augen sie führten, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Auf ihren Irrfahrten kamen sie in eine Hauptstadt, in der ein Zar wohnte. Der Krieger hatte es satt, durch die Welt zu ziehen. Er bat den Zaren:

„Nehmt mich in Euren Dienst!"

„Gut, ich nehme dich, denn ich brauche einen Diener. Gerade gestern ist mein Gärtner fortgelaufen. Wenn du dich in der Sache auskennst, kannst du seinen Platz einnehmen."

„Ich kenne mich darin aus und werde gern im Garten

arbeiten, aber ich bin nicht allein. Ich habe noch einen kleinen Jungen bei mir."

„Er kann auch bleiben."

Der Zar hatte eine Tochter, die war ebenso alt wie der Junge. Sollen sie beide miteinander spielen, dachte der Zar, dann haben sie mehr Spaß.

Der Junge wurde neu eingekleidet, denn unterwegs hatte er sich die Sachen zerrissen. Die Kinder spielten miteinander, liefen auf dem Hof und im Garten herum.

Der Krieger tat seine Arbeit und beachtete die Kinder zuerst nicht. Dann aber wurde er auf den Jungen neidisch. Ihn liebte nicht nur die Tochter des Zaren, sondern auch ihre Eltern liebten ihn. Der Krieger wurde böse, schwieg aber und begann den Jungen zu hassen.

Die Jahre vergingen, die Kinder wurden größer, und die Zeit kam, sie in die Schule zu schicken. Sie wurden eingeschult. Die Kinder gingen gern in die Schule und lernten gut.

Der Zar und die Zarin hatten den Jungen so lieb gewonnen, daß sie ihn an Kindes Statt annahmen. Sie behandelten den Jungen wie ihr eigenes Kind. Der Krieger aber wurde immer neidischer. Er ärgerte sich und überlegte die ganze Zeit, wie er den Jungen aus der Welt schaffen könnte. Da kam er auf folgenden Gedanken: Ich werde dem Zaren sagen, der Junge weiß von einer Ente mit goldenen Flügeln, die goldene Eier legt und Entenküken mit goldenen Flügeln ausbrüten kann.

Als der Zar einmal im Garten spazierenging und den Krieger wegen der Ordnung dort lobte, sagte der:

„Allergnädigster Zar, Euer Garten wäre noch schöner, wenn in ihm Enten mit goldenen Flügeln herumfliegen und ihre Nester bauen würden."

„Woher soll man die nehmen?"

„Ich weiß das nicht. Aber unser kleiner Iwanko weiß es."

Der Zar staunte und ließ den Jungen rufen.

„Iwanko, ich habe gehört, du weißt von Enten mit goldenen Flügeln, die goldene Eier legen."

„Das weiß ich nicht."

„Du weißt es und willst es nur nicht sagen", meinte der Krieger. „Du hast dich doch vor mir damit gebrüstet."

Der Zar wollte sehr gern einen solchen Zaubervogel haben. Deshalb glaubte er dem Gärtner und schrie den Jungen ärgerlich an:

„Du weißt es, und du mußt mir die Ente mit den goldenen Flügeln beschaffen. Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Was sollte er nun tun? Am Befehl des Zaren war nichts zu ändern. Die Zarin und ihre Tochter hatten Mitleid mit dem Jungen, aber sie mußten ihn in die Welt ziehen lassen.

Iwanko ging über Berge, durch Wälder und Felder, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Er gelangte ins Hochland. Hier gab es keine Wege. Er verlief sich und irrte weinend durch das Gestrüpp. Er war hungrig. Wenn er Erdbeeren oder Himbeeren sah, pflückte er sie und aß sie, um nicht Hungers zu sterben. Einmal setzte er sich unter einen Baum, um auszuruhen. Da trat ein Mann an ihn heran.

„Warum bist du so traurig, mein Junge?"

„Und was ist, wenn ich es Euch sage? Ihr könnt mir ja doch nicht helfen."

„Und wenn ich dir helfen kann?"

„Soundso, der Zar hat mir befohlen, eine Ente mit goldenen Flügeln zu bringen. Ich aber habe noch nie von ihr gehört."

„Komm mit. Das ist eine kleine Sache. Ich werde dir helfen."

Der Mann nahm den Jungen an der Hand, führte ihn mit sich und sagte:

„Ich werde die Ente mit den goldenen Flügeln, die goldene Eier legt, für dich finden."

Der Mann brachte den Jungen zu seiner Hütte, die im dichten Walde stand, und übergab ihn seinen drei Töchtern.

„Gebt dem Jungen etwas zu essen, denn er ist hungrig. Bis ich zurückkomme, bringt ihm ein Lied bei. Aber so eines, daß alle mitsingen müssen, die ihn hören."

„Gut, Väterchen, das machen wir."

Der Mann begab sich zum Wilden Meer, wo allerlei Getier war. Rings um das Meer wuchs hohes, ganz hohes Gras und Schilf. Im Schilf aber waren alle Vögel, die man sich nur vorstellen kann.

Der Mann kam zum Wilden Meer, zog sich aus und sprang ins Wasser. Er jagte nach Enten. Die Enten tauchten bis zum Grunde, und er folgte ihnen. Lange tauchte er, bis er die goldene Ente gewahrte. Er folgte ihr, sie aber schwamm geschwind wie ein Pfeil. Der Mann jedoch schwamm noch schneller. Er holte sie ein und fing sie. Er brachte die Ente nach Hause.

Inzwischen hatten die Mädchen dem Jungen das Zauberlied beigebracht und ihm einen goldenen Spinnrocken mit einer goldenen Spindel geschenkt. Kaum war ihr Vater mit der goldenen Ente zurück, fragte er sie gleich:

„Habt ihr dem Jungen das Lied beigebracht?"

„Ja."

Der Mann setzte die Ente in einen Käfig, verschloß ihn und gab ihn dem Jungen.

„Hier hast du die Ente mit den goldenen Flügeln. Mach den Käfig nicht auf, denn sonst fliegt sie davon. Sie zum zweiten Mal zu fangen wird nicht leicht sein."

Der Junge versprach, den Käfig nicht zu öffnen.

„Komm mit, ich zeige dir den Weg. Das Lied, das dir meine Töchter beigebracht haben, mußt du unterwegs unaufhörlich singen. Sowie du aufhörst, bist du verloren. Singe auf dem ganzen Wege, und wenn du zum Zaren kommst, singe noch drei Tage, damit der Zar begreift, was für eine schwere Aufgabe er dir kleinem Jungen gegeben hat!"

Iwanko verabschiedete sich von dem Mann und seinen Töchtern und machte sich auf den Weg. Der Wald, durch den er ging, hieß der Wilde Wald, denn in ihm waren sehr viele verschiedene wilde Tiere. Der Mann aber, den der Forsthüter auf der Waldwiese gefangen und zum Grafen gebracht hatte, war der Zar dieses Wilden Waldes und der wilden Tiere. Der Junge hatte den Zaren des Wilden Waldes einstmals in die Freiheit gelassen, und jetzt mußte er sich deshalb quälen.

Der Junge ging also singend durch den Wald, und die Tiere, die das Lied hörten, sangen mit. Sie mußten singen, und so konnten sie dem Jungen nicht nachlaufen und ihn fressen.

Lange zog der Junge durch den Wald, lange sang er, und es sangen alle Tiere, die er traf.

Der Junge kam aus dem Wald heraus und ging durch die Felder. Auf den Feldern arbeiteten Leute. Sie mähten, gruben, schnitten Getreide und trockneten Heu, sie arbeiteten und sangen, denn sie mußten singen. Auf dem Weideplatz weideten Schafe, Hammel, Kühe und andere Tiere. Als die Tiere den Jungen sahen, sangen sie. Auch die Hirten sangen.

Der Junge ging durch Dörfer, ging durch Städte, und durch welches Dorf er kam, durch welche Straße in der Stadt er ging, alles ringsum sang.

Der Junge kam singend zum Zaren zurück. Der Zar, die Zarin, ihre Tochter, ihre Diener hörten den Jungen und begannen zu singen. Der Rundfunk meldete, daß die ganze Stadt singt. Sie sangen so lange, bis sie halbtot zu Boden fielen.

Am dritten Tag, als der Junge aufgehört hatte zu singen, verstummte alles. Da übergab Iwanko die Ente mit den goldenen Flügeln.

„Hier habt Ihr die Ente mit den goldenen Flügeln. Sie wird Euch goldene Eier legen und goldene Entenküken zur Welt bringen."

Der Zar war vom Singen fast stumm geworden. Er konnte kein Wort sagen. In seiner Kehle drückte ihn etwas und ließ keinen Laut heraus.

Eine Woche verging, bis der Zar wieder zu sich kam und mit dem Jungen sprechen konnte. Er freute sich über Iwanko und konnte ihn nicht genug loben wegen der Ente mit den goldenen Flügeln, die ihm sehr gefiel, denn etwas Ähnliches hatte er noch nie gesehen.

Nun ging Iwanko mit der Zarentochter wieder zur Schule. Die Kinder lernten gut in der Schule, und zu Hause spielten sie einträchtig miteinander. Einmal spielte Iwanko mit dem goldenen Spinnrocken und der goldenen Spindel. Das Mädchen sah das und bat ihn sehr:

„Iwanko, gib mir das Spielzeug! Du bist doch ein Junge, und ich bin ein Mädchen. Spinnen ist etwas für mich."

„Ich gebe dir den Spinnrocken nicht."

Das Mädchen bat ihn wieder.

„Gut, ich gebe ihn dir, wenn du mir deine nackten Füße bis zum Knie zeigst."

Das Mädchen zog die Pantoffeln aus, hob den Rock und zeigte ihm die Knie.

Der Junge schenkte dem Mädchen den goldenen Spinnrocken und die goldene Spindel. Das Mädchen freute sich, betrachtete sie, und schließlich zeigte sie sie ihrem Vater und ihrer Mutter. Der Zar wunderte sich und fragte Iwanko:

„Woher hast du so wunderliche Dinge?"

„Die habe ich unterwegs gefunden."

Die Wahrheit konnte Iwanko nicht sagen, denn die Töchter des Wilden Zaren hatten ihn gebeten zu schweigen.

Der Zar und die Zarin gewannen den Jungen sehr lieb. Der Krieger aber war so wütend, daß er mit den Zähnen knirschte und die ganze Zeit dachte: Den muß ich umbringen!

An einem Abend traf der Gärtner den Zaren und sagte zu ihm:

„Allergnädigster Zar! Iwanko hat Euch die Ente mit den goldenen Flügeln gebracht. Da hätte er Euch auch die Gans mit den goldenen Flügeln mitbringen können. Die Gans aber hätte goldene Eier gelegt und goldene Gänsekinder bekommen."

Der Zar wollte in seinem Garten auch gern Gänse mit goldenen Flügeln haben. Deshalb rief er den Jungen:

„Wenn du die Ente mit den goldenen Flügeln beschafft hast, wirst du auch die Gans mit den goldenen Flügeln beschaffen können. Wenn nicht, wirst du einen Kopf kürzer."

Iwanko wurde traurig.

Der Zar des Wilden Waldes, dachte der Junge bei sich, hat mir geholfen, die Ente mit den goldenen Flügeln zu beschaffen. Aber wo finde ich ihn jetzt? Wird er mir auch helfen, die Gans mit den goldenen Flügeln zu beschaffen?

Die Zarin und ihre Tochter hatten Mitleid mit dem Jungen. Sie machten ihm Wegzehrung zurecht, gaben ihm Getränke und schickten ihn in die Welt, die Gans zu suchen.

Iwanko ging und irrte durch Wälder, über Berge und weite Felder. Er ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, denn er wollte die Stelle finden, wo er den Zaren des Wilden Waldes getroffen hatte. Aber er hatte kein Glück und konnte die Stelle nicht finden.

Schließlich kam Iwanko im dichten Walde auf eine kleine Waldwiese. Er setzte sich ins Gras und rastete. Da kam derselbe Mann wie beim letzten Mal zu Iwanko.

„Warum bist du so traurig, mein Söhnchen?"

„Der Zar hat mir befohlen, die Gans mit den goldenen Flügeln zu bringen, die goldene Eier legt und Gänsekinder mit goldenen Flügeln bekommt. Wo soll ich die finden?"

„Sei nicht traurig. Ich werde dir helfen."

Der Mann nahm den Jungen bei der Hand und brachte ihn zu der Hütte, die im dichten, dunklen Wald stand.

Der Mann übergab den Jungen seinen Töchtern.

„Gebt ihm erst einmal zu essen und zu trinken, denn er ist sehr hungrig. Dann aber bringt ihm ein Lied bei, bei dem jeder weinen muß, wenn er es hört. Führt meinen Auftrag aus, bis ich zurückkomme."

„Wir führen ihn aus, Väterchen. Alles machen wir so, wie Ihr es sagt."

Nachdem die Mädchen dem Jungen das Zauberlied beigebracht hatten, schenkten sie ihm goldene Spulen.

Der Zar des Wilden Waldes aber eilte zum Wilden Meer. Er zog sich aus und sprang ins Wasser. Geschwind wie ein Pfeil schwamm er den wilden Vögeln nach. Er gewahrte die Gans mit den goldenen Flügeln und jagte ihr nach. Die Gans schwamm sehr schnell. Fünfmal flog der Mann um das Meer, bis er sie endlich fing.

Er brachte die Gans mit den goldenen Flügeln nach Hause und fragte seine Töchter:

„Habt ihr dem Jungen das Lied beigebracht?"

„Ja, das haben wir, Väterchen."

Er steckte die Gans mit den goldenen Flügeln in den Käfig, zeigte Iwanko den Weg und sagte:

„Öffne den Käfig nicht, denn sonst fliegt dir die Gans mit den goldenen Flügeln davon. Singe unaufhörlich das Lied, das dir meine Töchter beigebracht haben, denn wenn du aufhörst zu singen, wirst du augenblicklich umkommen. Singe auf dem ganzen Wege, und wenn du zum Zaren kommst, singe noch drei Tage, damit der Zar merkt, was für eine schwere Aufgabe er dir kleinem Jungen gegeben hat."

Iwanko bedankte sich für die Hilfe, verabschiedete sich und zog singend seines Weges. Er ging durch den Wald, und die Vierbeiner und Vögel, alle Lebewesen weinten. Er ging lange durch den Wald, bis er auf ein Feld kam. Leute arbeiteten auf den Feldern. Sie mähten, gruben, schnitten Getreide und trockneten Heu. Sie arbeiteten und weinten, denn sie mußten weinen. Auf der Weide hüteten Hirten Schafe, Hammel, Kühe und Pferde. Sie hörten Iwankos Lied und weinten. Alle Tiere weinten.

Iwanko zog durch Wälder und durch Städte. Er ging durch die Straßen und sang. Die Menschen aber hörten ihn und weinten, und überall wurde so viel geweint wie noch nie zuvor.

Der Junge kam nach Hause zurück, der Zar und die Zarin aber weinten, ihre Tochter weinte, und die Dienerschaft weinte. Der Rundfunk meldete, daß die ganze Hauptstadt weint. Drei Tage weinte alles, bis sie sich fast totgeweint hatten. Am vierten Tage ließ das Weinen nach, doch der Zar konnte kein Wort mehr herausbringen. Etwas war in seiner Kehle steckengeblieben und ließ keinen Laut heraus.

Iwanko übergab dem Zaren die Gans mit den goldenen Flügeln. Der Zar freute sich, aber sprechen konnte er nicht. Erst nach einer Woche sprach er. Er lobte den Jungen.

„Du hast mir wertvolle Geschenke gebracht. Solche gibt es nicht noch einmal auf der ganzen Welt."

Und wieder ging Iwanko mit der Zarentochter zur Schule. Die Kinder lernten gut, und zu Hause spielten sie einträchtig miteinander.

Einmal spielte der Junge mit den goldenen Spulen. Das sah das Mädchen.

„Iwanko, gib sie mir! Ich bin doch ein Mädchen. Das ist etwas für mich."

„Zeig dich mir bis zur Hüfte, dann gebe ich sie dir."

Das Mädchen zog die Pantoffeln aus, hob den Rock hoch und zeigte sich bis zur Hüfte.

Der Junge gab dem Mädchen die goldenen Spulen, und die Kinder spielten weiter.

Der Zar und die Zarin hatten Iwanko so lieb gewonnen, daß sie ihn auf Händen getragen hätten. Der Krieger aber war ganz verändert vor Wut, er irrte umher und knirschte mit den Zähnen.

„Warte nur, warte, ich finde schon etwas, wie ich dich zugrunde richte!"

Als der Zar eines Tages im Garten spazierenging, sagte er zu ihm:

„Allergnädigster Zar! Euren Garten schmücken schon Enten und Gänse mit goldenen Flügeln. Aber in unserem Garten fehlen noch Pferde mit goldenen Mähnen."

Der Zar rief vor Verwunderung aus:

„Oh, die möchte ich gerne haben! Wenn ich mich auf ein Pferd mit einer goldenen Mähne setzen könnte, würde ich die ganze Welt erleuchten. So ein Wunder hat niemand."

„Ihr aber könntet es haben."

„Woher denn?"

„Iwanko hat Euch die Ente mit den goldenen Flügeln und die Gans mit den goldenen Flügeln beschafft. Er beschafft Euch auch die Stute mit der goldenen Mähne, die Fohlen mit goldenen Mähnen bekommt."

Der Zar ließ den Jungen rufen.

„Du hast mir die Ente mit den goldenen Flügeln und die Gans mit den goldenen Flügeln beschafft. Jetzt mußt du mir die Stute mit der goldenen Mähne bringen, die Fohlen mit goldenen Mähnen bekommt. Wenn du es nicht tust, wirst du einen Kopf kürzer."

Der Junge wurde traurig. Er dachte bei sich: Der Wilde Zar hat mich zweimal gerettet, denn er hat mir die Ente mit den goldenen Flügeln und die Gans mit den goldenen Flügeln gebracht. Wo finde ich ihn jetzt? Ob er auch die Stute mit der goldenen Mähne beschaffen kann?

Die Zarin und das Mädchen hatten Mitleid mit dem Jungen. Sie machten ihm genügend Wegzehrung zurecht, gaben ihm Getränke mit und schickten ihn in die weite Welt hinaus.

Iwanko irrte durch Wälder und wanderte über Felder. Er

stieg ins Hochland hinauf, zog durch dichte, undurchdringliche Wälder und kam auf eine Waldwiese. Er setzte sich ins Gras, um sich auszuruhen. Da erschien auf einmal der Mann, den er gerettet hatte.

„Warum bist du traurig, Iwanko?"

„Wie sollte ich nicht traurig sein, wenn mir doch der Zar befohlen hat, eine Stute mit einer goldenen Mähne zu beschaffen, die Fohlen mit goldenen Mähnen bekommt?"

„Sei nicht traurig. Zwar ist es eine schwierigere und kompliziertere Aufgabe, die Stute mit der goldenen Mähne zu beschaffen, als die Ente mit den goldenen Flügeln und die Gans mit den goldenen Flügeln zu bringen. Aber versuchen kann man's ja."

Er nahm den Jungen bei der Hand und führte ihn zu seiner Hütte, die im dichten, undurchdringlichen Dickicht stand.

Er übergab den Jungen seinen Töchtern.

„Gebt ihm erst einmal zu essen, denn er ist hungrig. Bis ich wiederkomme, bringt ihm ein Lied bei, bei dem jeder einschläft, der es hört."

„Wir werden ihm zu essen geben, Väterchen, und wir werden ihm auch so ein Lied beibringen."

Der Zar des Wilden Waldes eilte zum Wilden Meer. Er stellte sich ans Ufer und pfiff. Da kam die Stute mit der goldenen Mähne vom Meeresgrund. Der Mann packte sie bei der Mähne und sprang auf sie. In fünf Minuten hatte die Stute mit ihrem Reiter die ganze Welt umflogen. Dann landete sie und sagte:

„Ich ergebe mich dir, denn ich bin erschöpft."

Er brachte die Stute mit der goldenen Mähne zu seiner Hütte und fragte die Mädchen:

„Habt ihr Iwanko das Lied beigebracht?"

„Ja, Väterchen."

Die Töchter des Zaren des Wilden Waldes hatten aber dem Jungen nicht nur das Zauberlied beigebracht, sie hatten ihm auch einen goldenen Webstuhl geschenkt.

„Nimm ihn, Iwanko, er wird dir von Nutzen sein", sagten sie zu dem Jungen.

Der goldene Webstuhl war klein, und man konnte ihn in die Tasche stecken.

Der Zar des Wilden Waldes zeigte Iwanko den Weg, übergab ihm die Stute mit der goldenen Mähne und riet ihm noch einmal:

„Setz dich nicht auf die Stute, sondern führe sie hinter dir

her und sing unaufhörlich. Hör nicht auf zu singen! Sowie du verstummst, wirst du augenblicklich umkommen. Singe noch drei Tage, nachdem du zum Zaren gekommen bist. Eines sage ich dir: Du hast meinetwegen nicht wenig Not erfahren müssen. Ich bin der, den du in die Freiheit gelassen hast."

Jetzt erkannte ihn der Junge. Er verabschiedete sich von ihm und dankte herzlich für die Hilfe.

„Ich müßte dir danken, denn wenn du mich nicht in die Freiheit gelassen hättest, wäre ich ewig ein Sklave, und meine Töchter wären Waisenkinder geblieben."

Iwanko und der Zar des Wilden Waldes umarmten und küßten sich. Der Zar des Wilden Waldes wünschte Iwanko Glück und eine gute Reise. Der Junge zog durch die Wälder und hörte, daß alle Tiere bei seinem Singen schliefen und schnarchten. Sogar die kleine Ameise schlief.

Lange ging Iwanko durch den Wald, bis er auf ein weites Feld kam. Er ging über große Äcker und sah die Leute schlafen, alles ringsumher versank in Schlaf, sowie sein Lied ertönte. Die einen fielen auf die Erde, andere auf stachlige Dornen, andere ins Wasser. Sie fielen und spürten nichts, so tief war der Schlaf, der über sie kam.

Iwanko ging weiter über eine Weide. Die Hirten bei den Schafen, die Kühe und Pferde, alles auf der Welt schlief ein. Er kam durch Dörfer und Städte. Er ging durch die Straßen, und die Leute schliefen. Unweit der Hauptstadt wartete bereits der Krieger mit dem Gewehr, der neidisch auf Iwanko war und ihn haßte. Hier wollte er Iwanko aus der Welt schaffen. Er kniete nieder und zielte. Aber kaum hörte er das Lied, schlief er ein. Er hielt das Gewehr in den Händen und war wie versteinert.

Iwanko kam zum Zarenhof und sang. Der Zar, die Zarin, ihre Tochter und die Diener schliefen ein.

Iwanko brachte die Stute mit der goldenen Mähne in den Stall, band sie an der Krippe fest und nahm den Halfter mit in sein Zimmer. Er selbst aber sang und sang noch ganze drei Tage. Als die drei Tage vorbei waren, hörte Iwanko auf zu singen. Alle Lebewesen wachten allmählich auf. Auch der Zar erwachte. Er konnte kaum seine Augenlider heben, um Gottes Welt zu betrachten.

„Allergnädigster Zar", rief Iwanko, „geht in den Stall. Ich werde Euch die Stute mit der goldenen Mähne übergeben, die Fohlen mit goldenen Mähnen bekommt."

Der Zar freute sich sehr, umarmte Iwanko und küßte ihn.

„Ach, mein allerliebster Junge, ach, mein allerliebstes Söhnchen!"

„O ja, Ihr liebt mich —. Ihr liebt mich so, daß Euer Gärtner mich erschießen wollte."

„Das kann doch nicht sein!"

„Kommt mit! Ihr werdet es nachprüfen und mir glauben."

Iwanko führte den Zaren an den Rand der Stadt. Hier kniete noch immer der Gärtner und zielte mit seinem Gewehr.

„Steh auf! Was machst du hier?" weckte ihn der Zar.

Der Krieger kam zu sich und war sehr erschrocken. Man nahm ihm das Gewehr weg und verurteilte ihn zum Tode am Galgen.

Iwanko lebte nun wieder ruhig. Er ging zur Schule und lernte gut. Zusammen mit ihm ging die Zarentochter zur Schule. Sie lernten gut und spielten zu Hause. Einmal spielte Iwanko mit dem goldenen Webstuhl. Das Mädchen sah ihn und bat ihren Gespielen:

„Iwanko, schenk mir doch diesen kleinen Webstuhl. Du hast mir schon den goldenen Spinnrocken, die goldene Spindel und die goldenen Spulen geschenkt. Jetzt brauche ich zu alldem noch den goldenen Webstuhl. Du bist ein Junge, ich aber ein Mädchen. Du brauchst so etwas nicht."

„Ich schenke dir den goldenen Webstuhl, wenn du dich nackt ausziehst."

Das Mädchen zog die Pantoffeln aus, streifte das Kleid ab und stellte sich vor den Jungen hin.

Iwanko schaute sie an, und da sah er unter der rechten Schulter des Mädchens eine Sonne, unter der linken einen Mond, an der Stirn einen goldenen Stern und auf dem Kopf goldene Haare. Und alles glänzte so, daß es ihm die Augen blendete.

Iwanko sah sich alles an und sagte:

„Jetzt weiß ich alles."

Das Mädchen zog sich wieder an, und sie spielten weiter. Das Mädchen konnte sich gar nicht genug freuen an den wertvollen Geschenken. Ähnliches gab es in der ganzen Welt nicht mehr.

Iwanko war noch zwei oder drei Jahre bei dem Zaren. So genau kann ich mich jetzt nicht mehr erinnern, denn das ist schon sehr lange her. Dann machte er sich auf die Reise durch die Welt, denn er wollte sehen, wie die Menschen leben. Er war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Er verabschiedete sich von dem Zaren, bevor er auf die Reise zog, und sagte zu ihm:

„Laßt es Euch gut gehen, gnädigster Zar, denn ich gehe auf die Wanderschaft, um die Welt kennenzulernen."

Der Zar wollte den Jungen nicht gehen lassen. Auch die Zarin nicht. Und das Mädchen weinte.

„Wohin willst du denn? Wir lieben dich doch wie unser Kind."

Aber der Junge war nicht zu überreden. Man machte ihm für die Reise allerlei Essen und Getränke zurecht. Der Junge nahm eine volle Tasche Geld mit und noch ein Sparkassenbuch. Dafür bekam er überall Geld, wo er welches brauchte.

Iwanko nahm auch seine Schulzeugnisse und allerlei Pässe mit. Der Zar schrieb ihm eine Beurteilung, und als alle Dokumente zusammen waren, konnte er auf allen Wegen durch die Welt ziehen, konnte er sich überall sehen lassen.

Er verabschiedete sich von dem Zaren, verabschiedete sich von der Zarin, verabschiedete sich von ihrer Tochter und von seinen Schulfreunden. Dann zog er in die Welt.

Er ging und wanderte durch Dörfer und Städte. Er durchwanderte das ganze Land. Dann überschritt er die Grenze und kam in fremde Länder. Er interessierte sich für allerlei Sachen und sah sich alles an. Er ging, wohin er wollte. Aber stets hatte er den Gedanken im Kopf, daß er doch noch nicht seine Ausbildung beendet hatte. In einer großen Stadt trat er in eine Hochschule ein. Dort absolvierte er verschiedene Wissenschaften. Aber auch das genügte dem Jungen nicht. Er trat in eine Kriegsschule ein und absolvierte auch die. Einmal, so gegen Abend, ging der Junge eine Straße entlang, und da hörte er einen Jungen schreien:

„Abendzeitungen, Abendzeitungen!"

Das war ein Zeitungsverkäufer. So ist das in allen Großstädten, in Budapest, New York und Paris.

Iwanko kaufte sich eine Zeitung und begann zu lesen. Er hatte sie bereits durchgelesen und kam nun zum Anzeigenteil. In einer Anzeige las er: „Wer errät, welche Zeichen meine Tochter auf dem Körper hat, der wird mein Schwiegersohn." Diese Anzeige hatte der Zar veröffentlichen lassen, bei dem Iwanko lange Jahre gelebt hatte.

Nachdem der Junge die Annonce gelesen hatte, dachte er bei sich: Ich habe schon allerhand auf der Welt gesehen, habe Bildung bekommen und gehe jetzt in das Land zurück, in dem ich meine Kindheit verbracht habe. Ich weiß, welche Zeichen die Zarentochter auf dem Körper hat. So ein hübsches Mädchen habe ich auf der ganzen Welt nicht wieder getroffen.

Und so machte er sich auf den Weg in seine Heimat. Er ging lange, sehr lange.

Irgendwie traf er mit einem Zigeuner zusammen. Zigeuner aber feilschen gern und hauen die Leute übers Ohr. Der Zigeuner fragte Iwan:

„Wohin reist Ihr?"

„Ich gehe zum Zaren freien."

„Sehr gut! Dann werden wir Freunde, denn ich gehe auch zum Zaren freien."

Jetzt machte dem Jungen das Wandern Spaß, denn der Zigeuner war lustig und gesprächig. Immer hatte er etwas Komisches zu erzählen.

Sie zogen los, wanderten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.

Sie gingen lange, bis sie zu der Hauptstadt kamen, in der der Zar mit seinem wunderhübschen Töchterchen wohnte. Kaum waren sie in die Stadt gekommen, wollten sie gern etwas essen, denn sie waren hungrig.

Iwan ging in ein Kasino und bat um Essen. Der Zigeunerjunge aber lief auf den Basar und kaufte sich dort für zwei Kopeken wilde Birnen. Er aß sie schnell auf und paßte auf, daß er Iwan nicht aus den Augen verlor. Gingen sie doch zu zweit, um beim Zaren um sein Töchterchen zu freien! Was Iwan sagte, wollte auch der Zigeuner sagen.

Nachdem Iwan Mittagbrot gegessen und ein Bier getrunken hatte, ging er direkt zum Zarenpalast.

Der Zigeunerjunge wartete auf der Straße auf ihn und folgte ihm nach.

Sie kamen zum Zaren. Die Wache fragte:

„Was wollt Ihr, meine Herren?"

„Wir sind Freier und wollen um das Töchterchen des Zaren freien."

Die Wachen ließen Iwan und den Zigeuner in den Palast, denn der Zar hatte Befehl gegeben, jeden hereinzulassen, der freien kam.

Im Zarenpalast tagte eine Kommission, die Freier aus der ganzen Welt empfing und überprüfte. Jeden Tag kamen junge Burschen, feine Herren aus dem einen, dem anderen und dem dritten Lande und versuchten zu erraten, welche Zeichen das Zarentöchterchen auf dem Körper hat.

Iwan und der Zigeuner trugen sich in die Warteliste ein.

Der Sekretär sagte zu ihnen:

„So gegen vier Uhr nachmittags seid ihr dran. Wer von

euch errät, welche Zeichen das Zarentöchterchen auf dem Körper hat, der wird ihr Mann."

Bis vier Uhr war es noch lange hin, und deshalb gingen die Jungen in die Stadt. Iwan ging wieder in das Kasino, der Zigeunerjunge aber auf den Basar. Wieder kaufte er sich wilde Birnen, widerliches Waldobst, und aß sich so voll, daß ihm bald der Bauch platzte. Zur festgesetzten Zeit erschienen die beiden Burschen im Zarenpalast vor der Kommission. Der Chef der Kommission stand auf und rief:

„Welche Zeichen hat das Zarentöchterchen auf dem Körper?"

„Unter der rechten Schulter eine Sonne", antwortete Iwan.

„Unter der rechten Schulter eine Sonne", schrie der Zigeunerjunge.

„Unter der linken Schulter einen Mond", antwortete Iwan.

„Unter der linken Schulter einen Mond", schrie der Zigeuner.

Iwan:

„Auf der Stirn einen goldenen Stern."

Der Zigeuner:

„Auf der Stirn einen goldenen Stern."

Iwan:

„Auf dem Kopf goldene Haare."

Der Zigeuner:

„Auf dem Kopf goldene Haare."

Die Kommission stellte fest: Beide haben es erraten. Beide haben das Recht, das Zarentöchterchen zu heiraten.

Der Leiter der Kommission verkündete:

„Beide könnt ihr sie natürlich nicht heiraten. Nur einer von euch kann ihr Bräutigam sein. Deshalb werden wir noch beraten. Um neun Uhr wird euch gesagt, wer von euch der Mann der Zarentochter wird."

Die Jungen gingen wieder in die Stadt, Iwan in ein Kasino, der Zigeuner auf den Basar. Wieder kaufte er sich Waldbirnen und aß sich so voll, daß sein Bauch fast platzte.

Iwan kam aus dem Kasino. Hier hatte er Konfekt und Honigkuchen gekauft und gebeten, alles einzuwickeln.

Um neun Uhr erschienen die Jungen im Zarenpalast.

Die Kommission hatte ein dunkles Zimmer vorbereitet, ohne Fenster und Licht. Hier hinein trug man drei Betten. Das eine stellte man an die eine Wand, das andere an die andere, das dritte in die Mitte.

Die Jungen wurden in das Zimmer gebracht, und man sagte:

„Hier sind drei Betten. Einer von euch legt sich auf das eine, der andere auf das andere. Auf das mittlere darf sich niemand von euch legen. So werdet ihr bis zum Morgen schlafen."

Iwan und der Zigeuner traten in das dunkle Zimmer, ertasteten mit den Händen die Betten und legten sich hin. Das mittlere Bett blieb leer.

In der Nacht ließ die Kommission das Zarentöchterchen in das dunkle Zimmer. Sie legte sich in die Mitte des Zimmers. Dem Mädchen hatte man den Kopf mit einem Tuch verbunden, damit der goldene Stern und die goldenen Haare in der Dunkelheit nicht leuchteten. Das Mädchen wußte nicht, daß rechter Hand Iwan und linker Hand der Zigeuner lag, denn sie sah sie nicht.

Die Kommission hatte beschlossen: Zu wem das Mädchen in der Nacht geht, der wird ihr Mann.

Alle drei lagen, konnten aber nicht einschlafen.

Iwan nahm Bonbons und Pfefferkuchen und aß nach Herzenslust.

Das Mädchen hörte das und fragte:

„Was ißt du?"

„Ich habe mir die Nase abgeschnitten und esse sie."

„Wirf sie mir her, damit ich weiß, ob du eine gute Nase hast."

Iwan warf dem Mädchen einen Bonbon zu.

„Oh, deine Nase schmeckt aber gut!"

Ihr Gespräch hörte der Zigeunerjunge. Er hackte sich mit einem spitzen Messer die Nase ab und begann sie zu essen. Aber die Knorpel der Nase knirschten zwischen den Zähnen des Zigeunerjungen.

„Was ißt du denn?" fragte das Mädchen den Zigeuner.

„Ich esse meine Nase", brummelte der Zigeuner, denn so richtig sprechen konnte er ohne Nase nicht mehr.

„Wirf sie mir auch zu. Ich will probieren, ob du eine gute Nase hast."

Der Zigeunerjunge tat es.

„Oh, deine Nase stinkt aber!"

Kurz danach begann Iwan, einen Honigkuchen zu essen.

„Was ißt du?" fragte das Mädchen.

„Ich habe mir ein Ohr abgehackt und esse es."

„Gib mir auch etwas, denn ich will wissen, ob du ein gutes Ohr hast."

Iwan warf ihr einen Honigkuchen zu, und das Mädchen kostete.

„Oh, hast du aber ein gutes Ohr!"

Der Zigeuner hatte das Gespräch gehört, hackte sich mit dem spitzen Messer das Ohr ab und begann es zu kauen.

„Was ißt du?" fragte das Mädchen.

„Ich habe mir das Ohr abgehackt und esse es."

„Gib mir auch etwas!"

Das Zigeunerchen schnitt sich das andere Ohr ab und warf es dem Mädchen hin.

„Oh, dein Ohr stinkt aber!"

Das Mädchen sprang vom Bett auf und lief gleich zu Iwan. Es wurde Tag, die Kommission öffnete die Tür und sah das Zarentöchterchen bei Iwan, auf dem anderen Bett aber den blutenden Zigeuner ohne Nase und Ohren.

„Was ist mit dir?" fragten sie den Zigeuner.

Der weinte.

„Ich habe mir die Nase und die Ohren abgeschnitten. Das tut weh."

„Warum hast du dir denn die Nase und die Ohren abgeschnitten?"

„Iwan hat's auch gemacht."

So lief der Zigeunerjunge, dieser Ärmste, ohne Nase und ohne Ohren davon, und eine Frau hatte er auch nicht bekommen.

Iwan aber nahm die junge Braut und ging zum Zaren. Das Mädchen schaute sich den jungen Burschen an, und er gefiel ihr sehr. Er kam ihr bekannt vor, aber sie konnte nicht darauf kommen, wo und wann sie ihn getroffen hatte.

Als die Zeit der Hochzeit kam, wurden die Dokumente des jungen Burschen überprüft, und da erst erfuhren der Zar, die Zarin und ihr Töchterchen, daß der junge Freier Iwanko war, derselbe Iwanko, der die Ente mit den goldenen Flügeln, die Gans mit den goldenen Flügeln beschafft, die Stute mit der goldenen Mähne gebracht, dem Mädchen den goldenen Spinnrocken mit der goldenen Spindel, die goldenen Spulen und den goldenen Webstuhl geschenkt hatte. Darüber freuten sie sich. Der Zar aber sagte:

„Mein Sohn, nur deinetwegen habe ich die Anzeige in der Zeitung veröffentlichen lassen, denn ich habe gewußt, daß nur du erraten kannst, welche Zeichen unser Töchterchen auf dem Körper hat. Wir wollten sehr, daß du sie zur Frau nimmst. Jetzt bist du der angetraute Bräutigam meines Töchterchens.

Nach der Hochzeit übergebe ich dir den ganzen Staat, und auf dein weises Haupt setze ich die Krone. Du hast sie redlich verdient, denn du hast genug gelitten und geduldet und viel Leid erfahren."

Der Zar gab Befehl, die Hochzeit vorzubereiten. Es wurden Gäste aus dem ganzen Lande und aus den Nachbarstaaten eingeladen. Auch Iwans nächste Angehörige, sein Vater und seine Mutter, wurden eingeladen. Sie wußten nicht, daß ihr Sohn heiraten und sich eine Zarentochter zur Frau nehmen würde. Erst auf der Hochzeit erkannten sie ihren Jungen, den sie selbst aus dem Hause verjagt hatten. Iwan war nicht ärgerlich auf sie. Er umarmte und küßte seine Mutter und seinen Vater. Auch die Schwiegerväter umarmten und küßten sich und auch die Schwiegermütter. Und die Freude, die da herrschte, fand kein Ende.

Nach der Hochzeit übergab der alte Zar Iwan die Regierung, und das junge Paar lebte glücklich. Wahrscheinlich leben sie noch heute, wenn sie nicht gestorben sind.

Wer's nicht glaubt, soll's überprüfen.

62

VON DEM BERG, DER MIT SEINER SPITZE BIS ZUM HIMMEL REICHTE

Es war einmal oder auch nicht, da lebte ein reicher Graf. Er hatte allerhand gutes Land, nicht wenig Brachland, hatte Wälder, Gärten und Weiden, und Vieh hatte er, daß man es sehen konnte und doch nicht sah.

Der Graf ging gern auf die Jagd. Tagelang und wochenlang streifte er mit seinem Gewehr durch Wälder und Felder. Aber niemals ging er in den Schrecklichen Wald. Aus dem kam niemand wieder heraus.

Als er alt wurde, übergab er seine Besitztümer seinen drei Söhnen und trug ihnen folgendes auf:

„Meine Söhne! Ich überlasse euch meine Besitztümer. Verwaltet sie gut und lebt in Eintracht miteinander. Ihr beiden Ältesten paßt auf den Jüngsten auf, denn er ist noch leichtsinnig und mag nicht gehorchen. Lernen will er auch nicht. So wird er sich nur vergnügen und schließlich in Not geraten. Behütet ihn gut! Wenn ihr auf die Jagd geht, könnt ihr in allen Wäldern Tiere schießen. Aber hütet euch vor dem Schrecklichen Wald. Ich habe befohlen, vor dem Wald eine Tafel mit einer Aufschrift anzubringen, daß niemand dort hineingehen soll. Aber

wenn es doch jemand wagen sollte, kommt er nicht mehr lebendig heraus."

Der Graf starb, die Jungen blieben allein zurück. Der Jüngste saß jetzt nicht mehr zu Hause und spielte auch nicht mehr in der Asche, sondern lief meistens durch das Gestrüpp, durch die Gärten und Felder. Nicht eine Stunde konnte er auf einem Fleck sitzen. Immer war er auf den Beinen. In die Schule ging er nicht, sondern lernte von seinen Brüdern das Lesen und Schreiben.

Der Graf hatte viele Diener und Arbeiter. Die älteren Söhne beaufsichtigten sie, der Jüngste kümmerte sich um gar nichts. Zuweilen warf er sich das Gewehr über die Schulter und zog durch Wälder und Felder. Er ging dahin und dorthin, vor dem Schrecklichen Wald aber hütete er sich, denn er dachte an die Worte seines Vaters.

Einmal zogen die Brüder den ganzen Tag durch den Wald und jagten. Da sie auf den Schrecklichen Wald nicht achteten, verirrten sie sich und gerieten, ohne daß sie es wollten, dort hinein. Da sahen sie viele Vierbeiner und Vögel; unter jedem Baum, unter jedem Strauch saß ein Hase, ein Reh, ein Hirsch oder ein Wildschwein. Menschen kamen nie hierher, und so hatten sich die Tiere vermehren können.

Die Jungen kamen früh am Morgen in den Schrecklichen Wald und irrten den ganzen Tag in ihm umher. Nach dem Mittagessen stießen sie unweit eines herrlichen Ahornbaumes auf eine Quelle mit klarem Wasser. Hier setzten sich die Brüder nieder, um etwas zu essen und auszuruhen. Sie brieten Fleisch, tranken sich am frischen Wasser satt und zogen weiter.

„Wir gehen noch ein Stückchen weiter. Vielleicht stoßen wir auf ein unbekanntes Tier. Gegen Abend gehen wir dann nach Hause."

Tiere gab es im Wald genug. Die Brüder schossen und legten sie zu Haufen zusammen. So überraschte sie die Nacht.

Nun wollten sie wieder nach Hause. Sie sahen sich um und suchten einen Weg, konnten aber keinen finden. Sie gingen hierhin, gingen dorthin, aber alles war vergebens. Als hätte ihnen jemand die Augen verbunden. Sie gingen und irrten, bis es finstere Nacht geworden war, und gelangten wieder zu der Quelle unter dem Ahornbaum. Der Baum hatte weit ausladende Zweige, und das Wasser in der Quelle war rein und kalt.

„Laßt uns hier ein Feuer anzünden", beschlossen die Brüder. „Wir werden Fleisch braten und übernachten. Morgen früh machen wir uns dann auf den Weg und gehen nach Hause."

Die Brüder wußten immer noch nicht, daß sie in den Schrecklichen Wald geraten waren. Sie saßen am Feuer, aßen Abendbrot und unterhielten sich.

Der jüngste Bruder war schon häufiger auf der Jagd gewesen und kannte die Wälder seines Vaters besser als die älteren. Deshalb hörten sie auf ihn. Als sie schlafen gehen wollten, sagte der Jüngste:

„In der Nacht müssen wir das Feuer bewachen, damit uns die wilden Tiere nicht überfallen. Als erster wird der Älteste Wache halten."

Der Älteste nahm also sein Gewehr und ging immer um das Feuer herum. Die beiden jüngeren Brüder legten sich schlafen.

Gegen Mitternacht hörte er ein schreckliches Tosen. Was rauscht denn da? dachte er bei sich. Der Wind ließ den Wald rauschen und beugte die Buchen bis zur Erde.

Stille trat ein. Der Bursche lauschte und hörte jemanden über einen Baum kriechen. Er sah den Ahornbaum hinauf — das Feuer leuchtete gerade dorthin —, und da gewahrte er ein Männlein, wie er noch nie eines gesehen hatte. Er legte an und wollte schießen.

„Ach, schieß nicht! Ich werde dir etwas schenken! Es wird dir von Nutzen sein."

„Was willst du mir denn schenken?"

„Eine Kappe. Wenn du die aufsetzt, wird dich niemand sehen."

„Nun, dann wirf die Kappe auf die Erde und scher dich davon, sonst schieße ich!"

Das Männlein warf die Kappe auf die Erde. Der älteste Bruder steckte sie in den Sack.

Ein Wind erhob sich, und es begann zu tosen und zu pfeifen. Das Männlein verschwand.

Die Nacht verging. Am Morgen standen die Brüder auf, setzten sich an das Feuer, frühstückten, tranken Wasser und machten sich auf die Suche nach einem Weg.

Sie streiften und irrten durch das Gestrüpp, kamen aber nicht heraus. Gegen Mittag waren sie wieder an dem Ahornbaum. Wiederum machten sie ein Feuer, brieten Fleisch, aßen Mittag und gingen einen Weg suchen. Bis zum Abend zogen sie durch das Gestrüpp. Am Abend gelangten sie wieder zu dem Ahornbaum.

„Offensichtlich müssen wir noch eine zweite Nacht hier verbringen."

Sie brieten Fleisch, aßen Abendbrot, und der Jüngste sagte:

„Diese Nacht wacht der Mittlere."

Er nahm sein Gewehr und zog auf Wacht. Da hörte er um Mitternacht ein schreckliches Tosen. Was lärmt und tost denn da? dachte er bei sich.

Der Wind ließ den Wald rauschen und beugte die Buchen bis zur Erde. Kaum war der Wind verstummt, erschien das Männlein im Gezweig des Ahornbaumes. Der mittlere Bruder legte an und wollte schießen.

„Ach, töte mich nicht! Ich werde dir etwas schenken."

„Was willst du mir denn schenken?"

„Ich werde dir eine Pfeife schenken. Wenn du darauf pfeifst, kommen viele Soldaten, so viele wie Sand am Meer, wie Blätter an den Bäumen, wie Gras auf der Erde."

„Nun, wirf deine Pfeife herunter und scher dich davon!"

Ein Wind erhob sich, und mit dem Wind verschwand das Männlein.

Der mittlere Bruder steckte die Pfeife in den Sack und hielt bis zum Morgengrauen Wache.

Kaum war es Tag geworden, standen die Brüder auf, brieten sich Fleisch, tranken frisches Wasser und machten sich daran, einen Weg zu suchen. Sie gingen den ganzen Tag, bis zum Mittag, und da standen sie wieder unter dem Ahornbaum.

Ihnen wurde unheimlich, daß sie immer wieder zu dem Ahornbaum zurückkehrten.

„Was soll nur mit uns werden?"

Sie wurden ganz traurig. Aber soviel sie auch gingen und liefen und einen Weg suchten, zur Nacht waren sie wieder unter dem Ahornbaum. Sie zündeten ein Feuer an, aßen Abendbrot und legten sich erschöpft schlafen.

„Nun, schlaft ruhig", sagte der Jüngste. „Ich werde wachen."

Der Jüngste wachte mit dem Gewehr, paßte auf und sah sich nach allen Seiten um. Gegen Mitternacht erhob sich ein schreckliches Tosen. Was tost denn da? Ob denn meine Brüder dieses Tosen auch gehört haben? dachte er bei sich.

Der Wind ließ den Wald rauschen, und die Erde erzitterte. Dann trat Stille ein, und auf dem Ahornbaum gewahrte der jüngste Bruder das Männlein. Er legte an und wollte gerade schießen, da hörte er eine Stimme:

„Ach, schieß nicht! Ich werde dir etwas schenken, was dir von Nutzen sein wird."

„Was willst du mir denn schenken?"

„Ich gebe dir einen Beutel, in dem immer Geld sein wird.

Wenn du einen Gulden herausgenommen hast, wird gleich ein neuer drin sein."

„Wenn das so ist, wirf den Beutel herunter und verschwinde, sonst schieße ich."

Das Männlein warf den Beutel vom Ahornbaum auf die Erde. Der jüngste Bruder steckte ihn in seine Tasche. Das Männlein verschwand zwischen den Ästen und Blättern, versteckte sich, und einige Augenblicke später kletterte es den Ahornbaum hinunter auf die Erde. Der jüngste Bruder sah das, überlegte nicht lange und schoß. Das Männlein fiel auf die Erde.

Es wurde Tag, die Brüder erwachten und sahen unter dem Baum etwas liegen. Das war aber kein Männlein, sondern ein kleiner Teufel. Er hatte im Schrecklichen Wald gehaust, Menschen hineingelockt und sie durch das Gestrüpp ins Unheil geführt.

Die Brüder wuschen sich mit Wasser aus der Quelle, brieten Fleisch, aßen und zogen nach Hause. Sie waren kaum zwei Kilometer gegangen, da hatten sie den Weg gefunden. Der Weg führte sie zu einer Waldwiese. Sie setzten sich, um auszuruhen, und unterhielten sich.

„Habt ihr denn in der Nacht nichts gesehen?" fragte der Ältere die Jüngeren.

„Doch. Ein Männlein."

„Was hat es euch geschenkt?"

„Mir eine Kappe."

„Mir eine Pfeife."

„Und mir einen Beutel."

„Nun, laßt uns die Sachen ausprobieren."

Der Jüngste setzte die Kappe auf.

„Seht ihr mich?"

„Wir sehen dich nicht, aber deine Stimme hören wir."

Dann nahm der Älteste vom Mittleren die Pfeife und spielte darauf. Da regnete es Soldaten wie Körner aus einem Getreidesack. Die ganze Waldwiese war voll von ihnen. Ein General kam herbeigelaufen.

„Was verlangst du, allergnädigster Zar?"

„Ich verlange gar nichts. Ich probiere nur die Pfeife aus."

„Wir sind jederzeit bereit, dir zu dienen!"

Dann erprobte der Älteste den Beutel. Er nahm einen Gulden heraus, und statt dessen war ein zweiter darin. Soviel Geld er auch nahm, immer kamen neue Gulden.

„Nun, Brüder, das wird uns im Leben von Nutzen sein.

Jetzt sind wir so reich wie kein anderer auf der Welt."

Und nun führten sie ein gutes und sorgenloses Leben. Ohne Angst gingen sie in dem Schrecklichen Wald auf die Jagd, und jedes Mal kehrten sie glücklich nach Hause zurück.

Die Tiere und Vögel im Walde wurden auch fröhlicher, denn sie waren von dem Fluch befreit. Solange das Männlein, dieser kleine Teufel, im Walde geherrscht hatte, war alles Lebendige so gut wie tot gewesen.

Der jüngste Bruder war es satt, immer zu Hause zu sitzen. So sagte er zu den Älteren:

„Was habe ich davon, wenn ich zu Hause sitze? Ich will die große Welt sehen und will wandern."

Er füllte seine Tasche mit Gulden und machte sich auf den Weg. Die Brüder hielten ihn nicht zurück.

„Geh, du wirst die Welt sehen und uns dann erzählen, wo du warst, was du gehört hast und was in fremden Ländern so vor sich geht."

Er zog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, irrte durch Wälder und Wüsten. Einmal gelangte der jüngste Bruder in eine Hauptstadt, in der ein Zar wohnte. Er stieg in einem Hotel ab. Dort lernte er ein paar Herren kennen. Die fragten ihn:

„Woher kommst du, Bursche?"

„Daher und daher, von weit her."

„Wie leben bei euch die Menschen? Und wie sind die Verhältnisse bei euch?"

„Soundso. Und was gibt es bei euch Neues?"

„Nicht viel. Vielleicht interessierst du dich für die Zarentochter? Sie ist klug und sehr gerissen. Sie ist eine Kartenspielerin, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Wer sich mit ihr an den Tisch setzt, um Karten zu spielen, dem nimmt sie alles ab. Bis auf die letzte Kopeke!"

Die Zarentochter interessierte den Jungen.

„Ich werde versuchen, mit ihr Karten zu spielen. Ich glaube nicht, daß sie mich bis auf die letzte Kopeke besiegt!"

Er ging mit sich zu Rate und beschloß, nach Hause zurückzukehren, um den Wunderbeutel zu holen.

Die Brüder wollten den Jüngsten nicht wieder aus dem Hause lassen.

„Bleib hier. Du bist genug gewandert und hast die Welt gesehen."

„Aber ich habe beschlossen, mit dieser schlauen Zarentochter, die die Klügste auf der Welt sein soll, Karten zu spielen."

„Ach, Bruder, laß dich nicht mit Zaren ein. Nimm den Beutel nicht mit! Es könnte dir unterwegs vielleicht etwas zustoßen."

Aber der Bursche hörte nicht auf die Älteren. Er nahm seinen Wunderbeutel, verabschiedete sich und zog geraden Weges zu der Hauptstadt, in der der Zar wohnte. Er mietete sich eine Wohnung und erkundigte sich, was es Neues gab. Dabei kam er mit verschiedenen jungen Burschen und auch mit älteren Leuten zusammen. Alle beklagten sich über die Zarentochter, die sie bis auf die letzte Kopeke besiegt hatte.

Er verbrachte einen Monat in der Hauptstadt, hörte sich alle Neuigkeiten an und machte sich dann auf, um mit der Zarentochter Karten zu spielen.

Die Wachen ließen ihn in den Zarenhof.

Er setzte sich mit der Zarentochter an den Tisch. Die aber wunderte sich.

„Wie will der denn spielen, wenn er kein Geld hat?"

Bisher wurde doch das Geld immer fuhrenweise zu ihr gebracht, und die Zarentochter hatte schon so viel Geld zusammengespielt, daß jedes Jahr eine neue Bank gebaut werden mußte.

Trotzdem setzte sie sich mit dem Burschen an den Tisch, denn so war es nun einmal festgelegt. Sie mußte mit jedem spielen, der wollte. Zuerst stellten sie sich einander vor.

„Ich bin der und der."

„Was willst du?"

„Karten spielen."

Das Mädchen betrachtete den Burschen vom Scheitel bis zur Sohle und wunderte sich.

„Mit was für Geld willst du denn spielen? In wenigen Minuten wirst du alles verloren haben, was du besitzt. Und dazu bekommst du noch etwas mit dem Knüppel übers Kreuz."

Sie begannen zu spielen. Der Junge verspielte einen Gulden nach dem anderen. Die Zarentochter raffte sie an sich, er aber legte immer neue hin. Sie spielten und spielten und spielten, Tag und Nacht. Sogar das Essen brachte man ihnen an den Tisch. Die Diener schütteten das Geld in Beutel und brachten es zur Bank.

Das Mädchen wunderte sich. Woher hat der Bursche nur so viele Gulden? Ich habe ihm doch schon eine ganze Fuhre Gold abgenommen, er aber legt immer neues Geld auf den Tisch! Sie bekam es mit der Angst zu tun. Den besiege ich doch nie! So beschloß sie, eine Pause zu machen und den Jungen zu bewirten.

Sie ließ viele köstliche Gerichte und starke Getränke auf den Tisch bringen. Sowie er Wein getrunken hatte, wurde er schläfrig, und schließlich schlief er fest ein. Die Zarentochter aber ließ inzwischen genauso einen Beutel machen, wie ihn der Bursche hatte, und dann tauschte sie ihn aus. Sie stahl den Zauberbeutel des Jungen, und statt dessen steckte sie ihm einen falschen in die Tasche.

Der Bursche wachte auf, und gleich wurde weitergespielt. Aber nicht lange! Er legte einen Gulden auf den Tisch, öffnete den Beutel, und der war leer.

Was ist nur passiert? dachte er bei sich. Die Prinzessin aber schrie:

„Was stehst du da? Gib Geld her!"

Aber er hatte nichts mehr.

Da prügelte ihn die Zarentochter windelweich und warf ihn hinaus. Sie hatte noch niemanden mit soviel Vergnügen und Lust verprügelt!

Als der Bursche durch das Tor hinaustrat, war er so zerschlagen, daß er kaum noch seine Beine hinter sich herschleppen konnte. Was sollte er nun tun, der Ärmste?

Ich gehe nach Hause, dachte er bei sich. Ich nehme die Zauberkappe und zahle es der Zarentochter hundertfach heim!

Er eilte nach Hause.

„Warum bist du so vergrämt und traurig?" fragten ihn die Brüder.

„Soundso", bekannte er, „die Zarentochter hat mir zu essen und zu trinken gegeben, und dann hat sie mir den Wunderbeutel gestohlen."

„Und was willst du jetzt machen?"

„Ich nehme die Zauberkappe und schlage sie, bis sie mir den Beutel zurückgibt."

Die Älteren versuchten den Jüngeren zu überreden.

„Ein Unglück ist das mit deiner Zarentochter! Laß sie doch fahren! Geld haben wir genug. Für dich ist es Zeit, zu heiraten und zu leben wie alle Menschen."

„O nein", schrie der Bursche ärgerlich, „ich muß die Betrügerin bestrafen."

Er ergriff also die Zauberkappe und zog los. Er begab sich schnurstracks zum Zaren. Er setzte die Kappe auf und ging an der Wache vorbei durch das Tor. Dann öffnete er die Tür zum Zimmer der Zarentochter. Sie sah niemanden, sondern hörte nur die Tür knarren. Er aber trat unerkannt an die Zarentochter heran und begann sie mit der Rute zu prügeln.

Dem Mädchen verschlug es vor Schreck die Sprache. Drei Tage lang „bewirtete" der Betrogene die Zarentochter. Sie warf sich hin und her, wehrte sich mit den Händen, und auf einmal bekam sie seine Kappe zu fassen. Sie riß sie ihm vom Kopf und sah, wer sie da mit der Rute schlug. Da verprügelte sie ihn selber ordentlich und jagte ihn aus dem Hause.

Die Kappe behielt sie.

„Die wird mir von Nutzen sein", sagte sie. „Die Prügel von dem Vagabunden haben sich gelohnt."

Der Junge kam wieder geprügelt, abgerissen und hungrig nach Hause.

„Warum bist du so traurig und vergrämt?" fragten ihn die älteren Brüder.

„Soundso, die Zarentochter hat mir auch noch die Zauberkappe weggenommen."

„Haben wir dir das nicht vorher gesagt? Aber du hast nicht auf uns gehört."

Der Junge wollte sich nicht damit abfinden.

„Ich muß mein Ziel erreichen. Ich zerschlage den ganzen Staat dieser Nichtsnutzigen!"

Die Brüder versuchten den Jüngeren zu überreden:

„Geh nirgends hin. Bleib zu Hause. Wir haben doch genug. Heirate und werde glücklich!"

Aber er hörte nicht auf die Brüder, nahm die Pfeife und begab sich wieder zum Zaren. Er stellte sich an die Grenze und erklärte ihm den Krieg.

„Ich bin der und der und erkläre dir den Krieg. Wenn du deine Armee nicht zur Grenze bringst, vernichte ich dir deinen ganzen Staat."

Der Zar zog ein riesiges Heer zusammen und stellte es an der Grenze auf. Der junge Bursche aber stand allein mit leeren Händen da.

Da wunderten sich alle.

„Wie will der denn kämpfen?"

Der Bursche aber nahm die Pfeife heraus und pfiff. Da begann es Soldaten zu regnen, wie Körner aus einem Getreidesack. Die Soldaten bedeckten alle Felder, und der General kam herbeigelaufen.

„Was verlangst du, allergnädigster Zar?"

„Tötet alle Offiziere der feindlichen Armee. Die einfachen Soldaten rührt ihr nicht an, denn die sind unschuldig. Den Zaren laßt ihr vorläufig noch leben!"

„Zu Befehl!"

Im Nu wurden alle Offiziere getötet. Die Armee war jetzt ohne Kommandeure, und niemand konnte sie kommandieren.

Da ergab sich der Zar und bekannte, daß er den Krieg verloren hatte. Er kehrte traurig von der Front zurück.

„Was ist passiert, Väterchen?" fragte sein Töchterchen.

„Soundso. Als der junge Bursche pfiff, begann es Soldaten zu regnen. Wie eine Wolke kamen sie hernieder. Es waren so viele wie Sand am Meer, wie Blätter an den Bäumen, wie Gras an der Erde. Alle unsere Offiziere sind getötet worden. Niemand konnte die Armee mehr kommandieren."

Die Zarentochter war klüger als ihr Vater und sagte zu ihm:

„Väterchen, erklär ihm noch einmal den Krieg. Ich gehe mit dir an die Front. Ich werde mich ihm unerkannt nähern und ihm die Zauberpfeife entreißen."

So geschah es auch. Der Zar erklärte wieder den Krieg und führte seine Armee an die Grenze. Als die Schlacht begann, setzte die Zarentochter die Zauberkappe auf. Unerkannt näherte sie sich dem Burschen und nahm ihm die Pfeife weg.

Sie lachte nur:

„Na, hast du schon ausgekämpft?"

Jetzt pfiff sie, und da begann es Soldaten zu regnen, wie Körner aus einem Getreidesack. Der General kam zu ihr gelaufen.

„Was verlangst du, allergnädigste Zarin?"

In der Nähe stand ein hoher Berg. Er sah aus wie eine Insel. Ringsum war er glatt wie eine Wand. Die Spitze des Berges reichte bis zum Himmel. Niemand wußte, was auf dem Berg war, denn die Wolken verhüllten ihn immer vor den Augen der Menschen. Die Zarentochter zeigte auf den Berg und sagte zu dem General:

„Tragt diesen Lümmel auf die Spitze des Berges, damit er nie wieder ins Tal zurückkehrt. Von dort kann er nicht herunterspringen, und wenn er es doch tut, wird von ihm nicht einmal ein Stückchen übrigbleiben."

Die Krieger des Generals ergriffen den jungen Burschen und trugen ihn auf die Spitze des Berges.

Lange lag der junge Bursche vor Schreck gelähmt auf der Stelle. Er lag da wie eine Leiche, und er dachte auch, daß er schon gestorben war und sich im Jenseits befand.

Allmählich kam er aber wieder zu sich und sah sich um. Die Sonne leuchtete stärker als unten im Tal, denn hier war es näher zu ihr. Auf der Spitze des Berges war es wärmer, und die Luft war hier reiner und frischer als unten.

„Hier läßt sich's leben", sagte er.

Auf dem Gipfel des Berges befand sich ein herrlicher Garten. Hier wuchsen allerlei Früchte, wie man sie sich nur ausdenken kann. Die Früchte dufteten aber so herrlich, daß man schon vom Geruch allein hätte leben können.

Der junge Bursche begann Äpfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen zu essen. Er aß, was sein Herz begehrte. Die Pflaumen, Birnen und Äpfel auf dem Berg schmeckten hundertmal besser als die auf der Erde.

Lange, sehr lange lebte der junge Bursche in dem Garten. Er wurde nicht schwächer, im Gegenteil, er erholte sich und wurde stärker. Er spazierte im Garten umher und sah sich um. Irgendwie kam er an den Rand des Berges, legte sich auf den Bauch und schaute nach unten. Oh, wie weit und tief unten liegt die Erde! Man sieht sie nicht einmal, dachte er.

Als der junge Bursche eines Tages wieder durch den Garten wanderte, bemerkte er einen riesigen Nußbaum. Der war so breit, daß er einem ganzen Dorf hätte Schatten spenden können. Unter dem Nußbaum befand sich eine Quelle. Der Junge trank sich satt an frischem Wasser, und das Wasser schmeckte ihm so gut, daß er ausrief:

„So ein Wasser habe ich mein Lebtag noch nicht getrunken!"

Als er das Wasser getrunken hatte, konnte er die Gespräche aller Vierbeiner verstehen. Er verstand aber auch die Gespräche der Vögel, der Mücken und überhaupt aller Tiere.

Er setzte sich unter den Nußbaum und ruhte sich aus. Da kam auf einmal eine Krähe herbeigeflogen und setzte sich auf den Wipfel des Baumes. Der Baum schaukelte, die Krähe balancierte mit den Flügeln, damit der Zweig nicht abbrach, und krächzte dabei mit tiefer Stimme. Kurz darauf kam eine zweite herbeigeflogen. Sie krächzte auch, und nun unterhielten sich die beiden Krähen. Aber der Bursche hörte nicht nur alles, er verstand es auch.

„Guten Tag, Mütterchen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit, Töchterchen!"

„Was gibt es Neues, Mütterchen?"

„Das gibt es Neues. Dieser Berg wird in drei Monaten nach unten sinken und auf gleicher Höhe mit der Erde stehen. Wenn dieser Mensch, der unser Zar geworden ist, an den Rand des Berges geht, kann er dann auf die Erde hinabsteigen, denn der Berg wird sich mit seiner Spitze in Höhe der Erdoberfläche befinden, und so wird es eine Stunde lang sein. Dann wird er wieder wachsen und so werden wie jetzt."

Die Krähentochter krächzte und flog davon.

„Bleib gesund, Mütterchen!"

„Bleib gesund, Töchterchen!"

Und die Mutter flog in einer anderen Richtung davon.

Der junge Bursche hatte aufmerksam auf das Gespräch der Krähen gelauscht, und nun überlegte er, ob wohl die Krähenmutter die Wahrheit gesagt hatte. Ob der Berg wirklich mit seiner Spitze bis zur Erde hinabsteigen würde?

Er wurde unruhig. Ständig lief er durch den Garten hin und her. Auf einmal spürte er einen so wunderbaren Geruch, wie er ihn noch nie gerochen hatte, obwohl es doch in dem Garten allerlei Düfte gab. Dieser Geruch aber war so angenehm, daß man fast den Verstand verlor.

„Woher mag nur der Geruch kommen?"

Er ging und suchte. Da gewahrte er einen herrlichen Apfelbaum. An ihm wuchsen so wohlriechende Äpfel, wie er sie noch nirgends in der Welt gesehen hatte. Unweit des Apfelbaumes aber war ein Birnbaum. Und die Birnen dufteten auch so, wie er es noch nie erlebt hatte.

Der Apfelbaum und der Birnbaum aber waren miteinander verwachsen, und ihre Zweige hatten sich ineinander verflochten und waren durcheinander gewachsen. An den Bäumen hingen so viele Äpfel und Birnen, daß die Zweige sich bogen und bis zur Erde reichten.

Der Bursche setzte sich in die Mitte zwischen Apfelbaum und Birnbaum und freute sich über den reichen Fruchtsegen. So viel hatte er noch nie gesehen! Er schaute den Baum hinauf und wollte kosten, was für Äpfel das waren. Er pflückte einen, der in der Nähe war, und aß ihn.

Ihm wurde schwindlig, und er spürte, wie ihm Hörner wuchsen. Die Hörner wuchsen und wuchsen, wuchsen durch die Zweige und Blätter und durch die Früchte, immer höher und höher. Sie wuchsen bis zum Wipfel des Baumes, drehten sich und wanden sich um die Zweige. Sie preßten den Jungen so an die Erde, daß er sich nicht bewegen konnte.

„Wofür hat mich Gott so gestraft?"

Der Junge begann zu weinen.

„Jetzt muß ich doch hier umkommen."

Er lag unter dem Baum und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Er wußte nicht, daß die Hörner aus dem Apfel gewachsen waren.

So lag er einige Nächte und einige Tage. Er war sehr hungrig

geworden. Auf einmal fiel von dem Baum eine Birne und rollte direkt zu ihm hin.

„Wie gut, daß wenigstens eine heruntergefallen ist!"

Der junge Bursche war froh.

„Ich werde sie essen, sonst sterbe ich ja noch vor Hunger."

Kaum hatte er die Birne gegessen, wurde ihm wieder schwindlig im Kopf, und die Hörner fielen ab. Der Junge freute sich und sprang auf die Beine. Nun machte er sich daran, Birnen und Äpfel zu pflücken. Als er sich satt gegessen hatte, setzte er sich wieder hin, um auszuruhen, denn die Hörner hatten ihm sehr zu schaffen gemacht.

Er saß da und überlegte: Woher sind mir die Hörner gewachsen? Vielleicht davon, daß ich einen Apfel gegessen habe? Na, da werde ich noch einmal probieren. Und wieder aß er einen Apfel. Im gleichen Augenblick begannen ihm wieder Hörner zu wachsen. Sie waren so schwer, daß sie ihn zu Boden warfen. So lag also der Junge auf der Erde und rührte sich nicht. Er ergriff eine Birne und aß sie. Die Hörner fielen ab.

So erfuhr der junge Bursche das Geheimnis der wundertätigen Äpfel und der wundertätigen Birnen. Er pflückte einen Sack voll und stellte sich an den Rand des Berges.

Voll Ungeduld wartete er, daß sich der Berg senke.

Er wartete und wartete, denn er wollte zu gern auf die Erde zurück. Auf einmal begann sich der Berg zu senken. Er senkte sich so schnell, daß es den Burschen in die Höhe hob und er in der Luft schwebte. Es hob ihn bis in die Baumkronen. Da griff der junge Bursche nach den Zweigen und hielt sich fest. So hing er also mit den Füßen nach oben und mit dem Kopf nach unten.

Es dauerte nicht lange, da stand der Berg auf gleicher Höhe wie die Erde. Der junge Bursche lief schnell an den Rand des Felsens. Mit einem Fuß hatte er schon die Erde betreten, der andere war noch auf dem Berg. Da begann sich der Berg wieder zu erheben, und er erhob sich so schnell, daß die Erde zu schaukeln begann. Der junge Bursche erschrak und verlor das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, schaute er um sich und sah über sich den Berg, dessen Spitze bis zum Himmel reichte.

Noch sehr lange lang er im Gras und ruhte sich aus. Dann machte er sich auf den Weg.

Ich gehe zu meinen Brüdern, dachte er bei sich. Ich besorge Geld, und dann gehe ich zu dieser nichtsnutzigen Zarentochter. Ich werde sie bestrafen, wie sie es verdient hat.

Er mußte noch viel durchmachen, bis er in seine Heimat kam. Zu Hause ruhte er sich aus, kam zu Kräften und wurde

wieder stärker. Er nahm Geld und begab sich zu der Hauptstadt, in der die Zarentochter wohnte, die ihn betrogen hatte. Er kleidete sich in Bettlerlumpen und ging auf den Basar.

Er bezahlte die Gebühr, um das Recht zu haben, Obst zu verkaufen. Er legte ein paar Äpfel auf den Tisch, und sie verbreiteten ihren Geruch über den ganzen Basar. Die Leute sahen sich um und kamen zu dem jungen Burschen gelaufen. Sie wunderten sich und fragten:

„Was kosten die Äpfel?"

„Oh, die sind teuer! Die könnt ihr doch nicht kaufen. Soviel Geld habt ihr nicht."

Der junge Bursche verlangte einen hohen Preis. Einfache Leute konnten das nicht bezahlen. Da kam die Dienerin des Zaren auf den Basar. Sie roch die wundervollen Äpfel, erfuhr von dem hohen Preis, kam nach Hause und erzählte es ihrer Herrin.

„Die und die Äpfel werden auf dem Basar verkauft. Sie verbreiten ihren Geruch im ganzen Lande. Aber es wird für sie sehr viel Geld verlangt. Niemand kann soviel bezahlen."

„Wir haben genug Geld. Ich gehe und kaufe die Äpfel selber", sagte die Zarentochter.

Sie nahm ein Körbchen und lief auf den Basar. Als der junge Bursche sie gewahrte, zog er die Mütze ins Gesicht, damit sie ihn nicht erkannte.

„Was verlangt Ihr für die Äpfel?"

„Soundso viel."

Er nannte einen hohen Preis.

„Aber Euch gebe ich sie billiger. Niemand kaufte sie. Ich sitze hier schon so lange und vertrödele nur unnötig meine kostbare Zeit. Ein paar Äpfel habe ich schon verkauft, drei habe ich noch, die schönsten. Nehmt sie, denn ich habe keine Lust mehr, hier auf dem Basar zu sitzen."

Das Mädchen bezahlte den Preis und brachte die Äpfel nach Hause. Die Zarenfamilie setzte sich gerade an den Tisch zum Mittagessen. Der Zar, die Zarin und ihr Töchterchen hatten jeder ihre eigenen Zimmer. Die Zarentochter legte dem Zaren einen Apfel hin.

„Eßt den nach dem Mittagessen, Väterchen."

Den zweiten Apfel legte sie ihrer Mutter hin.

„Eßt den nach dem Mittagessen, Mütterchen."

Den dritten behielt sie für sich.

Sie aßen ihr Mittagessen und machten sich an die Äpfel. Kaum hatten sie sie gegessen, begannen ihnen Hörner zu wach-

sen. Und sie wuchsen so schnell, daß sie in wenigen Augenblikken die Decke erreicht hatten und sich an den Wänden entlangwanden. Sie wären noch weiter gewachsen, aber es war ja kein Platz mehr da. Sie preßten die Familie des Zaren so an die Erde, daß keiner sich bewegen konnte.

Der Zar, die Zarin und die Zarentochter erhoben ein schreckliches Gezeter und Geschrei. Eine furchtbare Angst überkam sie. Die Diener hörten das Weinen und Schreien. Sie kamen herbeigelaufen, erblickten das Wunder und liefen vor Angst davon. Das war schrecklich anzusehen!

Durch die ganze Stadt und durch den ganzen Staat verbreitete sich die Nachricht, daß dem Zaren, der Zarin und ihrem Töchterchen Hörner gewachsen seien. Die Nachricht kam auch in die Redaktionen, und die Redakteure schrieben darüber in den Zeitungen. Und so erfuhr die ganze Welt, was für ein Unglück über die Zarenfamilie gekommen war.

Die Zeitungen waren im Nu vergriffen, denn jeder wollte von diesen schrecklichen Hörnern lesen. Die einen hatten Mitleid mit dem Zaren, die anderen freuten sich und lachten. Natürlich gab es von den letzteren mehr.

„So etwas hat denen schon lange gefehlt!"

Aus dem ganzen Lande und aus der ganzen Welt kamen die Ärzte zusammen. Sie versuchten, die Zarenfamilie von den Hörnern zu heilen. Sie rieben und schmierten die Hörner ein und wollten sie abschneiden. Die Gehörnten starben fast vor Schmerzen. Aber kaum hatten sie ein Stück abgeschnitten, wuchsen die Hörner wieder nach.

Der Bursche hatte nun die Äpfel verkauft, er kehrte in sein Land zurück und dachte bei sich: Sollen die sich ruhig ein bißchen quälen und leiden. Er blieb ziemlich lange zu Hause. Er kam wieder zu Kräften und aß sich einen Bauch an. Alle Ärzte haben ja Bäuche. Er kaufte sich Ärztekleidung, eine Tasche für die Medikamente, eine Kutsche und ein Paar schöne Pferde. Auch einen Paradekutscher mietete er sich.

Er setzte sich in die Kutsche und fuhr los. Das Volk sah es und staunte.

„Was für ein schöner Arzt!"

„Was für einen schmucken Kutscher er hat!"

In der Tat, der Kutscher saß stolz auf dem Vordersitz, hielt in den Händen die Zügel, und an der Mütze wippte eine schöne Feder wie ein Blatt am Baum.

Der Doktor in der Paradekutsche erschien in der Hauptstadt. Er nahm sich im Hotel ein teures Zimmer und sagte allen,

er stamme aus einem fernen, sehr weit entfernten Reiche. Die Herren sahen den ausländischen Doktor und sagten zueinander:

„Das muß ein berühmter Arzt sein!"

Sie brachten nicht nur dem Doktor, sondern auch seinem Kutscher Achtung und Respekt entgegen.

Der Herr Doktor bestellte sich ein teures Mittagessen, aß und las Zeitungen. Die lagen auf den Tischen herum. Dann bestellte er sich ein teures Getränk, trank es aus und zündete sich eine Zigarette an. Er rauchte und rauchte und las Zeitungen.

Er klopfte an den Teller, und gleich erschien der Kellner.

„Womit kann ich dem Herrn Doktor dienen?"

„Bringt mir den und den Wein."

Und er bestellte sich einen der teuersten Weine, wie ihn sonst nur Zaren tranken.

Der Kellner brachte den Wein, und der Doktor fragte ihn:

„Was ist denn mit eurem allergnädigsten Zaren geschehen? Ich habe in den Zeitungen gelesen —."

„Ach, gnädiger Herr, mit unserem Zaren ist ein Unglück geschehen. Man kann es kaum erzählen. Aus der ganzen Welt haben sich die Ärzte eingefunden, aber heilen können sie ihn nicht."

„Ich bin ja auch Arzt. Ich reise in ein anderes Land. Dort ist ein kranker Prinz. Ich könnte eurem Zaren helfen, aber leider habe ich keine Zeit. Ich muß zu dem Prinzen."

Sofort rief der Kellner beim Hauptminister an.

„Hier ist ein berühmter ausländischer Arzt. Er möchte unseren Zaren behandeln, aber er muß schnell in ein anderes Land, zu einem kranken Prinzen. Kommt gleich her! Vielleicht könnt Ihr ihn irgendwie überreden, damit er unserem Zaren das Leben rettet."

Der Minister setzte sich auf ein gutes Pferd und trieb es an, wie er nur konnte, denn er wollte so schnell wie möglich bei dem berühmten Arzt sein. Sie machten sich miteinander bekannt und reichten sich die Hand.

„Ich bin der Hauptminister."

„Ich bin der und der Arzt."

„Herr Arzt! Die Zarenfamilie ist im Unglück. Seid so freundlich und so gut, helft uns! Schon lange quälen sich alle und leiden."

„Ich würde Euch gern helfen, aber ich muß ins Nachbarland eilen, denn dort ist ein Prinz krank geworden."

„Herr Doktor, es liegt doch auf Eurem Wege. Schaut auch

zu unserem armen, unglücklichen Zaren herein. Er wird Euch mit Gold überschütten."

Sie baten und bettelten den Arzt so lange, bis er zusagte.

„Gut, ich werde mit vorbeigehen. Wenn die Krankheit eine lange Behandlung erfordert, werde ich gar nicht erst anfangen. Ich werde es dann erst tun, wenn ich auf der Rückreise bin."

Man brachte den Arzt zum Zarenpalast. Er war elegant angezogen, kräftig gebaut, rotbäckig und hatte ein Gesicht wie gemalt. Niemand erkannte ihn. Der Arzt öffnete die Tasche, nahm ein Instrument heraus und begann die Hörner abzuklopfen.

Der Zar weinte.

„Keine leichte Sache", sagte der Arzt. „Diese Krankheit kann man heilen. Aber das braucht viel Zeit, und ich bin jetzt in Eile."

Sie baten und beschworen den Arzt. Der Zar, die Zarin, die Zarentochter und auch der Minister baten.

„Herr Doktor, helft uns in unserer Not. Wir geben Euch ganze Wagenladungen voll Gold."

Lange ließ sich der Bursche bitten. Schließlich erklärte er sich bereit, die Zarenfamilie zu behandeln.

„Ich kann sie aber nur behandeln, wenn die Kranken allein im Zarenpalast sind und alle Diener, Beamten und Köchinnen verschwinden. Bei meiner Operation darf niemand dabei sein."

Der Zar war einverstanden.

„Ich sehe, es gibt keine andere Hilfe. Was für Qualen auch kommen, ich werde sie ertragen. Wenn ich sterbe, dann wenigstens ohne Hörner."

Der Zar befahl den Dienern, Ministern und Beamten, den Palast zu verlassen.

Als nur noch die Zarenfamilie im Palast war, machte sich der Arzt an seine Operation.

„Allergnädigster Zar, ich muß die Zusammensetzung Eures Blutes ändern. Aber wie? Ich muß Euch schlagen. Essen dürft Ihr nur sehr wenig. Im Verlaufe von vierzehn Tagen muß ich Euch täglich schlagen. Dann fallen die Hörner ab. Unter Garantie."

Der Zar war mit allem einverstanden. Der Arzt machte sich an die Arbeit. Er hatte einen Ochsenziemer und begann, damit den Zaren auf den nackten Leib zu schlagen. Er schlug und schlug, und der Zar brüllte wie ein Stier. Aber so schnell ging das ja nicht, wie man es erzählt. Vierzehn Tage lang verprügelte der Bursche den Zaren und schmierte die Hörner ein. Er quälte

den Allergnädigsten so, daß der kaum noch atmen konnte. Schließlich nahm der Bursche eine Birne heraus, schnitt sie in Stücke, warf sie in einen Becher, vermischte sie mit Wasser und reichte sie dem Kranken. Kaum hatte der Zar die Medizin getrunken, fielen die Hörner ab.

Dann telefonierte der Arzt, daß eine Kutsche kommen sollte, um den Zaren zu holen und ihn ins Krankenhaus zu bringen, denn er hatte keine Hörner mehr. Sie holten den Zaren. Die Doktoren besahen ihn sich, und sie bedauerten ihn, weil er so zerschunden war, daß an ihm kein heiler Fleck mehr war. Aber sie freuten sich, daß von den Hörnern nicht einmal mehr Spuren da waren. Sie lobten den ausländischen Arzt.

„Ein kluger Mensch, wenn er so eine schreckliche Krankheit heilen kann!"

Nun kam die Zarin an die Reihe. Mit der Allergnädigsten verfuhr der Arzt genauso wie mit dem Zaren. Zwar schlug er sie nicht so, denn sie war ja schwächer. Die Zarin begann mit dünner Stimme zu jammern, wie eine Ziege. Am vierzehnten Tage gab ihr der Bursche eine Birne, und die Hörner fielen ab.

Die Zarin wurde ins Krankenhaus gebracht. Selbst in den Zeitungen schrieben die Korrespondenten mit großer Freude, daß die Zarenfamilie von einer schrecklichen Krankheit gerettet worden sei. Und sie lobten den ausländischen Arzt über alle Maßen.

Nun kam die Reihe an die Zarentochter. Der Arzt machte sich daran, auch sie zu behandeln. Er trat vor sie hin, klopfte mit dem Instrument die Hörner ab und sagte:

„Ach, meine Ärmste, hier ist die schwerste Operation vonnöten, denn du hast junges Blut. Das bedeutet, daß ich dich am längsten schlagen muß."

Die Zarentochter hatte einen weichen und etwas fetten Leib. Ihr Körper war so weiß, daß man an einer Gans keine weißere Feder gefunden hätte. Als der Arzt sie zu verprügeln begann, pfiff sie, daß es kaum zum Anhören war. Der Arzt schlug sie und hatte kein Mitleid mit ihr. Er schlug sie fast zu Tode, aber sterben ließ er sie nicht.

Er quälte sie so, daß sie bereit war, die Hörner zu tragen, wenn er nur aufgehört hätte, sie zu schlagen.

Der Arzt öffnete die Tür zu dem Zimmer, begann die „Operation" aber noch nicht, und da brüllte sie schon aus vollem Halse. So behandelte der Bursche die Zarentochter vierzehn Tage lang. Am vierzehnten Tage ging er für kurze Zeit aus dem Palast und kam dann gleich wieder. Er sagte:

„Versprich, daß du alle meine Befehle ausführst. Andernfalls wirst du jetzt sterben."

„Ich verspreche es! Ich verspreche es!"

„Erkennst du mich?"

Sie sah ihn an.

„Nein, ich erkenne dich nicht."

Er nahm die Mütze ab.

„Erkennst du mich jetzt? Ich bin der Bursche, mit dem du Karten gespielt hast, den du betrogen hast, dem du den Beutel, die Zauberkappe und die Pfeife gestohlen hast. Ich bin der, den du auf den hohen Berg werfen ließest."

Jetzt erkannte die Prinzessin den jungen Burschen.

„Was willst du? Sterben oder mir meine Sachen zurückgeben?"

Die Zarentochter war so erschrocken, daß sie nicht reden konnte. Aber den Zauberbeutel, die Zauberkappe und die Zauberpfeife zurückgeben wollte sie auch nicht.

Der Arzt begann wieder mit seiner „Operation". Er begann sie so mit dem Ochsenziemer auf den nackten Körper zu schlagen, daß die Zarentochter nur stöhnte.

„Oh, ich gebe sie dir, ich gebe sie!"

„Wo sind die Sachen?"

„Da und da. Unter dem Ofen ist eine Grube. Die ist so mit Lehm ausgeschmiert, daß keine Spur zu sehen ist. Suche und du wirst den Beutel dort finden."

Lange, lange suchte er, bis er ihn fand. Er probierte den Beutel aus und steckte ihn in die Tasche.

Er kam zur Zarentochter zurück:

„Wo ist die Zauberkappe?"

„Dort und dort. Unter dem Schrank ist eine Grube. Suche und du wirst sie finden!"

Er fand auch die Kappe. Er probierte sie aus und steckte sie in seinen Sack.

„Wo ist die Pfeife?"

„Dort und dort. Grabe unter dem Tisch nach und reiß den Fußboden auf."

Er fand auch die Pfeife. Er probierte sie aus und steckte sie in den Sack.

Jetzt ging er wieder zu der Zarentochter.

„Zum Abschluß möchte ich dir noch ein paar Medikamente geben, damit du mich so bald nicht wieder vergißt."

Und wieder begann er die Zarentochter mit dem Ochsenzie-

mer auf den weißen Körper zu schlagen. Er schlug sie so, daß sie fast gestorben wäre.

Nachdem der junge Bursche die „Operation" durchgeführt und ihr die „Medikamente" gegeben hatte, holte er eine Birne, sie aß sie, und die Hörner fielen ab. Der Arzt telefonierte, die Prinzessin könne abgeholt und ins Krankenhaus gebracht werden.

Dann sagte er noch zu ihr:

„Wenn du jemandem etwas von mir erzählst, kommst du sofort um."

Sie sagte niemandem, wie er sie, den Zaren und die Zarin behandelt hatte.

Der junge Bursche aber setzte sich in die Kutsche und fuhr in eine unbekannte Stadt. Hier ruhte er sich einen Monat aus, bis die gewöhnlichen Ärzte den Zaren, die Zarin und ihre Tochter von den Schlägen geheilt hatten. Als er erfuhr, daß sie wieder gesund waren, erklärte er ihnen den Krieg.

Das Zarenheer nahm Aufstellung, der Junge nahm die Pfeife heraus, und es erschienen so viele Soldaten wie Sand am Meer, wie Blätter an den Bäumen, wie Gras auf der Erde. Der General kam herbeigelaufen.

„Was verlangst du, allergnädigster Zar?"

„Den Zaren, die Zarin und die Zarentochter vernichten! Die Minister, die höheren Offiziere und alle verräterischen Gutsbesitzer vernichten! Wenn alle vernichtet sind, werden die Unteroffiziere und die einfachen Soldaten gefragt: Ergebt ihr euch oder wollt ihr sterben?"

So geschah es. Der Zar, die Zarin, die Zarentochter, die Minister, die Offiziere und alle Gutsbesitzer, die das unschuldige Volk ausgesaugt hatten, wurden vernichtet.

Dann fragte man die einfachen Soldaten und die Unteroffiziere:

„Ergebt ihr euch oder wollt ihr euch schlagen und so umkommen?"

„Wir wollen nicht unser Blut für unsere Feinde vergießen", riefen die Soldaten.

Und der Krieg hörte auf, der Kampf war zu Ende. Alle klatschten in die Hände und schrien:

„Es lebe der junge Zar!"

Der junge Zar übernahm den Staat und suchte sich ein schönes Mädchen aus armem Geschlecht, ein ehrliches, einfaches, arbeitsames Dienstmädchen. Sie verlobten sich und feierten Hochzeit. Zur Hochzeit lud der Bräutigam seine Brüder ein.

Er wollte keine Zaren, Könige, Grafen und großen Gutsbesitzer einladen, denn er achtete und liebte das arme, arbeitsame Volk. Jeden, der kam, erfreute er mit kostbaren Geschenken. Auf der Hochzeit erklärte er, daß er den armen Menschen die großen Abgaben erlassen werde.

Die Freude war groß, die einfachen Menschen freuten sich, denn die Macht war in die Hände eines Menschen übergegangen, der die Arbeiter und Bauern liebte. So ein Mensch aber verwaltete den Staat gerecht.

Nach der Hochzeit lebten die jungen Leute glücklich und in Liebe. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie vielleicht noch heute.

Damit ist das Märchen zu Ende.

63

DAS MÄRCHEN VON ROSE IWAN

Es war einmal ein junger, reicher Graf. Er heiratete und nahm sich ein schönes Mädchen. Die Jungvermählten waren sehr reich. Sie hatten Wälder, Felder, Weiden und Tausende Stück Vieh. In der Stadt, wo sie wohnten, hatten sie vierundzwanzig Ladengeschäfte unter einem Dach. Der Graf erhielt Waren aus der ganzen Welt. Häufig suchten ihn fremde Kaufleute aus verschiedenen Ländern auf.

Aber was nützte dem Grafen der Reichtum, wenn er in seiner Familie kein Glück fand? Er lebte nun schon mehrere Jahre mit seiner Frau in der Hoffnung, sie würde ein Kind bekommen. Aber sie bekam und bekam keins. Der Mann und die Frau beteten zu Gott und flehten ihn an, er möchte ihnen doch ein Kind schenken. Aber alles war vergebens.

Einmal träumte die Frau, daß im Garten unterm Fenster eine schöne Rose wuchs, und sie war so schön, daß man sich an ihr nicht satt sehen konnte.

Am anderen Morgen stand die Gräfin auf und schaute aus dem Fenster, denn sie wollte wissen, ob im Garten wirklich eine so herrliche Blume wuchs. Aber sie sah keine. In der zweiten Nacht träumte sie wieder von der Wunderblume. Denselben Traum hatte sie auch in der dritten Nacht.

In der Stadt, wo der Graf lebte, wohnte auch ein altes Mütterchen, das konnte wahrsagen. Die Gräfin ging zu ihr, damit die Wahrsagerin ihr den seltsamen Traum erklären solle. Die Alte hörte sie an und sagte dann:

„Ach, Töchterchen, du hast von der Wunderrose geträumt.

Ich sage dir, du wirst bestimmt einen schönen Jungen zur Welt bringen."

Die Frau des Grafen erzählte ihrem Mann von dem wunderbaren Traum. Daß sie zu der wahrsagenden Alten gegangen war, verschwieg sie, denn manche Männer glauben nicht an Hellsehen und sind ärgerlich, wenn ihre Frauen zu Wahrsagerinnen gehen.

Einmal wollte der Graf aus dem Ausland verschiedene Waren für seine vierundzwanzig Ladengeschäfte holen.

„Ich muß lange reisen, denn in dem einen Land kann ich nur manche Waren kaufen, im zweiten andere und im dritten wieder andere als im ersten und im zweiten, ich muß mich also auf eine lange Reise vorbereiten."

Dann sagte der Graf zu seiner Frau:

„Gib mir Wegzehrung mit, denn ich weiß nicht, wann ich zurückkomme."

Die Frau bereitete alles vor und verabschiedete ihren Mann. Der Graf begab sich auf die Reise. Als sie sich verabschiedeten, wußte die Frau noch nicht, daß sie ein Kind bekommen würde. Sie spürte es erst ein oder zwei Wochen nach der Abfahrt ihres Mannes.

Monate vergingen, der Graf kam und kam nicht wieder. Vor der Abfahrt hatte er zu seiner Frau gesagt:

„Wenn ich von meiner weiten Reise zurückkehre, gebe ich dir ein Signal mit einem Kanonenschuß. Wenn du den Schuß hörst, kommst du mir entgegen. Komm aber bitte nicht allein. Bring Arbeiter mit, damit jemand da ist, der die Waren auslädt und in die Lager bringt!"

Die Frau lauschte jeden Tag auf den Kanonenschuß. Aber sie hörte keinen. Sie wartete und wartete, aber ihr Mann blieb aus.

Nun kam also die Zeit der Niederkunft.

Der Graf war noch immer nicht zurück, und bei der Niederkunft war sie allein. Sie brachte einen schönen Sohn zur Welt. Die Hebammen sagen ja immer, die Kinder ähneln dem Vater, auch wenn das nicht so ist. Dieses Mal aber war der Junge wirklich seinem Vater so ähnlich, als wäre er ihm aus dem Gesicht geschnitten.

Der Junge wuchs schnell heran. Als er ein Jahr alt war, war er schon so groß wie ein Zweijähriger, und als er zwei Jahre alt war, war er so groß, als wäre er schon vier. Er wuchs zusehends.

Lange überlegte die Gräfin, welchen Namen sie dem Jungen

geben sollte. Zur Erinnerung daran, daß sie von der Rose geträumt hatte, gab sie dem Jungen den Namen Rose Iwan.

Mit zehn Jahren war der Junge ein stattlicher Bursche, wie es keinen zweiten in der ganzen Stadt gab.

Rose Iwan war klug und wollte alles wissen. Einmal fragte er seine Mutter:

„Mütterchen, wo ist denn mein Vater?"

„Du hast keinen Vater."

Einige Wochen später fragte Iwan wieder:

„Mütterchen, wo ist denn mein Vater?"

„Du hast keinen Vater."

Die Mutter wollte nicht, daß der Junge traurig war.

Aber Iwanko dachte nur immer an seinen Vater.

Als er einmal auf der Straße spazierenging, hörte er folgendes Gespräch:

„Schau nur, wie groß und stark dieser junge Bursche schon ist. Sein Vater ist nicht so."

Rose Iwan kam nach Hause gelaufen und fragte seine Mutter:

„Mütterchen, sagt mir die Wahrheit! Wo ist mein Vater?"

„Ich habe dir schon mehrmals gesagt, du hast keinen Vater."

Rose Iwan brachte zwei riesige Holzklötze herbei. Den einen warf er auf die Erde und legte seine Mutter darauf, mit dem anderen wollte er sie erschlagen.

„Mütterchen, wenn Ihr mir nicht sagt, wo mein Vater ist, werfe ich den Holzklotz auf Euch, und Ihr sterbt."

Seine Mutter erschrak.

„Oh, Söhnchen, tu das nicht. Ich will dir alles erzählen."

Der Bursche hob seine Mutter wieder von dem Holzklotz auf, und sie sagte zu ihm:

„Komm in die Stube, ich erzähle dir die ganze Geschichte."

Sie erzählte dem Jungen:

„Ich habe deinen Vater, einen Grafen, geheiratet. Ziemlich lange hatten wir keine Kinder. Wir waren sehr traurig. Einmal träumte ich, daß in unserem Garten unter dem Fenster eine Rose wuchs. Dreimal träumte ich davon. Ich wollte wissen, was das bedeutet, und ging zu einer Wahrsagerin. Die Alte erklärte mir den Traum. Sie sagte, ich würde einen schönen Sohn zur Welt bringen. Dein Vater fuhr mit dem Schiff ins Ausland, um verschiedene Waren zu holen. Zu der Zeit wußte ich noch nicht, daß ich dich bekommen würde. Auch er wußte es nicht."

Rose Iwan hörte die Worte seiner Mutter an, und dann sagte er mit fester Stimme:

„Mütterchen, macht Wegzehrung für die weite Reise zurecht! Ich will meinen Vater suchen."

Die Mutter bereitete nicht wenig verschiedene Speisen zu. Der Junge verschloß die Lager, entließ die Verkäufer, spannte schöne Pferde vor die Kutsche und begab sich mit seiner Mutter auf die Reise.

Sie fuhren, fuhren und fuhren weit fort. Sie fuhren und erkundigten sich.

„Kennt ihr vielleicht den und den Mann?"

Nirgends trafen sie einen, der ihnen gesagt hätte, daß er den Vater von Rose Iwan, den reichen Kaufmann, kannte.

Sie gelangten ins Hochgebirge, in dichte, undurchdringliche Wälder. Sie fuhren so lange durch einen Wald bergauf, bis sie auf eine große Waldwiese stießen. Hier verschwand der Weg, denn von der Waldwiese aus sah man ihn nicht mehr. Ringsum war Gestrüpp, wie eine feste, undurchdringliche Wand. Es war so dicht, daß selbst ein Mensch zu Fuß Mühe hatte, zwischen den dicken Bäumen hindurchzukommen. Aber bis zur Spitze des Berges war es noch weit, sehr weit. Iwan sah, daß sie in eine schwierige Lage gekommen waren und daß sie nun nicht mehr weiterfahren konnten. Sie setzten sich ins Gras, aßen und tranken frisches Wasser aus einer Quelle. Der Junge sagte:

„Mütterchen, bleibt hier sitzen und paßt auf die Pferde auf! Ich steige auf die Spitze des Berges. Vielleicht sehe ich von dort aus ein Dorf oder eine Stadt."

Rose Iwan begann sich zwischen den Hagebuchen und Weißbuchen hindurchzuarbeiten, die hier so dicht wuchsen, daß ein Baum fast den anderen berührte. Lange, sehr lange mußte sich der Junge bis zur Spitze des Berges durcharbeiten. Aber schließlich hatte er es geschafft. Auf dem Berg setzte er sich nieder, um sich etwas auszuruhen. Ringsum aber war so ein Gestrüpp, daß man nicht einmal zehn Meter weit sehen konnte.

Auf dem Gipfel des Berges stand ein hoher und dicker Ahornbaum. Iwan las darauf folgende Aufschrift: „Dieser Ahornbaum steht direkt in der Mitte des Waldes und ist der größte Baum."

Da überlegte Rose Iwan: Ich werde auf den Baum hinaufklettern, vielleicht sehe ich etwas.

Es war nicht leicht, auf den Ahornbaum zu klettern, denn er war glatt wie Glas. In dichten Wäldern wachsen ja keine Zweige an den Bäumen. Aber Rose Iwan war ein starker und geschickter Bursche. Er klammerte sich mit den Armen fest und kletterte immer höher und höher, bis er zu den Zweigen

gelangte. Hier setzte er sich nieder und ruhte sich aus. Er schaute den Baum hinauf und erblickte ein Kleidungsstück.

Wo kommt denn das her? Ob das der Wind gebracht hat oder ob es jemand hinaufgeworfen hat? Nun, soll es hängenbleiben, was geht's mich an!

Rose Iwan kletterte von Zweig zu Zweig immer höher und höher. Da erblickte er einen rostigen Säbel, der an einem Zweig hing und schaukelte.

Was geht mich ein rostiger Säbel an! dachte er und kletterte weiter. Er gelangte bis zur Spitze. Dort sah er ein Gewehr hängen. Das war auch rostig. Wozu brauche ich so ein Gewehr? dachte er und nahm es nicht. Von der Spitze des Baumes sah er sich nach allen Seiten um. Er schaute in die eine Richtung und sah nichts. Er schaute in die zweite und sah wieder nichts, denn in der Ferne waren nur blaue Berge. Er schaute in die dritte Richtung und sah auch nichts. Dann schaute er in die vierte, und da sah er das Dach eines Hauses in der Sonne glänzen.

„Dort muß jemand sein. Ich werde von dem Ahornbaum steigen und dorthin gehen. Aber ich muß so hinabsteigen, daß mir nicht schwindlig wird. Außerdem muß ich mir merken, wo die Hütte steht."

Rose Iwan nahm die Mütze vom Kopf und warf sie in die Richtung, wo er den Rauch gesehen hatte. Die Mütze flog, bis sie den Augen entschwand. Der Bursche konnte nicht einmal mehr sehen, wohin sie gefallen war.

Als er hinunterkletterte, sah er wieder das rostige Gewehr.

„Das werde ich mir zum Andenken mitnehmen. Dann weiß ich wenigstens, was für eine Technik die früher einmal gehabt haben."

Rose Iwan warf sich das Gewehr über die Schulter und stieg weiter hinab. Er gelangte zu dem Säbel. Den Säbel nehme ich mir auch zum Andenken mit, dachte er. Der Junge hatte nämlich Bücher gelesen, er liebte Geschichte und interessierte sich für allerlei altmodische Gegenstände. Den Säbel hängte er an den Gürtel und stieg weiter hinunter. Da kam er zu dem Kleiderfetzen. Der wird mir auch von Nutzen sein. Ich werde mit ihm das rostige Gewehr und den rostigen Säbel putzen, dachte er und nahm ihn mit.

Schließlich war der Junge wieder auf der Erde. Er setzte sich ins Gras, um sich auszuruhen. Er nahm den Fetzen und betrachtete ihn.

„Aber das ist ja ein Hemd!"

Er besah sich das Hemd und las darauf folgende Aufschrift: „Wer dieses Hemd anzieht, wird der stärkste Mensch auf der Welt, wird Zar über alle Vierbeiner. Vögel und Schlangen, wird ihr Gespräch hören und verstehen."

„Das ist eine gute Sache!"

Er sah sich den Säbel genauer an. Er zog ihn aus der Scheide, und der Säbel glänzte, daß es ihm ganz dunkel vor Augen wurde. Er las eine Aufschrift auf dem Säbel: „Dieser Säbel hackt so viele Köpfe ab, wie man ihm befiehlt."

„Ein guter Säbel!"

Er schaute sich das Gewehr an und las darauf folgende Aufschrift: „Dieses Gewehr tötet mit einem Schuß so viele, wie man verlangt."

„Ein gutes Gewehr!"

Rose Iwan zog sein Hemd aus und zog sich das gefundene an. Den Säbel hängte er sich an den Gürtel, und das Gewehr warf er sich über die Schulter.

Kaum hatte Rose Iwan das Hemd angezogen, den Säbel angehängt und das Gewehr über die Schulter geworfen, da versank er bis zu den Knien in die Erde.

Rose Iwan ging zu seiner Mutter, bis zu den Knien in der Erde stampfend, obwohl er über lauter Steine schritt.

Rose Iwan kam zur Kutsche und sah, die Pferde hatten sich verfangen, waren ineinandergeraten und schlugen aufeinander mit den Hufen ein. Die Mutter aber sah ihren Sohn mit erschrockenen Augen an und dachte: Mein Sohn muß eine große Sünde begangen haben, wenn er bis zu den Knien in der Erde watet. Die Erde hält ihn nicht mehr.

Weinend sagte sie:

„Oh, mein lieber Sohn! Du hast mich aber lange allein gelassen. Die Pferde haben sich verfangen, und nun kommen sie vielleicht um. Was sollen wir ohne sie tun?"

„Seid nicht traurig, Mütterchen. Was kümmern uns die Pferde? Jetzt werden wir glücklich durch die ganze Welt ziehen."

Der junge Bursche trat an die Pferde heran, nahm das eine mit der Hand am Hinterfuß und warf es so, daß es gegen einen Baum schlug und in Stücke zerfiel. Das andere Pferd warf er ebenfalls ganz, ganz weit fort. Dann ergriff er die Kutsche und warf sie so, daß sie zerschellte.

Die Mutter erschrak und sagte:

„Was für eine Sünde hast du begangen, Söhnchen, daß du bis zum Knie in der Erde watest?"

Der Junge aber nahm seine Mutter auf die Hand und trug sie durch das Gestrüpp bis zum Ahornbaum. Er fand die Mütze, und nun wußte er, wohin sie gehen mußten.

Sie zogen in die Richtung, wo das Dach geglänzt hatte. Sie gingen natürlich nicht so schnell, wie sich das im Märchen erzählen läßt. Lange, lange stiegen sie von dem hohen Berg ins Tal hinab, bis sie auf ein Feld kamen. Sie gingen und gingen, und das Licht kam immer näher.

„Dort ist wohl jemand."

Sie kamen näher heran, und da erblickten sie ein schönes Haus. Inzwischen waren sie schon hungrig.

„Mütterchen, gehen wir in dieses Haus. Vielleicht bekommen wir dort etwas zu essen."

Sie gingen also zu dem Haus. Iwan öffnete die Tür und sah viele, viele Zimmer. Lange mußte er gehen, bis er alle besichtigt hatte.

Auf einmal hörte Iwan eine Mädchenstimme. Er ging der Stimme nach, durch einen Korridor, bis er zu einem Zimmer kam. Er öffnete die Tür, und da stand ein wunderschönes Mädchen vor ihm. Dabei spürten sie einen herrlichen Duft. Aber von dem Duft fielen die Mutter und der Sohn fast in Ohnmacht. Sie waren ja so hungrig!

Das Mädchen erschrak. Sie hatte keine Angst, daß man sie töten könnte, sondern fürchtete, daß die Räuber bald nach Hause kommen würden.

„Ihr seid sicherlich hungrig", fragte das Mädchen den Jungen und seine Mutter.

„Ja, wir sind hungrig. Wir sterben fast vor Hunger!"

Das Mädchen brachte schnell etwas zu essen auf den Tisch, schaute auf die Uhr und erzitterte.

„Oh, eßt nur schnell und lauft davon, denn gleich kommt eine ganze Kompanie Räuber! Ich habe Angst, daß sie euch umbringen werden."

„Hab keine Angst", sagte Iwan, „bleib in deinem Zimmer sitzen und geh nicht hinaus, sonst kommst du selber um. Ihr aber, Mütterchen, bleibt hier sitzen. Ich werde mit den Räubern abrechnen."

Der Junge ging hinaus. Als er das Tor geöffnet hatte, kamen die Räuber gerade nach Hause.

Rose Iwan zog den Säbel und erschlug sie alle. Dem Räuberhauptmann nahm er die Schlüssel ab und öffnete damit die Türen zu allen Zimmern. Er hatte schon sehr viele Türen ge-

öffnet, da fand er ein leeres Zimmer. Hierhin trug er die Leichen der Räuber, und den Räuberhauptmann warf er obendrauf.

„Du warst bisher der Oberste. So sollst du es auch jetzt sein!"

Er verschloß die Tür wieder und trat auf den Hof. Dort war ein tiefer Brunnen. Rose Iwan warf die Schlüssel von dem Leichenzimmer hinein.

Rose Iwan trug der Mutter und dem Mädchen auf, im Zimmer sitzen zu bleiben. Das Mädchen aber hatte aus dem Fenster geschaut und gesehen, wie der Junge die Räuber getötet und die Leichen in das leere Zimmer gebracht hatte.

Kurz danach kam Iwan blutüberströmt zurück. Die Mutter erschrak.

„Mein Sohn, wer hat dich denn verwundet?"

„Mütterchen, fürchtet nichts. Mich zu verwunden ist nicht leicht." Der Junge beruhigte die Mutter, und dann sagte er zu dem Mädchen:

„Wer bist du?"

„Ich bin eine Zarentochter. Die Räuber haben mich meinem Väterchen gestohlen und hierhergebracht. Ich war ihre Dienerin und habe ihnen das Essen gekocht. Jetzt aber hast du mich befreit und vor dem Tode gerettet. Heirate mich! Ich will deine Frau werden, und mein Vater wird dir seinen Staat übergeben."

„Jetzt kann ich dich noch nicht heiraten. Kehre nach Hause zurück und warte sieben Jahre, sieben Monate, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten auf mich. Wenn ich dann noch nicht komme, kannst du einen heiraten, der dir gefällt. Um das eine bitte ich dich: Behandle die Armen, die Krüppel und die Blinden gut und beschenke sie. Schau dich gut in dem Hause hier um. Vielleicht sind hier kostbare Dinge. Nimm dir, soviel du willst!"

Das Mädchen fotografierte Iwan noch, dankte ihm und verabschiedete sich.

„Ich werde dich ewig in meinem Herzen tragen. Ich werde dich niemals vergessen und in Treue auf dich warten."

Rose Iwan war ein schmucker Bursche, und er hatte dem Mädchen sehr gefallen. Sie umarmte ihn, küßte ihn herzlich und ging.

Der Junge und die Mutter blieben allein. Er hatte mit den Schlüsseln alle Zimmer geöffnet. In dem einen lagen Waffen, in dem anderen Gold und Silber, in dem dritten teure Klei-

dung und Wertsachen, im vierten Speisen, im fünften Getränke — so viel, daß es für tausend Jahre gereicht hätte.

„Mütterchen", sagte Rose Iwan, „ich habe es satt, durch die Welt zu ziehen. Jetzt werden wir hier leben und uns ein wenig ausruhen."

So blieben der Sohn und die Mutter im Hause der Räuber. Sie übernachteten, und am Morgen nahm Rose Iwan das Gewehr.

„Ich gehe auf die Jagd. Ihr aber macht die Hausarbeit. Da und dort gibt es schon etwas zu tun."

Vor dem Haus der Räuber wuchs ein wunderbarer Birnbaum auf dem Hofe.

Solange die Räuber lebten, hatte der Birnbaum dem Räuberhauptmann gedient. Von jetzt ab diente er dem Burschen. Wenn der Räuberhauptmann fortgegangen war, war der Birnbaum verwelkt und verdorrt. Wenn er zurückkam, bekam der Baum wieder Blätter, blühte und trug Früchte. Kaum trat er auf den Hof, reiften die Birnen und konnten gegessen werden.

Als Iwan das Haus verließ, fielen die Blätter von dem Birnbaum.

Die Mutter blieb zu Hause und lief mit den Schlüsseln umher. Sie langweilte sich allein. Sie spazierte durch die Korridore und sang vor sich hin. Da hörte der Räuberhauptmann sie singen. Ihn hatte der Junge nicht getötet, sondern nur schwer verwundet und auf die Leichen geworfen. Der Räuberhauptmann war wieder zu sich gekommen. Aber er wußte nicht, wie er aus dem Zimmer hinausgelangen sollte.

Er erkannte an der Stimme, daß dort Rose Iwans Mutter sang. Als sie an dem Zimmer vorbeiging, rief er:

„Sei so gut, öffne das Zimmer und befreie mich! Ich bin der und der. Wenn du willst, wirst du meine Frau. Wenn nicht, ziehe ich meines Weges."

Die Mutter hatte viele Schlüssel. Sie versuchte, die Tür mit dem einen, dem anderen und dem dritten aufzumachen, aber keiner paßte.

„Soundso. Ich kann die Tür nicht aufmachen, denn die Schlüssel passen nicht."

„Dort und dort auf dem Ofen findest du ein kleines Glas Wasser. Wenn du einen Schlüssel damit benetzest, kannst du die Tür öffnen."

Die Mutter fand das Glas, benetzte einen Schlüssel, steckte ihn in das Schlüsselloch, und die Tür ging auf. Sie erblickte einen schönen Burschen und gewann ihn gleich lieb.

„Was soll ich tun? Du bist so verwundet, daß du sterben mußt!"

„Dort und dort findest du ein Glas mit Heilwasser. Wenn du meine Wunden damit einreibst, werden sie vernarben und so verheilen, daß keine Spur zurückbleibt."

Die Mutter lief nach dem Heilwasser. Sie fand das Fläschchen und wusch die Wunden des Räubers aus. Sie vernarbten und wuchsen so zu, daß keine Spur mehr zu sehen war, wo Rose Iwan mit dem Säbel zugeschlagen hatte.

Die Frau gefiel dem Räuber. Sie umarmten und küßten sich.

Auf einmal sahen sie auf dem Hofe den Birnbaum grünen und blühen, und Birnen begannen auf ihm zu wachsen und zu reifen.

Der Räuberhauptmann lief wieder in sein Zimmer, und die Mutter schloß ihn ein. Er war nicht mehr hungrig und konnte ruhig warten.

Am Morgen ging Iwan wieder auf die Jagd. Die Mutter ließ den Räuber wiederum heraus. Sie kochte ihm gute Speisen und brachte allerlei Getränke auf den Tisch. So lebten sie wie ein jungverheiratetes Paar. Wenn der Sohn aus dem Walde zurückkam, versteckte sich der Räuberhauptmann.

Einmal sagte der Räuber zu Rose Iwans Mutter:

„So kann ich nicht weiterleben. Ich mache mich auf und davon."

Die Frau aber umarmte ihn, bat und beschwor ihn:

„Geh nicht fort! Bleib noch ein bißchen hier!"

„Das kann ich nicht."

„Ich kann ohne dich nicht leben."

„Wir könnten glücklich leben, wenn du auf mich hören wolltest!"

„Sag's! Ich höre."

„Wenn du deinen Sohn umbringen würdest."

„Das würde ich schon tun. Aber wie? Er ist sehr stark."

„Ich werde dir einen Rat geben."

Sie war zu allem bereit.

„Wenn Iwan zurückkommt, dann stelle dich sehr krank und weine. Er wird fragen: ‚Mütterchen, was ist mit Euch? Womit kann ich Euch helfen?' Du aber sag: ‚Mir scheint, wenn ich Bärenmilch trinken und ein Stück Bärenfleisch essen würde, würde ich gesund werden, denn ich habe so einen Traum gehabt. Aber bevor du mir diese Arzneien bringst, sterbe ich sicherlich.' Die Bärin aber wird ihn zerreißen."

Das war also der Rat, den der Räuberhauptmann Rose Iwans Mutter gab.

Da sahen sie, wie der Birnbaum grünte, blühte und Früchte ansetzte. Und die Früchte begannen zu reifen.

Der Räuber versteckte sich in seinem Zimmer, die Frau schloß ihn ein, legte sich ins Bett, weinte bitterlich und wälzte sich hin und her. Iwan hörte schon von weitem ihr Weinen und lief erschrocken zu seiner Mutter.

„Mütterchen, was ist mit Euch?"

„Ach, Söhnchen, ich bin sehr krank. Es tut mir so weh, daß ich sterben muß."

„Was ist mit Euch?"

„Das weiß ich selber nicht."

„Womit kann ich Euch helfen?"

„Du kannst mir nicht helfen."

„Warum sollte ich das nicht können? Sagt es mir nur schnell!"

„Ach, mein Söhnchen, ich fürchte, es zu sagen. Du sollst doch nicht umkommen!"

„Sagt es nur, fürchtet Euch nicht. Ich komme schon nicht um."

„Ach, Söhnchen, ich habe einen dummen Traum gehabt. Wenn ich Bärenmilch trinken und ein Stück Bärenfleisch essen würde, könnte ich wieder gesund werden."

Der Bursche wartete nicht lange. Er ergriff das Gewehr und lief in den Wald. Die Blätter fielen vom Birnbaum, und der Baum begann zu verdorren.

Die Frau ließ den Räuber hinaus. Sie aßen, tranken, vergnügten sich, liebkosten sich und sangen.

Iwan kam in den dichten Wald. Hier waren sonst nur schreckliche Tiere. Er fand die Bärin nicht gleich. Kaum hatte er sie aber gewahrt, legte er an.

„Allergnädigster Herr!" brüllte die Bärin. „Töte mich nicht und auch mein Kind nicht. Deine Mutter braucht meine Milch nicht. Sie braucht auch das Bärenfleisch nicht. Sie braucht dein Blut. Komm her, ich gebe dir Milch. Das Bärenkind nimm mit. Töte es aber nicht, sondern laß es frei! Es findet mich von selbst."

Der Junge ging zu der Bärin, und sie gab ihm Milch. Er nahm das Bärenkind auf die Schulter und trug es nach Hause.

Der Birnbaum begann zu grünen und zu blühen.

„So ein Unglück", sagte der Räuberhauptmann, „Iwan

kommt lebendig nach Hause. Die Bären haben ihn nicht zerrissen."

Rose Iwan trug das kleine Bärentier. Es spielte mit ihm und kletterte auf seiner Schulter umher. Er gewann das kleine und neckische Tier wegen seiner Güte und Harmlosigkeit lieb.

Die Birnen auf dem Baum reiften.

Der Räuber sagte zu der Frau:

„Stell dich gesund! Sag, du brauchst keine Bärenmilch und kein Bärenfleisch mehr."

Mit diesen Worten versteckte er sich wieder in seinem Zimmer.

Iwan lief zu seiner Mutter und brachte ihr die Milch. Sie aber drehte sich mit dem Gesicht zur anderen Seite und sagte:

„Ich bin schon gesund, Söhnchen. Aber scher dich mit dem Bärenkind fort! Wie garstig es ist! Ich will keine Milch mehr trinken, und Fleisch will ich auch nicht essen."

Iwan legte das Bärenkind auf die Erde, wusch es, kämmte es und ließ es frei. Das Bärenkind freute sich und lief hüpfend in den Wald zu seinem Mütterchen.

Am nächsten Tag ging der Junge wieder auf die Jagd. Die Mutter aber beriet mit dem Räuber, wie sie ihn aus der Welt schaffen könnten.

„Es gibt ein Tier, das stärker als der Bär ist. Stell dich wieder krank und weine. Sag ihm, du hättest geträumt, die Milch einer Löwin und das Fleisch eines kleinen Löwen könnten Arznei für dich sein!"

Die Frau und der Räuber sahen, daß der Birnbaum zu grünen, zu blühen und Früchte zu tragen begann.

Der Räuberhauptmann versteckte sich, die Mutter legte sich ins Bett und weinte, sie müsse sterben.

Iwan hörte von weitem schon das Weinen seiner Mutter und lief erschrocken zu ihr.

„Was ist geschehen, Mütterchen? Ich habe mich gefreut, daß Ihr gesund seid, jetzt aber sehe ich, Ihr seid wieder krank geworden."

„Ach, Söhnchen, so ein Unglück. Das erste Mal hast du mir geholfen. Jetzt aber kannst du mir nicht helfen."

„Ich werde Euch helfen, Mütterchen. Ich bringe alles, was Ihr wollt."

„Ich habe solche Angst um dich. Um mich ist es nicht schade. Wenn nur du am Leben bleibst."

„Grämt Euch nicht meinetwegen."

„Ich habe geträumt, wenn ich Milch von einer Löwin trin-

ken und das Fleisch von einem kleinen Löwen essen würde, könnte ich gesund werden."

„Gut. Geduldet Euch ein wenig! Ich bringe Euch Löwenmilch und Löwenfleisch."

Rose Iwan nahm das Gewehr und lief in den dichten Wald. Er fand die Löwin mit den kleinen Löwenkindern nicht so schnell, wie sich das im Märchen erzählen läßt. Aber schließlich fand er sie. Er legte an und wollte sie töten.

„Allergnädigster Zar! Töte mich und mein Kind nicht. Deine Mutter braucht meine Milch nicht. Sie braucht auch das Fleisch nicht. Sie braucht dein Blut. Ich gebe dir die Milch, ich gebe dir auch das kleine Löwenkind. Töte es aber nicht, sondern laß es frei. Es wird mich finden."

Die Löwin legte sich auf die Seite, drückte mit den Füßen an den Zitzen und preßte Milch heraus.

Rose Iwan nahm die Milch, legte sich das kleine Tier auf die Schulter und lief schnell zum Haus zurück. Während er fort war, vergnügten sich die Frau und der Räuber, tranken und waren lustig. Sie freuten sich, daß der Löwe Iwan zerreißen und er nicht wiederkommen würde.

Aber der Birnbaum begann zu grünen, zu blühen und Früchte anzusetzen.

Der Räuberhauptmann versteckte sich, Rose Iwans Mutter aber lief umher und war nicht mehr krank.

„Ach, Söhnchen, Gott sei Dank, ich bin schon wieder gesund. Nichts tut mir weh. Ich fühle mich gut. Trag das Löwentier fort, denn ich mag es nicht einmal sehen! Die Milch werde ich auch nicht trinken."

Iwan koste das kleine Tier, kämmte es, streichelte es und ließ es frei. Das Löwenkind lief hüpfend und froh zu seinem Mütterchen davon.

Die Nacht verging. Am anderen Morgen ging der Junge wieder auf die Jagd. Während er durch das Gestrüpp irrte, aß, trank und vergnügte sich die Mutter mit dem Räuber. Er gefiel ihr so gut, und Verliebtere gab's auf der ganzen Welt nicht! Aber sie hatte nur den einen Gedanken: wie sie den Sohn umbringen könnte. Sie zwangen ihn, allerlei schreckliche Tiere zu bringen. Aber es gab kein Tier, das Iwan ein Leid angetan hätte.

Da kam der Räuber schließlich auf folgenden Gedanken: Auf dem Gläsernen Berg stand ein Haus. Wer dort hingegangen war, kam nicht wieder lebend zurück. Am Hause aber wuchs ein Apfelbaum, der trug Wunderäpfel. Wer als junger

Mensch so einen Apfel aß, wurde mit einem Schlage so alt, als hätte er schon hundert Jahre gelebt. Neben dem Apfelbaum aber wuchs ein Birnbaum. Der trug Wunderbirnen. Wer alt war und eine Birne aß, wurde so jung, als wäre er eben erst achtzehn. Zu dem Apfelbaum und zu dem Birnbaum kamen Menschen aus der ganzen Welt. Aber niemand war lebendig zurückgekommen, denn die Bäume wurden von einem schrecklichen Drachen bewacht.

„Stelle dich krank und sage, du möchtest von dem Birnbaum essen, der auf dem Gläsernen Berg wächst. Für dich geht Iwan und kehrt nie wieder von dort zurück. Dort kommt er bestimmt um."

Darauf einigten sie sich. Sie sahen den Birnbaum wieder grünen, blühen und Früchte tragen. Der Räuberhauptmann lief in sein Zimmer, die Mutter legte sich hin und weinte schrecklich. Der Junge hörte schon aus der Ferne ihr Weinen. Er kam herbeigelaufen und fragte:

„Mütterchen, was ist denn nun schon wieder geschehen?"

„Ach, Söhnchen, mir ist beschieden zu sterben."

„Was tut Euch denn weh?"

„Das weiß ich selber nicht, mein Lieber."

„Womit kann ich Euch denn helfen?"

„Du kannst mir nicht helfen, denn die Sache ist nicht einfach."

„Warum denn nicht? Ich helfe Euch schon. Sagt es mir nur!"

„Ich fürchte mich, es dir zu sagen. Ich habe geträumt, daß irgendwo in der Ferne ein Gläserner Berg ist. Auf diesem Berg wachsen ein Birnbaum und ein Apfelbaum. Wenn ich von dem Birnbaum oder dem Apfelbaum essen würde, könnte ich gesund werden."

Rose Iwan überlegte nicht lange und machte sich auf den Weg. Kaum hatte er den Hof verlassen, begann der Birnbaum zu verdorren, und seine Blätter fielen auf die Erde.

Die Mutter ließ den Räuber heraus.

„Schau dir den Birnbaum an. Er verwelkt. Das bedeutet, daß Iwan umkommt. Jetzt können wir ruhig leben."

Sie aßen, vergnügten sich, liebkosten sich und hatten Freude miteinander. Der Junge aber zog über hohe Berge, durch dichte Wälder und weite Felder. Er wanderte durch Wüsten, überquerte Flüsse, durchschwamm Meere und Seen, ging und ging und ging.

Iwan gelangte in ein fremdes Land und kam auf eine breite

Staatsstraße. Aber es fiel ihm gar nicht leicht, diese Straße zu gehen, denn er versank bis zu den Knien in die Erde.

Auf einmal hörte er hinter sich eine Kutsche. An den Pferden klingelten Schellenglocken, und viele waren es, sehr viele. Die Pferde wurden von einem schwarzen Zigeuner angetrieben. Hinten auf dem Sitz aber schaukelte jemand hin und her. Ein Mädchen oder eine Frau.

Als die Kutsche herangekommen war, erblickte Iwan ein so wunderschönes Mädchen, wie er es noch nie gesehen hatte. Sie hatte einen goldenen Stern auf der Stirn, goldene Haare auf dem Kopf und ein goldenes Tüchlein in der Hand. Das Mädchen weinte bitterlich und vergoß blutige Tränen. Als Iwan sah, daß das wunderschöne Mädchen von einem widerlichen Zigeuner gefahren wurde, packte ihn die Wut, und er hielt die Kutsche an.

„Halt!"

Das Mädchen weinte und flehte.

„Halt uns nicht an, denn ich habe es eilig."

„Wohin bringt dich der Zigeuner?"

„Ich bitte dich noch einmal. Halt uns nicht an!"

„Ich lasse dich nicht fort, bevor du mir nicht sagst, warum du weinst."

„Und was ist, wenn ich es dir sage? Du kannst mir ja doch nicht helfen."

„Und wenn ich dir helfen kann?"

„Der Räuberhauptmann hat meinem Väterchen einen Brief geschrieben. Zu der und der Zeit muß er mich verheiraten. Wenn nicht, richtet der Räuber das ganze Land zugrunde, und nicht nur die Menschen, sondern auch die Vierbeiner und die Vögel. Denn dieser Räuber ist der Schrecken der ganzen Welt."

„Weine nicht, ich komme mit. Ich werde dir helfen."

Er setzte sich in die Kutsche. Die Räder versanken bis in die Erde, so tief, daß man sie gar nicht mehr sah.

Die Pferde kamen nicht vom Fleck. Sie schlugen nur mit den Hinterfüßen aus, und die Hufe blitzten.

Da merkte das Mädchen, daß der Junge sehr stark sein mußte.

Iwan stieg aus der Kutsche, griff mit der einen Hand nach der Deichsel und zog die Räder aus der Erde. Dann sagte er zu dem Zigeuner:

„Treib die Pferde nicht zu schnell an. Treib sie nur so an, wie ich laufen kann, denn die Pferde können mich nicht fahren.

Wenn du nicht gehorchst, werfe ich dich in die Höhe, daß du bis in den Himmel fliegst."

Sie zogen weiter, Iwan zu Fuß, die anderen in der Kutsche. Rose Iwan mußte lange laufen, die anderen aber fuhren, bis sie am Wege einen Pfahl erblickten. Auf dem Pfahl war eine Aufschrift: „Von diesem Pfahl aus sind es fünfzehn Kilometer bis zum Palast. Wer diesen Weg beschreitet, muß auf den Knien kriechen, wenn nicht, stirbt er eines schlimmen Todes."

Der junge Bursche ergriff den Pfahl und warf ihn so hoch, daß er in den Wolken verschwand. Sie zogen weiter. Sie kamen zum Palast. Da sahen sie vor dem Palast einen riesigen Nußbaum wachsen. Der Nußbaum warf einen Schatten von einem Kilometer Länge. In diesem Schatten stand ein stählerner Stuhl, und auf dem Stuhl saß der Räuberhauptmann. Als er die Kutsche erblickte, begann er zu schreien und das Mädchen auf alle mögliche Art zu beschimpfen.

Das Mädchen erschrak und schwieg. Sie grüßte und setzte sich neben den Räuber. Iwan setzte sich ebenfalls zu dem Mädchen, und zwar an die andere Seite. Da wurde der Räuber wütend und sagte:

„Wie kannst du es wagen, dich neben sie zu setzen?"

„Sie ist ein Mädchen und nicht deine Frau. Was du kannst, kann ich auch."

Der Räuberhauptmann zitterte förmlich vor Wut.

„Rede nicht so, sonst ist es gleich aus mit dir!"

„Da mußt du schon noch ein paarmal geboren werden, ehe du mich besiegen kannst!"

Sie gingen, um miteinander zu kämpfen.

„Wie wollen wir uns schlagen? Mit Säbeln oder mit den Fäusten?" fragte der Räuber.

„Wie willst du's denn?"

Der riesige Nußbaum war von der Erde an einen Meter hoch glatt und ohne Äste. Darüber aber gabelte er sich.

„Wir wollen uns durch diese Astgabel hakeln."

Sie streckten sich also die Hände entgegen. Iwan ergriff die Hand des Räubers und zerrte so stark an ihr, daß er ihm den Arm aus der Schulter riß.

Da kam auf einmal eine Schar Raben geflogen und setzte sich auf den Nußbaum. Dort schaukelten sie auf den Ästen und krächzten.

Der Bursche warf den Raben den Arm zu.

Der Räuber streckte ihm den anderen Arm hin. Iwan zog und zerrte, riß ihm auch den zweiten Arm aus und warf ihn

sofort den Raben zu. Dann schlug Rose Iwan dem Räuber den Kopf ab und warf den mit dem ganzen Leichnam den wilden Vögeln zu. Die Vögel fraßen alles auf, nicht einmal ein Knochen blieb zurück.

Das Mädchen hatte fotografiert, wie Iwan mit dem Räuberhauptmann kämpfte. Der Zigeuner aber war so erschrocken, daß er noch schwärzer wurde.

Nachdem Iwan mit dem Räuber abgerechnet hatte, ging er durch den Palast.

„Ich will doch einmal nachsehen, wer dort wohnt. Ich bin bald zurück. Wartet hier auf mich!"

Iwan trat in den Palast. Noch niemals und nirgends hatte er ein so schönes und großes Gebäude gesehen. Lange, sehr lange mußte er gehen, bis er alles gesehen hatte.

Er ging durch die Korridore und hörte eine Frauenstimme. Er öffnete eine Tür und sah drei wunderschöne Mädchen, die sangen. Sie schauten Iwan an und wunderten sich.

„Woher kommst du denn? Aus der Erde? Oder bist du durch das Fenster hereingeflogen?"

„Durch die Tür bin ich gekommen, wie alle Leute."

„Wie denn? Die Tür bewacht doch ein Räuber, der Macht über die ganze Welt hat."

„Den Räuber gibt es nicht mehr. Er wird niemanden mehr zwingen, auf Knien zu kriechen. Was macht ihr denn hier?"

„Wir sind Zarentöchter. Uns hat der Räuber entführt und zu seinen Köchinnen gemacht. Wir müssen ihm und seiner Bande Essen kochen."

Die Mädchen bewirteten den Jungen, denn er war hungrig.

„Setz dich, iß schnell und lauf fort, denn gleich kommt die Bande, die wird dich umbringen."

Rose Iwan setzte sich an den Tisch, aß schnell, rief das schöne Mädchen, das unter dem Nußbaum saß, und führte es in das Zimmer, wo die drei Schwestern waren.

„Bleibt so lange hier, bis ich mit den Räubern abgerechnet habe. Seht aber nicht aus dem Fenster!"

Den Zigeuner verjagte Iwan und setzte sich auf den stählernen Stuhl. Auf diesem Stuhl hatte der Räuberhauptmann immer Wache gehalten.

Er brauchte nicht lange zu warten, da ertönten Hörner, und die erste Räuberbande erschien. Voran schritt ein Oberst, seitlich ein Hornist. Als die Bande noch fern von dem Nußbaum war, gewahrte der Oberst, daß es nicht der Räuberhauptmann war, der auf dem stählernen Stuhl saß. Er ließ halten und sagte:

„Ich sehe eine fremde Seele unter dem Nußbaum. Was machen wir da?"

Sie berieten und berieten und beschlossen zu schießen, um den Fremden zu töten.

Der Oberst gab Kommando:

„Feuer!"

Die Räuber schossen auf Iwan. Der aber blieb ruhig sitzen, denn die Kugeln prallten von ihm ab wie Erbsen von der Wand. Sie schossen lange, der Bursche aber bewegte sich nicht einmal.

„Hoffnungsloser Fall, Jungs", sagte der Oberst, denn er sah, daß mit Kugeln gegen Iwan nichts auszurichten war.

Das Rabenvolk auf den Bäumen krächzte und krächzte.

Als sie eine Weile geschossen hatten, rief Iwan:

„Habt ihr nun genug gespuckt?"

Er warf seinen Säbel.

„Säbel, schlag!"

Dann schoß er ab.

„Gewehr, töte!"

Eine Minute verging, und alle fielen tot auf die Erde.

Die Raben kamen lärmend und krächzend herabgeflogen, setzten sich auf die Leichen und zerrissen sie. Es wurde ganz dunkel von den Raubvögeln. Sie fraßen die Leichen so, daß nicht einmal ein Tropfen Blut zurückblieb. Sie hätten noch mehr gefressen, aber es war nichts mehr da.

Rose Iwan saß unter dem Nußbaum und wartete auf die nächste Bande. Er brauchte nicht lange zu warten. Hörner bliesen, und eine neue Räuberbande erschien. Voran ging ein Oberst, seitlich ein Hornist. Als die Räuber ziemlich nahe an den Nußbaum herangekommen waren, gewahrte der Oberst, daß ein Fremder auf dem stählernen Stuhl saß. Er ließ halten und sagte:

„Ich sehe einen Fremden unter dem Nußbaum. Was machen wir da?"

Sie berieten und beschlossen zu schießen. Der Oberst gab Kommando:

„Feuer!"

Die Kugeln flogen gegen den Burschen. Aber sie prallten ab wie Erbsen von der Wand. Sie schossen lange, Iwan aber blieb ruhig auf dem Stuhl sitzen.

„Hoffnungsloser Fall, Jungs", sagte der Oberst. „Dem können Kugeln nichts anhaben."

Die Raben auf den Bäumen krächzten und krächzten, denn sie warteten auf Futter.

Als die Räuber eine Weile geschossen hatten, rief der Junge:

„Habt ihr nun genug gespuckt?"

Dann warf er seinen Säbel.

„Säbel, schlag!"

Dann schoß er ab.

„Gewehr, töte!"

Im Verlaufe einer Minute lagen alle Feinde Rose Iwans auf der Erde. Das Rabenvolk begann zu lärmen, krächzend herabzufliegen und sich auf die Leichen zu setzen. Es wurde ringsum ganz dunkel, so viele Raben waren es. Die Vögel fraßen die Toten und ließen auch nicht einen Tropfen Blut übrig.

Rose Iwan wartete. Hörner ertönten, und die dritte Bande zeigte sich. Voran der Oberst, seitlich ein Hornist. Als die Räuber in der Nähe des Nußbaumes waren, gewahrte ihr Oberst, daß nicht der Räuberhauptmann auf dem Stuhl wachte. Er ließ halten und sagte:

„Ich sehe eine fremde Seele unter dem Nußbaum. Was machen wir da?"

Sie beschlossen zu schießen. Der Oberst schrie:

„Feuer!"

Sie begannen auf Iwan zu schießen. Aber die Kugeln prallten von ihm ab wie Erbsen von der Wand. Sie schossen lange, der Bursche aber blieb ruhig auf dem Stuhl sitzen.

„Hoffnungsloser Fall, Jungs", sagte der Oberst. „Dem können Kugeln nichts anhaben."

Das Rabenvolk auf den Bäumen aber krächzte und krächzte und wartete auf Futter.

Als sie fertig waren mit dem Schießen, sagte Iwan zu ihnen:

„Habt ihr nun genug gespuckt?"

Dann warf er seinen Säbel.

„Säbel, schlag!"

Dann schoß er ab.

„Gewehr, töte!"

Es verging eine Minute, und alle lagen tot auf der Erde. Das Rabenvolk lärmte und kam krächzend herabgeflogen und setzte sich auf die Leichen. Es wurde dunkel ringsum. Sie fraßen alles und ließen nicht einmal einen Tropfen Blut zurück. Aber selbst das genügte ihnen nicht.

Nachdem Iwan auch noch die vierte Räuberbande vernichtet hatte, kehrte er zu den Mädchen zurück. Sie hatten verstohlen aus dem Fenster beobachtet, was unter dem Nußbaum vor sich

gegangen war, und freuten sich nun sehr, daß Iwan die Bösewichte vernichtet hatte. Jede von ihnen bat Iwan:

„Iwan, heirate mich! Mein Väterchen übergibt dir seinen Staat, und ich werde deine Frau."

Auch das wunderschöne Mädchen mit dem Stern auf der Stirn, die der Zigeuner gebracht hatte, bat ihn darum.

„Iwanko, laß mich nicht allein! Führe mich zu meinem Väterchen. Ich liebe dich sehr und will die Deine werden."

Der Junge antwortete allen:

„Für mich ist noch nicht die Zeit zum Heiraten gekommen. Wartet sieben Jahre, sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten. Wenn ich dann nicht komme, heiratet den, der euch gefällt."

Die Mädchen fotografierten Rose Iwan zum Andenken und verabschiedeten sich von ihm. Er aber sagte:

„Nehmt euch mit, was euer Herz begehrt! Hier ist von allem genug. Ihr könnt Kostbarkeiten in ganzen Fuhren mit nach Hause nehmen. Nur eines verlange ich von euch: Vergeßt die Armen, die Krüppel und die Blinden nicht. Helft ihnen und beschenkt sie!"

Iwan ließ die drei Mädchen gehen, die vierte aber, die mit dem Stern auf der Stirn, hielt er zurück. Sie lag ihm am meisten am Herzen, denn eine so Schöne hatte er auf der ganzen Welt noch nicht gesehen.

„Nimm dir Gold, nimm dir Silber und auch so viele Kostbarkeiten, wie dein Herz verlangt! Die Pferde bringen die Sachen weg und dich auch."

Er rief den Zigeuner und sagte drohend zu ihm:

„Paß auf! Ich übergebe dir dieses Mädchen gesund und ohne Makel. Bring sie zu ihrem Vater. Geschieht ihr etwas, finde ich dich überall, sogar unter der Erde, und reiße dich in Stücke!"

„Ach, lieber, guter Herr! Lieber, gnädiger Herr! Ich bringe das Mädchen zu seinem Vater, und ihr wird nicht einmal ein Haar vom Kopf fallen", schwor der Zigeuner.

Das Mädchen aber wollte nicht allein gehen. Sie beschwor und bat den Burschen:

„Iwanko, vertrau mich nicht einem Fremden an! Komm auch mit, denn ich kann nicht ohne dich leben. Ich werde deine Frau, und mein Vater setzt dir die Zarenkrone aufs Haupt."

„Ich kann noch nicht mitkommen. Ich muß noch eine weite Reise machen."

Das Mädchen freute sich und weinte zugleich. Sie küßte den Jungen inbrünstig und herzlich.

„Ich werde auf dich warten, denn es gibt auf der Welt niemand anderen, den ich heiraten könnte."

Sie verabschiedete sich, setzte sich in die Kutsche und weinte. Der Zigeuner aber begab sich mit ihr zu ihrem Vater.

Rose Iwan verschloß alle Zimmer in dem Räuberhaus. Er verschloß sie so, daß auch jetzt noch niemand dort wohnt, denn die Schlüssel steckte er in die Tasche und begab sich auf die Reise.

Er ging und ging und ging. Er ging lange, bis er auf einen Pfahl stieß. Auf dem Pfahl stand: „Wer diesen Weg zu Fuß geht, stirbt eines schlimmen Todes. Jeder muß auf seine Knie fallen und so weiterkriechen!"

Iwan riß den Pfahl aus der Erde und warf ihn so hoch in den Himmel, daß der Pfahl nicht wieder auf die Erde fiel. Dann wanderte er weiter. Er ging ein ganzes Stück, und da kam er auf ein schönes Feld an einem Walde. Auf dem Feld wuchs ein hoher Ahornbaum, und unter dem Ahornbaum war ein Brunnen. Das Wasser in dem Brunnen schmeckte so gut, selbst Branntwein schmeckt nicht besser. Er setzte sich an den Brunnen, um sich auszuruhen und etwas zu essen.

Nachdem er eine Zeitlang im Gras unter dem Ahornbaum gelagert hatte, hörte er einen Raben laut krächzen.

„Krah, krah, krah!"

Der setzte sich auf den Wipfel des Ahornbaumes.

Es verging eine kleine Weile, und ein anderer Rabe kam herbeigeflogen. Die Vögel unterhielten sich.

„Guten Tag, Mütterchen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit, Töchterchen!"

„Was gibt es Neues, Mütterchen?"

„Viel Neues gibt es gerade nicht. Es gibt nur so viel, daß unser Zar zum Gläsernen Berg geht, um Wunderbirnen und Wunderäpfel zu holen. Aber wenn er nicht bis zum Mittag wartet, kommt er um, denn der Drache wird ihn töten. Er muß bis zwölf Uhr warten. Dann geht das Tor auf. Der Drache schläft auf der Schwelle. Auch sein Kopf liegt auf der Schwelle. Man kann ihn mit dem Säbel erschlagen. Zu Mittag geht das Tor auf, und es wird ein starker Lärm sein."

So unterhielten sich die Raben. Die Tochter krächzte wieder, schlug mit den Flügeln und flog nach einer Richtung davon. Die Mutter saß noch ein Weilchen auf dem Zweig, krächzte und flog in die andere Richtung.

Iwan hatte ihr Gespräch gut verstanden. Er wartete auf den starken Lärm. Genau um zwölf Uhr erschütterte ein schreckli-

cher Schlag die Erde und warf Rose Iwan fast bis zur Mitte des Ahornbaumes. Iwan griff nach einem Ast und kletterte wieder auf die Erde. Er eilte zu einem prächtigen Palast, der ganz aus Gold war. Das war der Palast des Drachen. Aber hineingelangen konnte man nur durch das Tor.

Zu Mittag ging das Tor auf, der Drache legte seinen Kopf auf die Schwelle und hielt Wache.

Der Junge kam zum Tor gelaufen und sah dort den Drachen schlafen. Er schwenkte seinen Säbel und schlug ihm den Kopf ab. Da floß ein ganzer Blutstrom heraus. Die Leiche zuckte, der Kopf flog hoch in die Luft und fiel in das Blut. Iwan wartete, bis der Drache endgültig tot war. Dann ging er ruhig in den Palast, der auf dem Gläsernen Berg stand. Auf dem Hof des Palastes wuchsen die Wunderbäume, der Apfelbaum und der Birnbaum. Von ihnen gingen so herrliche Düfte nach allen Seiten aus, wie er sie noch nie und nirgends gerochen hatte.

Rose Iwan dachte: Ich schaue mal schnell im goldenen Palast nach, was dort drin ist. Dann pflücke ich einen Beutel Birnen und Äpfel.

Er trat in den goldenen Palast. Hier brauchte man keine Elektrizität, denn das Gold leuchtete, daß es einem die Augen blendete. Er ging durch die Zimmer und sah einen Reichtum, wie es ihn nirgends auf der Welt mehr gibt.

Er trat in einen Korridor und ging ihn entlang. Da erblickte er auf einmal in der Wand ein Loch. Aus dem Loch zeigte eine große Schlange ihren Kopf und zischte. Iwan schwenkte den Säbel und wollte ihr den Kopf abschlagen. Sie aber zischte:

„Töte mich nicht, ich bin eine reine Seele."

„Wieso bist du eine reine Seele, wenn du doch eine Schlange bist?"

„Ich bin eine Zarentochter. Ich bin hierhergekommen, um Äpfel und Birnen zu holen. Der Drache aber hat mich in eine Schlange verwandelt. Ich kann die Schlangenhaut nicht zerreißen."

„Wie soll ich dir helfen?"

„Nimm sieben Zentner Stroh und sieben Fässer Wasser. Feuchte das Stroh mit Wasser an und reibe mich ganz, ganz lange! Wenn du das Stroh verrieben und das Wasser aufgebraucht hast, wird die Haut zerreißen, und ich werde herauskriechen und wieder ein Mädchen werden."

Der Bursche fand Stroh, wog sieben Zentner davon ab und goß sieben Fässer voll Wasser. Er feuchtete das Stroh im Was-

ser an und begann die Schlangenhaut zu reiben. Er rieb und rieb und dachte so bei sich: Ob wohl die Haut zerreißt?

Als er kein Stroh mehr hatte und auch kein Wasser, zerriß die Haut, und ein wunderschönes Mädchen kam herausgeschlüpft.

„Nun, jetzt kannst du dir Äpfel und Birnen pflücken, soviel du willst. Du kannst ruhig nach Hause gehen, denn ich habe den Drachen getötet, und die Raben haben ihn bis auf den letzten Knochen aufgefressen."

Das Mädchen aber bat ihn:

„Da du mich befreit hast, so heirate mich. Ich werde deine Frau, und mein Väterchen wird dir seinen Staat übergeben."

„Ich habe keine Zeit, lange mit dir zu reden. Ich bin hierhergekommen, um Äpfel und Birnen zu holen, denn mein Mütterchen ist sehr krank. Ich habe es eilig. Wenn du willst, warte auf mich sieben Jahre, sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten. Und dann bitte ich dich noch um etwas: Vergiß die Armen, die Krüppel und die Blinden nicht!"

Das Mädchen pflückte Äpfel, verabschiedete sich und zog davon.

Der Bursche aber ging weiter durch die Korridore. Auf einmal hörte er eine Stimme. Es war, als ob sie aus der Erde käme. Er suchte und suchte nach einer Tür. Er fand sie, öffnete sie, sah nach, und da stellte er fest, daß eine Treppe in den Keller führte. Er stieg sie hinab, immer tiefer und tiefer. Auf einmal hörte er Stöhnen und Schreie. Da weinten Menschen. Wer mag das nur sein? dachte Rose Iwan.

Er ging die Treppen immer weiter hinunter. Das Licht aber war so hell, daß er ein Mohnkorn von der Erde hätte aufheben können.

Im Keller stand mitten im Raum eine Krippe aus Beton. An die Krippe waren Menschen geschmiedet.

Als er in den Keller trat, sahen die Menschen, daß es nicht der Drache, sondern ein Mensch war. Sie hörten auf zu weinen. Iwan sah, daß in der Krippe Stroh war.

„Was macht ihr hier?"

„Wir sind hierhergekommen, um Äpfel und Birnen zu holen. Uns hat der Drache gefangen, im Keller eingeschlossen und mit Stroh gefüttert. Wenn wir zu Mittag ein furchtbares Krachen gehört haben, wußten wir, daß der Drache mit seinem eisernen Stock zu uns kommt. Mit diesem Stock hat er uns immer

fürchterlich geschlagen. Wir dachten, der Drache käme wieder, deshalb haben wir vor Schreck geweint."

Die Menschen waren ganz mit Haaren bedeckt. Ihr Haupthaar reichte schon bis zur Erde, und die Bärte ebenfalls. Iwan schwenkte den Säbel, zerschlug gleich alle Ketten und befreite die Menschen.

Sie traten alle an die frische Luft heraus, rasierten sich und schnitten sich die Haare. Sie machten sich Wasser warm und wuschen sich. Unter ihnen waren nicht wenige alte Leute, es gab aber auch ganz junge, je nachdem wann sie das Schicksal unter den Bäumen ereilt hatte.

Die Leute wußten nicht, wie sie Iwan danken sollten, und sie sagten:

„Komm zu mir, ich übergebe dir meinen Reichtum!" Oder: „Komm zu mir, ich bin ein Graf. Ich mache dich zu meinem Erben!"

Alle riefen und baten. Er aber sagte:

„Liebe Leute, geht nach Hause. Ich brauche euer Hab und Gut nicht. Ich habe selbst genug. Geht und werdet glücklich! Nur ermahne ich euch: Wenn ihr einen Armen, Blinden oder Krüppel seht, habt Mitleid mit ihnen. Jetzt aber pflückt euch Äpfel und Birnen und geht nach Hause!"

Iwan nahm die Schlüssel vom Drachen, erledigte alles, was noch zu tun war, und verschloß die Türen im goldenen Palast so, daß auch heute noch niemand dort wohnt. Er pflückte einen Sack voll Äpfel und Birnen und machte sich auf den Weg.

Er ging und ging und ging. Der Birnbaum begann wieder zu blühen, obwohl er schon so trocken war, daß die Rinde von ihm abblätterte. Der Birnbaum begann Blätter zu bekommen und zu blühen.

Der Räuber erschrak.

„Ach, meine Liebe, Iwan lebt und kommt nach Hause. Wie man sieht, ist er nicht umzubringen."

„Was tun?"

„Ich gebe dir noch einen Rat. Wenn er nach Hause kommt, gib ihm gutes Essen. Mach ihm schmackhafte Speisen. Er wird essen und sich dann ausschlafen wollen, denn er ist müde. Mach ihm ein ganzes Faß Wasser warm und bitte ihn, sich zu baden. Wenn er sich badet, nimm diesen Seidenfaden und sag zu ihm: ‚Söhnchen, du bist sehr stark. Kannst du diesen Faden zerreißen?' Er wird den Faden zerreißen. Du aber wickle ihn zweimal um seine Finger, und dann verwandelt er sich in eine starke Kette. Danach rufe mich!"

Der Birnbaum auf dem Hof setzte Früchte an. Er bekam sehr viele Früchte, und sie begannen zu reifen.

Der Räuber versteckte sich im Zimmer, die Mutter aber empfing ihren Sohn so fröhlich, als freute sie sich über seine Ankunft.

„Mein lieber Iwanko! Mein gutes Kind! Wieviel Not mußt du meinetwegen leiden! Gewiß warst du oft hungrig. Wahrscheinlich hast du auch manchmal nicht ordentlich ausgeschlafen. Setz dich schnell an den Tisch, ich habe dir gute Speisen gekocht."

Iwan setzte sich an den Tisch. Er war sehr müde. Er aß, und die Augen fielen ihm schon zu. Er sagte zu seiner Mutter:

„Ich gehe schlafen, Mütterchen."

Die Mutter füllte ein Faß voll warmes Wasser und bat ihn:

„Söhnchen, du bist nicht wenig durch die Welt geirrt. Wahrscheinlich hast du dabei auch etwas eingefangen. Zieh deine Kleidung aus und bade dich! Nach dem Baden wirst du schön ausschlafen und dich ausruhen. Iwanko, widersprich mir nicht, sonst werde ich wieder krank. Ich habe ein weiches und schwaches Herz!"

„Wenn Ihr so schön bittet, werde ich mich waschen."

Rose Iwan wollte sein Hemd nicht zeigen, aber er hatte Angst, daß seine Mutter wieder krank werden könnte. So gehorchte er, zog seine Kleidung aus und auch das Hemd. Dann kroch er in das Faß mit dem warmen Wasser.

Die Mutter freute sich, wusch ihrem Sohn die Schultern und küßte ihn. Lange, sehr lange wusch sie ihren Sohn, und dann sagte sie zu ihm:

„Mein liebes Söhnchen, wie stark und gesund du bist! Was für Wunder du vollbringst! Ich möchte einen Seidenfaden um deine Finger binden, um zu sehen, ob du ihn zerreißt."

„Euer Faden ist für mich wie ein Spinngewebe."

Die Mutter wickelte ihm einen Seidenfaden um die Daumen. Der Junge bewegte die Finger, und der Faden zerriß.

„Ich werde versuchen, deine Finger zweimal zu umwickeln."

Sie umwickelte dem Sohn zweimal die Finger, und es wurde eine starke Kette. Da ließ die Mutter den Räuber heraus. Der trat an den Jungen heran und lachte boshaft.

„Was für einen Tod willst du sterben?"

„Da fragst du ihn noch?" schrie die Mutter.

Sie ergriff ein scharfes Eisen, brachte es im Feuer zur Weißglut und brannte ihrem Sohn die Augen aus.

Der Räuber wunderte sich, als er sah, daß die eigene Mutter

ihrem Kind das antun konnte. Er hatte Mitleid mit dem Jungen.

„Ich will ihn nicht noch mehr bestrafen. Ich nehme das Hemd, den Säbel, das Gewehr und schicke ihn fort. Soll er als Blinder umherirren."

Der Räuber zog also Iwan aus dem Faß, führte ihn auf den Hof und sagte:

„Geh, wohin du willst."

Aber so leicht war das für den blinden Burschen ja nicht. Die Wunden brannten, und der Kopf schmerzte. Er kam nicht weit, denn er konnte nicht schnell gehen. Manchmal konnte er nur noch auf allen vieren kriechen. Im Wald ist es für einen Blinden besonders schwer. Er ging, irrte umher, kroch über Baumstümpfe, Dornen zerrissen seinen Körper. Felsen und scharfe Steine verwundeten seine Füße. Schließlich kam er auf ein weites Feld. Hier war einst das Gehöft eines reichen Grafen gewesen. Die Gebäude waren zerfallen. Nur ein Brunnen war noch geblieben, aber die Brunneneinfassung war auch schon morsch und zerfallen. So fiel der Blinde in den Brunnen. Mit dem einen Bein trat er hinein, und das andere wurde wie von selbst in die Grube gezogen. Der Brunnen war tief, sehr tief. Lange fiel Iwan, und im Fallen drehte er sich. Bald war er mit dem Kopf und bald mit den Beinen oben. Als er unten ankam, fühlte er, daß er auf etwas Weiches, wie Gummi, gefallen war. Es hob ihn wieder hoch. Er lag eine Weile, und da merkte er, daß sich unter ihm etwas bewegte. Schlangen! dachte er. Und tatsächlich! Es waren Schlangen. Sie hätten ihn gern gefressen, aber sie begannen miteinander zu reden.

„Das ist unser einstiger Zar. Er hat uns nicht getötet und war gut zu uns. Wir dürfen ihn nicht fressen. Aber wie können wir ihn nur hier hinausbekommen?"

„Hinaustragen können wir ihn nicht. Aber füttern können wir ihn, damit er nicht vor Hunger stirbt."

Die Schlangen im Brunnen waren inzwischen groß und stark geworden, denn es hatte lange niemand Wasser geholt. Sie krochen aus dem Brunnen und fanden Speisen in den Beuteln der Menschen, die auf den Feldern Heu ernteten. Die brachten sie dem Burschen. So brauchte er nicht zu hungern. Auch die Wunden in den Augen begannen allmählich zu vernarben. Sie taten schon nicht mehr weh. Es war nur schlimm, daß er blind war.

Da gingen einmal ein paar Herren auf die Jagd. Sie gingen und gingen, verfolgten die Tiere, wurden müde und wollten gern Wasser trinken.

„Wir haben gut gegessen, aber Wasser haben wir nicht getrunken."

„Ich weiß, wo Wasser ist", sagte ein älterer Herr. „Dort, wo einst der Grafenhof war, ist ein Brunnen."

Sie gingen zu dem Brunnen. Sie schauten hinein, aber sie sahen nichts, denn der Brunnen war tief, sehr tief.

„Irgendwie müssen wir doch zu Wasser kommen!"

So nahmen sie den Hunden die Ketten ab, banden Flaschen daran und ließen sie hinunter.

Der Bursche auf dem Grund des Brunnens merkte, daß da Leute trinken wollten. In der Hoffnung heraufzukommen, griff er nach der Flasche. Der Herr versuchte, die Flasche herauszuziehen, aber er schaffte es nicht.

„Da hängt etwas Schweres dran. Allein kann ich sie nicht herausziehen. Helft mir!"

Viele halfen und zogen. Die einen zogen, die anderen standen mit Gewehren bereit, denn sie wußten ja nicht, was sie herausziehen würden.

„Vielleicht eine Schlange, vielleicht auch irgendein anderes Tier."

Manche von den Herren sagten:

„Gleich schießen!"

Die anderen:

„Nicht schießen! Erst müssen wir sehen, was es ist."

Sie zogen den jungen Burschen aus der Grube.

„Wer bist du?"

„Ich bin eine reine Seele. Fürchtet euch nicht vor mir. Ich bin ein Blinder und aus Versehen in den Brunnen gefallen."

Iwan war fast nackt, denn seine Kleider waren verfault. Die Herren gaben ihm, was sie konnten, der eine ein Paar Hosen, der andere ein Hemd, ein dritter eine Jacke, der vierte eine Mütze.

„Hast du lange im Brunnen gelegen?"

„O ja, sehr lange."

„Bist du hungrig?"

„Ja."

Sie gaben ihm zu essen und fragten ihn, wovon er erblindet sei.

„Soundso —."

Die Herren wollten nach Hause und berieten.

„Was machen wir nur mit dem Burschen?"

„Hierlassen können wir ihn nicht."

Ein alter Herr sagte:

„Erinnert ihr euch noch, was uns der aufgetragen hat, der uns vom Drachen befreit hat? Habt Mitleid mit den Armen, Krüppeln und Blinden. Ich nehme ihn zu mir. Er wird mich schon nicht arm essen."

Der Junge lauschte und lauschte, was die Jäger miteinander sprachen, und erriet, daß es die waren, denen er das Leben gerettet hatte. Er erzählte ihnen alles. Die Herren, die sich gern fotografieren ließen und auch selber gern fotografierten, hatten Iwan damals, nachdem er sie vom Drachen befreit hatte, fotografiert. Sie zogen gleich das Foto heraus und sahen es sich an.

„Das ist er doch! Nur hat er keine Augen mehr, der Ärmste!"

Der Junge erzählte nun seine ganze Geschichte. Die Herren hatten Mitleid mit ihm, und jeder wollte ihn zu sich nehmen.

„Habt Dank für eure Güte!" sagte Rose Iwan. „Ich will nichts von euch. Gebt mir nur Kleidung und eine Leier und bringt mich an das Zarentor!"

„Das tun wir gern für dich. Das ist eine Kleinigkeit. Aber wir möchten dich gern selbst behalten. Schade, daß wir dir keine Augen geben können."

Sie brachten den Jungen in die Stadt, kauften ihm Kleider, Schuhe und eine Leier und brachten ihn zum Zarentor. Hier verabschiedeten sie sich von Iwan und versprachen ihm, daß sie ihn niemals vergessen würden.

Der Junge blieb allein. In alten Zeiten spielten Krüppel selten auf Geigen und Flöten, sondern mehr auf Leiern. Auch Iwan lernte schnell, auf diesem Instrument zu spielen.

Am Zarentor begann er ein trauriges Lied zu spielen. Das hörte die Dienerin des Zaren, die auf dem Hof stand. Sie interessierte sich für den Leiermann.

„Wer spielt denn da so traurig?"

Sie machte das Tor auf, schaute auf die Straße hinaus, und da erblickte sie den Burschen. Aber kaum hatte sie bemerkt, daß er blind war, begann sie zu weinen.

„So jung und so schön und ohne Augen! Mein Gott! Mein Gott! Was für eine Ungerechtigkeit!"

Das Mädchen konnte den Krüppel nicht weiter ansehen, denn das Herz tat ihr weh. Mit verweinten Augen kam sie zur Zarentochter zurück.

„Warum weinst du so bitterlich und herzzerreißend?"

Die Dienerin aber war vor Gram ganz gelb geworden.

„Was ist mit dir geschehen?"

Die Dienerin konnte vor Kummer kein Wort herausbringen.

„An — unserem Tor — ist ein — junger — schöner — Bursche, ein Blinder. Er bittet um Almosen und spielt auf der Leier."

Die Zarentochter nahm Geld. Sie gab der Dienerin viel Geld und sagte zu ihr:

„Bring es dem Blinden!"

Die Dienerin stürzte zum Tor und warf dem Jungen die Gulden in die Mütze. Aber vor Mitleid zerriß es ihr fast das Herz.

Der Blinde dankte dem Mädchen freundlich.

Weinend kam die Dienerin zur Zarentochter zurück und erzählte noch einmal von dem Blinden.

Die Zarentochter überkam Mitleid, und sie sagte:

„Lauf schnell nach dem Blinden! Vielleicht ist er noch nicht fort. Bring ihn her! Wir geben ihm zu essen, er hat gewiß lange nichts Gutes gegessen."

Die Dienerin nahm den blinden Burschen an die Hand und führte ihn in die Zarenküche.

„Guten Tag!" grüßte der Blinde.

„Wünsche dir gute Gesundheit! Setz dich an den Tisch und iß!"

Iwan setzte sich an den Tisch. Die Zarentochter betrachtete ihn und dachte bei sich: Wo habe ich denn den schon mal gesehen?

Sie dachte nach und dachte nach und erriet es. Das ist doch der, der mich vor den bösen Räubern errettet hat! Sie nahm das Foto und schaute es an. Er ist es, aber er hat ja keine Augen mehr!

Dann fragte sie ihn:

„Dort und dort — habe ich einmal einen jungen Menschen getroffen —. Der hatte deine Gestalt."

Als er seine ganze Geschichte erzählte, begann das Mädchen bitterlich zu weinen. Sie weinte so sehr, daß sie nicht wieder zu beruhigen war.

Dieses Weinen hörte der alte Zar. Er griff nach seinem Säbel und rannte zu seinem Töchterchen. Schnell öffnete er die Tür zur Küche, und da sah er den fremden Mann. Er schwang den Säbel und hätte Iwan fast totgeschlagen. Aber die Zarentochter fiel ihrem Vater in die Arme und schrie:

„Rühr ihn nicht an!"

„Was ist denn geschehen? Warum weinst du? Er hat dir sicherlich etwas Böses angetan!"

„Väterchen, er hat mir Gutes angetan. Das ist der, der mich

vor den bösen Räubern gerettet hat, und jetzt ist er blind — schau nur!"

Und wieder begann sie zu weinen und die Hände zu ringen. Sie weinte so bitterlich, daß selbst der Zar Mitleid bekam und Tränen vergoß.

„Nun, mein Töchterchen, dieser junge Bursche hat dir das Leben geschenkt. Du hast versprochen, seine Frau zu werden, und ich übergebe ihm meinen Staat. Sein Wort darf man nicht brechen."

Der Zar telefonierte und ließ berühmte Ärzte zu sich bestellen. Sie untersuchten den Jungen, schauten ihn an und sahen, daß er gesund war, nur eben keine Augen hatte. Aber Augen konnten sie ihm auch nicht einsetzen.

So badeten die Ärzte den Jungen, kleideten ihn an und legten ihn in ein weiches Bett.

„Ruh dich aus und schlaf!"

Nach einigen Tagen kam Iwan wieder zu sich und hatte sich beruhigt. Der Zar ließ die Hochzeit vorbereiten.

Für den Jungen wurde Zarenkleidung genäht, und man gab ihm eine dunkle Brille, damit niemand sah, daß er blind war.

Die Zarentochter führte den Jungen am Arm durch die Stadt und ging mit ihm im Garten spazieren. Zu Hause ließ sie ihn keinen Augenblick allein. Ständig war sie um ihn herum. Sie heiterte ihn auf und las ihm Bücher vor.

Einmal fand das Mädchen den Brief, den sie im Haus der Räuber geschrieben hatte. Sie las das Geschriebene und erinnerte sich daran, daß Iwan ihr damals, als er sie befreit hatte, gesagt hatte, daß sie sieben Jahre, sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten warten sollte. Sie begann nachzurechnen und stellte fest, daß die Zeit gerade gekommen war.

Eines Tages begaben sich der Zar, die Zarin, die Minister, die jungen Burschen und Mädchen auf einen Spaziergang. Sie verließen die Stadt und kamen auf ein weites Feld. Am Stadtrand wohnten wie gewöhnlich Zigeuner in ihren Zelten. Die alten Zigeunerinnen legten Karten, die kleinen Zigeunerkinder spielten, tanzten und bettelten dabei.

Die Herren sahen zu, wie die Zigeunerkinder spielten und die Zigeunerinnen wahrsagten. Da trat eine alte bucklige Zigeunerin an die Herrschaften heran. Sie war so alt, daß sie kaum noch sehen konnte. Sie ging direkt auf die Zarin zu. Zum Zaren ging sie nicht, denn sie wußte, daß Männer Wahr-

sagerinnen nicht mögen. Nur Frauen geben ihre letzte Kopeke für Wahrsagerinnen her.

Die alte Zigeunerin sagte:

„Allergnädigste Zarin, nehmt die Karten. Ich spüre in meinem Herzen, daß ich Euch eine wichtige Sache zu sagen habe. Wenn das die Unwahrheit ist, sperrt mich ein in ein Verlies und laßt mich umkommen. Mir tut's um mein Leben nicht mehr leid. Ihr könnt mir auch den Kopf abschlagen."

Die Zarin wunderte sich zwar, ließ sich aber wahrsagen.

Die bucklige Zigeunerin begann die Karten zu legen und sagte:

„Oh, allergnädigste Zarin, mein liebes Mütterchen! Ihr erlebt große Freude, aber auch Kummer. Ihr habt eine Tochter, die Euch sehr teuer ist. Der Mann, der ihr zugedacht ist, ist zurückgekommen, und bald sollen sie heiraten. Aber der junge Mann ist in ein großes Unglück geraten. Er hat sein Augenlicht verloren. Hört auf mich. In der und der Nacht vor Sonnenaufgang wird vom Himmel Tau auf die Erde fallen. Mit dem müßt Ihr dem Blinden die Augen waschen, und er wird wieder sehen können. Wenn ich die Unwahrheit gesagt habe, schlagt mir den Kopf ab."

Die Zarin lauschte, der Zar lauschte, und die Minister lauschten. Sie gingen nicht weiter spazieren, nahmen die Zigeunerin unter den Arm und sagten:

„Wenn das wahr ist, werden wir dich mit Gold überschütten."

Sie kamen nach Hause zurück. Schlafen konnten sie nicht. Sie überlegten und überlegten. Die ganze Zeit dachten sie an den heilenden Tau. Sie konnten kaum die Nacht abwarten. Sie gingen aufs Feld und schliefen dort, um nicht die wundertätige himmlische Gabe zu versäumen. Die ganze Nacht machten sie kein Auge zu und paßten immer nur auf, wann es Tag würde. Kaum hatte es angefangen hell zu werden, da hörten sie, wie vom Himmel Tau herabfiel. Es war wie ein Sturm. Sie sammelten den Tau und wuschen dem Jungen die Augen. Am meisten bemühte sich die Zarentochter.

Sie wuschen und wuschen, so lange, bis sie spürten, daß der Junge allmählich die Augen wiederbekam. Auf einmal sagte er von selber:

„Ich spüre schon etwas Hartes."

Sie aber wuschen und rieben immer weiter, und Rose Iwan konnte wieder sehen, denn er bekam genau solche Augen, wie er gehabt hatte.

Als der junge Bursche wieder sehen konnte, freute sich der Zar von Herzen. Die Zarin freute sich, und die Freude der Zarentochter kannte keine Grenzen.

Sie gingen nach Hause und wollten gleich Hochzeit feiern. Iwan aber sagte:

„Habt keine Eile! So will ich nicht heiraten. Entweder erreiche ich mein Ziel, oder ich sterbe."

Er ging zu dem Mädchen und sagte zu ihr:

„Ich liebe dich. Ich liebe dich mehr als mein Herz. Aber ich sage dir noch einmal: Du mußt wiederum sieben Jahre, sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten auf mich warten. Wenn ich bis dahin nicht zurück bin, kannst du heiraten. Ich bitte dich nur, mir Wegzehrung zuzubereiten."

Alle waren sehr traurig, als sie Rose Iwan verabschiedeten. Ein Kummer, den man weder wiegen noch messen konnte, beugte die Zarentochter zur Erde. Aber da war nichts zu machen. Iwan wollte noch nicht heiraten, und er bestand auf seinem Willen.

Zum Abschied küßte Iwan den Zaren, die Zarin und die Zarentochter, warf sich den Beutel mit den Birnen und Äpfeln über die Schulter und machte sich auf die Reise. In seiner prächtigen Kleidung ging er durch die Felder und Wälder und pfiff und sang dabei. Er sang traurige und lustige Lieder. Die Leier hatte er auch mitgenommen. Er wollte auf ihr spielen, denn er wußte ja nicht, was mit ihm noch geschehen würde, ob er nun sterben oder am Leben bleiben würde. Aber er hatte doch die Hoffnung, lebendig zurückzukommen.

Einmal traf er einen alten Bettler. Der Alte war so bucklig und krumm, daß er mit dem Kopf fast die Erde berührte. Sein Rock war zerrissen, und die Bastschuhe waren so geflickt, daß zehn Flicken übereinander saßen. Seine Hosen waren zerrissen, daß die Fetzen nur so hingen. Seine Mütze war durchlöchert, und die Haare wuchsen schon hindurch. Der Alte streckte den Arm aus und bat um Almosen. Früher war er einmal bei den Soldaten gewesen. Er erblickte den Prinzen und sagte gleich:

„Allergnädigster Prinz! Beschenkt einen armen Menschen."

„Ich werde dir ein großes Geschenk machen, Großväterchen. Ich gebe dir meine Kleider, gib du mir deine!"

Der Alte wurde traurig.

„Wozu brauche ich Eure prächtigen Kleider? Wer wird mir in dieser Kleidung auch nur eine Kopeke geben?"

„Seid nicht traurig, Großvater! Ihr werdet so jung wie ich. Werft nur Eure Lumpen ab, damit ich sie anziehen kann."

„Allergnädigster Prinz! Ich war ja auch einmal jung und stark. Aber ich habe nie —."

„Großvater, ich mache keinen Spaß. Ich sage Euch die Wahrheit. Ihr werdet jung, und ich werde alt. Zieht nur Eure Kleider aus. Aber schnell! Wenn nicht, fliegt Euer Kopf von den Schultern."

Der Alte begann sich auszuziehen. Er sah, daß sich der Prinz auch auszog.

„Ihr werdet jung, aber ein Prinz werdet Ihr nicht. Verkauft die Kleider und kauft Euch andere, denn Zarenkleider dürft Ihr nicht tragen!"

Als sich beide ausgezogen und wieder angezogen hatten, nahm Iwan aus dem Beutel eine Birne und einen Apfel. Der Alte aß die Birne und wurde jung. Iwan aß den Apfel und wurde so ein Greis, als wäre er schon tausend Jahre alt. Erst jetzt glaubte der Alte, daß der Junge nicht im Scherz mit ihm geredet hatte. Er verabschiedete sich höflich und zog weiter. Iwan aber steckte die Leier unter den Rock und zog von Dorf zu Dorf, spielte und bettelte um Almosen. Alle gaben ihm etwas, denn einen so alten Greis wie ihn hatte noch niemand gesehen.

Sie fragten ihn:

„Wie alt seid Ihr?"

„Was? — Ich höre nicht."

„Wie alt Ihr seid?"

„Tausend —."

„Da habt Ihr aber schon viel erlebt!"

„Ach, Söhnchen — was meine Augen schon alles gesehen haben!"

Iwan wanderte so lange als Krüppel umher, bis er zu dem Hause kam, in dem seine Mutter mit dem Räuber wohnte. Er stellte sich unter das Fenster und begann auf seiner Leier zu spielen und traurig zu singen. Der Räuber hörte das und sagte:

„Schau doch einmal nach. Mir scheint, da ist ein Bettler."

Die Frau schüttete Mehl in eine Schüssel und gab es dem Alten. Der aber sang und sang und hustete dann „Chi, chi, chi".

Der Alte machte einen Beutel auf. In seiner Reisetasche hatte er viele kleine Beutel und Tüten. Die Mutter schüttete das Mehl hinein. Sie fragte ihren Sohn:

„Woher bist du, Großväterchen?"

„Ach, Töchterchen, ich komme von weit her. Aus dem Siebenten Zarenreich."

Sie mußte lange fragen, bis sie verstand, was der Alte in seinen Bart murmelte.

Der Räuber rief aus der Hütte:

„Was ist denn das für einer?"

„Das ist ein steinalter Mann — ganz taub —. Ich mußte ihm ins Ohr schreien, damit er etwas verstand. Er hat eine Leier und spielt so schön auf ihr. Er ist so alt, daß er zittert wie ein Blatt auf dem Wasser."

„Na, dann bitte ihn doch, daß er spielt! Wir haben uns beide lange nicht miteinander vergnügt."

Der Alte konnte kaum von einem Fuß auf den anderen treten. Die Mutter rief ihn, er aber hörte nicht. Erst als sie ihn an der Reisetasche zog und ihm lang und breit auseinandersetzte, was sie wollte, sagte er:

„Ich bin schon alt, und mir ist kalt. Wenn Ihr die Stube heizt, will ich Euch etwas vorspielen."

„Wir haben genug Holz. Komm nur herein, wir heizen die Stube."

Sie führte den Bettler in die Stube. Obwohl es gar nicht so kalt war, zog es den Alten gleich zum Ofen. Er stellte sich einen Stuhl dorthin, setzte sich und wärmte sich.

Die Hausherrin begann den Tisch zu decken. Der Räuber brachte Krüge voll Wein, Bier und Branntwein. Sie heizten tüchtig ein, damit es warm wurde. Der Alte erlaubte nicht, daß sie das Fenster öffneten. Sie gehorchten dem Alten. Er sollte nur spielen!

Als alles bereit war, setzten sie sich an den Tisch. Sie tranken, aßen und waren lustig. Auch dem Bettler gaben sie zu trinken, damit er lange und fröhlich spielte. Viel trank der Alte nicht, aber er spielte gut und schön. Noch nie hatte der Räuber so eine Musik gehört und seine Frau auch nicht. Als sie gut gegessen und getrunken hatten, sagten sie:

„Alter, spiel einen Tanz!"

Der Alte spielte so, daß die Beine von selbst im Tanz flogen. Der Alte sah, wie sie tanzten, und er spielte noch schneller. Er wollte, daß sie sich ordentlich erschöpften. Er ruhte ein Weilchen aus, dann spielte er wieder und spielte und spielte. Er spielte, bis Mitternacht vorbei war. Iwans Mutter hatte so lange getanzt, daß sie völlig erschöpft war und sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

„Genug!" sagte der Alte. „Mehr kann ich nicht."

Aber auch der Räuber und seine Frau wollten sich ausruhen.

Sie gingen schlafen. Sie mußten sich ganz nackt ausziehen, so eine Hitze war in der Stube! Der Alte aber warf immer wieder Holz in das Feuer, denn er wollte sehen, wohin der Räuber das Zauberhemd legte. Und schließlich sah er, wie dieser es zusammenrollte und unter das Kopfkissen schob. Neben den Räuber legte sich Iwans Mutter, so wie der Herrgott sie geschaffen hatte.

Der Alte aber legte immer neues Brennholz nach. Dann zog er sich aus und legte sich auf seine Sachen. Die Mutter sagte leise:

„Jetzt ist es auch dem Alten warm geworden."

Der Alte stand auf und öffnete die Fenster. Frische Luft kam in die Stube. Der Räuber aber und Rose Iwans Mutter lagen auf dem Bett, betrunken und erschöpft. Sie schliefen fest.

Der Alte nahm ein scharfes Messer, kroch unter das Bett, schnitt ein Brett durch und zog das Hemd heraus. Dann holte er sich noch den Säbel und das Gewehr, zog schnell das Hemd an, hängte sich den Säbel an den Gürtel und warf sich das Gewehr über die Schulter. Dann aß er eine Birne und wurde wieder jung, so jung, als wäre er erst einundzwanzig Jahre alt. Nun weckte er den Räuber und seine Mutter.

„Los, steht auf!"

Er schüttelte und rüttelte sie, bis sie aufwachten. Da sahen sie Rose Iwan neben sich stehen. Sie erschraken schrecklich.

„Steht schon auf! Los, steht auf, ihr Unglücklichen! Empfangt jetzt euren Lohn!"

Sie krochen vom Bett. Der Junge schwang den Säbel, und der Kopf des Räubers flog auf die Erde. Iwan zerrte den Räuber in das Zimmer, wo die Toten lagen.

Iwan fand zwei Fässer, schrieb auf das eine „Räuber", auf das andere „Rose Iwan" und brachte sie in das Leichenzimmer. Dann führte er seine Mutter zu den Fässern und sagte:

„Jetzt wirst du dich vom Fleisch der Räuber ernähren. Hier sind zwei Fässer. In das eine wirst du Tränen um mich vergießen, in das andere um den Räuber. Wenn ich zurückkomme, werde ich nachschauen, um wen du mehr geweint hast."

Er verschloß die Tür und zog in die Welt hinaus. Er irrte lange umher, bis er sein Ziel erreichte. Und er kehrte zum Zaren zur festgelegten Zeit zurück.

„Jetzt werden wir glücklich. Ich bin der, der dir bestimmt ist, und du wirst meine Frau."

Alle freuten sich. Der Zar, die Zarin und die Minister, denn sie wußten, daß es nun keinen mehr gab, der es gewagt hätte, ihr Land anzugreifen.

Der Zar legte den Tag der Hochzeit fest, verschickte Telegramme und lud reiche Gäste ein. Jede Nation vergnügte sich auf ihre Weise. Sie tranken, waren fröhlich und tanzten. Zu Hunderten tanzten sie miteinander den Reigen.

Als die Hochzeit vorbei war, übernahm der junge Prinz das Zarenreich. Das arme Volk hatte es jetzt leichter, denn der junge Zar war gutherzig und gerecht. Nach der Hochzeit lebte das junge Paar glücklich zusammen. Es vergingen drei Jahre, und Iwan sagte zu seiner Frau:

„Du denkst vielleicht, ich bin aus armem Geschlecht. Mach dich reisefertig. Wir ziehen in mein Heimatland!"

Sie reisten lange, bis sie in eine große Stadt kamen. Iwan ging zur Stadtverwaltung und bezahlte Geld, damit durch jede Straße ein Trommler gehen und alle zusammenrufen sollte, die Handel treiben konnten. Sie sollten dort und dort erscheinen. Iwan ließ die vierundzwanzig Ladengeschäfte öffnen, die nun schon so viele Jahre verschlossen gestanden hatten. Auf das Trommeln hin versammelten sich viele Händler, denn Rose Iwan hatte versprochen, daß er gut bezahlen wollte. Sie zeigten ihre Papiere. Iwan prüfte sie und wählte die gerissensten Händler aus. Einen ernannte er zum Leiter, die anderen hatten unter seiner Leitung zu arbeiten.

Sie eröffneten also die Läden, und da sah Iwan einen feinen Herrn, der die Tür zu seinem Laden öffnete.

„Wer bist du denn? Das sind meine Läden."

„Und wer bist du? Meine Läden sind das."

„Nein, meine!"

Und sie begannen sich so zu streiten, daß sie sich fast geschlagen hätten. Sie stritten sich lange, bis ihnen klar wurde, daß sie Vater und Sohn waren.

Da umarmten sie sich und küßten sich. Der Vater fragte seinen Sohn:

„Wo ist denn unsere Mutter? Unser Haus ist verschlossen. Niemand ist darin. Ich wußte nichts von dir. Ich wußte nicht, daß mir ein Sohn geboren wurde. Ich hatte deine Mutter allein gelassen."

„Ach, mein Väterchen!"

Iwan wurde ganz traurig.

„Schlimmes ist mit unserem Mütterchen geschehen. Setz dich in die Kutsche, wir fahren zu ihr."

Unterwegs erzählte der Junge dem Vater die ganze Geschichte. Er erzählte das Märchen, das wir soeben gehört haben.

Iwan brachte seinen Vater zu dem alten Zaren, zu dem Staate, in dem er sich verheiratet hatte und wo er seine Frau nun zurückließ. Dann fuhr er mit seinem Vater zu seiner Mutter.

Als sie zu dem Unglückshaus kamen, öffneten sie die Tür, und da sahen sie, daß die Leichen der Räuber so abgenagt waren, daß schon nichts mehr da war. Nicht einmal soviel, wie eine Fliege auf die Flügel hätte nehmen können.

Sie schauten auf die Fässer, und da sahen sie, daß das Faß des Räubers voll Tränen war und schon überfloß, das Faß des Sohnes aber war trocken.

Da sagte Iwan:

„Ach, Mütterchen, mein Mütterchen! Du erinnerst dich, wie wir unser Haus abgeschlossen haben und durch die Welt gezogen sind, unseren Vater zu suchen. Jetzt habe ich ihn gefunden. Hier ist er. Du aber hast dich mit dem Räuber eingelassen und wolltest mich ums Leben bringen. Ich habe dich in das Zimmer eingeschlossen, damit du über dein Leben nachdenkst und bereust. Du aber hast um deinen Räuber geweint und Knochen genagt. Schau dir deine Frau an, Väterchen! Das ist nun meine Mutter! So ist es mit der Liebe der Frauen bestellt!"

Rose Iwan drehte sich um und sagte auf dem Weg zur Tür:

„Ich verzeihe dir alle deine Sünden, Mütterchen!"

Da zerfiel die Mutter zu feinem Staub.

Iwan kehrte nach Hause zurück. Seinen Staat regierte er gut. Sein Vater war zwar nicht mehr jung, aber er heiratete doch noch einmal. Er lebte in seiner Stadt und hatte Freude an seinem Sohn und der Schwiegertochter, denn sie waren gut und ehrten ihren Vater.

Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie vielleicht auch heute noch.

Und damit ist das Märchen zu Ende.

64

VOM TREUEN KAMERADEN

Es war einmal ein Zar, der hatte nur einen einzigen Sohn. Sein Staat aber war sehr reich. Der Zar wußte gar nicht, worauf er mehr stolz sein sollte, auf seinen Staat oder seinen Sohn.

Aber der Reichtum brachte ihm Unglück. Der Nachbarkönig war neidisch und erklärte ihm den Krieg. Der Zar wollte gerade seinen Sohn verheiraten. Da aber sagte er:

„Nun, mein Sohn, es ist anders gekommen. Jetzt steht mir der Sinn nicht nach einer Hochzeit. Wir müssen den Staat verteidigen. Deine Hochzeit verschieben wir, obwohl eine junge Frau ins Haus müßte. Ich ziehe mit dem Heer an die Grenze, und du bleibst zu Hause und bist mein Stellvertreter. Regiere das Land, bis ich wieder da bin. Regiere aber so, daß sich niemand beklagt. Sei gerecht und richte nach der Wahrheit. Wenn der Krieg vorbei ist, verheiraten wir dich. Solange ich nicht da bin, darfst du an eine Hochzeit nicht einmal denken! Du würdest ein Verbrechen gegen deinen Vater begehen, wenn du dir selber ein Mädchen suchtest und sie heiratetest. Denk an diese Worte!"

Sie verabschiedeten sich. Der alte Zar setzte sich aufs Pferd und zog seinem Heere voran gegen den Feind. Sein Sohn regierte inzwischen zu Hause den Staat.

Ein Monat verstrich, ein Jahr verstrich, der Krieg ging nicht zu Ende. Ständig kamen neue, frische Truppen. Der Feind war sehr stark, und es war nicht leicht, ihn zu besiegen. Der Zarensohn regierte inzwischen gut den Staat. Niemand beklagte sich über ihn. Das zweite Jahr ging schon zu Ende, und der Krieg dauerte noch immer an. Da dachte er bei sich: Ach, das ist nicht gut. Ich habe meinem Väterchen versprochen, nicht zu heiraten, solange kein Frieden ist, und ich muß auf ihn hören. Aber wer weiß, wann der Krieg aus ist? Die Jahre vergehen, ich werde alt, und einen alten Burschen heiraten die Mädchen nicht!

So überlegte er einmal, zweimal und beschloß dann, nicht länger zu warten und in Abwesenheit seines Vaters zu heiraten.

Er beriet sich mit seinem Kameraden. Der war sein Altersgenosse und aus einer armen Familie, ein sehr vernünftiger Mensch. Als Kinder waren sie gemeinsam aufgewachsen. Sie hatten einander lieb und verstanden sich gut.

Als der Zarensohn ihm seine Absicht mitteilte, sagte der Freund:

„Den Willen des Vaters zu mißachten ist keine schöne Sache. Aber ein Bursche muß heiraten, und wenn du eine Frau aus Zarengeschlecht nimmst, wird es nicht nur für dich gut sein, sondern auch für unseren Staat, denn er bekommt eine Hilfe."

Sie einigten sich, die Hochzeit nicht länger hinauszuschieben,

der Zarensohn sollte sich eine Frau suchen. Er kannte viele Mädchen und wählte die Tochter eines Nachbarkönigs.

Die Brautwerber machten sich auf den Weg, und mit dem jungen Zarensohn zog ein ganzes Heer, damit die Familie der jungen Braut gleich sehen sollte, daß er aus einem reichen und starken Staat kam und daß ihn nicht einfach der Esel im Galopp verloren hatte.

Alle setzten sich auf die Pferde und ritten los. Sie waren noch nicht an der Grenze, da trafen sie den alten Zaren, der den Krieg verloren hatte und sich mit den Überresten seines zerschlagenen Heeres zurückzog. Der Zar freute sich sehr über seinen Sohn, denn er dachte, er eile ihm zu Hilfe.

„Du bist in einem glücklichen Augenblick gekommen, mein Sohn", sagte der Vater. „Mit dem frischen Heer gewinnen wir den Krieg!"

„Väterchen, dieses Heer ist nicht bewaffnet."

„Warum nicht? Wie konntest du ohne Waffen in den Krieg ziehen?"

„Ich ziehe nicht in den Krieg. Ich will Euch die Wahrheit sagen: Ich gehe, um ein Mädchen zu freien, denn ich konnte nicht länger auf Euch warten."

Als der alte Zar das hörte, wurde er so zornig, als hätte jemand mit Feuer nach ihm geworfen.

„Hast du nur Heiraten im Kopfe, wenn das Geschick unseres Staates nur noch an einem Faden hängt? Du bist nicht mehr mein Sohn. Geh, wohin du willst. Ich halte dich nicht. Aber deine Soldaten nehme ich mir. Ich gebe ihnen Waffen und gewinne den Krieg!"

Das tat er. Er bewaffnete die Soldaten und führte sie in den Krieg. Der Zarensohn aber blieb allein. Nur sein treuer Helfer verließ ihn in dieser schweren Stunde nicht.

Ganz allein standen die beiden jungen Burschen mitten auf dem Feld. Der Zarensohn sagte traurig:

„Unser Plan hat nicht schlecht begonnen, aber er ist schlimm ausgegangen. Jetzt haben wir weder einen Vater noch einen Staat. Nackt und bloß sind wir beide."

„Du solltest dich nicht grämen. Wir sind losgezogen, um zu freien. Also ziehen wir weiter. Noch ist nicht alles verloren. Wenn dich ein Mädchen liebgewinnt, liebt sie dich auch ohne Reichtümer."

„Gut, gut! Da wir nun einmal ins Wasser gefallen sind, müssen wir schwimmen."

So gingen sie zu dem König, um seine Tochter zu freien.

Der Zarensohn verneigte sich, erzählte, wer er sei und mit welcher Absicht er käme. Auch die Begegnung mit seinem Vater verschwieg er nicht. Er sagte, sein Vater sei wütend über ihn geworden und habe sich von ihm losgesagt.

Als sich der König das angehört hatte, dauerte ihn der Bursche, und er tröstete ihn:

„Sei nicht traurig, sei nicht traurig. Deine Angelegenheit kann in Ordnung gebracht werden. Dein Vater wird mit der Zeit seinen Ärger vergessen und dir die Schuld vergeben. Wenn es nötig ist, leisten wir ihm auch Hilfe. Aber für dich ist es Zeit zu heiraten!"

Er war bereit, dem Zarensohn seine Tochter zu geben. Sie feierten Hochzeit. Es kamen die Regierenden aus den Nachbarländern, außer denen, die im Krieg waren. Nach der Hochzeit sagte der König zu seinem Schwiegersohn:

„Bleib ruhig bei mir. Mein Staat ist reich und groß. Gräme dich nicht! Ich werde mich selber dafür interessieren, wie die Dinge bei deinem Vater stehen. Ich werde versuchen, euch zu versöhnen. Vielleicht braucht dein Vater Hilfe von mir?"

Sogleich schickte der König Boten zu dem alten Zaren. Er schrieb ihm, so und so sei es nun gekommen und seine Tochter habe den Zarensohn geheiratet. Jetzt seien sie beide Gevattern und müßten in Frieden miteinander leben.

„Vergib deinem Sohn die Schuld. Wenn du Hilfe gegen den Feind brauchst, schicke ich sie dir gleich", schlug der König vor.

Aber Hilfe war nicht erforderlich, denn der Zar hatte mit den frischen Truppen gesiegt und war glücklich nach Hause zurückgekehrt.

„Ich freue mich sehr über euch", sagte der alte Zar zu den Sendboten des Königs. „Ich freue mich, daß mein Sohn ein ordentliches Mädchen gefunden und sich gut verheiratet hat. Ich danke dem Brautvater für seine Freundlichkeit. Meinem Sohn vergebe ich die Schuld. Er kann zusammen mit seiner Frau, meiner Schwiegertochter, nach Hause kommen. Da er nun einmal verheiratet ist, soll seine ganze Familie bei mir wohnen."

Aber diese Worte hatte er geradezu durch die Zähne gezischt, und die Boten sahen, daß der Zar nicht aus ehrlichem Herzen sprach.

Jedoch des Zaren Wort war Befehl. Die Boten wurden bewirtet, bedankten sich und kehrten in ihr Heimatland zurück. Zu Hause berichteten sie dem König über ihr Gespräch mit

dem Zaren. Alle freuten sich sehr, am meisten jedoch der Zarensohn, der am liebsten gleich zu seinem Vater zurückgekehrt wäre.

„Warte ein wenig", riet ihm der König. „So eilig ist das ja nicht. Vergnüg dich noch ein wenig, und dann schicken wir euch auf die weite Reise."

So geschah es auch. Ungefähr ein halbes Jahr blieb das junge Paar beim König. Aber die Sehnsucht verzehrte den Zarensohn und gab ihm keine Ruhe. Er dachte an seine Heimat. Seine Frau sah, wie sich ihr Mann grämte, und wäre am liebsten auch gleich abgereist. So ließ der alte König sie fahren.

Sie verabschiedeten sich von ihm, und alle drei setzten sich in eine goldene Kutsche: der Zarensohn, seine Frau und der treue Kamerad. Fast ein ganzes Heer begleitete sie.

Sie fuhren und fuhren. Als sie an der Grenze waren, sagte der treue Kamerad:

„Ich habe nie etwas Böses für dich gewollt. Jetzt rate ich dir, schick die Wachmannschaft zurück. Sogar den Kutscher."

„Ich habe immer auf dich gehört und tue es auch jetzt, obwohl ich keine große Lust habe, die Soldaten zurückzuschicken", antwortete der Zarensohn und schickte die Wachmannschaft zurück.

Der treue Kamerad aber setzte sich auf den Platz des Kutschers.

Als es dämmerte, kamen sie zu einem Wald. Am Waldesrand stand eine Schenke.

„Weiter fahren wir nicht. Hier übernachten wir", sagte der treue Kamerad und fuhr auf den Hof.

Sie mieteten ein Zimmer. Der Wirt bediente sie gut, denn er sah, daß hohe Gäste eingekehrt waren.

Als die Nacht gekommen war und das junge Paar sich schlafen gelegt hatte, nahm der treue Kamerad das Gewehr und stellte sich als Wache vor die Tür. Ich werde die ganze Nacht wachen, dachte er bei sich. Die Schenke steht an einem abgelegenen Wald. Da kann allerhand geschehen.

Er ging um das Haus, und die Nacht war so dunkel, daß man sie mit einem Messer hätte zerschneiden können.

Auf einmal, um Mitternacht, setzten sich drei Raben auf das Dach des Hauses und begannen — welch ein Wunder! — miteinander zu reden.

„Ein schönes junges Paar übernachtet in dieser Herberge", sagte der erste Rabe. „Solche berühmten Gäste hat diese Schenke noch nie beherbergt."

„Was ist das schon wert!" sagte der andere Rabe. „Sie sind zwar schön und berühmt, aber morgen werden sie sterben, denn der alte Zar hat erfahren, daß sein Sohn zurückkommt, und er hat die Brücke über den Fluß ansägen lassen. Dort werden sie einbrechen und ertrinken."

„Und wer das gehört hat und weitersagt, der wird bis zu den Knien zu Salz", sagte der dritte Rabe.

Danach erhoben sich die Raben in die Lüfte und flogen davon.

An ihre Stelle setzten sich drei Falken und unterhielten sich auch.

„Oh, welch ein schönes Paar! Selbst wenn sie dem Unglück am Fluß entkommen, dem Tode entgehen sie doch nicht. Denn der alte Zar ist schlau. Sowie er hört, daß sie nicht ertrunken sind, schickt er seinem Sohn eine goldene Kutsche. Wer sich aber dort hineinsetzt, beginnt gleich zu brennen, und alle Menschen in ihr verbrennen zu Pulver. Und wer das hört und weitersagt, wird bis zu den Achseln zu Salz."

Die Falken erhoben sich in die Lüfte und flogen davon.

An ihre Stelle setzten sich drei Adler und sagten zueinander:

„Schöne und kluge junge Leute, die hier übernachten. Sie könnten vielleicht der Brücke und der goldenen Kutsche ausweichen, aber dem Tode entrinnen sie doch nicht. Denn sowie sie sich der Hauptstadt nähern, schickt der alte Zar seinem Sohn einen goldenen Säbel an einem goldenen Gürtel und für die Schwiegertochter einen goldenen Gürtel und goldene Ringe als Geschenk. Es ist ein sehr teures Geschenk, aber so gemacht, daß es sie gleich in Stücke zerreißt, wenn sie es sich umtun. Und wer unser Gespräch einem anderen erzählt, wird zur Salzsäule."

„Und wenn ich zur Salzsäule werde, ich erzähle es doch!"

Der treue Kamerad rief den Königssohn, die Adler aber hörten ihn schon nicht mehr, denn sie hatten sich in die Lüfte erhoben und waren davongeflogen.

Als es Tag geworden war, frühstückten alle drei, der treue Kamerad spannte die Pferde vor die Kutsche, und sie fuhren weiter.

Sie fuhren und fuhren. Auf einmal sahen sie einen Fluß und darüber eine Brücke. Der treue Kamerad ließ die Pferde halten, öffnete die Tür und sagte:

„Kommt heraus!"

„Was ist denn?" fragte der Zarensohn erstaunt. „Du willst uns wohl bestrafen?"

Und er lachte laut los.

„Kommt aus der Kutsche!" wiederholte der treue Kamerad.

Der Zarensohn schämte sich zwar vor seiner Frau, aber er gehorchte seinem treuen Kameraden.

„Das ist so seine Manie", sagte er, als sie ihn fragte. „Da müssen wir ihm gehorchen."

Sie gingen zu Fuß über die Brücke. Der treue Kamerad sah sich nach rechts und nach links um. Keine Furt zu sehen. Er erblickte arme Leute, gab ihnen die Pferde samt der Kutsche und überquerte auch die Brücke.

„Was hast du denn gemacht?" fragte der Zarensohn verwundert. „Wie kannst du mein Eigentum anderen Leuten geben?"

„Hör auf mich, und alles wird gut."

Weiter sagte der treue Kamerad kein Wort und ging voran.

Der Zarensohn und seine Frau folgten ihm. Sie gingen und gingen, auf einmal sahen sie, wie ihnen ein ganzer Trupp Soldaten entgegenkam, allen voran die Boten des Zaren. Sie verbeugten sich vor dem Zarensohn und seiner Frau und sagten:

„Der allergnädigste Zar hat dem jungen Paar eine goldene Kutsche geschickt, damit sie nicht zu Fuß gehen müssen."

Der Zarensohn freute sich, denn er hatte noch immer gedacht, sein Vater sei auf ihn ärgerlich.

„Jetzt glaube ich, daß mein Vater mir meine Schuld vergeben hat. So großartig hat er uns an der Grenze empfangen!"

Dann wollte er sich in die goldene Kutsche setzen.

Der treue Kamerad aber versperrte ihm den Weg. Er hielt eine Axt in der Hand — kein Mensch wußte, woher er die hatte — und machte sich daran, die Zarenkutsche zu zerhacken. Das junge Paar erstarrte vor Staunen. Sie dachten, er hätte den Verstand verloren. Aber sie sagten nichts.

Als er alles kurz und klein geschlagen hatte, sagte der Zarensohn:

„Bisher habe ich immer auf dich gehört, und es war gut. Jetzt aber zweifele ich an dir. Du unternimmst alles gegen mich und meinen Vater. Außerdem machst du mir Schande vor den hohen Persönlichkeiten. Wenn das so weitergeht, müssen wir uns wohl trennen. Dann ist es aus mit unserer Freundschaft!"

„Ich will nur das Beste für dich", sagte der treue Kamerad. „Du hast immer auf mich gehört und es nie bereuen müssen. Gib mir dein Wort, daß du noch einen Rat befolgen wirst!"

„Nein! Wenn das solche Ratschläge sind, kann ich nicht auf dich hören."

Damit zogen sie weiter. Sie gingen und gingen und kamen zu der Hauptstadt, wo der alte Vater des Zarensohnes wohnte. Vor der Brücke empfing der Zar seinen Sohn und dessen Frau mit einem großen Gefolge. Er umarmte und küßte sie und übergab in der allgemeinen Freude dem jungen Paar ein Paket. In dem Paket waren der Säbel mit dem goldenen Gürtel für den Sohn, der goldene Gürtel mit den Edelsteinen und teure Ringe für dessen Frau.

Die jungen Leute blühten richtig auf vor Freude. Da kam auf einmal der Freund des Zarensohnes herbeigesprungen, riß dem Zarensohn den Gürtel mit dem Säbel und der jungen Frau den goldenen Gürtel und die Ringe aus den Händen, warf alles auf die Erde und zerhackte es.

Der alte Zar, das junge Paar und alle Anwesenden erbleichten. So teure Geschenke zu vernichten! Der Zarensohn war böse, und seine Frau weinte vor Kummer und Scham.

„Halb so schlimm, halb so schlimm", sagte der alte Zar. „Die Sache klären wir zu Hause. Jetzt aber, mein lieber Sohn, und du, Schwiegertochter, laßt uns zu mir gehen. Mit Freude nehme ich euch als Vater auf."

Er führte sie in seinen Palast. Der Freund des Zarensohnes folgte ihnen wortlos wie ein Stummer.

Der alte Zar veranstaltete ein großes Fest, als würden sie eine zweite Hochzeit feiern. Auf dem Fest waren Minister und Kommandeure und Richter, allerlei hohe Beamte. Sie aßen, tranken und vergnügten sich. Als das Fest in vollem Gange war, erhob sich der alte Zar.

„Hört zu, liebe Gäste! Ich, der Vater, habe meinem Sohn seine Schuld vergeben und ihn mit teuren Geschenken empfangen. Aber anstatt sich zu bedanken, hat mich mein Sohn beschämt. Vor den Augen aller hat er die goldenen und silbernen Geschenke vernichtet. Er soll sich für diese seine Taten verantworten!"

„Ja, ja!" riefen alle. „Soll er sich verantworten."

Der Zarensohn stand auf und sagte:

„Ich wollte meinem Vater keine Schande antun und seine Geschenke vernichten. Das hat alles mein treuer Kamerad getan. Fragt ihn."

Alle wandten sich nach ihm um. Er hatte bisher geschwiegen, jetzt aber redete er:

„Ja, ich habe alles mit eigener Hand vernichtet, und wären es noch mehr Geschenke gewesen, ich hätte sie auch vernichtet. Und ich bereue es nicht. Was ich getan habe, dafür stehe ich auch ein."

Da sagte der alte Zar:

„Alle haben gehört, daß er es zugegeben hat. Haltet Gericht über diese Sache. Nach dem Gerichtsverfahren setzen wir unser Fest fort."

Einstimmig erklärten die Richter, der treue Kamerad habe den Tod verdient.

„Das meine ich auch", sagte der Zar zustimmend.

Bei sich aber dachte er: Woher kennt er eigentlich meine Geheimnisse?

Er befahl, mitten auf dem Hof einen Galgen zu errichten. Sie führten den Verurteilten darunter. Die Richter setzten sich auf ihre Plätze und verlasen nochmals das gefällte Urteil.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Tode", sagte der Freund des Zarensohnes. „Ich werde sterben, aber meinem Freunde, mit dem ich zusammen aufgewachsen bin, habe ich das Leben gerettet."

Das sagte er und legte den Kopf in die Schlinge.

„Hängt ihn auf!"

„Wartet!" schrie der Zarensohn. „Wenn er mir das Leben gerettet hat, soll er erzählen wie!"

Da erzählte der treue Kamerad, was er von den Raben gehört hatte. Kaum hatte er seine Worte ausgesprochen, erstarrte er bis zu den Knien zu Salz.

Weiter erzählte er, was er von den Falken gehört hatte. Im gleichen Augenblick wurde er bis zu den Achseln zu Salz.

Nachdem er erzählt hatte, was er von den Adlern gehört hatte, hatte der Henker niemanden mehr, den er aufhängen konnte. Vor ihm stand eine Salzsäule.

Vor Entsetzen wurden die Leute fast ohnmächtig. Die einen verfluchten den Zaren, andere beweinten den treuen Kameraden. Der Zar aber floh vor Scham in ein anderes Land.

Der Zarensohn schwor, er werde nicht eher ruhen, bevor er nicht eine Arznei finde, um seinen Kameraden zu retten.

Es verging ein halbes Jahr, und da stieß der Zarensohn einmal auf eine Frau, die ihm sagte, wo er die Arznei bekommen könne.

„Du mußt das Schicksal finden, mein Sohn. Jedoch das

Schicksal selber tut nichts. Nur seine Tochter wird dir helfen. Aber ich weiß nicht, wo das Schicksal ist. Such es in der ganzen Welt!"

Der Zarensohn rüstete sich für die Reise.

Seine Frau riet ihm ab.

„Mann, du kannst ihm ja doch nicht helfen. Deinen Kameraden erweckst du nicht von den Toten, du stürzt dich nur selber ins Unglück. Geh nirgends hin. Beruhige dich."

„Nein! Ich beruhige mich nicht! Ich muß die Armei finden!"

Am gleichen Tage noch begab er sich auf die Reise. Er ging und fragte überall:

„Wo hält sich das Schicksal mit seiner Tochter auf?"

Niemand konnte Auskunft geben. Nachdem er schon ungefähr ein halbes Jahr durch die Welt geirrt war, stieß er auf eine Mühle, und da übernachtete er. Beim Abendbrot fragte ihn der Müller:

„Wohin ziehst du?"

„Ich suche das Schicksal und seine Tochter."

Und dann erzählte er ihm, warum er durch die Welt zog.

„Habt Ihr noch nicht von ihnen gehört?"

„Nein, das habe ich nicht, obwohl sie mir auch sehr nötig wären. Wenn du sie findest, sei so gut und frage sie, warum meine sieben Mühlsteine mahlen, alles ausreichend da ist und ich doch keine Ruhe habe. Was soll ich tun?"

„Gut, ich frage."

Er übernachtete in der Mühle und zog am Morgen weiter.

Am anderen Abend bat er in einer Hütte, in der drei Mädchen lebten, um Nachtquartier. Die Hütte war schön sauber, und die Mädchen spannen. Sie nahmen den Wanderer auf, unterhielten sich mit ihm, und am anderen Morgen, als er sich verabschiedete, baten sie ihn:

„Frage doch das Schicksal, warum wir so schön und so arbeitsam sind und doch nicht heiraten können. Was sollen wir tun, um einen Mann zu finden?"

„Gut, ich werde mich erkundigen."

Er zog weiter und kam zu einem großen Fluß. Eine Furt gab es nicht, und das Wasser war tief. Er redete zu sich selber, und da ließ sich der Fluß hören:

„Wenn du das Schicksal findest, frag es doch, warum ich keine Fische und keine Krebse habe, obwohl mein Wasser so rein ist."

„Gut, ich werde mich erkundigen."

Der Fluß tat sich auf, und der Zarensohn gelangte trocken auf die andere Seite.

Er ging und ging. Viele Wochen waren inzwischen vergangen. Irgendwie kam er in einen tiefen Wald. Hier stand eine kleine Hütte, und neben der Hütte befand sich ein Weinberg. Alles war gut bearbeitet. Glückliche Menschen müssen hier wohnen, dachte der Zarensohn und öffnete die Tür. In der Hütte machte eine Frau gerade das Abendessen zurecht.

„Guten Abend!" grüßte er.

„Guten Abend wünsche ich auch dir! Was suchst du, mein Sohn?"

„Vor allem möchte ich Euch bitten, nehmt mich zur Nacht auf."

„Das tue ich, mein Sohn, das tue ich. Setz dich an den Tisch und iß Abendbrot. Ich sehe, du bist sehr müde."

Der Zarensohn setzte sich an den Tisch und erzählte, daß er das Schicksal und seine Tochter suche.

„Wenn das so ist, mein Sohn, dann bist du an der richtigen Stelle. Ich bin das Schicksal, bin aber schon alt, und meine Tochter vertritt mich. Sie ist gerade nicht da, hält sich unter den Menschen auf. Manchmal ist sie auch zu Hause und bearbeitet den Weinberg. Morgen wird das wieder sein. Aber sie hilft nicht jedem. Sie erkundigt sich vorher, ob derjenige, dem geholfen werden soll, ihre Zuneigung verdient."

Da erzählte der Zarensohn von seinem Unglück. Er sprach so traurig, daß die Frau Mitleid mit ihm bekam.

„Gut, mein Sohn, gut. Leg dich schlafen. Morgen früh sage ich dir, was du tun mußt."

Das tat er. Am Morgen stand er auf und sah, daß die Frau wieder allein war.

„Wo ist denn Eure Tochter?"

„Sie arbeitet schon lange im Weinberg. Nimm du auch eine Hacke, geh in den Weinberg und arbeite. Arbeite bis zum Mittag und schweig. Sprich nicht ein einziges Wort, was sie dich auch fragt. Zu Mittag aber erzähl ihr von deinem Unglück!"

Der Zarensohn nahm die Hacke und ging in den Weinberg. Das Mädchen war nicht allzu schön und arbeitete wie eine Besessene. Er begrüßte sie gar nicht, sondern begann gleich in ihrer Nähe zu arbeiten. Er hackte und hackte. Das Mädchen fragte ihn bald dieses, bald jenes, er aber schwieg. Als es Mittag geworden war, stieß sie die Hacke in die Erde und sagte:

„Na ja, ich bin ja schon viel durch die Welt gezogen und

hatte mit vielen Leuten zu tun. Jeder versucht, sich einzuschmeicheln, lügt und jammert herum. Der eine braucht dies, der andere jenes. Aber so einen wie dich habe ich noch nicht getroffen. Was bist du für einer? Bist du vielleicht stumm?"

„Nein, ich bin nicht stumm. Ich habe eine große Last auf dem Herzen, und daher schweige ich."

Und dann erzählte er ihr seine ganze Geschichte.

„Nun siehst du, das hättest du doch auch früher erzählen können. Da du für deinen Kameraden alle die Anstrengungen nicht gescheut hast, verdienst du Hilfe. Kehr nach Hause zurück! Wenn du kommst, hat deine Frau einen Jungen zur Welt gebracht. Schneid dem Kleinen die linke Hand auf, und Blut wird fließen. Bestreiche mit diesem Blut die Knie, die Schultern und die Stirn der Salzsäule, und dann wird sie wieder lebendig!"

Der Zarensohn freute sich, dankte und eilte davon. Das Mädchen aber hielt ihn zurück:

„Warte, warte. Für deine Arbeit bekommst du noch Mittagbrot."

Während des Mittagessens wurde ihre Unterhaltung fröhlicher.

„Ach ja", erinnerte sich der Zarensohn, „gut, daß ich nicht davongelaufen bin. Ich habe ja noch etwas zu fragen."

Und er erinnerte sich: Dort und dort ist ein Flüßchen. Warum hat es weder Fische noch Krebse, obwohl sein Wasser ganz rein ist?

„Weil in diesem Fluß noch niemand ertrunken ist. Merke dir aber: Gib dem Flüßchen die Antwort erst dann, wenn du schon auf der anderen Seite bist!"

„Dort und dort ist eine Hütte, da wohnen drei Mädchen. Warum finden sie keinen Mann, obwohl sie so arbeitsam und so schön sind?"

„Weil sie den Schmutz aus der Hütte gegen die Sonne kehren."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Weil sie spät aufstehen. Sie arbeiten bis in die späte Nacht hinein und stehen spät auf. Die Leute aber denken, sie seien faul. Sollen sie lieber eher schlafen gehen und früher aufstehen. Dann haben sie auch Glück."

„Dort und dort ist ein Müller. Warum ist er unglücklich, obwohl er von allem genug hat?"

„Weil er sein Lebtag noch nie einem Armen etwas gegeben hat. Allen Reichtum rafft er zusammen, und alles ist ihm zu

wenig. Wäre es nicht so, hätte er ein reines Gewissen und wäre glücklich."

Nachdem sich der Zarensohn die Antworten des Mädchens angehört hatte, bedankte er sich und zog nach Hause.

Er ging und ging und kam zu dem Fluß.

„Nun, was ist?" fragte der Fluß.

„Alles in Ordnung."

„Hast du dich nach dem erkundigt, was ich dir gesagt habe?"

„Habe ich."

„Sag's!"

„Laß mich erst auf die andere Seite, dann erzähle ich's dir."

Der Fluß trat auseinander, und der Zarensohn gelangte trocken auf die andere Seite. Er kletterte auf eine Eiche und schrie:

„Du hast in deinem Wasser weder Fische noch Krebse, weil in deinem Wasser noch nie einer ertrunken ist!"

Als der Fluß das hörte, ließ er all sein Wasser anschwellen, und es stieg bis zur Mitte der Eiche. Aber bis an den Zarensohn reichte es nicht heran, und so kehrte es in seine Ufer zurück.

Der Zarensohn stieg von der Eiche und zog weiter. Er kam zu den Mädchen. Er erzählte ihnen, warum sie noch keinen Mann gefunden hatten. Er ging auch zu dem Müller und erzählte ihm ebenfalls, was er machen sollte, um glücklich zu werden. Während er so wanderte, dachte er immer daran, ob ihm wohl ein Kind geboren war.

Als er nach Hause kam, erkannte man ihn kaum. So zerlumpt und behaart war er.

Aber daß ihm ein Sohn geboren wurde, erzählte man ihm gleich. Er lief zu seiner Frau, staubbedeckt, heruntergekommen und barfüßig. Zu keinem sprach er ein Wort, ergriff nur das Messer und eilte zu dem Kind.

Die Frau begann zu schreien. Die Leute liefen zusammen.

„Was machst du da?"

Der Zarensohn aber schnitt dem kleinen Jungen schnell in das Händchen und lief auf den Hof zu der Salzsäule.

Er bestrich die Knie, die Schultern und die Stirn, und — welch ein Wunder! — die Salzsäule bewegte sich, begann hin- und herzuschwanken und war wieder lebendig!

Die Menschen staunten nur. Als der alte Zar davon erfuhr, stürzte er zu Boden und starb.

Der junge Bursche wurde einstimmig zum Zaren gewählt, und nun lebten sie glücklich.

Der Topf ist entzwei — unser Märchen ist vorbei.

65

DER SEIDENSTAAT

Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Zar. Sein Staat nahm einen großen Teil des Abendlandes ein. Aber der Zar schaute nie nach Westen. Er trug sich zuweilen einen Stuhl heraus und setzte sich mit dem Gesicht nach Osten. So schaute er Tag für Tag immer nach Osten, als erwarte er von dort jemanden. Dabei weinte das eine Auge immer, und das andere lachte.

Dieser Zar hatte drei Söhne. Es waren schon erwachsene Burschen. Jedesmal, wenn sie ihren Vater nach Osten schauen sahen, fragten sie sich:

„Warum schaut nur unser Väterchen immer nach Osten, und warum weint das eine Auge, und das andere lacht?"

Niemand von ihnen konnte es erraten. Schließlich sagte der Älteste:

„Brüder, ich gehe zum Väterchen und frage ihn."

„Geh, geh!"

Der älteste Sohn ging. Der Zar saß zu der Zeit gerade am Fenster und schaute nach Osten. Der Junge verneigte sich vor seinem Vater, der aber fragte mürrisch:

„Was willst du von mir? Geh fort!"

„Ich möchte Euch etwas fragen, Väterchen. Warum weint Euer eines Auge, und das andere lacht?"

Mehr hörte sich der Vater nicht an. Er ergriff eine Keule, die neben ihm lag, und schleuderte sie so gegen seinen Sohn, daß er ihn sofort erschlagen hätte, wenn dieser nicht den Kopf eingezogen hätte.

Erschrocken lief der junge Bursche davon.

„Nun, was hat das Väterchen gesagt?" fragten die herbeieilenden Brüder.

„Geht selber, dann erfahrt ihr's!"

Der Mittlere ging. Mit ihm geschah dasselbe. Der Zar hätte ihn bald erschlagen. Als er aus dem Zimmer gelaufen kam, fragte ihn der jüngste Bruder, der Wolodymyr hieß:

„Nun, was hat unser Väterchen gesagt?"

„Geh hin, Wolodyk, dann erfährst du's!"

Wolodymyr ging. Aber kaum hatte er den Mund aufgemacht, ergriff der Zar die Keule und — krach!

Der Junge wandte den Kopf zur Seite, und die Keule fuhr in die Wand. Wolodymyr aber war nicht erschrocken. Er nahm die Keule und gab sie seinem Vater mit folgenden Worten zurück:

„Hier hast du sie. Wenn du mich erschlagen willst, tu es! Aber wirf nicht nach mir wie nach einem Hund!"

Der Alte wurde dadurch milder gestimmt.

„Ich sehe, du bist nicht so ein Angsthase wie deine Brüder. Sag, was du von mir wissen wolltest."

„Ich möchte Euch ganz kurz etwas fragen, Väterchen. Sagt mir, warum bei Euch das eine Auge weint und das andere lacht, wenn Ihr nach Osten schaut."

„Weil ich einen treuen Freund hatte, als ich noch jung war. Sein Staat hieß der Seidenstaat, mein Junge. Er war dort im Osten. Mein Freund und ich, wir hatten verabredet, daß wir unseren Lebensabend gemeinsam verbringen wollten. Aber sein Staat wird immer wieder von Feinden überfallen, die ihm keine Ruhe geben. Deshalb kann er nicht zu mir kommen, und ich schaue immer nach Osten und warte auf ihn. Daher weint mein eines Auge, denn mein Freund tut mir sehr leid. Das andere aber lacht, denn ich freue mich, daß ich Söhne habe und mein Staat in zuverlässige Hände übergeht. Von nun an werden meine Augen nur noch weinen, denn nicht alle meine Söhne sind so, wie ich es mir gedacht hatte. Nun, jetzt habe ich dir alles erzählt, du kannst gehen."

Während Wolodymyr mit dem Vater sprach, warteten seine Brüder angsterfüllt. Sie dachten, der verärgerte Zar habe ihn schon erschlagen. Aber der Junge war am Leben geblieben und erzählte den Brüdern in aller Ruhe, was er von seinem Vater gehört hatte. Da sagte der Älteste:

„Wenn das so ist, werde ich Vater bitten, er soll mir erlauben, seinen treuen Freund zu suchen und herzubringen."

Er lief gleich zu ihm.

„Väterchen, erlaube mir, in den Seidenstaat zu gehen und deinen Freund zu suchen."

„Gut — geh — versuch's —!"

Der älteste Sohn machte sich reisefertig. Er wählte sich das schönste Pferd aus, bewaffnete sich ordentlich, nahm Essen und Geld mit und zog noch am gleichen Tage los.

Er ritt einen Tag, ritt eine Nacht, das Pferd war stark und konnte lange laufen. Aber nirgends war etwas vom Seidenstaat zu hören. Er irrte länger als ein Jahr umher und kam zu einer silbernen Brücke.

Genug gewandert, dachte er bei sich. Ich kehre nach Hause zurück. Aber damit alle sehen, wie weit ich schon war, nehme ich mir ein Zeichen mit. Und so riß er aus der Brücke ein silbernes Brett heraus.

Er kam nach Hause.

„Nun, hast du den Seidenstaat gefunden?" fragte ihn der Zar.

„Den Seidenstaat habe ich nicht gefunden, aber ich war schon ziemlich am Ende der Welt. An der silbernen Brücke! Schaut nur, das ist ein Brett von ihr."

Der Vater betrachtete das Brett.

„Das habe ich doch gleich gewußt. Als ich so alt war wie du, brauchte ich bis zu dieser Brücke nur zwei Stunden. Du kannst gehen. Meinen treuen Freund wirst du nie sehen."

Der Junge schämte sich und verstummte.

„Jetzt ziehe ich aus", sagte der Mittlere. „Ihr werdet sehen, ich finde den Seidenstaat."

Er bat den Vater um Erlaubnis und machte sich auf den Weg.

Ein ganzes Jahr zog und irrte er umher. Er kam zu einer goldenen Brücke, aber weiter wollte er nicht. Er riß ein goldenes Brett aus der Brücke, kehrte nach Hause zurück und zeigte es seinem Vater.

„Ach, Junge, als ich in deinem Alter war, brauchte ich nur eine Nacht bis zu der goldenen Brücke. Auch du bringst mir meinen treuen Freund nie!"

Beschämt verließ der Mittlere den Zaren.

„Nun", sagte Wolodymyr, „jetzt werde auch ich einmal mein Glück versuchen!"

Und so lief er und bat um Erlaubnis, in den Seidenstaat gehen zu dürfen. Der Vater winkte nur ab.

„Wenn ihn die beiden Älteren nicht gefunden haben — ! Du bist doch noch ein halbes Kind! Aber wenn du willst, werde ich dich nicht zurückhalten."

Wolodymyr ging aus dem Zimmer und geradeswegs in den Stall. Auf dem Hof traf er eine alte Frau, die ihn als Kind gepflegt hatte.

„Joj, mein Väterchen hat mir erlaubt, in den Seidenstaat zu reiten! Nun gehe ich mir ein Pferd aussuchen."

„Nun, wenn du in den Seidenstaat willst, dann such dir keines von den Pferden aus dem Stall aus, sondern geh in den Keller, und dort findest du an der Tür eine Kupferpeitsche. Nimm sie, stell dich mitten auf den Hof und laß sie knallen!

Daraufhin wird vom Felde eine Pferdeherde angedonnert kommen. Das sind alles verhexte Pferde. Du aber wähl dir unter ihnen keins aus. Laß sie in den Stall, und dann wird so ein klapperdürrer Gaul angehinkt kommen. Den nimm. Der bringt dich in den Seidenstaat."

Die Alte sagte es und ging. Wolodymyr aber lief in den Keller. An der Tür fand er die alte Kupferpeitsche. Er nahm sie, stellte sich mitten auf den Hof und knallte mit der Peitsche, daß die Fenster erzitterten. Auf dieses Knallen hin war Wiehern zu hören, und eine Pferdeherde erschien, wie vom Himmel gefallen, auf dem Zarenhof. Das waren Pferde! Denen hätten nur noch die Flügel gefehlt, dann wären sie geflogen! Wolodymyr aber schaute sie nicht einmal an. Er ließ sie in den Stall, wartete noch ein Weilchen, und tatsächlich kam der alte Klepper angehinkt.

Wolodymyr trat heran und streichelte ihn.

„Ich weiß, warum du mich streichelst", ließ sich der Gaul hören. „Du möchtest in den Seidenstaat reiten."

„Du hast es erraten, liebes Pferd."

„Wenn das so ist, dann frag den Zaren, wo mein Zaumzeug ist, der Sattel und der Halfter, die ich vor fünfundzwanzig Jahren getragen habe."

Der Junge lief zum Vater.

„Väterchen, wo ist das Zaumzeug von dem dürren Hengst?"

„Wer hat dir denn geraten, danach zu fragen?"

„Sagt es schnell. Ich bin in Eile."

„Geh in den anderen Keller! Dort findest du das Zaumzeug. Vor fünfundzwanzig Jahren habe ich es dort hineingeworfen. Es ist vielleicht schon verfault."

Der Junge stieg mit einer Kerze in den zweiten Keller und konnte das Zaumzeug kaum finden. Es war schon so verschimmelt und verrostet, daß es einen dauerte, es anzusehen. Auch der Säbel und das Gewehr — nichts war mehr davon zu gebrauchen.

Wolodymyr kümmerte sich darum nicht. Er nahm das Zaumzeug und brachte es dem Pferd.

„Hier ist es!"

„Gut. Jetzt rüste du dich, und am Abend machen wir uns auf den Weg."

Wolodymyr ging in sein Zimmer, machte sich reisefertig und ging in den Stall. Aber seinen alten Klepper erkannte er nicht mehr wieder. So ein schönes goldenes Pferd war aus dem Hinkefuß geworden, daß er es nicht genug betrachten konnte.

Die Waffen aber — der Säbel und das Gewehr — strahlten nur so.

„Also, los geht's!"

Nach einer halben Stunde waren sie bereits unterwegs. Als sie aus der Stadt heraus waren, sagte das Zauberpferd Tatosch:

„Schließ die Augen!"

Der junge Bursche tat es, das Pferd aber erhob sich in die Lüfte und flog. Es flog und flog eine gute Stunde. Dann ging es wieder herunter auf die Erde.

„Öffne die Augen! Was siehst du?"

„Ich sehe eine silberne Brücke."

„Ja, das ist die Brücke, bis zu der dein ältester Bruder ein ganzes Jahr geritten ist. Ziehen wir weiter!"

Es erhob sich in die Lüfte und flog eine Stunde. Als es wieder auf der Erde war, fragte es:

„Und was siehst du jetzt?"

„Ich sehe eine goldene Brücke. Vielleicht ist es die, an der mein mittlerer Bruder haltgemacht hat, denn da ist ein Brett herausgerissen."

„So ist es."

„Jetzt werden wir ein wenig ausruhen, und dann geht's weiter, damit wir am Morgen im Seidenstaat sind."

Sie rasteten und zogen dann weiter. Jetzt wurde es schrecklich. Tatosch erhob sich in die Lüfte und raste durch eine solch dichte Finsternis, daß er sich kaum mit den Vorderbeinen einen Weg bahnen konnte. Dann kam ein gläserner Berg, und über diesen Berg, direkt über seinen Kamm, mußten sie hinweg. Schrecklich, in den Abgrund zu schauen.

„Habe keine Angst!" sagte Tatosch. „In meinen Hufen sind Diamantnägel, die der Zar vor fünfundzwanzig Jahren hat einschlagen lassen. Ich gleite nicht von dem Berge ab."

Und so legte das Pferd sieben Meilen auf dem Berg zurück.

„Jetzt kommt noch ein dunkler Tunnel. Der ist sieben Meilen lang. Schließ die Augen!"

Wolodymyr schloß gleich die Augen, und das Pferd kroch durch das finstere Loch. Als sie auf der anderen Seite waren, sagte es:

„Öffne die Augen und überleg, wo wir sind."

Wolodymyr schaute und hätte fast die Hände wieder vor die Augen gehalten, so leuchtete und strahlte alles. An den Zweigen waren goldene Blüten, und das Gras war aus Seide. Wohin man nur schaute, eine solche Schönheit, daß man es gar nicht erzählen kann!

„Als ob wir im Seidenstaat wären!"

„Sind wir ja auch! Schau nur richtig hin. Siehst du dort das schwarze Zelt? Das gehört dem Freund deines Vaters."

Kaum hatte das Pferd das gesagt, waren sie auch schon am Zelt.

Dort weidete gerade ein Pferd. Genau so eines wie Tatosch. Sein Herr schlief unter dem Zelt. Seine Haare waren schon grau.

Wolodymyr sprang vom Pferd und ließ es grasen. Er band den Säbel ab, legte sich neben den Unbekannten und schlief im selben Augenblick ein.

Als der Mann aufwachte, sah er neben sich den jungen Burschen schlafen. Er hätte mich umbringen können, dachte er. Aber ich werde ihn nicht anrühren, denn er hat mir auch nichts getan, als er mich schlafend gefunden hat.

Er schaute sich um, erblickte das andere Pferd und erkannte es.

„Oh, da ist doch jemand von meinem Freund gekommen!" rief er freudig aus.

Da er keine Geduld mehr hatte, weckte er den jungen Burschen.

„Steh auf! Wer bist du? Warum bist du in meinen Staat gekommen?"

Wolodymyr erwachte, stand auf und erzählte, wessen Sohn er war und warum er gekommen sei.

Der Alte weinte fast vor Freude.

„Ich würde mitkommen, mein Junge, aber ich habe noch sehr viele Feinde. Jeden Tag überfallen sie meinen Staat."

„Wo sind denn Eure Feinde?"

„Frag lieber nicht nach ihnen. Die kommen gleich. Aber laß uns essen und trinken, solange keine da sind."

Er holte Speisen und Getränke aus dem Zelt, und sie speisten. Dabei fragte der Alte nach Wolodymyrs Vater. Der Junge erzählte, aber er kam nicht zum Ende, denn von allen Seiten kamen die Feinde: Fußvolk und Berittene und allerlei Bewaffnete.

„Auf die Pferde, Junge, wir sind in Not!"

Im gleichen Augenblick ergriffen sie die Säbel und hieben auf die Feinde ein. Sie hieben und stachen und töteten alle. Nur sechs Husaren blieben am Leben. Sie wendeten ihre Pferde und ab! Wolodymyr und der Alte ihnen nach. Die Husaren kamen bis zu einem Berg, dort aber tat sich ein eisernes Tor auf, und die Feinde ritten in das Versteck.

„Kehr um, Junge!" schrie der Alte. „Wenn du dort hineinreitest, kommst du um!"

Aber Wolodymyr hörte nicht auf ihn, eilte den Feinden in den Berg nach, und das eiserne Tor schloß sich hinter ihm. Tatosch trieb die Flüchtenden aus dem Berg, und der Junge machte sie alle nieder.

Und was war ringsum? Hinter dem Berg war ein Palast, und aus dem Palast kamen alle Augenblicke wieder zwei neue Soldaten heraus, einer immer zu Fuß und einer zu Pferde. Während Wolodymyr zusah, war schon eine ganze Kompanie beisammen. Der kühne Bursche erstach alle und ging in den Palast. Da sah er einen Webstuhl stehen, und an dem Webstuhl webte ein altes Weib. Aber sie webte kein Linnen, sondern Soldaten! Ließ sie das Schiffchen nach links fahren, kam ein Infanterist unter dem Webstuhl hervor, fuhr es nach rechts — ein Husar.

Wolodymyr schlug ihr den Kopf ab, zog den Webstuhl auf den Hof, zerhackte und verbrannte ihn. Als das Feuer hell aufloderte, warf er die Alte in die Flamme. Na, dachte er bei sich, jetzt ist der Krieg um den Seidenstaat sicherlich vorbei. Es sind ja keine Feinde mehr da.

Kaum hatte er das gedacht, sprang ein Knochen aus dem Feuer und wurde wieder zu der Alten, die gewebt hatte. Wolodymyr griff nach dem Säbel und wollte der Alten wieder den Kopf abschlagen. Sie aber sagte:

„Töte mich nicht, Junge! Ich weiß, wer du bist und warum du hierhergekommen bist. Wenn du mich jetzt erschlägst, werde ich nicht wieder lebendig. Ich bin doch nicht mehr die, die ich war. Nach dem Feuer bin ich ein guter Geist. Wenn du mich tötest, ist es um mich geschehen, aber auch du kommst hier nicht heraus, denn niemand auf der Welt außer mir weiß, wie man von hier fortkommt."

Ihm tat die Alte leid.

„Ich werde Euch nicht töten. Bleibt am Leben! Wenn Ihr wollt, kommt mit mir zurück in den Seidenstaat."

„Dahin kann ich nicht, denn der Zar des Seidenstaates und ich, wir sind geschworene Feinde. Aber ich werde ihn nicht mehr überfallen. Weil du ein gutes Herz hast, werde ich dir den Weg zeigen. Außerdem schenke ich dir noch vierundzwanzig Diamantnägel. Versteck sie, denn du wirst sie brauchen."

Sie führte Wolodymyr zu dem Berg, durch den er gekommen war, bewegte die Hand und rief:

„Öffne dich!"

Der Berg tat sich auf, und ein Tunnel entstand. Durch den Tunnel kehrte der junge Bursche in den Seidenstaat zurück, und der Berg schloß sich wieder.

Der Alte hatte bitterlich geweint. Er hatte gedacht, der Junge sei für immer verschwunden.

„Du bist ja wieder da!"

„Natürlich, ich bin zurückgekommen und habe Euren Seidenstaat befreit. Jetzt wird ihn niemand mehr überfallen!"

Sie setzten sich zu Tisch, aßen und tranken, und dabei erzählte Wolodymyr alles, was ihm hinter dem hohen Berge widerfahren war.

„Jetzt aber wollen wir zu uns fahren, denn mein Vater stirbt vor Sehnsucht nach Euch."

„Ja, jetzt können wir ruhig fahren, denn niemand wird mehr meinen Staat überfallen."

Sie bestiegen die Pferde und machten sich auf den Weg. Als sie zu dem gläsernen Berg kamen, sagte der Alte traurig:

„Ach, Junge, mir ist es nicht beschieden, deinen Vater noch einmal zu sehen. Durch diesen Berg kommt mein Pferd nicht hindurch, denn es hat keine diamantenen Hufnägel. Die sind schon lange abgenutzt, und ich habe es mit einfachen Nägeln beschlagen."

„Wenn es weiter nichts ist, da können wir gleich helfen", sagte Wolodymyr.

Er holte schnell die Hufnägel heraus, die er von der Alten bekommen hatte, schlug sie ein, und sie zogen weiter.

Der Zar saß vor seinem Hause, schaute nach Osten, und seine Augen weinten. Aber als er seinen treuen Freund erblickte, begannen seine Augen gleich zu lachen. Er wußte nicht, wen er zuerst umarmen sollte — den Freund oder den Sohn.

Er veranstaltete gleich ein großes Fest. Die alten Freunde setzten sich an den Tisch und erzählten einander, was sie in den fünfundzwanzig Jahren erlebt hatten, seit sie sich nicht gesehen hatten.

Das Gespräch kam auf Wolodymyr.

„Einen großartigen Sohn hast du", sagte der treue Freund. „Wir konnten unsere Feinde nicht schlagen, er allein aber hat sie vernichtet."

„Ein tapferer Held", sagte auch der alte Zar. „Aber den Hundekopf kann auch er nicht besiegen."

„Ja, ja —. Den Hundekopf kann er nicht schlagen, denn der, der ihn besiegen kann, ist noch nicht geboren."

Als Wolodymyr das Gespräch der beiden Alten hörte, trat er heran und fragte:

„Wo ist der Hundekopf?"

Der treue Freund sagte:

„Ich rate dir nicht, den Kampf mit dem Hundekopf aufzunehmen. Du hast bereits deine Tapferkeit bewiesen. Dort erwartet dich nur der Tod."

Aber Wolodymyr war nicht abzuraten. Vergebens baten ihn sein Vater und dessen treuer Freund. Der Junge hatte keine Ruhe.

Er ging zu seinem Pferd und fragte es:

„Warst du schon einmal im Staate des Hundekopfes?"

„O ja, da war ich! Ich bin dort mit Mühe entkommen."

„Ich will gegen den Hundekopf ziehen."

„Was ich kann, werde ich tun. Morgen früh können wir uns auf die Reise machen."

Tatsächlich, am anderen Morgen zogen sie los. Tatosch erhob sich in die Lüfte, und nach guten drei Stunden landete es wieder.

„Nun, wir sind da", sagte es. „Siehst du den Palast? Dort wohnt der Hundekopf. Aber bedenke: Gerätst du in Not, komm schnell zu mir! Vielleicht kommen wir dann noch fort von hier."

„Was für ein Mädchen schaut denn da aus dem Fenster? Die Tochter des Hundekopfes?"

„Falsch geraten. Es ist die Tochter des Schwarzen Zaren. Der Hundekopf hat sie geraubt und hält sie gefangen."

Sie kamen auf den Hof. Das Mädchen winkte vom Fenster aus und schrie:

„Komm nicht her! Der Hundekopf erschlägt dich!"

Wolodymyr hörte nicht auf sie. Da kam das Mädchen herunter und bat den Jungen:

„Rette dich! Der Hundekopf ist jetzt nicht zu Hause, aber wenn er zurückkommt, erschlägt er dich augenblicklich!"

„Ich bin doch gekommen, um mit dem Hundekopf zu kämpfen!"

Dem Mädchen gefiel der junge Bursche, und sie sagte:

„Hör zu! Ich kann dir nicht helfen, aber ich werde dir wenigstens erzählen, wovon der Hundekopf so schreckliche Kraft hat. Er hat im Keller Wein. Wenn man davon trinkt, bekommt man die Stärke von fünfzig Menschen. In diesen Wein muß man den Finger hineinstecken. Jedesmal wenn man ihn hineinsteckt, wird man zehnmal stärker."

Sie führte ihn in den Keller und zeigte ihm das Faß mit dem Zauberwein. Wolodymyr trank von dem Wein, goß sich eine Flasche voll, band sie sich um den Hals und versteckte sie unter der Kleidung. Das Faß aber zerschlug er.

Er trat auf den Hof und spürte in sich eine solche Kraft, daß er Bäume samt Wurzelwerk hätte herausreißen können.

Auf einmal toste etwas in der Luft. Er konnte kaum überlegen, was das war, da fiel vor ihm eine Keule nieder.

„Der Hundekopf kommt", erklärte das Mädchen. „Wenn er sich dem Hause nähert, wirft er immer die Keule, um sich anzukündigen."

Der junge Bursche überlegte nicht lange, steckte den Finger in den Wein, ergriff die Keule und warf sie dorthin, woher sie gekommen war. Die Keule fiel direkt vor den Hufen des Pferdes von Hundekopf hernieder, obwohl er noch an die sieben Meilen vom Palast entfernt war.

„He, was ist denn das?" schrie der Hundekopf. „Wartet dort jemand auf mich?"

Er ergriff die Keule wieder, gab dem Pferd die Sporen und war einen Augenblick später auf seinem Hof.

Der Junge stand vor ihm. Hundekopf lachte nur.

„Gut, daß du gekommen bist, denn ich habe schon keine Lust mehr gehabt, auf dich zu warten. Vor zwanzig Jahren habe ich geträumt, daß ich mit dir kämpfen müßte. Hier entkommst du nicht lebendig!"

Dann lief er schnell in den Keller. Aber Wein konnte er nicht mehr trinken.

„Nun, das macht nichts. Ich rechne auch so mit ihm ab. Wollen wir ringen oder mit den Säbeln stechen?"

„Wie du willst."

„Fangen wir mit den Säbeln an!"

Sie zogen die Säbel und begannen aufeinander einzuhauen. Sie schlugen sich so, daß die Funken sprühten, aber sie konnten einander nicht verwunden.

„Nicht gut", sagte Hundekopf. „Schade darum, die Säbel so stumpf zu machen. Wir werden ringen."

„Wie du willst."

Sie banden die Säbel ab, stellten sich auf und versuchten, einander zu packen. Eine gute halbe Stunde gelang ihnen das nicht. Schließlich paßte Hundekopf doch einen Augenblick ab, er packte Wolodymyr und warf ihn so zu Boden, daß der bis zu den Waden in die Erde versank.

Der Junge sprang aber wieder heraus, packte Hundekopf

und trieb ihn bis zu den Knien in die Erde. Schnell steckte er den Finger in den Wein, bekam noch mehr Kraft, aber Hundekopf gab sich immer noch nicht geschlagen. Er packte Wolodymyr und trieb ihn bis zum Gürtel in die Erde. Dann griff er nach dem Säbel und wollte ihm den Kopf abschlagen. Wolodymyr sprang schnell heraus, warf Hundekopf zu Boden und hackte ihm den Kopf ab.

Das war ein Sieg! Das Mädchen wußte vor Freude nicht, was sie machen sollte. Sie bat Wolodymyr, im Palast zu bleiben. Der Junge wollte nicht.

„Wir gehen erst zu meinem Vater, und dann soll es so sein, wie es die Alten beschließen."

Sie machten sich reisefertig.

„Setz dich zu mir aufs Pferd!"

„Nein, so machen wir das nicht", sagte das Mädchen und lief in ihr Zimmer.

Von dort brachte sie eine Diamantrute.

„Schlag damit von allen vier Seiten gegen den Palast, und er wird so klein wie ein Apfel."

Er tat es. Er schlug von vier Seiten gegen den Palast, und aus ihm wurde ein kleiner Apfel, den er sich in die Tasche steckte. Sie setzten sich auf die Pferde und waren am gleichen Tage schon im Hofe des Zaren.

„Er ist wieder da!" riefen die Alten erfreut aus, als sie Wolodymyr sahen. „Hast du nicht deine Kühnheit fast mit dem Leben bezahlt?"

Aber Wolodymyr antwortete nichts, suchte eine Stelle für den Palast, legte den Apfel auf die Erde und berührte ihn mit der Zauberrute. Ganz allmählich wurde aus dem Apfel ein diamantener Palast.

„Na, das ist doch der Palast vom Hundekopf!" staunten die Alten.

„Den kennen wir doch gut. Nun, Junge, jetzt glauben wir, daß du auch den Hundekopf besiegt hast."

Wieder veranstalteten sie ein großes Fest. Sie luden auch den Schwarzen Zaren ein. Als dieser erschien, machten sie Hochzeit, und der Vater der jungen Braut übergab seinem Schwiegersohn die Hälfte seines Zarenreiches. Der treue Freund des Vaters aber schenkte dem Zarensohn den ganzen Seidenstaat.

Mehr wollte Wolodymyr nicht. Er beschloß, daß sein ältester Bruder das Land des Vaters bekommen sollte und der mittlere das des Hundekopfes.

Und alle Völker dieser Staaten lebten in Frieden miteinander.

66

DER BAUM BIS ZUM HIMMEL

Irgendwo hinter den Bergen, hinter den Wäldern, ich weiß nicht in welchem Staate, lebte einmal ein Zar. Er war schon alt. Sein Staat war groß, aber einen Thronerben hatte er nicht. Nur eine Tochter.

Das Mädchen wuchs heran, sie war schon heiratsfähig, und der Zar überlegte, wie er sie verheiraten und die Last von seinen alten Schultern laden könnte. In so einem Alter einen Staat zu regieren ist ja keine leichte Sache!

Er ließ in allen Nachbarländern verkünden, daß Brautwerber zu ihm kommen sollten. Wer seiner Tochter gefalle, der bekomme sie zur Frau.

Als er das bekanntgegeben hatte, kamen aus allen Himmelsrichtungen Herzöge, Barone und auch einfache Burschen. Alle, die besonders gut aussahen.

Jeder wollte Zar werden und die Schöne zur Frau haben.

Aber das Mädchen besah sich den einen, den anderen und den dritten. Sie gefielen ihr alle nicht. So sagte sie zu ihrem Vater, sie habe keine Lust zum Heiraten.

Der Zar erzürnte.

„Töchterchen, überlege gut! Ich bin schon alt. Für mich ist es Zeit auszuruhen."

Aber das Mädchen wollte nicht.

Rund um den Palast hatte der Zar einen herrlichen Garten, einen so wunderschönen, wie es auf der ganzen Welt keinen ähnlichen gab. Alle Blumen und Bäume, die auf der Welt wuchsen, in den warmen, den heißen und den kalten Ländern, waren auch dort zu finden. Mitten im Garten aber wuchs ein Baum, der war schon so hoch, daß niemand seine Spitze sehen konnte. Auf diesen Wunderbaum war der Zar sehr stolz.

Eines Tages, als es die Tochter schon überdrüssig war, sich die Vorwürfe wegen des Heiratens anzuhören, ging sie in den Garten. Die Sonne schien. Es war ein klarer und warmer Tag.

Das Mädchen ging inmitten der Blumen spazieren und unterhielt sich mit ihnen.

„Fürchtet euch nicht, liebe Blumen. Ich verlasse euch nicht, auch wenn sich mein Väterchen noch so bemüht, mich an irgendeinen fernen Prinzen zu verheiraten."

Eines schönen Tages aber ballte sich eine Wolke zusammen, es donnerte und blitzte und wurde ganz dunkel. Ein schreck-

licher Hagel fiel hernieder. Das dauerte nicht lange, dann klarte der Himmel wieder auf, und die Sonne schien.

Aber der Garten war furchtbar verwüstet. Alle Blumen geknickt und die Blätter von den Bäumen gerissen. Alles war vertrocknet, als wäre es mit heißem Wasser verbrüht.

Der Zar kam aus seinem Palast und erkannte seinen Garten nicht wieder. Er war zwar schon alt, aber so etwas hatte er noch nie gesehen. Nirgends waren mehr Blüten oder Blätter. Ihm war zum Weinen zumute. Er rief seine Tochter, die aber meldete sich nicht. Er suchte und suchte und fand sie nicht. Er rief die Diener. Die liefen umher und fragten. Sie war nirgends zu finden.

Der Zar erschrak. Er schickte Benachrichtigungen aus, wohin er nur konnte. Dann schickte er seine Boten in fremde Staaten und versprach dem, der seine Tochter finden würde, sein ganzes Zarenreich.

Tausende von Menschen suchten die Zarentochter, aber sie blieb verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen.

Lange trauerte unser Zar. Eine einzige Tochter hatte er gehabt, und die war nun verschwunden! Nichts war ihm mehr lieb. Vor großer Sehnsucht wurde er krank.

Ärzte kamen zu ihm. Aber vergeblich — er blieb und blieb krank.

Einmal schlummerte der Zar im Garten ein und träumte, daß damals, als am hellichten Tage das schreckliche Unwetter kam, in der Wolke ein siebenköpfiger Drache gewesen war. Der hatte seine Tochter ergriffen und auf die Spitze des hohen Baumes getragen. Auf diesem Baum aber stand der Palast des Drachen, und in ihm war sie gefangen.

Der Zar erwachte und überlegte: Traum hin, Traum her, aber vielleicht stimmt's doch? An dem Tage ist ja meine Tochter verschwunden. Gut, versuchen wir's!

Er ließ in allen Staaten bekanntgeben, wenn sich ein Held fände, der auf den hohen Baum kletterte, der bis zum Himmel reicht, und seine Tochter befreite, würde er sie zur Frau bekommen, und ihm würde er alle seine Besitzungen übergeben.

Na, als das die jungen Leute hörten, kamen sie aus der ganzen Welt zu dem Zarenhof! Herzöge, Barone, Grafen und sogar Zigeunerburschen in hübschen Kleidern, denn jeder wollte ja sein Nachfolger werden.

Sie kletterten los — die einen nach oben, die anderen nach unten. Einige stiegen so hoch, daß sie kaum noch zu sehen

waren, aber dann konnten sie nicht weiter und kamen wieder herunter.

Das dauerte so einen Tag, zwei Tage, drei Tage, dann eine Woche, zwei Wochen —. Ohne Erfolg!

Der Zar hatte auch einen Schweinehirten. Vor langer, langer Zeit hatten nämlich die Könige und Zaren Herden von allerlei Vieh. Der sah so zu, wie sich die Herren abmühten, den Baum zu ersteigen, und dachte bei sich: Na, wenn es mir der Zar erlaubte, würde ich sein Mädchen von dem Drachen holen.

Er wurde diesen Gedanken nicht wieder los, solange er seine Herde hütete.

Er sprach sogar laut zu sich:

„Ja, wenn mir das der Zar erlauben würde!"

Ein altes Schwein hörte diese Worte, kam zu ihm, kratzte sich und sagte:

„Herr, eile zum Zaren und bitte um die Erlaubnis zum Klettern. Du ersteigst den hohen Baum und befreist das Mädchen. Ich kenne dich gut. Diesen Rat gebe ich dir, weil du uns immer gut behandelt hast. Der Zar soll einen alten hornlosen Büffel schlachten, ihm die Haut abziehen und dir aus dieser Haut drei Mäntel nähen lassen."

Iwan hörte auf das alte Schwein und ging zum Zaren. Der saß vergrämt in seinem Garten, und vergeblich versuchte der Hofnarr, ihn zum Lachen zu bringen.

„Warum bist du gekommen, Iwan?"

„Allergnädigster Zar! Ich sehe hier viele Kletterer. Gestattet auch mir, daß ich hinaufklettere. Ich verspreche Euch, Euer Fräulein Prinzessin zu bringen."

Der Zar lachte, obwohl es ihm schwer ums Herz war.

„Du willst auf den Baum klettern, Iwan? Melde dich lieber als Helfer bei dem Narren dort! Du redest ja dummes Zeug."

Da wurde der Bursche ärgerlich.

„Allergnädigster Zar! Gestattet mir hinaufzuklettern!"

Der Zar fragte seinen Hofnarren:

„Nun, was meinst du zu Iwans Worten?"

„Gebt mir Iwan als Helfer, denn er ist noch dümmer als ich!"

Da wurde der Bursche noch ärgerlicher.

„Allergnädigster Zar!" sagte er mit drohender Stimme. „Hört nicht auf den Narren, denn aus einem dummen Loch weht ein dummer Wind. Laßt einen hornlosen Büffel schlachten und aus seiner Haut drei Mäntel nähen. Und gestattet mir hinaufzuklettern. Wenn ich ohne die Prinzessin zurückkomme, dann könnt Ihr mit meinem Kopf machen, was Ihr wollt."

Der Zar sah den Jungen an und dachte: Das ist allerdings kein Narrengeschwätz. Er sagte:

„Gut. Es sei so, wie du willst. Wir werden den Büffel schlachten. Aber denk daran und komm nicht ohne meine Tochter zurück! Wenn du sie nicht bringst, stürz dich lieber von dem Baum und zertrümmere dir den Schädel. Denn wenn du es nicht selber tust, wird ihn dir der Henker abschlagen."

Iwan ging zu seinen Schweinen zurück. Der Zar aber gab Befehl, den Büffel zu schlachten und dem Jungen aus der Haut Mäntel zu nähen.

Als alles fertig war, rief er Iwan.

„Es ist alles geschehen, wie du's wolltest. Nimm die Mäntel, und dann kannst du klettern. Entweder das Zarenreich oder den Tod!"

Mehr brauchte er Iwan nicht zu sagen. Der zog einen Mantel an, und die beiden anderen band er sich an die Schultern. Er nahm eine Axt und ging unter den Baum. Schrecklich viele Leute waren da! Alle warteten.

Iwan sah sich den Baum an und schlug die Axt hinein. Er stellte sich auf die Axt, zog sie heraus und hackte sie über sich wieder ein. So stieg er immer höher und höher. Bald war er den Augen entschwunden.

Er kletterte einen ganzen Tag, und gegen Abend hatte er sich bereits den Mantel an der Brust zerschlissen. Aber klettern mußte er noch weit. So zog er sich den zweiten Mantel an. Er kletterte und kletterte. Nach einem Tag war auch der zweite Mantel zerschlissen.

„Nun, Mantel", sagte er zu dem dritten, als er sich den anzog, „halte du wenigstens so lange, bis ich bei dem ersten Ast bin!"

Er kam zu dem ersten Ast.

Der Bursche setzte sich auf den Ast und sagte zu sich: Iwan, geh zurück! Dann mit einer anderen Stimme: Iwan geh nicht zurück. Klettere nur kühn weiter!

Er kletterte so lange, bis auch der dritte Mantel zerschlissen war. Seine ganze Brust war schon wund.

Iwan achtete nicht darauf. Er war beim letzten Blatt, da schloß er die Augen und sagte:

„Nun ade, liebe Welt! Entweder ich gewinne, oder ich verliere!"

Dann sprang er mit geschlossenen Augen auf das Blatt. Das dehnte sich und dehnte sich —.

Er öffnete die Augen, und da war genau so eine Welt

wie die unten, von der er gekommen war. Gras wuchs dort, und er sah Felder, Wälder und Berge.

Er ging und ging und irrte umher. Auf einmal sah er, wie sich auf einem Berge ein Palast auf einem Entenbein drehte.

Iwan schlug mit der Axt in das Bein, und der Palast hörte auf, sich zu drehen. Die Türen und Tore ringsum öffneten sich gleich, und — schwups! — huschte der Bursche in den Zarenhof. Im gleichen Augenblick schlossen sich die Türen, und der Palast drehte sich wieder.

Iwan ging weiter, sah sich um, aber niemand war da. Als er in den Palast kam, lief ihm ein Mädchen entgegen. Er sah sie an. Das war doch die Zarentochter. Sie sagte zu ihm:

„Ach, Iwanko, wie kommst du hierher?"

„Frag nicht, komm mit zurück zu deinem Vater, der stirbt vor Sehnsucht nach dir!"

Als sie das hörte, erblaßte sie gleich.

„Iwan, sag so etwas nicht, denn wenn mein Mann, der Drache, das hört, ist es gleich mit mir und mit dir vorbei!"

Kaum hatte sie ausgeredet, war auch der Drache schon da. Sieben Köpfe, und aus jedem Rachen züngelte eine Flamme und versengte alles im Umkreis von sieben Metern!

Iwan erschrak.

„Was ist denn das für ein Geschöpf?" fragte der Drache. „Um den ist's gleich geschehen!"

Das Mädchen faßte Mut und sagte:

„Das ist mein treuer Diener. Er kann nicht ohne mich sein und ist hierhergekommen, um mir auch hier zu dienen!"

Der Drache verstummte, betrachtete Iwan aber argwöhnisch.

„Gut, ich werde dich nicht töten. Aber umsonst wirst du dein Brot nicht essen. Komm mit! Ich gebe dir Arbeit."

Iwan folgte dem Drachen. Am Ende des Hofes war ein Stall. Der Drache öffnete die Tür, und dort auf dem Boden lag ein armes, bedauernswertes Pferd. Die Fliegen umsummten es, und sein Fell war ganz räudig. Es konnte nicht aufstehen und stöhnte nur.

„Siehst du dieses Pferd? Du wirst es pflegen, füttern und tränken. Gib ihm von allem genug, aber nicht das, um was es bittet."

„Wie soll ich ihm denn alles geben und das, worum es bittet, nicht?"

„Ich habe es dir gesagt, also führe es aus!"

Dann ging er.

Auf einmal kam er wieder zurück.

„Paß auf, Iwan! Wenn du versuchst, mich zu betrügen, ist es um dich geschehen."

Iwan begann das Pferd zu füttern. Er brachte ihm gutes Heu, Klee, Hafer und Gerste. Das Pferd nahm nichts. Es lag da und hob nicht einmal den Kopf.

Iwan dauerte das Pferd. Er streichelte es und sagte:

„Iß, Pferdchen, iß! Vielleicht wirst du wieder gesund. Ich werde mich um dich sorgen wie um einen Menschen."

Das Pferd hörte zu und hörte zu, und dann antwortete es mit menschlicher Stimme:

„Ich sehe, daß du ein gutes Herz hast, Junge. Aber vergeblich zwingst du mich, Heu und Hafer zu fressen. Das ist nichts für mich."

„Womit soll ich dich denn füttern?"

„Ich fresse Glut und trinke Flammen. Gib mir Glut und tränke mich mit Flammen, dann werde ich wieder gesund."

„Aber der Drache hat gesagt, ich soll dir nicht geben, worum du mich bittest."

„Wenn du auf den Drachen hörst, wirst du die Prinzessin nie befreien, denn ich weiß, daß du sie retten willst. Aber hier ist niemand, der den Drachen vernichten kann. Nur ich. Deshalb quält er mich ja so, damit ich umkomme."

„Erbitte dir, was du willst, Pferdchen. Ich gebe dir alles, um die Prinzessin zu befreien!"

„Ich will nicht viel von dir. Nur am Sonntag, wenn der Drache über die Berge fliegt, verbrenne einen Haufen Holz, und ich werde die Glut fressen. Dann wird alles wieder gut. Aber wir müssen heimlich vorgehen."

So geschah es. Am Sonntag breitete der Drache die Flügel aus und flog davon.

Gerade darauf hatte Iwan gewartet. Er zündete das Brennholz an. Kaum war es abgebrannt, nahm er eine Schaufel Glut und brachte sie dem Pferd. Mit einem Zug hatte es sie verschlungen, und nun konnte es schon den Kopf heben. Iwan brachte ihm noch eine zweite und eine dritte Schaufel Glut. Als das Pferd das gefressen hatte, konnte es schon aufstehen.

Dann machte Iwan ihm die Ketten ab. Das Pferd lief auf den Hof, verschlang die Flamme und fraß die ganze Glut.

Iwan sah: Das war kein gewöhnliches Pferd! Es hatte ein goldenes Fell, statt vier Beinen hatte es fünf, und Flügel schauten aus den Schultern heraus.

„Nun, Iwan, du hast alles getan, was ich dir gesagt habe.

Jetzt laß uns handeln, solange der Drache nicht da ist. Geh in den Keller, dort ist ein Sattel, ein Säbel und ein Halfter. Bring sie mir! Beeile dich!"

Iwan ging. Er suchte und suchte, und da erblickte er die Weinfässer des Drachen. Er ertastete in der Dunkelheit den Sattel, den Säbel und den Halfter. Er nahm alles und brachte es dem Pferd. Kaum war er aus dem Keller heraus, war der Drache schon an der Tür!

„Was hast du getan, Bursche? Du hast mich betrügen wollen. Jetzt ist's um dich geschehen!"

Er riß Iwan den Säbel aus der Hand und wollte ihm den Kopf abschlagen. Iwan aber bat ihn:

„Laß mich gehen, ich werde dich nie mehr betrügen!"

„Ich lasse dich nicht gehen. Du mußt hier umkommen. Aber vorher trinken wir noch auf deine Sünden."

Er führte Iwan in den Keller, zerschlug ein Faß und goß sich und dem Burschen je einen Eimer voll.

Der Drache trank, Iwan aber bat ihn:

„Laß mich gehen."

„Ich lasse dich nicht gehen. Jetzt trinken wir auf meine Sünden."

Und er goß sich wieder einen Eimer voll Wein. Dann noch einen zweiten, einen dritten, einen vierten —. Sieben Eimer Wein trank er aus! Er wurde betrunken und verlor den Verstand. Er tanzte und sang, lief hin und her und drehte sich im Kreise. Dann fiel er hin und schlief ein wie ein Toter.

Iwan freute sich. Er nahm vorsichtig den Säbel und wollte dem Drachen den Kopf abschlagen. Aber dann dachte er bei sich: Einen Kopf schlage ich ab, und sechs bleiben. Der Drache wird aufwachen und mich dann vernichten!

Er ergriff den Sattel und den Halfter und lief zu dem Zauberpferd. Er erzählte ihm, was im Keller vorgegangen war.

„Das hast du sehr gut gemacht, daß du den Drachen nicht angerührt hast. Du hättest ihn doch nicht getötet. Gib den Sattel her!"

Das Pferd wieherte, der ganze Rost verschwand von dem Sattel, und Edelsteine kamen zum Vorschein.

„Setz dich auf mich und laß uns fliehen!"

Iwan sattelte das Zauberpferd.

„Nun, wohin geht's?"

„Frag nicht. Wir müssen so schnell wie möglich fort von hier!"

Das Pferd erhob sich in die Lüfte. Es flog und flog und ließ sich schließlich in einem dunklen Wald nieder.

„Nun, Iwan, hier in diesem Wald ist ein wilder Eber. Paß auf, diesen Eber müssen wir töten. In seinem Kopf ist ein lebendiger Hase, und den müssen wir auch töten, und in dem Kopf des Hasen ist eine Diamantschatulle, und in der Schatulle sind sieben Käfer. In diesen Käfern ist die Kraft des Drachen. Wenn wir die Käfer töten, verliert er seine Macht. Paß auf, da kommt der Eber auf uns zugelaufen!"

Iwan erblickte einen riesigen Eber mit Hauern wie Säbel. Der Eber riß den Rachen auf und raste auf sie zu. Das Pferd erhob sich in die Lüfte, und als es den Eber mit dem fünften Fuß gegen den Kopf schlug, streckte der nur noch alle viere von sich.

Iwan schlug dem Eber mit dem Säbel den Kopf ab, und da sprang gleich der Hase heraus. Iwan auf das Pferd! Das Pferd holte den Hasen ein und erschlug ihn mit dem Fuß.

Dann stieg Iwan in aller Ruhe von seinem Zauberpferd, trennte dem Hasen den Kopf ab und nahm die Diamantschatulle heraus. In der Schatulle aber summten die Käfer wie ein Motor.

Iwan sah sich um und erblickte einen flachen Stein. Er legte die Schatulle auf den Stein und schlug mit einem Erdklumpen darauf, daß von den Käfern keine Spur mehr blieb.

„Nun, jetzt können wir in aller Ruhe zurückfliegen", sagte das Pferd zu ihm.

Iwan setzte sich auf das Pferd, und sie kamen zum Palast zurück.

Da sah er mitten auf dem Hof den Drachen. Der konnte kaum noch kriechen und kam nicht auf die Beine. Als Iwan an ihn herantrat, sagte er wehleidig:

„Ach, Iwan, du hast mich vernichtet. Du hast mir meine Kraft geraubt."

„Nicht nur die Kraft, sondern auch dein Leben werde ich dir rauben, und die Zarentochter nehme ich mit."

„Iwan, nimm alles, was ich habe: Gold, Silber, Diamanten. Nur laß mir das Leben. Ich habe dich doch auch nicht getötet."

„Nein! Du stirbst jetzt!"

Iwan packte den Säbel und schlug dem Drachen alle sieben Köpfe ab. Bis zu den Knien stand er im Drachenblut.

Iwan ging in den Palast und sagte zu der Prinzessin:

„Wir können nach Hause. Der Weg ist frei."

Das Mädchen glaubte es nicht. Sie schaute aus dem Fenster, und da war der Hof voll Blut.

„Joj, Iwanko, bring mich zu meinem Vater!"

„Das mache ich."

Das Mädchen nahm seine Sachen. Iwan trat auf den Hof hinaus, ging hin und her und überlegte: Hergekommen bin ich. Aber wie komme ich hier wieder weg? Allein würde es mir vielleicht gelingen, aber mit dem Mädchen?

Er sagte das der Prinzessin. Jetzt liefen beide traurig auf dem Hof hin und her.

„Es wäre besser gewesen, du hättest dich mit dem Drachen vertragen", sagte das Mädchen.

Sie waren traurig. Auf einmal — bums! — stand das Pferd vor ihnen.

„Warum bist du so traurig, mein Herr?"

„Es ist so schwer, hier herauszukommen."

„Sei nicht traurig! Seid ihr beide bereit?"

„Ja."

„Dann setzt euch auf mich!"

Sie setzten sich auf das Pferd. Das Zauberpferd sagte:

„Schließt die Augen!"

Sie schlossen die Augen und hörten nur, wie der Wind pfiff. Mit schrecklicher Geschwindigkeit flogen sie irgendwohin. Nach einigen Minuten stampfte das Pferd, als sei es auf etwas Hartes gesprungen.

„Öffnet die Augen und schaut euch um!"

Sie machten die Augen auf, und da waren sie mitten auf dem Hof des Zaren!

Viele Leute waren versammelt. Alle trauerten.

„Was ist denn geschehen?"

„Der Zar liegt im Sterben!"

Die Prinzessin und Iwan liefen schnell in den Palast. Der Zar stand schon mit einem Fuß im Grabe.

Da waren Ärzte und Wahrsager. Nichts hatte geholfen.

Als aber die Zarentochter sprach und der Alte ihre Stimme hörte, öffnete er gleich die Augen und sprang von seinem Sterbelager auf. Er hatte seine Gesundheit wieder und begann zu sprechen. Wäre Musik dagewesen, hätten sie getanzt! Er war wie verjüngt.

„Wie kommst denn du hierher?"

Da erzählte das Mädchen seinem Vater alles, was geschehen war.

Der Zar hörte es sich an und sagte:

„Iwanko, es gab einmal eine Zeit, da wollte ich dich zum Helfer des Hofnarren ernennen. Aber wir hatten doch beide ausgemacht, wenn du mir meine Tochter bringst, wirst du mein Schwiegersohn. Ich halte mein Wort. Ich gebe dir meine einzige Tochter und ernenne dich zu meinem Thronfolger."

Er ließ Musiker holen. Da kamen Zigeuner, und es begann ein fröhliches Fest.

Zwei Wochen feierten die jungen Leute Hochzeit. Der Zar hatte nicht nur die Höflinge, sondern das ganze Volk eingeladen. Auch Krumme und Stumme tanzten und vergnügten sich.

Iwan übernahm das Zarenreich, und wenn er nicht gestorben ist, so regiert er auch heute noch.

67

DIE SCHWARZE BERGWIESE

Es war einmal ein ganz berühmter Zar. Er war berühmt durch seinen Reichtum und seinen starken Staat, am meisten aber durch seine Söhne. Er hatte drei junge Burschen großgezogen, wie es ihresgleichen nicht noch einmal auf der Welt gab.

Diszipliniert waren die Jungen! Jedes Wort ihres Vaters war für sie Gesetz.

Der Zar und seine Söhne gingen sehr gern auf die Jagd. Ihr ganzes Leben verbrachten sie beim Jagen. Sie kannten alle Wälder und alle Tiere. Obwohl ihr Staat groß war, hatten sie überall schon gejagt. Aber in einem Gebiet stand ein ganz hoher Berg, dessen Hänge mit Wald bestanden waren. Sein Gipfel wurde Schwarze Bergwiese genannt.

Die hatte noch keines Menschen Fuß betreten. Selbst der Zar war dort noch nie gewesen.

„Väterchen, laß uns auf die Schwarze Bergwiese gehen!" baten die Söhne.

„Solange ich lebe und auch nach meinem Tode dürft ihr nicht dorthin!"

„Warum nicht?"

„Fragt nicht! Ich erlaube es euch nicht."

Es verging einige Zeit, und die Jungen baten ihn wieder. Der Zar verbot ihnen noch zorniger, die Bergwiese zu betreten.

Die Zarensöhne interessierte es sehr, was dort sein mochte. Aber solange ihr Vater lebte, wagten sie nicht, dorthin zu gehen, um nachzuschauen.

So verging Jahr um Jahr. Der alte Zar starb. Die Jungen beerdigten ihren Vater. Aber als sie nach Hause kamen, be-

rieten sie nicht, wie sie den Staat regieren wollten, sondern zogen sofort zu der Schwarzen Bergwiese.

Die ersten Tage sahen sie nichts Besonderes. Tag und Nacht irrten sie durch Wälder, aber nirgends gab es ein Tier. Es war alles wie ausgestorben.

Von dem vielen Umherlaufen wurden sie müde und setzten sich nieder, um zu rasten. Der Älteste sagte:

„Brüder, laßt uns nach drei Seiten auseinandergehen. Da sehen wir mehr. Aber weit wollen wir nicht gehen, damit wir es hören, wenn einer von uns ruft."

Sie trennten sich.

„Schießt nicht auf jede Kleinigkeit", trug der Älteste seinen Brüdern auf. „Wer unnötig schießt, bekommt drei Ohrfeigen."

Dann gingen sie auseinander.

Der Älteste ging geradeaus, der Mittlere nach links und der Jüngste nach rechts. Sie gingen und gingen. Nichts sahen sie, weder Vierbeiner noch Vögel.

Es war weit nach Mittag, als der Jüngste auf einmal auf einem Baum ein Eichhörnchen gewahrte.

Das ist keine Kleinigkeit, dachte er bei sich, darauf schieße ich.

Er spannte den Bogen und schoß. Aber er traf nicht. Der Pfeil riß nur ein Stück Feuerschwamm herunter.

Die Brüder hörten das und kamen herbeigelaufen.

„Was hast du geschossen?" fragte der Älteste.

„Nichts. Ich wollte ein Eichhörnchen treffen, aber es ist davongelaufen."

Wenn das so ist, dann — batz! Und er gab dem jüngsten Bruder drei Ohrfeigen, daß das ganze Gesicht brannte. Und der Mittlere gab ihm ebenso viele Ohrfeigen von der anderen Seite.

Dann jagten sie weiter.

Dem Jüngsten gefiel das gar nicht. Er nahm das Stück Feuerschwamm von dem Pfeil und versteckte es im Jagdbeutel. Kaum war er einen Bogenschuß weit gegangen, erblickte er auf einem Stein einen Adler.

„Na, den muß ich aber schießen."

Er legte den Pfeil an, schoß und traf wieder nicht. Der Pfeil spaltete nur einen Kieselstein.

Die Brüder kamen herbeigelaufen.

„Was hast du geschossen?"

„Nichts."

Wieder gab jeder dem Jüngsten drei Backpfeifen, und dann gingen sie an ihre Plätze zurück. Der Jüngste wischte sich die Tränen aus, aber den Kieselstein legte er in den Beutel.

Er war sehr traurig, aber er ging weiter.

Da sah er einen Raben fliegen, in dessen Schnabel etwas leuchtete.

„Was ist denn das?"

Er spannte den Bogen und schoß auf den Raben. Der Vogel fiel vor seinen Füßen nieder. Da erblickte der Junge in dem Schnabel ein Stück Stahl.

Die Brüder kamen herbeigelaufen und gaben ihm zum dritten Male Ohrfeigen. Der Älteste sagte:

„Wir werden gemeinsam gehen, denn dieser Dummkopf wird alle seine Pfeile nach Kleinigkeiten verschießen."

Sie zogen weiter, der Jüngste aber steckte den Stahl in den Beutel.

Sie zogen alle drei durch den Wald und kamen auf eine Lichtung. Quer über die Lichtung lief ein Reh. Sie schossen mit ihren Pfeilen und töteten es.

„Brüder", sagte der Älteste, „laßt uns Abendbrot essen. Schaut nur — ein Brunnen. Dort werden wir uns niederlassen und Fleisch zum Abendbrot braten."

Sie zogen das Reh mit. Der Brunnen aber war ein ungewöhnlicher Brunnen. Er war ganz aus Kupfer, auch das Brunnendach.

Sie zogen dem getöteten Reh das Fell ab, machten einen Bratspieß und wollten es braten. Aber als sie Feuer machen wollten, hatten sie kein Holz. So hätten sie sich hungrig schlafen legen müssen.

Der Jüngste aber sagte:

„Brüder, ihr habt mir ein paar Ohrfeigen gegeben. Ich werde doch ein Feuer machen, wenn ihr damit einverstanden seid, daß ihr doppelt so viele Backpfeifen zurückbekommt."

„Wir sind einverstanden."

Dem jüngsten Bruder war diese Antwort genug, denn er war ein guter Junge.

„Nein, ich erhebe nicht die Hand gegen euch. Ich mache euch schon Feuer."

Er nahm den Feuerschwamm, den Kieselstein und den Stahl aus seinem Beutel, schlug Funken, und nach kurzer Zeit brannte ein Feuer.

Sie brieten das Fleisch, aßen, tranken Wasser aus dem Brunnen und legten sich unter das Kupferdach. Vor dem Einschlafen sagte der Älteste:

„Schlaft ruhig, Brüder, ich werde wachen, damit das Feuer nicht ausgeht."

Die Brüder schliefen ein, der Älteste aber schlief nicht.

Bis Mitternacht war es still im Walde. Aber um Mitternacht kam ein Wirbelwind auf, daß die Bäume schwankten, und ein schrecklicher Sturm erhob sich. Am Brunnen kam ein siebenköpfiger Drache hernieder und ging direkt auf den Zarensohn zu. Er riß den Rachen auf, ließ Feuer sprühen und versengte alles vor sich.

Der älteste Bruder griff nach dem Säbel und ging auf den Drachen los. Ein Kampf begann. Der Junge ermattete vor Anstrengung, aber er schlug dem Drachen alle Köpfe ab. Als er das getan hatte, war er so müde, daß er sich hinsetzen mußte. Da erst gewahrte er, daß das Feuer auszugehen drohte, denn das Blut des Drachen war hineingeflossen. Er konnte gerade noch ein Holzscheit ergreifen. Als die Brüder aufstanden und wieder Fleisch brieten, erzählte er ihnen, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen hatte.

Sie frühstückten und zogen wieder los. Gegen Abend trafen sie sich wieder an dem kupfernen Brunnen. Sie trugen Holz zusammen, entfachten ein Feuer und aßen Abendbrot.

„Jetzt bin ich mit Wachen an der Reihe", sagte der Mittlere.

Er ging um das Feuer, hielt Ausschau und lauschte.

Als um Mitternacht ein Wirbelwind aufkam und ein Sturm sich erhob, ließ sich ein vierzehnköpfiger Drache am Brunnen herab. Er erblickte das Feuer, ging direkt auf den Jungen zu und sengte ihn mit der Flamme. Der Zarensohn wehrte sich mit dem Säbel und besiegte mit Mühe und Not den Drachen. Während er den vierzehnten Kopf abschnitt, hatte das Blut das Feuer fast zum Erlöschen gebracht. Er konnte gerade noch ein Holzscheit fassen und das Feuer wieder anblasen.

Am anderen Morgen standen die Brüder auf, und der Mittlere erzählte, wie er in der Nacht mit dem Drachen gekämpft hatte.

Wieder gingen sie auf die Jagd. Sie irrten umher, erlegten da und dort eine Beute, und am Abend setzten sie sich an den kupfernen Brunnen.

„Nun, eine Nacht bleiben wir noch hier, und dann ziehen wir weiter."

Sie aßen Abendbrot.

„Jetzt bin ich mit Wachen an der Reihe", sagte der Jüngste.

„Paß auf!" warnten ihn die anderen. „Wenn der Drache geflogen kommt, und er kommt bestimmt, dann schäm dich nicht und wecke uns! Du bist noch jung, ruf uns zu Hilfe!"

Dann legten sie sich nieder und schliefen ein. Gegen Mitter-

nacht erhob sich ein noch stärkerer Wirbelwind, der fast die Bäume herausriß. In diesem Wirbelwind kam aus den Wolken ein Drache mit einundzwanzig Köpfen herabgesaust. Aus allen Köpfen züngelten Flammen, und er ging direkt auf den Jungen los!

Na, jetzt ist's vorbei! dachte der Junge. Aber seine Brüder weckte er nicht, sondern er schlug sich allein mit dem Drachen. Mit dem ersten Schlag hieb er ihm zwei Köpfe ab und mit dem zweiten bereits drei. Das Blut strömte wie aus einem Fluß. Als er den vierzehnten abgeschlagen hatte, erlosch das Feuer. Der Kampf ging im Dunkeln weiter. Als der Zarensohn den letzten Kopf abhieb, den einundzwanzigsten, hatte das Blut bereits die Lagerstätte der Brüder erreicht. Von dem Feuer aber war keine Spur mehr da.

Der Junge war todmüde. Er setzte sich nieder und überlegte: Meine Brüder werden mich auslachen, wenn sie morgen früh aufwachen, weil ich das Feuer habe ausgehen lassen. Ich muß es um jeden Preis wieder anmachen. Er nahm den Stahl und den Kieselstein aus dem Beutel. Aber auch der Feuerstein war bereits von Blut getränkt. Er bekam das Feuer nicht wieder an. Der Junge wurde traurig. Dann stieg er auf einen hohen Baum.

„Vielleicht sehe ich irgendwo Feuer?"

Er stieg hinauf und sah sich um. Auf einmal erblickte er in weiter Ferne ein ganz schwaches Licht.

Dort ist Feuer, dachte er, doch bis dorthin ist es einen ganzen Tag. Aber kein Feuer mehr haben? Das wäre eine Schande!

Er stieg vom Baum und ging in die Richtung des Feuers. Er nahm Pfeil und Bogen und den Säbel mit. Er ging und ging lange Zeit. Auf einmal sah er einen Mann vor sich stehen, einen ganz, ganz schwarzen. Nichts war an ihm zu erkennen. Schwarz war er wie ein Schatten. Er tat auch gar nicht dergleichen und wollte vorbeigehen.

„Halt!" rief der Junge. „Wer bist du denn?"

„Ich bin Mitternacht. Wo ich vorbeikomme, geht die Hälfte der Nacht vorbei."

„Könntest du nicht warten, bis ich wieder da bin? Ich eile zu dem Licht dort."

„O je, was du nicht alles willst! Bis du dorthin kommst, bin ich um die ganze Welt gelaufen und zum zweiten Mal wieder hier."

„Wer nicht auf gute Bitten hören will, den muß man zwingen!"

Der Junge packte Mitternacht und zerrte ihn zu dem Baum. Dort zog er schnell Bast ab, machte einen Strick und band den Schwarzen an den Baumstamm.

„Nun, jetzt wirst du schon auf mich warten!"

Er ging weiter. Auf einmal sah er einen Mann in einer grauen Wollbluse stehen, und hinter ihm trat die Nacht auseinander, und der Morgen graute. Der Mann wollte an dem Jungen vorbeilaufen, aber der hielt ihn an.

„Wer bist du denn?"

„Ich bin Morgenröte. Wo ich vorbeikomme, beginnt es Tag zu werden."

„Könntest du hier nicht warten, bis ich wiederkomme?"

„Ich gehorche niemandem. Ich habe meinen eigenen Weg."

Der Junge packte ihn am Kragen und band ihn an einen Baum. Morgenröte warf sich hin und her, kam aber nicht wieder frei.

Jetzt habe ich's leichter, dachte der Junge. Denn bis ich zurückkomme, ist die Nacht nicht vorbei.

Er ging noch lange, bis er zu dem Licht kam. Als er das Licht gewahrte, war es klein, aber auf einmal sah er ein Feuer! Da brannten ganze Eichen! Rings um das Feuer saßen vierundzwanzig Räuber. Sie brieten Fleisch und unterhielten sich.

„Wie soll ich an das Feuer herankommen? Wenn ich mich da zeige, zerreißen die mich!" klagte der Junge.

Aber Not ist der beste Ratgeber. Der Zarensohn zupfte aus seinem Mantel Wolle. Das Stück Feuerschwamm steckte er an den Pfeil und umwickelte ihn mit Wolle. Dann spannte er den Bogen und schoß durch das Feuer. Als die Wolle durch das Feuer flog, begann sie zu glimmen. Der Junge wollte um das Feuer herumgehen und den brennenden Pfeil nehmen, aber da erblickten sie ihn. Sie sprangen auf und ergriffen ihn. Sie führten ihn zum Feuer und berieten, was sie mit ihm machen wollten.

Der Zarensohn kannte die Bösewichter nicht, sie aber erkannten ihn, denn sie hatten sich schon so manches Mal an die Zarenkasse herangemacht.

„Wir werden ihn lebendig verbrennen!"

„Wir werden ihn aufspießen!"

„Wir werden ihn am Baum aufhängen!"

Jeder von ihnen war für eine andere Todesart. Sie begannen sich zu streiten. Da stand ihr Räuberhauptmann auf und sagte:

„Wir werden ihn nicht verbrennen, wir werden ihn nicht aufspießen und werden ihn auch nicht am Baum aufhängen. Wir

alle kennen ihn als guten Schützen, und das werden wir ausnutzen."

Die Räuber sperrten nur so ihre Münder auf, als ihr Hauptmann sprach.

„Wißt ihr, warum wir den Schatz vom Zaren aus dem Nachbarland nicht stehlen können? Auf seinem Palast sitzt nämlich ein Hahn und kräht, wenn eine Gefahr naht, und das Heer eilt dann dem Zaren zu Hilfe. Der Zarensohn hier wird mitkommen und den Hahn totschießen. Dann werden wir weiter sehen. Machst du da mit?"

„Es soll so sein, wie ihr wollt."

Der Junge mußte ihnen zustimmen. Er machte seinen Bogen schußbereit. Die Räuber brachten ihn zum Zarenpalast. Dort hielten sie ein und sagten:

„Geh allein weiter, denn wenn wir mitkommen, fängt der Hahn an zu krähen!"

Der Junge näherte sich der Mauer, und als er am Wachturm war, wo der Hahn stand, spannte er den Bogen und schoß.

Da kamen die Räuber herbeigelaufen. Sie setzten den Jungen auf die hohe Mauer und warfen ihm das Ende eines Strickes zu, damit er sie hochzog.

Der Junge zog einen Räuber hoch, aber bevor er ihn auf die andere Seite hinabließ, trennte er ihm den Kopf ab und warf ihn in den Zarenhof.

So machte er es auch mit den übrigen. Alle köpfte er und warf sie hinter die Mauer. Dann stieg er selber herunter und ging in den Palast.

Er öffnete die Tür zu einer Kammer, und dort schliefen die Wächter. Er ging weiter. Nirgends war eine Menschenseele. Niemand wachte. Er schaute ins Schlafzimmer. Der Zar und die Zarin lagen im Bett. Wahrscheinlich hätte nicht einmal eine Kanone sie geweckt. Er ging ins nächste Zimmer. Dort schliefen die drei Zarentöchter. Bei jeder von ihnen brannte am Kopfende eine Kerze.

Was tun? Reichtum brauchte der Junge nicht. Um auf sich aufmerksam zu machen, beschloß er, den Mädchen die Kerzen an die Fußenden zu stellen. Zwei stellte er um, doch als er die Kerze der jüngsten Zarentochter nehmen wollte, wachte das Mädchen auf.

„Wer bist denn du? Und wie kommst du hierher?"

Er legte den Finger an den Mund. Sie sollte die Schwestern nicht aufwecken. Da stand die Zarentochter auf, nahm ihn an die Hand und führte ihn in ein anderes Zimmer. Der Junge

erzählte ihr sein ganzes Abenteuer und sagte, daß er an der Mauer vierundzwanzig Räuber erschlagen habe.

„Joj!" schrie das Mädchen auf. „Das sind doch die Bösewichter, die uns schon lange entführen und töten wollten. Dafür wird dir mein Väterchen viel geben!"

„Ich brauche keine Geschenke. Werde du meine Frau!"

„Ja, deine Frau will ich gern werden."

Sie gab ihm einen Ring von ihrem Finger.

Da sagte der Junge:

„Jetzt hole ich meine Brüder, du aber schweig zunächst!"

Bevor er wieder über die Mauer stieg, schnitt er jedem Räuber die Nasenspitze ab, wickelte sie in ein Tuch, steckte es in die Tasche und lief dann in den Wald. Unterwegs nahm er ein Holzscheit vom Feuer der Räuber mit.

Als er zu Morgenröte und Mitternacht kam, band er sie los und ließ sie frei:

„Geht jetzt eurer Wege!"

Die aber liefen aufs Geratewohl los, als hätte ihnen jemand die Augen ausgestochen. Der Junge kam ihnen kaum nach.

Als sie zum Brunnendach kamen, wurde es gleich Tag. Der jüngste Zarensohn machte gleich Feuer, und als die Brüder aufwachten, brannte es schon.

„Joj, war die Nacht lang!"

„Sehr lang", entgegnete der Junge lachend. „Das waren gleich drei Nächte zusammen."

Dann erzählte er ihnen alle seine Abenteuer. Wie er den schrecklichen Drachen erschlagen hatte, wie er geeilt war, Feuer zu suchen, wie er Mitternacht und Morgenröte an die Bäume gebunden hatte, wie er die vierundzwanzig Räuber vernichtet hatte. Alles erzählte er.

Aber kehren wir jetzt zum Zarenpalast zurück! Was geschah dort? Als es Tag wurde, fand der Hauptmann der Wachmannschaft die vierundzwanzig toten Räuber an der Mauer. Er erkannte sie gleich und hieb ihnen mit dem Säbel die Nasen ab.

Als es Tag geworden war, meldete er, daß er die Bösewichter getötet habe. Der Zar freute sich sehr.

„Bitte, um was du willst. Ich gebe dir alles als Belohnung!"

„Ich will Eure jüngste Tochter zur Frau."

Der Zar versprach es. Warum sollte er so einem Helden auch nicht die Tochter zur Frau geben?

Er rief seine jüngste Tochter.

„Nun, mein liebes Töchterchen, bereite dich auf deine Hochzeit vor."

„An wen verheiratet Ihr mich denn, Väterchen?"

„An den Mann, der uns das Leben gerettet und den Schatz beschützt hat. Er hat die vierundzwanzig Räuber erschlagen."

„Gut. So einen heirate ich sehr gern."

Im Zarenpalast wurde ein großes Fest vorbereitet. Die junge Braut war fröhlich. Aber als sie ihren Verlobten erblickte, den Hauptmann der Wachmannschaft, warf sie sich zu Boden und begann zu weinen.

„Den will ich nicht!"

Dann sprang sie auf, lief davon und ließ ihren Verlobten stehen. Der Zar ihr nach.

„Töchterchen, was ist denn geschehen? Du hast dich doch gefreut. Warum weinst du jetzt?"

Das Mädchen erzählte alles.

Da schickte der Zar gleich Boten in den Wald.

„Wenn ihr die drei jungen Burschen seht, bringt sie zur Hochzeit!"

Die Gäste waren noch da. Der Hauptmann der Wachmannschaft wurde geehrt, indem man ihn auf zwölf Kissen gesetzt hatte und rund um ihn herum aß und trank und sang.

Die Boten fanden schnell die drei Brüder und luden sie zur Hochzeit ein.

„An wen wird denn die jüngste Zarentochter verheiratet?"

„An den, der die vierundzwanzig Räuber in der Nacht getötet hat."

Die Jungen setzten sich auf die Pferde und hielten nicht eher, bis sie am Palast waren.

Als sie die erste Stufe betraten, rutschte ein Kissen unter dem Hauptmann der Wachmannschaft weg. Sie betraten die zweite, und da fiel das zweite herunter. Als sie auf die zwölfte traten, fiel das letzte Kissen herunter, und er kippte zusammen mit dem Stuhl um.

Als die Zarentochter den jüngsten der Brüder erblickte, rief sie freudig aus:

„Das ist mein Bräutigam!"

Der Hauptmann der Wachmannschaft sagte verärgert:

„Es stimmt nicht, daß er die Räuber getötet hat!"

„Beweise es!"

Er zeigte die abgeschnittenen Nasen.

Darauf holte der junge Bursche seine Beweise heraus. Die Leute überprüften sie und bestätigten, daß er im Recht war, denn er besaß die Nasenspitzen der Räuber.

„Aber das genügt noch nicht!" rief die Zarentochter aus.

„Der Hauptmann der Wachmannschaft soll meinen Ring zeigen."

Einen Ring hatte er aber nicht. Den Ring hatte der Zarensohn.

Der Zar ließ den Betrüger aufhängen, Hochzeit aber wurde für alle drei gemacht. Die Jüngste heiratete den jüngsten der Brüder, die Mittlere den mittleren und die Älteste den ältesten.

Und damit ist das Märchen zu Ende.

68

WIE DIE ERSTEN MENSCHEN EINANDER ÜBER EINE MEILE HINWEG EINE AXT ZUREICHEN KONNTEN

Es gab einmal Menschen, die waren so groß, daß sie einander über eine Meile hinweg eine Axt zureichen konnten. Einmal fand ein Riesenkind Menschen, wie es sie heute gibt, und zwar einen Bauern, der mit sechs Ochsen, einem Pflug und einem Ochsentreiber pflügte. Der Junge hob sie auf, setzte sie sich auf die Hand, brachte sie seiner Mutter, zeigte sie ihr und sagte:

„Hier, Mama, ich habe so komische Würmer gefunden, die die Erde pflügen."

„Das sind keine Würmer", sagte sie. „Nach uns werden die Menschen so sein, und nach ihnen werden die Menschen so klein sein, daß zwölf von ihnen in einem Ofen mit Dreschflegeln dreschen können, und da wird noch immer genug Platz sein."

Die Riesen hätten vielleicht bis heute gelebt. Aber als die Sintflut über die ganze Welt kam, wollten sie sich nicht ins Schiff setzen, sondern sagten:

„Mag die Sintflut sein, wie sie will, uns geht sie ja doch nur bis zum Gürtel."

Und so sind sie alle bis auf den letzten ertrunken.

69

VOM SCHÖNEN JOSEF

Jakob hatte zwölf Söhne. Josef war sein Jüngster, er war von seiner zweiten Frau. Jakob liebte Josef am meisten. Die anderen Brüder waren auf Josef sehr ärgerlich, weil ihr Väterchen Josef so sehr liebte. Mehr als uns! Und was machten sie nun mit Josef, diese Brüder?

Sie berieten. Wir müssen Josef umbringen! Josef brachte seinen beiden Brüdern immer Essen, wenn sie die Schafe hüteten. Nun, und was machten sie da mit Josef? Midianitische Kaufleute kamen, und sie verkauften Josef an die midianitischen Kaufleute.

„Ja, was sagen wir denn heute abend unserem Vater, wo

Josef ist? Wir machen das so: Wir schlachten einen Hammel und bringen dem Vater ein Kleidungsstück als Zeichen von Josef."

Sie schlachteten den Hammel. Warum schlachteten sie ihn? Um Josefs Kleider mit Blut zu beschmieren. Am Abend kamen sie nach Hause, und Jakob fragte sie:

„Wo ist denn Josef?"

„Den hat der Wolf gefressen."

„Habt ihr nicht irgendein Zeichen von Josef?"

„Hier ist ein Stück von Josefs Rock."

Na ja, und der Rock war blutig. Jakob glaubte, der Wolf hätte Josef wirklich gefressen.

Und was haben die midianitischen Kaufleute mit Josef gemacht? Sie haben ihn dem Zaren übergeben. Nun, und dieser Zar hatte keine Kinder. Der Zar gab Josef in die Schule, ließ ihn etwas lernen, und da vermutete doch der Zar, daß Josef bestimmt die Zarin liebte. Josef liebte die Zarin nicht, aber die anderen Schüler beschimpften ihn, weil sie sich über ihn ärgerten, denn ihm fiel alles nur so zu. Was machte da der Zar mit Josef? Er ließ ihn einsperren. Einmal träumte der Zar von sieben leeren Ähren und sieben vollen Ähren, die schwer zur Erde herunterhingen. Dann träumte der Zar von sieben sehr mageren Kühen und sieben sehr fetten Kühen. Nun, der Zar gab Befehl, wer die Träume deuten kann, dem wolle er die erste Stelle im Staat einräumen. Er ließ auch die Häftlinge aus dem Gefängnis fragen, ob jemand von ihnen den Traum deuten könne. Aber niemand konnte es. Und die Minister des Zaren versuchten ihn zu deuten, aber niemand konnte es. Er ließ die Gefangenen fragen, ob sie den Traum deuten können. Wer ihn deutete, sollte aus dem Gefängnis entlassen werden. Und er vertraute Josef den Traum an:

„Wenn du ihn deutest, diesen Traum, lasse ich dich aus dem Gefängnis und übergebe dir mein Reich."

Josef deutete ihm den Traum.

„Nun, Josef, was war das für ein Traum? Sag es mir."

„Dieser Traum, allergnädigster Zar, bedeutet, daß sieben reiche Jahre kommen und viel Getreide wächst."

„Ja, Josef, aber was bedeutet denn der zweite Traum mit den sieben vollen und den sieben leeren Ähren?"

„Jetzt sind die Ähren sehr voll, also kommen sieben reiche Jahre."

„Und die sieben leeren Ähren, was bedeuten die?"

„Das sind sieben magere Jahre nach diesen Jahren."

„Und was bedeuten die sieben fetten Kühe?"

„Viel Milch habt Ihr in diesen sieben Jahren von allen Ziegen und Kühen."

„Und die sieben mageren Kühe, was ist das?"

„Die sieben mageren Kühe bedeuten, daß Ihr sieben Jahre lang keine Milch und kein Brot haben werdet."

„Redest du die Wahrheit, Josef?"

„Weil in diesen sieben Jahren nirgends das Brot geachtet wurde und Gott darüber erzürnt ist. Dafür kommen sieben Hungerjahre."

Nun, was machte der Zar mit Josef? Er übergab ihm sein Reich.

„Hier, Josef, hast du meinen Ring. Ich habe dir das Reich gegeben, und jetzt regierst du, Josef."

Nun, und was machte Josef? In den sieben fetten Jahren baute er Kornhäuser. In den sieben Jahren gab Josef kein Getreide heraus, er kaufte sogar noch welches auf. Na, das Volk wunderte sich sehr darüber, daß Josef noch Getreide aufkaufte. Wo doch so viel da war. Josef aber dachte immer daran, daß die sieben Hungerjahre kommen.

Und was geschah nach diesen sieben Jahren? Josef hatte viel Getreide aufgekauft, sehr viel. Nun kamen die sieben Hungerjahre, schlimme Hungerjahre, in denen nirgends Getreide wuchs. Im ersten Jahr spürten die Leute die Not noch nicht so, denn sie hatten noch altes Brot, aber im zweiten und dritten Jahr war die Not dann sehr groß, denn Gott strafte sie dafür, weil sie das Brot nicht geachtet hatten. Und Josef warf Rübenkraut ins Wasser. Und warum warf es Josef ins Wasser? Es waren so magere Jahre, daß die Leute Rübenkraut mahlten und es aßen. Er warf Rübenkraut ins Wasser, damit die Leute sahen, daß es irgendwo ein reiches Land gab, wenn Rübenkraut den Fluß hinabtrieb. Auch in der Stadt, aus der Josef war und wo sein Vater, der Jakob, wohnte, sah der Alte, sein Vater, daß Rübenkraut auf dem Wasser dahintrieb, aber er wußte nicht, woher es kam. Nun, da sagte er zu seinen Söhnen:

„Geht dort in die Stadt, da gibt es Getreide!"

Aber Jakob konnte ihnen nicht sagen, in welche Stadt, denn das Rübenkraut hatte ihm nicht erzählt, woher es war. Er dachte sich nur: Dort ist ein reiches Land. Die Stadt muß Brot haben, wenn Rübenkraut auf dem Wasser schwimmt. Nun, Jakob schickte fünf Söhne mit Pferden nach Getreide, und sie erkundigten sich, wo das Getreide war, in welcher Stadt, und sie gingen direkt zu Josef, und Josef erkannte sie. Sie erkannten Josef nicht. Josef fragte sie:

„Was wollt ihr, Leute?"

„Wir sind hier zu dem Zaren gekommen, um Getreide zu kaufen."

Nun, Josef verkaufte ihnen Getreide und schüttete jedem welches in die Säcke und fragte sie:

„Habt ihr noch Mama und Papa? Sind sie am Leben?"

„Ja."

„Habt ihr noch mehr Brüder?"

„Ja."

„Wie viele Brüder habt ihr noch?"

„Wir haben noch sechs Brüder."

Josef sagte ihnen nicht, daß er ihr Bruder war. Er gab ihnen ein Gastgeschenk und maß ihnen Getreide ab. Was machte Josef mit ihnen? Er ließ in einen Sack einen silbernen Becher legen. Sie zogen wieder nach Hause. Sie luden das Getreide auf die Pferde und zogen von dannen. Aber Josef holte sie außerhalb der Stadt wieder ein.

„Halt! Ihr habt mir etwas gestohlen."

„Wir haben nichts gestohlen, allergnädigster Zar."

„Ich weiß, was ihr gestohlen habt. Ihr habt einen silbernen Becher gestohlen, und den werde ich bei euch finden."

„So durchsucht uns doch!"

Und Josef fand bei ihnen den Becher, und sie erschraken sehr, als Josef ihn fand. Josef schickte sie mit dem Getreide zurück in die Stadt. Sie waren sehr traurig über dieses Unglück. Zu Hause nahm Josef ihnen das Getreide weg.

„Nun, geht jetzt nach Hause!"

„Warum sollen wir denn nach Hause gehen?"

Weder das Geld gab Josef ihnen zurück, noch gab er ihnen das Getreide. Er sagte ihnen auch erst nicht, daß er ihr Bruder war. Dann aber sagte er:

„Ich bin euer Bruder. Und das ist mein Väterchen, das zu Hause ist, und das sind meine Brüder, die sechs zu Hause. Nun geht nach Hause. Mein Mütterchen soll herkommen. Was sie zu Hause haben, sollen sie alles verkaufen. Sollen sie hierherkommen und hier wohnen!"

Und sie kamen alle, und Jakob freute sich sehr über Josef und auch Josefs Mutter, und sie weinten sehr vor Freude. Und vor Freude starb der Alte, der Jakob, und Josef brachte ihn zurück in sein Land, aus dem er gekommen war, wie es auch heute noch Gesetz bei den Juden ist. Wo einer geboren ist, da soll er auch sterben.

70

CHRISTUS, PETRUS UND PAULUS ALS DRESCHER

Als Christus mit seinen Jüngern und mit Paulus auf der Erde wandelte, erzählte er ihnen, wie man sich die Arbeit erleichtern kann. Da gingen Frauen durch ein Dorf.

Jesus sagte:

„Ich würde ihnen eine leichtere Arbeit geben, und sie würden dabei noch mehr schaffen."

Jetzt war es so: Die Männer arbeiteten im Getreidefeld, die Frauen droschen mit Mangelhölzern. Jesus Christus machte drei Dreschflegel. Einen für sich, den zweiten für Petrus und den dritten für Paulus. Sie sagten zu den Frauen:

„Gebt uns Mittagsbrot!"

Eine Frau antwortete:

„Ich habe Kälber und Gänse und Kühe. Mein Mann ist pflügen gegangen. Ich bin allein zu Hause. Ich kann nicht immer nur dreschen und dreschen, damit ich satt werde!"

„Wir dreschen doch für dich, wenn du uns etwas zu essen gibst!"

„Drescht nur, ich mahle es dann", sagte die Bauernfrau. „Ich koche euch ein gutes Mittagessen und backe euch schönes Brot, weil Gott mir gute Arbeiter gegeben hat. Ich bin ja allein, und da wird mein Mann nicht böse sein."

Sie legten also Garben auf dem Bauernhof aus, an einer Stelle, wo schön gefegt war, und begannen zu dreschen. Schnell begannen die Körner herauszufallen.

Die drei Drescher hielten sich nicht lange auf und droschen einen ganzen Sack voll Körner. Die Bauernfrau freute sich und lobte sie, sie hatte noch nie gesehen, daß jemand mit Dreschflegeln drosch, sie selbst hatte ja auch schon gedroschen, aber nur mit dem Mangelholz. Sie machte ihnen ein gutes Mittagessen. Das Korn und Mehl, das sie in einer Stunde gedroschen hatten, reichte für einen ganzen Monat. Als die drei gingen, dankte ihnen die Bauernfrau sehr. Sie gab ihnen Wegzehrung, damit sie nicht zu hungern brauchten, denn sie hatten ja so gute Arbeit geleistet.

Nun erzählte sie im ganzen Dorfe, daß sie solche Arbeiter noch nie gesehen hätte. In kurzer Zeit hätten die drei soviel gedroschen, wie es nicht einmal hundert Weiber geschafft hätten. Das hörte auch ein reicher Gutsbesitzer, dessen Kornspeicher schon mit Moos bewachsen waren und bei dem jeden Tag

hundert Frauen droschen. Das waren viel, aber sie droschen nicht genug, damit alle satt werden konnten. Da kam also der Gutsbesitzer schnell herbeigelaufen.

„Wartet, Leute, ihr seid doch Prachtkerle! Wieviel wollt ihr denn für das Dreschen?" fragte er. „Welches Maß nehmt ihr? Vielleicht die Hälfte?"

„Die Hälfte nicht", sagte Christus, „aber gleichmäßig teilen werden wir!"

„Mir ist es gleich. Ich gebe euch zu essen und zu trinken und fünfmal am Tage Branntwein. Es heißt ja, ihr seid gute Arbeiter."

Christus ging mit seinen Jüngern zu dem Gutsbesitzer dreschen. Sie hatten sich für ein Drittel verdingt. Jedes dritte Maß, das sie droschen, sollten sie für sich behalten. Zwei Maße sollten sie dem Herrn für die Arbeit abliefern, weil er sie aufgenommen hatte und sie für ihn arbeiteten. Der Gutsherr freute sich, daß er so gute Arbeiter hatte. Da sagte Petrus zu Paulus, aber so, daß Christus es nicht hörte, daß sie doch bei dem Gutsherrn mit ihren Dreschflegeln viel Korn verdienen würden. Man gab ihnen, den Prachtburschen, Fleisch zum Mittag und soviel zu trinken, wie sie nur wollten. Bis zum Abend droschen sie mit ihren Dreschflegeln, und am Abend, als es dunkel geworden war, legten sich die Leute im Dorf schlafen. Da machte der Herr Schwefelhölzchen, und Jesus Christus zündete das Getreide an. Petrus und Paulus sahen, was der Herr machte.

„Herr, wird man uns hier nicht den Garaus machen, wenn dieses Getreide verbrennt?"

Aber der Herr sagte zu Petrus:

„Nur Feuer kann Getreide von Stroh trennen."

Die Leute schliefen, und niemand sah, wie das Getreide des Gutsherrn verbrannte. Christus nahm die Asche in die Hand.

„Warst du Stroh, so werde es wieder bis zum Morgen. Ihr Körner aber, trennt euch von dem Stroh und von der Spreu und verteilt euch auf drei Haufen, so daß das Stroh extra liegt und die Spreu und nur reines Korn übrigbleiben!"

Gott tat für seinen Sohn alles, was er von ihm erbat.

Petrus und Paulus sahen, wie Jesus das Getreide verbrannte und aufteilte. Gott ließ Morgen werden, der Gutsherr stand auf, sah einen Haufen, wie ihn die Frauen nie gedroschen hätten, den aber die drei in einer Nacht gedroschen hatten. Viele tausend Scheffel drosch das Feuer auf Gottes Geheiß.

Gott hat es damals so gemacht, daß das Feuer drosch. Das

Feuer drischt auch jetzt noch, in Maschinen und allerlei Fabriken. Aber die Menschen dreschen mit Dreschflegeln, wie sie Gott einstmals geschaffen hat.

Der Gutsherr gab ihnen ein gutes Frühstück. Das Beste, was Küche und Keller zu bieten hatten, setzte er ihnen vor, denn nie hatte ihm das Getreide gereicht, bevor es das Feuer gedroschen hatte. Jetzt aber hatte er genug für sich, und er verkaufte auch noch viele Tausende Scheffel.

Der Gutsherr sagte:

„Nun nehmt euch euren Teil!"

Petrus und Paulus wollten gern teilen. Da sagte aber Christus:

„Ihr habt ja nicht gedroschen, und so habt ihr kein Recht, es zu teilen. Umsonst gibt's nichts. Der Gutsherr mag euch gebackenes Brot in einen Sack legen, damit ihr unterwegs nicht hungert!"

Da sagten Petrus und Paulus:

„Wir sind immer mit dir gegangen, aber wo bleibt denn unser Lohn?"

„Ihr habt doch nichts getan, nur zugesehen habt ihr!"

Petrus und Paulus nahmen ihre Dreschflegel.

„Wir sind nicht mehr deine Jünger. Haben wir etwa nichts verdient? Du hast nur das Getreide gedroschen, und alles verbleibt dem Gutsherrn. Wir waren deine Weggenossen und bekommen nichts."

Da verließen Petrus und Paulus Christus. Sie suchten sich selber einen Herrn, der Petrus und der Paulus. Sie legten die Garben auf die Erde, um zu dreschen. Der Bauer gab ihnen zu essen und gut zu trinken. Sie einigten sich auf die Hälfte. Was sie droschen, sollten sie teilen. Sie droschen bis zum Abend, bis die Leute schlafen gingen. Petrus hatte gesehen, wie Christus das Getreide verbrannt hatte. Er machte also Feuer und blies hinein. Es begann zu brennen. Ein großes Feuer entstand, und die Leute kamen gelaufen, um zu löschen. Sie wollten Petrus und Paulus auf der Stelle umbringen. Viel Getreide verbrannte und Hütten auch. Alle jammerten und klagten. Christus kam hinzu und bat die Leute, ihm Petrus und Paulus zu übergeben.

„Bratet sie nicht in dem Feuer! Gestern ist das bei einem Bauern so gewesen", sagte Christus. „Habt ihr davon gehört?"

„Oh, das haben wir gehört. Das war nicht weit von hier. Nur drei Dörfer."

„Gott wird auch euch etwas geben! Ihr bekommt eure Hüt-

ten und Stroh und Korn wieder. Das wird Gott für uns tun. Geht schlafen, Leute. Das Feuer erlischt von allein."

Das Feuer erlosch, die Leute gingen schlafen. Von dem Korn und dem Stroh blieb nur Asche übrig. Bis zum Morgen machte Gott Korn und Stroh und Spreu und auch die Hütten, die abgebrannt waren.

Am Morgen kamen sie zu dem Bauern, bei dem sie sich als Drescher verdingt hatten.

Der Bauer sagte:

„Ich habe doch nur euch beide in den Dienst genommen!"

Da sagten Petrus und Paulus:

„Das ist unser Weggenosse."

„Wer ist er denn?"

„Gottes Sohn nennen wir ihn, denn er ist Christus."

„Was verlangt ihr also von mir?"

Da sagte Petrus:

„Wir wollen das Korn mit Euch teilen."

Da sagte Jesus Christus:

„Weißt du denn nicht mehr, wie du in der Nacht geweint hast, als sie dich erschlagen wollten, weil du das Hab und Gut des Herrn und das der anderen Leute angesteckt hast? Wäre Gott nicht gewesen, wären die Leute und dieser Herr durch dich in Not geraten. Hier vor dem Herrn als Zeugen sage ich dir: Du hättest nicht tun können, was ich getan habe, denn du bist nur Simon, ich aber bin Jesus."

Da sagte der Bauer:

„Herr, was soll ich ihnen dafür geben?"

„Nichts. Sie haben nichts verdient, also brauchen sie auch nichts zu bekommen."

Da sagten Petrus und Paulus:

„Ach, Herr, sei so gut und gib uns doch auch einen Anteil!"

„Ihr sollt mit Dreschflegeln dreschen, und dann sollt ihr euch den fünften Teil nehmen!"

71

PETRUS UND DER LIEBE GOTT

Der liebe Gott wandelte einmal mit Petrus auf der Erde. Sie gingen und gingen, und da kam die Nacht.

„Wo wollen wir denn heute übernachten?" sagte Petrus zum lieben Gott. „Bei einem Armen oder einem Reichen?"

Da sagte der liebe Gott:

„Gehen wir zu einem Armen."

Petrus aber sagte:

„Was sollen wir bei einem Armen? Der hat ja nichts zu heizen! Ein Reicher hat wenigstens eine warme Stube."

Sie gingen also zu einem Reichen. Aber der Reiche sagte:

„Wenn ihr mir jeder vierzig Garben drescht, dürft ihr bei mir übernachten."

„Na, Petrus, dann laß uns dreschen", sagte der liebe Gott.

Gesagt, getan. Gott blies einmal, und schon waren sie fertig. Sie kamen in die Stube, und der Bauer sagte:

„Legt euch unter die Bank, denn wenn meine betrunkene Frau kommt, kriegt ihr etwas ab und ich auch."

Sie legten sich unter die Bank, Petrus an den Rand, der liebe Gott an die Wand. Da kam die betrunkene Bäuerin.

„He, Alter! Nicht einmal geheizt hast du, als ich nicht da war!"

Sie nahm einen Besen und fiel über ihn her.

„Was ist denn das, du Kerl? Hast Vagabunden ohne meine Erlaubnis hereingelassen!"

Da fuhr sie mit dem Besen über Petrus her. Sie schlug und schlug und schrie ihren Mann wieder an:

„Paß nur auf, du Kerl! Von wegen Vagabunden aufnehmen!"

Dann verprügelte sie ihn wieder.

„Schon gut, liebe Frau", sagte der Hausherr. „Verzeih mir dieses Mal. Ich mach's nicht wieder."

Petrus aber lag unter der Bank und sagte:

„Ach, Herr, wär's nur bald Tag!"

„Ja", sagte der liebe Gott. „Bis dahin ist's noch weit."

„Na, dann leg du dich an den Rand, Herr, und ich lege mich an die Wand."

Der liebe Gott legte sich an den Rand, Petrus an die Wand. Nachdem die Frau ihren Mann verprügelt hatte, kam sie zur Bank und sagte:

„So, nun noch den, der an der Wand liegt!"

Und wieder verprügelte sie Petrus.

Sie prügelte und prügelte, dabei wurde sie müde, legte sich nieder und schlief ein.

Petrus aber lag unter der Bank und flehte den lieben Gott an:

„Ach Herr, wär's nur bald Tag!"

„Es ist schon Tag", erwiderte der liebe Gott.

Sie standen auf, bedankten sich und gingen. Sie gingen und gingen, und da wollten sie frühstücken. Petrus aber sagte:

„Wo wollen wir uns denn zum Frühstück niederlassen? Vielleicht an einer Kirche?"

Der liebe Gott aber sagte:

„Wir wollen uns lieber neben eine Schenke setzen."

Sie gingen und setzten sich. Da kam ein Betrunkener aus der Schenke und sagte:

„Ach Gott, wie betrunken ich heute bin!"

„Sieh nur", sagte der liebe Gott zu Petrus, „der ist betrunken und denkt trotzdem noch an Gott."

Als der Pope und der Küster aus der Kirche kamen, sagte der Pope:

„Zum Teufel nochmal, wie viele Kinder heute in der Kirche waren! Ich bin ganz müde von der Kommunion."

Da sagte der liebe Gott zu Petrus:

„Sieh mal an! Die Popen kommen aus der Kirche und rufen den Teufel an, und der Mann dort kommt aus der Schenke und hat Gott nicht vergessen."

Der Betrunkene kam zum lieben Gott und zu Petrus und sagte:

„Guten Tag, liebe Onkelchen!"

„Guten Tag, Mann!"

„Verzeiht mir, Onkelchen, daß ich betrunken bin. Ich möchte euch etwas fragen: Wohin führt euch Gott?"

„Auf Reisen", sagten sie.

„Dann soll Gott euch helfen."

„Danke für das gute Wort", sagte der liebe Gott. „Wir möchten dich um etwas bitten, Onkelchen."

„Sagt's."

„Geh und kauf uns bitte drei Oblaten."

„Gut", sagte der Mann.

Er ging, kaufte sie und brachte sie. Er hatte Hunger, aß daher eine, die beiden anderen aber brachte er ihnen.

„Hier, liebe Leute", sagte er. „Ehrlich gesagt, eine habe ich unterwegs gegessen. Hier habt ihr die beiden anderen."

„Sieh an", sagte der liebe Gott zu Petrus. „Obwohl er betrunken ist, hat er uns nicht angelogen. Wenn die dritte nicht da ist, ist sie eben nicht da."

„Ja, man muß die Wahrheit sprechen. Lügen soll ja Sünde sein", sagte der Mann.

„Sei ehrlich, mein Lieber", sagte Gott, „dann wird dir Gott auch helfen. Betrüge nie jemanden!"

Sie verabschiedeten sich und gingen. Sie gingen und gingen, und da mußten sie wieder übernachten.

„Nun", sagte Petrus, „bei wem übernachten wir heute?"

„Gehen wir zu einem Armen", sagte Gott, „denn gestern bei dem Reichen hatten wir ja Ärger."

So gingen sie zu einer armen Witwe. Die Witwe war krank und hatte viele Kinder. Mit großer Mühe stand sie auf und kochte Abendbrot. Sie aßen Abendbrot, sie bereitete den beiden das Nachtlager und war ganz fröhlich dabei. Die beiden übernachteten. Am anderen Tage begleitete die Witwe sie hinaus. Sie gingen. Sie gingen und gingen, und da kam ein Wolf gelaufen.

„Herr", sagte Petrus, „wohin läuft dieser Wolf?"

„Die Ferkel der Witwe holen."

„Warum tust du denn der Witwe so weh, Herr?"

„Das muß so sein", sagte der liebe Gott. „Ein Ferkel hat sie. Soll er das fressen. Die Witwe wird sterben, und die Kinder werden verwaisen."

Sie kamen nach Hause. Gott schickte einen Engel aus.

„Geh", sagte er, „da ist eine kranke Witwe. Hole ihre Seele!"

Der Engel kam geflogen, und die Kinder krochen um die Witwe herum und wimmerten. Sie waren ja alle noch so klein! Der Engel schaute und schaute.

„Mein Gott", sagte er, „was sollen denn die Kinder machen, wenn ich der Frau die Seele fortnehme?"

Er kam nicht an sie heran, die armen Kinder wimmerten so sehr. Sie krabbelten um die Mutter herum.

Gott aber fragte:

„Wer ist denn bei ihr und pflegt sie?"

„Niemand", sagte der Engel. „Die Stube ist nicht geheizt. Die Ärmste ist allein, und die Kinder weinen."

„Ach Herr", sagte Petrus, „laß sie noch ein bißchen leben. Soll sie ihre Kinder großziehen."

„Nun", sagte der liebe Gott zu Petrus, „geh an den See. Dort steht eine verfallene Hütte ohne Dachbalken. Geh in die Hütte. Dort wohnt ein altes Weib, das ist so alt, daß es schon fast Blüten treibt! Frag sie, ob sie schon sterben will. Dann kann die Witwe noch ein bißchen am Leben bleiben."

Petrus ging. Er kam in die Hütte, und da lag ein ganz, ganz altes Weib. Er trat in die Stube.

„Guten Tag!"

Sie erwiderte:

„Guten Tag, mein Schöhnchen!"

„Bist du allein, Großmütterchen?" fragte Petrus.

„Ja."

„Nicht schön, allein zu leben. Lieber sterben."

„Ha", sagte sie, „du kannscht ja schterben. Lasch nur erscht den Schommer kommen. Dann scheint die Schonne wieder."

Petrus ging wieder. Die wollte ja nicht sterben. Er kam zum lieben Gott und sagte:

„Ach, Herr, sie will nicht sterben."

„Ich habe dir doch gleich gesagt", erwiderte Gott, „daß die Witwe sterben muß. Flieg los, Engel", sagte er, „und hole ihre Seele!"

Der Engel flog los, und die Kinder schrien und krabbelten. Der Engel nahm die Seele, brachte sie zu Gott und gab sie ihm. Gott ließ die Seele ins Paradies. Die Kinder aber blieben allein.

Einige Jahre später wanderten der liebe Gott und Petrus wieder durch die Welt, und da kam eine sechsspännige Kutsche gefahren.

„Rate mal, wer dort kommt", sagte der liebe Gott zu Petrus.

„Irgend so ein Gutsbesitzer."

„O nein", sagte Gott. „Das sind die Kinder von der Witwe. Ja", sagte er, „erst habe ich sie gestraft, und dann habe ich doch Erbarmen mit ihnen gehabt."

72

WIE DER LIEBE GOTT ZU EINEM REICHEN AUF DIE HOCHZEIT GING UND DER REICHE DIE HUNDE AUF IHN HETZTE

Das war, als der Herr noch mit Paulus und Petrus durch die Welt zog. Da sagte einmal Petrus zum Herrgott:

„Wo können wir nur hingehen, um etwas zu essen zu erhalten?"

Sie kamen durch ein Dorf. In diesem Dorf war ein sehr reicher Mann, reicher als das ganze Dorf, der verheiratete zu der Zeit gerade seinen Sohn. Petrus sagte:

„Na, gehen wir zu dem Reichen, der seinen Sohn verheiratet! Der gibt uns etwas zu essen."

Der Herr aber sagte:

„Nein, der gibt uns nichts! Der wird uns noch vom Hof jagen lassen und die Hunde auf uns hetzen!"

Paulus aber sagte:

„Ach nein! Er gibt uns schon etwas!"

Da sagte der liebe Gott:

„Nein, er gibt uns nichts! Na ja", sagte der liebe Gott, „gehen wir eben zu ihm. Vielleicht gibt er uns doch etwas."

Sie kamen zu ihm, der Reiche aber war angetrunken und sagte:

„Ach, da sind doch ein paar solche Blindenführer gekommen. Die haben mir gerade noch gefehlt! Ich komme mit meinen eigenen Gästen kaum zurecht, und da kommen noch irgendwelche hergelaufenen Dummköpfe und wollen essen und trinken. Geht, Leute, und führt sie zum Tor hinaus!"

Man nahm sie, führte sie hinaus und hetzte auch noch die Hunde auf sie. So gingen sie von dem Reichen fort. Sie gingen und gingen, und da sagte der Herr zu Paulus:

„Nicht wahr, nun ist es so gekommen, wie ich es gesagt habe?"

Aber sie kamen wieder in ein Dorf. Sie stießen auf eine kleine Kate unweit der Straße, und dort saß eine Witwe. Da sagte der liebe Gott:

„Soundso, wir gehen zu dieser Kate. Dort sitzt eine arme Witwe, die gibt uns etwas zu essen."

Sie kamen zu ihr, und sie heizte gerade den Ofen. Paulus sagte zu ihr:

„Könntet Ihr uns Wanderern irgendwie behilflich sein?"

Da antwortete sie:

„Ach, mein Gott! Seht nur, ich habe gerade erst Brotteig geknetet. Aber wenn ihr wollt, setzt euch auf die Bank und wartet. Da werde ich euch rasch ein paar Brötchen aus dem Teig backen. Die könnt ihr essen."

Sie setzten sich und warteten. Sie kümmerte sich nicht weiter um sie, wie sie da saßen, sie lief nach Wasser oder hatte irgendeine Hausarbeit zu tun. Inzwischen kam das Feuer im Ofen in Gang. Sie legte den Teig auf Blätter und buk die Brötchen. Dann ging sie in die Kammer, brachte Butter, bestrich die Brötchen und gab sie ihnen. Sie dankten und gingen.

Sie gingen über das Feld und stießen auf eine Viehherde. Da sagte der Herr zu Petrus:

„Das ist die Viehherde von dem Reichen."

Sie kamen in ein Tal, und da weideten zwei Kühe, und der Herr sagte zu Petrus:

„Die gehören der Witwe, die uns etwas zu essen gegeben hat."

Sie gingen weiter, und da kamen drei Wölfe angelaufen, die baten den Herrgott, er möchte ihnen etwas zu fressen geben.

Der Herr aber sagte:

„Wenn ihr dort durch den Wald lauft, stoßt ihr auf eine Herde. Rührt die nicht an! Aber weiter unten im Tal sind zwei Kühe. Davon könnt ihr eine fressen."

Sie liefen und fraßen eine Kuh. Da ließ sich Petrus hören:

„Ach, Herrgott! Warum fügst du ihr so ein Leid zu, wenn sie so gut ist? Hätten sie doch lieber das Vieh von dem Reichen gefressen!"

Der Herr aber entgegnete:

„Na ja, wenn sie Vieh von dem Reichen fressen, macht ihm das nichts weiter aus, denn er hat genug. Fressen sie aber das von der armen Witwe, wird sie sich Sorgen machen und zwei Tage länger beten!"

Sie gingen und kamen ins Paradies. Aber das geschah nicht so schnell, wie man das hier erzählt. Es vergingen vielleicht fünfzehn oder zwanzig Tage. Sie gingen durch den Paradiesgarten, ihnen voran ging eine Seele mit einem Besen und fegte ihnen den Weg frei. Da sagte der Herr zu Petrus:

„Weißt du, was für eine Seele das ist?"

Petrus sagte:

„Ich weiß es nicht, Herr."

„Das ist die Witwe", sagte der liebe Gott, „deren Kuh die Wölfe gefressen haben. Als sie starb, wurde sie mit der Kuh zusammen begraben."

Sie gingen und gingen und kamen zur Hölle. Da hörten sie, wie eine Seele mit einer Stimme winselte, daß es ganz schrecklich anzuhören war. Petrus aber sagte:

„Ach, Herrgott! Da winselt eine Seele in der Hölle!"

Da sagte der Herr:

„Das ist die von dem Reichen, der die Hunde auf uns gehetzt und uns vors Tor gesetzt hat!"

Darauf sagte Petrus:

„Herrgott! Das geschieht ihm recht! Soll er nur ordentlich schmoren! Er hat dort auf der Welt in Saus und Braus gelebt und nie an den Herrgott gedacht!"

73

DER ALTE

In einem Dorf lebte einmal ein reicher Pope. Er hatte eine einträgliche Wirtschaft und viel Geld. Aber eines Tages sagte er zu seiner Frau:

„So viel Vieh haben wir bei uns im Dorf, und der Hirte

nimmt so viel für das Hüten. Ich will mal selber das Vieh hüten gehen."

Als eines Sonntags die Leute aus der Kirche kamen, hielt sie der Pope an und sagte:

„Liebe Leute! Euer Schäfer nimmt so viel fürs Hüten. Ich verlange weniger von euch. Laßt mich das Vieh hüten."

Da sagten die Leute:

„Das wäre doch eine Schande, Väterchen, wenn Ihr unser Vieh hütet."

„Ob's eine Schande ist oder nicht — gebt's mir nur."

Nun, die Gemeinde beriet sich und gab ihm das Vieh zum Hüten. Da machte der Pope eine Sammelbüchse, gab sie seiner Frau, nahm das Vieh und führte es auf die Weide. Wochentags hütete er das Vieh, sonntags predigte er in der Kirche. In die Sammelbüchse, die am Fenster stand, warfen die Leute immer einen Groschen.

Eines Nachts kam ein Dieb, stahl die Sammelbüchse mit dem Geld und nahm dem Popen noch alles Geld weg, das er hatte. Da nahm der Pope, traurig wie er war, einen Beutel und ging durch die Gemeinde, um Almosen zu bitten, weil ihn ein solches Unglück betroffen hätte. Wie er so seines Weges zog, traf er einen Wanderer. Den fragte er:

„Wohin gehst du, Großväterchen?"

Er antwortete ihm:

„Ich gehe um Almosen bitten."

„Nun, wenn das so ist, laß uns gemeinsam gehen!"

Unterwegs bekam der Pope Hunger, hatte aber nicht ein Stück Brot bei sich. Da fragte er den Alten, ob er Brot habe. Der sagte ihm, er habe drei Oblaten und in der Nähe sei ein Vorwerk.

„Laß uns dort in den Garten gehen, am Brunnen schöpfen wir uns Wasser und essen die Oblaten dazu."

Sie kamen dorthin, der Alte gab dem Popen seinen Reisebeutel und ging zu dem Besitzer des Vorwerks, um ein Nachtlager zu erbitten. Kaum war er hinter dem Berge verschwunden, band der Pope den Sack auf und aß die Oblaten auf, da er doch so hungrig war. Dann kam der Alte zurück und sagte:

„Nun, jetzt werden wir essen."

Er band den Beutel auf, schaute hinein, und da waren keine Oblaten mehr drin. Er fragte den Popen, wo denn die Oblaten seien, der aber antwortete ihm:

„Ich weiß es nicht."

Dann nahmen sie ihre Beutel und zogen weiter. In einem

Dorf betraten sie ein Wirtshaus, dort tranken die Leute Branntwein, und einer von ihnen, von den Leuten, sagte zu einem anderen:

„Wenn sich so ein Doktor fände, der unserem Gutsherrn die Frau kurieren könnte, würde er ihm soviel Geld geben, wie er nur wollte."

Als der Alte das hörte, sagte er:

„Wenn mich jemand zu dem Gutsherrn führen würde, würde ich sie kurieren."

Da sagte der Mann:

„Gut, gehen wir zu dem Gutsherrn. Ich führe Euch hin."

Sie kamen zu dem Gutsherrn, und der Mann sagte, er habe einen Doktor gefunden, der die Gutsherrin kurieren könne. Da sagte der Gutsherr:

„Wer hat denn je gesehen, daß solche Greise Doktoren sind! Aber versuchen kann er's ja!"

Er ließ den Alten und den Popen rufen und sagte:

„Kuriert sie, so wie ihr's könnt!"

Der Alte ließ Wasser in eine Wanne schütten. Sie brachten die Kranke, schlossen sich in ein Zimmer ein, und der Pope stellte sich neben die Tür und hielt Wache. Der Alte nahm die Kranke, schnitt und schnitt an ihr herum, zerschnitt sie, spülte sie in dem Wasser aus und legte alles zu einem Haufen zusammen, trat ein wenig zurück und behauchte es. Da stand die Gutsherrin auf und war schöner als zuvor. Der Pope staunte nur so. Dann gingen sie zu dem Gutsherrn, um ihm zu erklären, daß er sie schon auskuriert habe. Darauf sagte der Gutsherr zu ihm:

„Nimm dir, was du willst!"

Er öffnete ihm die Kasse, und der Alte nahm sich nur drei Gulden, der Pope aber, soviel er wollte, und er steckte es sich in den Beutel, in den Stiefelschaft, in die Jackentasche, wohin er nur konnte.

Dann gingen sie weiter. Unterwegs fragte der Alte den Popen:

„Wieviel Geld habe ich dir gegeben? Jetzt bist du ja nicht mehr arm. Also kannst du mir sagen, wer die Oblaten gegessen hat."

„Bei Gott, ich hab' sie nicht gegessen!"

Darauf der Alte:

„Wenn das so ist, geh du deines Weges, und ich gehe meines Weges."

Der Alte ging rechts weiter, der Pope links. Der Pope kam in eine Schenke, betrank sich, schlief ein, und das ganze Geld

wurde ihm gestohlen. Er stand auf, setzte sich wieder und grämte sich. Da kamen zwei Männer in die Schenke. Sie unterhielten sich und sagten, daß auf ihrem Gutshof der Gutsherr erkrankt sei, und wenn ihn jemand kurieren könne, würde er ihm viel Geld geben. Da stand der Pope auf und sagte:

„Ich kann ihn kurieren."

Sie führten ihn zum Gutshof und erklärten, er könne den Gutsherrn kurieren. Der Pope ließ Wasser bringen und den Gutsherrn in ein Zimmer führen und schloß sich mit ihm ein. Er nahm den Gutsherrn, zerschnitt ihn in Stücke, spülte sie mit Wasser aus, legte sie auf einen Haufen zusammen, trat ein wenig zurück und blies. Der Gutsherr aber stand nicht wieder auf!

„Was ist denn das? Habe ich zu wenig oder zu viel geblasen?"

Er trat auf die andere Seite und blies wieder. Der Gutsherr stand immer noch nicht wieder auf!

„Eigenartig! Der andere hat doch genauso geblasen wie ich jetzt!"

Es verging einige Zeit, die Tür wurde aufgebrochen, und die Leute sahen den zerschnittenen Gutsherrn und den Popen, der kreidebleich dasaß. Sie ergriffen den Popen und verurteilten ihn. Er sollte gehängt werden. Sie nahmen ihn und führten ihn zum Galgen. Als er dort stand und man ihm gerade die Schlinge um den Hals legen wollte, erschien auf einmal der Alte und sagte:

„Wartet! Hängt ihn nicht! Ich werde den Gutsherrn wieder zum Leben erwecken. Aber zuvor will ich noch eine Frage stellen."

Und er sagte zu dem Popen:

„Sagt mir, wer hat die Oblaten gegessen? Sonst werdet Ihr gehängt."

Der aber entgegnete wieder:

„Ich habe sie nicht gegessen", und dabei blieb er!

Sie legten ihm die Schlinge um den Hals und zogen schon am Strick.

„Gib's zu, und du bleibst am Leben!"

Wieder sagte er:

„Ich hab' sie nicht gegessen!", und dabei blieb er.

Da sagte der Alte:

„Laßt ihn am Leben!"

Sie ließen ihn am Leben und gingen zu dem Toten. Der Alte ging in das Zimmer, schloß sich ein, spülte den Körper

aus, legte ihn zusammen, behauchte ihn, und der Gutsherr stand wieder auf. Als die Leute erfuhren, daß der Gutsherr lebte, ließ man den beiden Geld geben. Der Alte nahm sich einen ganzen Beutel voll, der Pope aber, soviel er konnte. Sie zogen weiter. Unterwegs sagte der Alte zu dem Popen:

„Du hast dir viel mehr Geld genommen als ich. Ich habe dich vom Tode errettet. Also müssen wir das Geld neu aufteilen."

Sie schütteten das Geld zusammen, und der Alte begann es in drei Haufen aufzuteilen.

„So", sagte er, „der eine Haufen ist für mich, der zweite für dich, Pope, und der dritte für den, der die Oblaten gegessen hat."

Da sagte der Pope:

„Mein liebes Väterchen! Ich gestehe es ein, die Oblaten habe ich gegessen."

Da beschämte ihn der Alte und sagte:

„Nimm das ganze Geld! Geh nach Hause und sündige nicht wieder!"

Und damit verschwand er.

74

FÜR DEN REICHEN FÜHRT KEIN WEG ZUM PARADIES

Es waren einmal drei reiche Brüder, die gingen zu Gott, um sich einen Rat zu holen, wie sie leben sollten. Gott aber sagte:

„Warum kommt ihr zu mir? Ihr habt doch euer Auskommen. Ihr braucht doch nichts!"

Sie gingen wieder, und da begegneten ihnen arme Leute, die zu Gott gingen, um Geld zu bekommen. Gott aber sagte zu ihnen:

„Was wollt ihr? Was ich euch versprochen habe, gebe ich euch auch. Auf der Welt aber lebt, wie ihr's könnt. Nach dem Tode gebe ich euch das Himmelreich!"

Sie dankten Gott und gingen nach Hause. Sie trafen die Reichen, und die fragten sie:

„Was hat er euch denn versprochen?"

Sie sagten:

„Uns hat Gott das Himmelreich versprochen. Auf Erden aber werden wir Not leiden."

Da ging einer von ihnen — von den Reichen — zurück zu Gott und sagte:

„Barmherziger Gott! Was nützt es uns, daß wir hier unser Auskommen haben! Wir möchten uns gern für das Jenseits vor Gott Verdienste erwerben!"

Da sagte Gott:

„Wenn du das Himmelreich haben willst, so kauf es dir!"

Da fragte er Gott wiederum:

„Auf welche Weise soll ich denn das Himmelreich kaufen?"

Gott aber sagte:

„Wenn du Geld hast, gib es den Armen. Das wird dich retten."

Die drei gingen nach Hause. Der bei Gott gewesen war, sagte:

„Nun, ich werde morgen Brot an die Armen verteilen."

Am anderen Tage nahm er Brot und verteilte es. Am Nachmittag kam der älteste Bruder und sagte:

„Was ist? Wo ist denn dein Geld, Bruder? Du mißt den ganzen Tag und hast doch kein Geld? Ich messe mein Geld schon mit Melkeimern."

„Na ja, Bruder", sagte er, „du mißt dein Geld mit Melkeimern, ich aber will ins Himmelreich."

Nach einiger Zeit starb der Bruder, der das Geld mit Melkeimern gemessen hatte. Aber im Jenseits war nichts für ihn da, weil er niemandem etwas gegeben hatte. Er bat Gott, ihn in den Himmel zu lassen. Er wolle sich darauf vorbereiten.

„Nun", sagte Gott, „geh und bereite dich vor, wie du's kannst!"

Er wurde wieder lebendig und sagte zu seiner Frau:

„Koche und backe! Ich nehme es mit ins Jenseits!"

Die Frau kochte und buk ein ganzes Jahr lang. Vor Ablauf des Jahres lud er alles auf einen Wagen und brachte es ins Jenseits. Da kreuzte ein alter Mann seinen Weg und bat ihn um ein Almosen. Da war gerade ein Brot in den Sumpf gefallen.

„Nun", sagte er, „dein Glück, daß es hineingefallen ist. Nimm es dir!"

Der Alte nahm es, und der Reiche fuhr weiter, bis er starb. Er kam ins Jenseits. Dort war nichts für ihn da, nur ein sumpfiges Brot. Er bat Gott noch einmal, ihn doch in den Himmel zu lassen. Aber er ließ ihn nicht mehr hinein.

75

VOM REICHEN MARKO

Der reiche Marko wollte einmal alle Welt zu sich einladen. Irgendwo hatte er den lieben Gott gesehen und bat auch ihn, zu ihm zu Besuch zu kommen.

„Gut", sagte Gott. „Ich komme, wenn du mir den Weg mit Tuch auslegst."

Der reiche Marko fuhr auf den Jahrmarkt, kaufte Tuch, legte den Weg aus und stellte Wachen auf, damit niemand über das Tuch ging. Da stand nun also die Wache, und auf einmal kamen drei alte Männer. Das waren aber keine alten Männer, sondern der liebe Gott selber und zwei Engel. Die Wachen schrien:

„Geht nicht hier entlang. Über das Tuch kommt der liebe Gott zum reichen Marko zu Besuch!"

„Laßt uns gehen, liebe Leute", sagte Gott. „Wir gehen nicht auf dem Tuch. Wir werden es beiseite schieben."

Die Wache ließ sie passieren, und sie gingen. Sie gingen und gingen, und da überraschte sie die Nacht. Sie traten bei dem reichen Marko ein und baten um ein Nachtlager. Der reiche Marko ließ sie nicht herein und sagte:

„Ich bekomme jetzt viele Gäste. Wie soll ich euch da ein Nachtlager geben? Geht zu einem anderen. Ich habe heute ohnehin genug Besuch."

„Wir brauchen ja gar keinen guten Platz", sagte der liebe Gott. „Hauptsache, wir können über Nacht bleiben."

Erst wollte der reiche Marko sie nicht hereinlassen, dann aber rief er seine Schwester und sagte:

„Führ sie dorthin, wo die Hühner schlafen. Sollen sie dort übernachten, wenn sie nicht zu einem anderen Bauern gehen wollen!"

Die Schwester aber führte sie in die Bäckerei, gab ihnen als Abendessen einen Kanten Brot und sagte:

„Eßt nur, liebe Leute, und legt euch schlafen, wo ihr wollt. Ich gehe die Gäste empfangen."

Sie verließ das Zimmer, ging aber nicht ins Haus zurück, sondern stellte sich unters Fenster und beobachtete, was die alten Männer machen würden. Die saßen auf der Bank und aßen ihr Abendbrot, und da kamen zwei Engel angeflogen und sagten zum lieben Gott:

„Herr, ein Kind ist geboren, was für ein Schicksal soll es bekommen?"

Gott aber sagte:

„Es soll das Hab und Gut des reichen Marko bekommen."

Die Schwester lief zu ihrem Bruder und sagte zu ihm:

„Das sind keine alten Männer. Das ist der liebe Gott. Ich habe gesehen, wie zwei Engel zu ihm geflogen kamen und fragten, was für ein Schicksal sie dem neugeborenen Kind geben sollten. Gott aber hat gesagt: ‚Es soll das Hab und Gut des reichen Marko bekommen.'"

Am anderen Tage fuhr Marko los, um das Kind zu suchen. Er fuhr und fuhr, bereiste das ganze Gouvernement und fand das Kind nicht. Nach einiger Zeit erfuhr er, daß das Kind in einem anderen Gouvernement war. Er fuhr dorthin, kaufte das Kind für fünfhundert Rubel, brachte es auf die Landstraße und ließ es im Schnee liegen. Dann fuhr er wieder nach Hause. Das Kind lag nun auf dem Wege, neben ihm brannte eine Wachskerze, und zwei Engel spielten mit ihm, damit es nicht weinte. Da kamen zehn Litauer gefahren, die wollten beim reichen Marko Felle kaufen. Auf einmal sahen sie das Kind auf dem Wege liegen.

„Nehmen wir's mit?"

„Ja."

Sie nahmen das Kind und fuhren weiter. Sie kamen zum reichen Marko und verkündeten ihm stolz:

„Unterwegs haben wir an der und der Stelle das und das Kind gefunden!"

Als Marko das hörte, erschrak er so, daß er fast in Ohnmacht gefallen wäre. Als er zu sich gekommen war, fuhr er wieder los, das Kind zu suchen. Er fand es, kaufte es für sechshundert Rubel und befahl, ein Faß zu machen, das kein Wasser hindurchließ. Das Faß wurde gemacht, das Kind hineingelegt und ins Meer geworfen. Das Faß schwamm auf dem Wasser dahin, vielleicht drei Tage oder auch länger, bis der Wind es schließlich ans Ufer trieb, und dort wuschen gerade die Weiber Wäsche. Als sie das Faß erblickten, sagten sie:

„Da kommt doch ein Faß geschwommen. Das müßten wir abfangen."

Als das Kind die Leute sprechen hörte, stieß es mit den Beinen gegen den Faßboden, der sprang heraus, das Wasser warf das Kind ans Ufer, und die Weiber fingen es auf. Die Kunde kam zu dem reichen Marko, daß das Kind vom Wasser ans Ufer gespült wurde, die Weiber es aufgefangen und als ihr Kind angenommen hatten. Da wurde er wieder traurig. Was

tun? Er konnte und konnte das Kind nicht aus der Welt schaffen. Er setzte sich hin, überlegte und überlegte. Da kam er auf einen Gedanken, und er sagte:

„Mein Schwiegersohn hat bissige Hunde. Ich fahre los und kaufe das Kind noch einmal und schreibe an meinen Schwiegersohn, er soll die Hunde auf das Kind hetzen, dann zerreißen sie es."

Er fuhr los, kaufte das Kind für siebenhundert Rubel, brachte es nach Hause, schrieb einen Brief an seinen Schwiegersohn und schickte den Jungen damit los. Der war inzwischen schon so groß geworden, daß er hätte verheiratet werden können. Der Junge ging mit dem Brief zum Schwiegersohn des reichen Marko. Er ging und ging, ging und ging, und da stand der liebe Gott am Wege.

„Guten Tag, mein Junge!"

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Wohin gehst du, mein Junge?" fragte der Alte.

„Ich gehe zum Schwiegersohn des reichen Marko", sagte der Junge, „und bringe ihm einen Brief."

„Laß mich mal lesen", sagte der liebe Gott, „was der reiche Marko so schreibt."

„Ich kann dir den Brief nicht geben. Der reiche Marko hat mir aufgetragen, ich soll ihn niemandem zu lesen geben."

„Nun, wenn du ihn mir nicht zu lesen gibst, dann möchte ich ihn mir wenigstens ansehen."

„Anschauen kannst du ihn dir. Hier, sieh ihn dir an!"

Und er gab dem Alten den Brief. Gott aber löschte das aus, wo geschrieben stand, der Junge soll von den Hunden zerrissen werden, und schrieb, er soll verheiratet werden. Dann gab er ihm den Brief zurück. Der Junge steckte den Brief ein und brachte ihn dem Schwiegersohn. Der las den Brief, und da stand: „Verheirate den Jungen am nächsten Sonntag."

Sie warteten den Sonntag ab, führten ihn in die Kirche, feierten die Hochzeit, und der Schwiegersohn des reichen Marko schrieb:

„Wir haben alles so gemacht, wie du es wolltest. Wir haben ihn verheiratet, und die Hochzeit haben wir auch schon gefeiert."

Als der reiche Marko den Brief las, griff er sich an den Kopf. Da habe ich doch geschrieben — dachte er bei sich —, er soll die Hunde auf ihn hetzen, und der hat ihn verheiratet! Ich werde mal selber zu ihm fahren. Vielleicht kann ich noch etwas ausrichten.

Er kam zu seinem Schwiegersohn und fragte ihn:

„Was hast du denn da gemacht?"

„Ich habe ihn verheiratet", sagte der.

„Wieso verheiratet? Ich habe dir doch geschrieben, du sollst die Hunde auf ihn hetzen!"

„Wie es geschrieben war, habe ich's gemacht. Ich werde dir deinen Brief zeigen."

„Zeig ihn!"

Sie gingen den Brief suchen, aber die Hunde kamen in die Hütte gestürzt und zerrissen den reichen Marko. Der junge Bursche aber lebt und besitzt das Hab und Gut des reichen Marko. Das ist Gottes Wille!

76

DIE DREI BRÜDER UND DER LIEBE GOTT

Es waren einmal drei Söhne, die hatten weder Vater noch Mutter. So gingen sie eines Tages alle drei, um sich irgendwo zu verdingen. Sie gingen so und dachten: Wenn uns Gott nur einen guten Herrn finden läßt! Da kam ein ganz, ganz alter Greis des Weges und sagte:

„Wohin geht ihr, liebe Kinder?"

Sie aber sagten:

„Wir gehen uns verdingen."

Da sagte er:

„Seid meine Söhne, und ich bin euer Vater. Wenn ihr erwachsen seid, werde ich euch verheiraten. Dann habt ihr Grund und Boden und ein Haus. Nur Gott dürft ihr nicht vergessen!"

Sie waren einverstanden. Sie gingen und gingen, und da stand auf einmal ein schönes Haus, und ein Mädchen kam herausgelaufen, das war so schön wie eine Blume. Der älteste Bruder sagte:

„Wenn ich mir das Mädchen nehmen könnte und dann noch Ochsen und Kühe hätte — !"

„Gut", sagte der Vater, „gehen wir, um sie zu werben. Auch Ochsen und Kühe wirst du haben. Dann lebe; aber vergiß Gott nicht!"

Sie gingen in das Haus, freiten um das Mädchen und feierten Hochzeit. Dann zogen sie zu dritt weiter. Sie gingen und gingen, und da stand eine Hütte. Aus der Hütte kam ein Mädchen herausgelaufen, das war so schön, daß man ganz betrunken davon wurde.

Der Mittlere aber sagte:

„Wenn ich um dieses Mädchen freien und dann noch eine Mühle und einen schönen Teich haben würde, dann würde ich mahlen und Brot haben bis an mein Lebensende."

Sein Vater aber sagte:

„Gut, mein Sohn! Das bekommst du."

Und er verheiratete auch ihn.

„Nun, mein Sohn", sagte er, „jetzt lebe, aber vergiß Gott nicht!"

Sie verließen ihn, und Gott zog mit dem Jüngsten weiter. Wie sie so gingen und gingen, stand dort eine verfallene Hütte, an der saß ein Mädchen. Der Jüngste sagte:

„Wenn ich dieses Mädchen freien und Brot haben würde, dann würde ich Gott nicht vergessen und mein Brot mit den Armen teilen."

Der Alte verheiratete auch ihn und zog dann weiter durch die Welt. Aber er war gar kein Mensch, sondern der liebe Gott selber. Er zog und zog durch die Welt und dachte so bei sich: Ich werde mal zu ihnen gehen und nachsehen, ob sie gut zu den Armen sind. Er kam zu dem ältesten Sohn. Der war gerade auf dem Hof. Der liebe Gott krümmte seinen Rücken und sagte:

„Seid doch so gütig und gebt mir ein Almosen!"

Der aber sagte:

„Ah, irgend so'n Alter! Der kann sich selber was verdienen! Ich bin auch erst vor kurzem auf die Beine gekommen."

Er hatte aber schon schrecklich viel. Da waren Heuschober, die man nicht einmal mit dem Stock hätte umwerfen können, Getreidedarren und Vieh und die Schränke voll Kleider. Aber Almosen gab er nicht! Der Alte ging ungefähr eine Werst weiter, blieb stehen, drehte sich nach dem Hause und nach all dem Reichtum um, und da ging alles in Flammen auf. Dann ging er zu dem Sohn, der einen Teich und eine Mühle an seiner Hütte hatte. Er kam zu ihm, und er war gerade in der Mühle. Gott krümmte seinen Rücken, kam in die Mühle und sagte:

„Lieber Mann, gib mir, um Christi willen, Mehl für ein paar Klöße!"

„Tut mir leid", sagte der, „ich habe noch nicht einmal für meine Kinder genug gemahlen!"

Der liebe Gott ging weiter. Als er sich ein wenig von der Mühle entfernt hatte, sah er sich um, und die Mühle begann zu brennen. Von allen Seiten erfaßten sie die Flammen.

Nun kam der alte Mann zu dem dritten Sohn und machte sich ganz, ganz krumm, so wie ein Bogen, und er war so zer-

lumpt und zerrissen, daß es schrecklich war, ihn anzusehen. Käferchen krochen schon an ihm herum!

„Gebt mir, um Christi willen, was Gott euch geschickt hat", sagte er.

„Geht in die Hütte, Großväterchen", sagte der jüngste Sohn. „Dort bekommt Ihr etwas."

Er kam in die Hütte. Die Frau sah ihn an und sah die Käferchen an ihm. Gott behüte! Sie ging in die Kammer, brachte Hosen und ein Hemd und gab es ihm. Er zog es an. Da sah sie wieder die Käferchen an ihm.

„Was kann man da nur machen, Großväterchen, damit Ihr die scheußlichen Käfer loswerdet?" fragte sie.

„Was man da machen kann?" sagte er. „Wenn Ihr das Kind, das dort auf dem Fußboden sitzt, in eine Pfanne setzt und in den Ofen stellt, wird es braten, und wenn Ihr mich mit seinem Fett einreibt, bin ich die Käferchen los. Sonst aber fressen sie mich in zwei Wochen auf."

„Wartet, Großväterchen", sagte sie, „ich gehe nur mal kurz zu meinem Mann und berate mich mit ihm."

Sie ging zu ihrem Mann und erzählte ihm alles. Der aber sagte:

„Na ja, Frau, mir scheint, es ist besser, einen Großen als einen Kleinen vom Tode zu erretten. Mach es so, wie er es gesagt hat, Frau."

Sie kam in die Hütte, machte Feuer im Ofen, setzte das Kind in die Pfanne, schob es in den Ofen und stellte noch ein paar Öltöpfchen davor, damit das Kind nicht wieder aus dem Feuer herauskroch. Als sie wieder nachschaute, sah sie, daß das Kind im Feuer saß und mit Dukaten spielte. Der Alte aber sagte:

„Das hat euch Gott gegeben, liebe Kinder, weil ihr die Armen nicht vergeßt. Eure Brüder aber sind mit all ihren Sachen und ihrem Vieh verbrannt."

Sie lief hinaus, rief ihren Mann in die Hütte und erzählte es ihm. Als sie zurückkamen, war der Alte nicht mehr da.

„Großväterchen! Großväterchen!"

Sie wußten nicht, wo er war. So leben sie nun und brauchen nach und nach das Geld auf.

77

DIE WUNDEROCHSEN

Es war einmal ein Mann, der trank gern einen über den Durst. Außerdem schlug er seine Frau immer. Die wehrte sich auch nicht, sondern sagte nur immer:

„Der Herrgott wird's dir lohnen."

Weiter nichts. Da sagte der Mann einmal:

„Na, ich will mir mal meinen Lohn vom lieben Gott holen."

Er ging in den Wald. Als er so durch den Wald ging, sah er, wie ein Engel vom Himmel herabgeflogen kam. Der fragte:

„Wohin gehst du, Mann?"

„Ich will meinen Lohn vom lieben Gott holen."

„Was für einen Lohn?" fragte der Engel.

Da sagte der arme Mann:

„Ich habe doch meine Frau geschlagen, und sie hat immer gesagt: ‚Der Herrgott wird's dir lohnen!' Und nun will ich mir meinen Lohn vom lieben Gott holen."

Der Engel aber sagte:

„Komm mit, Mann!"

Und er führte ihn hinter ein Gebüsch, und da weideten ein Paar junge Ochsen, und der Engel sagte:

„Da hast du ein Paar Ochsen. Geh jetzt nach Hause!"

Der Engel flog wieder in den Himmel, der Mann aber trieb die Ochsen nach Hause und sagte:

„Der Herrgott hat mir ein Paar Ochsen gegeben."

Der Mann aber hatte einen so reichen Bruder, wie es keinen zweiten im ganzen Dorfe gab. Dieser Reiche war sehr listig und mochte seinen Bruder nicht. Er ging zum Gutsherrn, und damals war es ja noch so, daß die Gutsherren selber die Gesetze machten. Der Bruder sagte zu dem Gutsherrn:

„Mein Bruder hat gesagt, er könne mit den Ochsen, die er hat, in einer Nacht Euren Acker pflügen, säen und eggen."

Das war aber ein so großer Acker, daß man zwanzig Pflüge brauchte, um ihn in zehn Tagen zu pflügen. Der Gutsherr ließ den Mann rufen und sagte:

„Geh und pflüge mir meinen Acker in einer Nacht! Tust du's nicht, lasse ich dich auspeitschen."

Der arme Mann ging. Er kam nach Hause und weinte. Dann ging er in den Stall, sah die Ochsen an und sagte:

„Womit soll ich denn hier pflügen?"

Die Ochsen aber sagten:

„Sei still und weine nicht und gräme dich nicht. Geh

und mach den Pflug zurecht, und dann werden wir pflügen gehen!"

Er gab den Ochsen zu fressen und machte den Pflug zurecht. Als die Ochsen getränkt worden waren, spannte er sie vor den Pflug und ging pflügen. Herrgott! wenn er eine Furche gepflügt hatte, da waren es gleich zehn, und in ein paar Stunden war der ganze Acker umgepflügt. In einer Stunde hatte er dann geeggt und gesät, und der liebe Gott half ihm, daß er in einer Nacht alles erledigte. Am anderen Morgen kam der Gutsbesitzer, sah nach, ob alles gemacht war, und sagte:

„Du bist mir ja ein ganz Schlauer!"

Der Bruder von dem Mann ging aber wieder zu dem Gutsherrn und sagte:

„Gnädiger Herr, mein Bruder hat gesagt, daß er Euch, Eure Frau und alle Eure Verwandten, wo sie auch immer sind, sowie auch mich, meine Frau und alle meine Verwandten mit diesen Ochsen in die Hölle bringen könne."

Der Gutsherr ließ gleich einen so großen Wagen machen, daß die ganze Verwandtschaft hineinpaßte. Nachdem er fertig war, ließ der Gutsherr den armen Iwan rufen und sagte:

„So, Iwan, spann mal deine Ochsen an und bring uns in die Hölle!"

Der arme Iwan spannte seine Ochsen an und fuhr mit der ganzen Verwandtschaft des Gutsherrn und auch mit der seines Bruders davon. Wie sie so dahinfuhren, kamen sie an einen schrecklich hohen Berg. Die Ochsen aber flüsterten ihm zu:

„Fahr direkt auf den Berg!"

Der Berg stand am Wasser. Die Ochsen aber, die armen Kerle, zogen den Wagen den Berg hinauf, daß sie stöhnten.

Da flüsterten die Ochsen wieder:

„Zieh den Stab heraus."

Als er den Stab herauszog, raste der Wagen schnurstracks ins Tal, die ganze Verwandtschaft kam zu Tode, und die Ochsen flogen in den Himmel. Der arme Iwan aber flog auf den Hof des Gutsherrn und auf den seines Bruders und lebte bis zu seinem Tode wie ein Gutsherr.

78

DER REICHE

Es war einmal ein sehr reicher Mann, der hatte Besitz und Geld ohne Zahl. Aber was nützte das, wenn er seine Seele dem Teufel verschrieben hatte? Als nun der Zeitpunkt gekommen

war, daß er seine Seele dem Teufel geben mußte, ließ er sich vor dem Tode noch Buchweizenklöße kochen, nahm eine Holzkanne voll Dukaten, setzte sich an den Tisch, steckte die Münzen in die Klöße und aß sie, weil es ihm leid getan hätte, sein Geld zurückzulassen.

Sein Tagelöhner aber stand da und sah zu, wie sein Herr Geld aß, und er sagte:

„Herr! Gebt mir wenigstens zwei Dukaten. Ich bin doch arm und habe nichts zum Leben. Ihr aber eßt das Geld. Es wird ja doch in Euch verfaulen."

Der Reiche nahm zwei Dukaten aus der Kanne, warf sie ihm hin und sagte:

„Da hast du sie, du dummer Kerl du! Und dann geh aufs Feld pflügen!"

Der Tagelöhner steckte schnell das Geld ein und ging pflügen. Der Reiche aber aß die Kanne voll Dukaten auf, und es blieben noch zwei Klöße übrig. Da schickte er gleich aufs Feld nach dem Tagelöhner, er solle ihm die zwei Dukaten zurückbringen, denn er habe nichts mehr, was er in die Klöße stecken könne. Der Tagelöhner wurde gleich vom Feld geholt und kam, inzwischen aber starb der Reiche.

Der Tagelöhner ging wieder aufs Feld zurück, pflügte und pflügte und dachte so bei sich: Wenn sie den nur bald begraben! Dann gehe ich auf den Friedhof und grabe ihn aus. Ich muß die Dukaten wieder herausholen! Es wurde Abend, und der Tagelöhner trieb die Ochsen nach Hause. Am nächsten Tage sollte der Reiche beerdigt werden. Der Tagelöhner aber legte sich Hacke und Spaten zurecht und wartete auf den Abend. Als der Reiche begraben war, gingen die Leute zum Leichenschmaus, aßen und tranken auf die Seele des Verstorbenen, der Tagelöhner aber hatte nur einen einzigen Gedanken im Kopf. Als es schon ganz dunkel war und er sich ordentlich einen angetrunken hatte, nahm er Hacke und Spaten und ging auf den Friedhof.

Er kam zum Friedhofstor, öffnete es und begab sich zu dem Grab. Da sah er auf dem Grab (Gott steh uns bei!) vier Teufel sitzen. Als er sie erblickte, erschrak er, ließ vor Schreck das Friedhofstor zuknallen, so daß es fast aus den Angeln sprang, und lief nach Hause.

In der zweiten Nacht aber dachte er: Und wenn dort zehn Teufel sitzen! Er ging in die Schenke, trank sich ordentlich einen an, nahm wieder Hacke und Spaten und ging auf den Friedhof. Er kam zum Tor, und da sah er nur noch einen

Teufel sitzen. Aber vor dem erschrak er auch. Doch der Teufel sagte:

„Hab keine Angst und komm her!"

Er ging zu ihm, und der Teufel sprach:

„Sag mir, was du letzte Nacht hier wolltest!"

Der Tagelöhner aber sagte:

„Ich werde Euch die Wahrheit sagen, warum ich hier war. Hier liegt mein Herr, ich habe bei ihm gedient, und als mein Herr sterben sollte, hat er eine Holzkanne voll Dukaten gegessen, und ich wollte ihn ausgraben und mir die Dukaten nehmen. Denn sie verfaulen ja doch in ihm. Ich aber bin arm und habe nichts zum Leben."

Da sagte der Teufel:

„Sei nicht traurig, du wirst etwas zum Leben bekommen. Nimm viermal mit der Hacke Erde und wirf sie mir auf den Rockschoß."

Der Tagelöhner hackte gleich viermal mit der Hacke und machte das Grab auf. Da erhob sich ein Wirbelwind und wühlte in einer Minute die Erde um. Der Teufel zerriß den Reichen und schmetterte ihn auf die Erde, daß gleich die Eingeweide heraussprangen. Dann sagte der Teufel zu dem Tagelöhner:

„Jetzt hast du Dukaten. Nimm sie dir alle, wirf ihn wieder in die Grube und schütte danach alles zu, so wie es war!"

Da erhob sich wieder ein Wirbelwind, ergriff den Rumpf des Reichen und trug ihn davon. Der Tagelöhner aber nahm sich die Dukaten, schüttete die Grube wieder zu, ging nach Hause, und jetzt hatte er bis zu seinem Tode genug zum Leben.

79

VON DEM BAUERN, DER GELD AUF ZINSEN VERBORGTE

Es war einmal ein reicher Bauer, und die Armen kamen zu ihm Geld borgen. Er verborgte Geld, und dafür nahm er ordentlich Zinsen. Durch diese Zinsen wurde er noch reicher, und er wußte gar nicht mehr, was er mit dem Geld machen sollte. Da beriet er sich mit seiner Frau. Er sagte zu ihr:

„Wenn wir sterben, geht unser Geld um nichts und wieder nichts verloren. Laß uns lieber folgendes machen: Unsere Kirche ist schon alt, wir brauchten eine neue. Laß uns also eine Kirche bauen. Das soll dann ein Andenken an uns sein."

Seine Frau aber sagte:

„Wem willst du denn das mit der Kirche sagen? Wenn sich die Gemeinde in der Schenke versammelt, sagst du's den Leuten."

Er aber sagte:

„Wenn die Leute da zusammenkommen, werden viele Betrunkene dabei sein. Die einen werden mir raten, die Kirche zu bauen, die anderen aber, die Betrunkenen, werden mich auslachen. Ich gehe lieber zum Väterchen Popen, und das Väterchen wird mir raten. Es wird an irgendeine Obrigkeit schreiben, ob sie's erlauben oder nicht, und dann wird's mir das Väterchen sagen. Das ist für mich besser als mit den Bauern."

Da die Kirche alt war, erlaubte man ihm, eine neue zu bauen, falls er Geld hätte.

Er baute also die Kirche, und das Väterchen lud noch andere Väterchen ein, damit die Kirche eingesegnet werden konnte. Sie segneten die Kirche ein. Als der Gottesdienst begann, ging der Bauer vor Freude in die Mitte der Kirche, und dort stand er nun, der Herr der Kirche, weil er sie doch gebaut hatte. Während der Gottesdienst abgehalten wurde, tat sich die Erde auf, er fiel hinein, und niemand wußte, wohin er verschwunden war. Man nahm Stricke, band sie aneinander und ließ sie hinunter, um auf den Grund zu kommen. Man kam nicht hinunter. Dann wurde jemand gesucht, der hinuntersteigen würde. Nun, man fand keinen. Nur ein betrunkener Musikant fand sich, und man versprach ihm hundert Rubel, wenn er hinuntersteigen und den verschwundenen Bauern suchen würde.

Als er bis zur Hälfte gekommen war, riß der Strick, und er fiel hinunter. Er lief herum, schaute sich um, und da waren mehrere von seiner Sorte. Auch Teufel gab es dort, die sie herumkommandierten. Er aber lief so lange dort herum, bis er den Bauern fand, um zu erfahren, warum er dort hineingefallen war. Er fand ihn, wie er an einem Tisch saß und vor sich auf dem Tisch drei Kopeken hielt. Er fragte den Bauern:

„Was hat dich hier hineingezogen?"

Der Bauer aber antwortete:

„Als ich in der Mitte der Kirche stand, war mir, als fingen meine Beine an zu zittern, und ich fiel hier hinein."

Da fragte der Musikant:

„Was für drei Kopeken liegen denn da vor dir?"

Er aber sagte:

„Als ich noch Geld hatte und es gegen Zinsen verlieh, habe ich die Zinsen zurückgelegt, von ihnen eine Kirche bauen

lassen, und nur diese drei Kopeken für die Kirche waren meine eigenen. Die anderen waren alle von den anderen Leuten. Und nun liegen sie vor mir. Ich kann sie ausgeben, wie ich will. Sie liegen immer wieder vor mir."

Der Musikant trat zurück, nahm eine Teufelsgeige und begann zu spielen.

Er spielte ein wenig, und dann wollte er gehen. Die Teufel aber hatten sein Spiel gehört und klammerten sich an ihn, er solle noch mehr spielen.

Er aber antwortete ihnen:

„Ich kann auf eurer Geige nicht spielen. Könntet ihr mir nicht meine eigene beschaffen?"

Da sagte ein Teufel:

„Ja. Setz dich auf mich, ich trage dich nach oben."

Der Musikant setzte sich, der Teufel packte ihn und zog ihn nach oben. Der Musikant beeilte sich nicht, und als die Hähne krähten, ließ der Teufel von ihm ab. So blieb der Musikant zu Hause bei uns, der Bauer aber, der Geld für Zinsen verborgt hatte, ist auf ewig bei den Teufeln geblieben!

80

VON DER MUTTER IN DER HÖLLE

Ein Sohn kam in den Himmel, seine Mutter aber in die Hölle. Ein Heiliger führte ihn dort herum, zeigte ihm alle Türen, nur eine nicht.

Der Sohn aber bat:

„Zeigt mir doch, was hinter dieser Tür ist!"

„Das geht nicht", sagte der Heilige.

Der Sohn aber bettelte, er solle es ihm doch zeigen.

Da sagte der Heilige:

„Schau nach, aber erschrick nicht!"

Er schaute hinein, und da kochte seine Mutter im Pech.

Er erschrak und flehte Gott an, er solle sie doch von ihren Sünden retten.

Er bat und flehte, und Gott sagte schließlich:

„Wenn deine Mutter rechtschaffen ist, dann nimm diese Zwiebel und reich sie ihr. Wenn sie nicht sündig ist, kannst du sie mit der Zwiebel herausziehen."

Sie packte die Zwiebel, wollte sich daran herausziehen, aber da hängten sich alle anderen aus der Hölle mit dran. Sie drehte sich um und schlug allen ins Gesicht.

„Haut ab!" sagte sie. „Mich hat mein Sohn freigebetet!"

Da zerriß die Zwiebel, und die Mutter fuhr mit allen anderen zurück, und aus war's mit ihnen!

81

DER SOLDAT UND DER TOD

Ein Soldat hatte dem Zaren dreiunddreißig Jahre lang gedient und sollte nun in den Ruhestand treten. Der Zar gab ihm drei Kopeken, und der Soldat ging. Er ging und ging, und da begegneten ihm drei alte Männer.

„Gib uns ein Almosen, Soldat!"

„Hier."

Er nahm eine Kopeke und gab sie ihnen. Eine Weile später begegneten ihm noch einmal drei alte Männer.

„Gib uns ein Almosen, Soldat!"

„Hier."

Er gab ihnen die zweite Kopeke. Gegen Abend baten ihn noch einmal drei alte Männer:

„Gib uns ein Almosen, Soldat!"

„Hier."

Er gab ihnen seine dritte Kopeke. Er zog weiter und überlegte, was nun werden sollte, wo er doch seine letzten drei Kopeken verschenkt hatte. Da kamen noch einmal drei alte Männer.

„Gib uns ein Almosen, Soldat!"

„Hier."

Er zog seinen Mantel aus und gab ihn hin.

„Nun", sagten die alten Männer, „womit sollen wir dich belohnen, Soldat, weil du dein Letztes hergegeben hast? Erbitte dir von uns drei Wünsche!"

„Was soll ich mir schon wünschen?" sagte der Soldat. „Wenn ich will, möchte ich Geld in der Tasche haben, möchte, daß ich die Pfeife nicht stopfen und anrauchen muß, sondern sie soll von selbst fertig sein, und dann will ich noch einen Sack, da soll alles hinein, woran ich denke."

„Gut, Soldat. Geh mit Gott."

Sie sagten es und verschwanden, als seien sie nie dagewesen. Der Soldat zog nun weiter und dachte: Na, da will ich doch einmal sehen, ob sie mich nicht belogen haben. Er steckte die Hand in die Tasche und holte eine Handvoll Geld heraus. Er setzte sich nieder, um zu rasten, zog die Pfeife heraus, und da rauchte sie schon.

„Na, das ist gut", sagte er.

Er rauchte und rauchte und steckte die Pfeife in die Tasche, ohne sie auszumachen. Sie ging von allein aus. Auf einmal sah er ein Paar Enten geflogen kommen. Er hielt den Sack auf und sagte:

„In den Sack!"

Da huschten die Enten in den Sack. Er kam in die Stadt, und dort war ein Kaufmann, und der hatte ein Haus, in dem niemand wohnte, weil dort die Teufel ihr Unwesen trieben. Der Soldat sagte zu dem Kaufmann:

„Was gibst du mir, wenn ich die Teufel vetreibe?"

„Wenn du sie vertreibst", sagte der Kaufmann, „ernähre ich dich bis zu deinem Tode."

Man gab dem Soldaten zu essen und zu trinken, und er ging zur Nacht in das Haus. Um Mitternacht hörte er etwas poltern und lärmen, der Fußboden ging auseinander, und ein Teufel kam heraus.

„Was willst du?" fragte der Soldat.

„Ich will dich fressen!"

Der Soldat hielt den Sack auf und sagte:

„In den Sack!"

Kaum hatte er's geschrien, da saß der Teufel schon drin. Der Soldat machte den Sack zu und verprügelte den Teufel. Der aber beschwor ihn:

„Laß mich! Ich werde es meinen Enkeln und Urenkeln verbieten hierherzukommen!"

Der Soldat ließ ihn laufen. Am Morgen führte er den Kaufmann in das Haus, und nun lebten sie dort. Als der Soldat sterben mußte, sagte er:

„Legt mir aber die Pfeife und den Sack mit in den Sarg!"

Sie legten ihm alles in den Sarg, begruben ihn, und er kam ins Jenseits. Als er die Hölle erblickte, begab er sich dorthin. Er schlug gleich Pflöcke ein und hängte seine Munition auf.

„Habt ihr hier Branntwein?" fragte er.

„Ja."

„Und Tabak?"

„Ja."

„Und Feuer?"

„Ja."

„Das ist ja wie im Paradies!"

Er ging durch die Hölle und musterte alles genau.

Auf einmal kam der Teufel, den er in der anderen Welt verprügelt hatte, und als er ihn erblickte, krakeelte er:

„Das ist doch der, der mich einmal verprügelt hat! Der

wird uns auch hier nicht in Ruhe lassen. Den müssen wir beiseite schaffen!"

Die Teufel waren alle erschrocken. Sie verließen die Hölle und ließen den Soldaten dort zurück.

„Na Brüder, da laßt uns mal losen", sagte einer der Teufel. „Auf wen das Los fällt, dem gerben wir das Fell und ziehen es auf ein Faß auf, wie auf eine Trommel. Dann trommeln wir, und vielleicht kommt er dann heraus."

Sie losten, zogen einem das Fell ab und zogen es auf ein Faß auf. Als der Soldat ihr Trommeln hörte, sagte er:

„Auf in den Kampf!"

Er nahm die Munition und verließ die Hölle. Die Teufel aber sprangen schnell hinein und schlossen sich in der Hölle ein. So spazierte der Soldat im Jenseits umher, nirgends fand er eine Bleibe, und da begegnete ihm Petrus.

„Komm in den Himmel", sagte er, „da warten sie schon lange auf dich."

Der Soldat ging dorthin, wo der liebe Gott sein Paradies hatte, und der liebe Gott stellte ihn an seinem Palast als Wache auf. Wie er so wachte, kam der Tod. Sagte der Soldat zu ihm:

„Halt, Großväterchen! Wohin?"

„Zum lieben Gott, Soldat."

„Warum?"

„Ich will ihn fragen, was ich auf der Erde machen soll."

„Warte hier. Ich gehe fragen."

Er kam zum lieben Gott.

„Der Tod ist draußen, lieber Gott", sagte der Soldat, „und läßt dich fragen, was er auf der Erde machen soll."

„Er soll drei Jahre lang die ältesten Leute sterben lassen", sagte der liebe Gott.

Der Soldat ging zurück und dachte: Da sind ja meine Brüder dabei, die wird er nun auch umbringen. Er kam zum Tod und sagte:

„Der liebe Gott hat befohlen, du sollst drei Jahre lang an den ältesten Eichen nagen."

Nach drei Jahren kam der Tod wieder fragen.

„Warte hier. Ich werde fragen", sagte der Soldat.

Er kam zum lieben Gott.

„Der Tod ist draußen, lieber Gott, und läßt dich fragen, was er machen soll."

„Sag ihm, er soll drei Jahre lang die Menschen in den mittleren Jahren sterben lassen."

Der Soldat überlegte: Da sind vielleicht meine Neffen dabei.

Er ging hinaus und sagte:

„Der liebe Gott hat gesagt, du sollst drei Jahre lang an den mittleren Eichen nagen."

„Danke, Soldat."

Dann ging der Tod. Nach drei Jahren kam er wieder und war schon ganz dürr!

„Frag, was ich machen soll, Soldat!"

Er ging.

„Der Tod ist draußen, lieber Gott, und läßt dich fragen, was er machen soll."

„Er soll die kleinsten Kinder sterben lassen."

Der Soldat dachte daran, daß er Enkelkinder hatte, und so sagte er zu dem Tod:

„Der liebe Gott hat gesagt, du sollst drei Jahre lang an den jüngsten Eichen nagen."

Der Tod bedankte sich und ging. Nach drei Jahren kam er wieder, der Soldat übersah ihn jedoch, und der Tod huschte durch zum lieben Gott. Er kam zu ihm, jammerte und fragte, warum Gott ihn so mit Hunger strafte.

„Da hat der doch gelogen! Geh und laß ihn noch einmal sterben!"

Der Tod ging zu dem Soldaten und sagte:

„Gib deine Seele her!"

Der Soldat aber hielt den Sack auf und sagte:

„In den Sack!"

Der Tod sprang hinein, der Soldat machte den Sack zu und warf ihn in den Sumpf.

82

DER RITTER UND DER TOD

Im magyarischen Lande wußte man einmal nicht, wer der Größte und Reichste war. Was machte man da? Die reichen Herren begannen sich zu schlagen. Wer siegen würde, sollte Zar sein. Die Dörfer zogen gegeneinander los. Eines wollte das andere berauben. Da zog auch ein armer Jäger hinterher, der war elend und hungrig. Die Bauern gingen mit Mistgabeln, die Gutsbesitzer mit Gewehren. Die Armen gingen zu Fuß, die Reichen ritten auf Pferden. Sie gingen mit ihren Dienern, die Diener sollten ihnen siegen helfen. Der Jäger, der hinterherging, war also hungrig. Da wollte der Tod einmal sehen, ob es jemanden gab, der ihn grüßte. Ohne den Tod kann ja niemand

sterben. Er saß also auf einer Schanze in einem weißen Weiberrock.[1] Niemand grüßte ihn, nur der hungrige Jäger.

Da gab ihm der Tod ein Messer und sagte zu ihm:

„Wenn du in den Krieg kommst, wo sich die Leute schlagen, und wenn du viele Leute siehst, so nimm nur das Messer heraus und zeig es ihnen."

Das tat er. Er nahm das Messer und zeigte es. Alle Leute, die es sahen, fielen auf die Erde. Er kam und sah sich um. Warum mochten die Leute dort liegen? Die aber waren alle schon ganz steif, denn der Tod hatte sie niedergemacht. Er ging weiter unter den Leuten herum. Er ging, und die Leute lagen da. Dann kam er auf einen Berg, und da lagen Lebende. Die lagen noch so da, weil die Schmerzen sie noch nicht befallen hatten. Sie küßten ihm die Füße.

„Ihr seid unser Zar. Schenkt uns nur das Leben!"

Er sagte:

„Ich bin ein armer Mann. Ich kann nicht regieren. Und dazu bin ich auch noch hungrig!"

Da trat ein reicher Gutsbesitzer an ihn heran und sagte:

„Gib mir alles, was du hast, und ich werde Zar. Für das, was du mir gibst, gebe ich dir in jedem dritten Dorf ein Gut. Ich gebe dir in jedem Dorf hundert Kühe. Du kannst dich in Milch baden für mein Geld und wirst alles reichlich haben. Du kannst dir davon Häuser bauen", sagte der Reiche zu ihm. „Nimm dir einen Lakaien, der dir dienen soll."

Der Mann war ein armer Jäger, und ihm tat sein Bruder leid, der war noch ärmer, und der sollte sein Diener sein. Viele Jahre lebte er mit seinem Bruder in Saus und Braus. Nach diesen vielen Jahren gingen einmal beide an einem Nachmittag mit ihren Gewehren auf die Jagd. Da wollte der eine sich ein bißchen niedersetzen, nämlich der ältere Bruder. Der Tod in seinem weißen Rock trat an ihn heran. Der ältere Bruder sah ihn, der jüngere nicht. Und der Tod sagte zu dem älteren:

„Ljitir (das war sein Spitzname), geh nach Hause und suche dir ein Sterbeplätzchen, wo du sterben willst, denn du wirst nicht mehr länger leben!"

Da sagte der ältere Bruder, der Ljitir, zu dem Tod:

„Ich habe aber das Messer bei mir! Wenn ich das gegen dich erhebe, ist's gleich aus mit dir."

„Dein Messer kann mir überhaupt nichts anhaben!"

[1] Im Ukrainischen stellt man sich — wie bei den meisten slawischen Völkern — den Tod als eine Frau vor (d. Ü.).

Er stach Ljitir gleich in die Seite, und der kam gar nicht mehr dazu, die Hand in die Tasche zu stecken, um sein Messer herauszuholen. Da bat Ljitir den Tod:

„Schrecklicher, gezähnter Tod! Gib mir das Leben, denn im magyarischen Lande gehört alles, was gut ist, mir. Ich nehme dich zur Frau. In jedem dritten Dorfe werden wir uns in süßer Milch baden."

„Ljitir! Mich haben schon ganz andere angefleht! Adam und seine Nachkommen, Zaren und Bischöfe! Das hat ihnen nicht geholfen. Jeder muß sterben, zu dem ich komme. Wo der Tod nicht ist, da kann man die Leute mit Messern in Stücke schneiden oder pfählen oder mit der Axt schlagen — wo der Tod nicht ist, stirbt niemand. Aber wo der Tod kommt, braucht man einen nur mit einem Pfeifenstiel anzurühren, und gleich fällt er um und stirbt. Ljitir, ich will dir keine Märchen mehr erzählen. Wenn du nicht gehst und dich auf das Sterben vorbereitest, wenn du nicht auf mich hörst, dann falle hier mitten auf dem Wege nieder und stirb! Dein Bruder ist hier. Er soll es in der Stadt bekanntgeben!"

83

DER ERZSÜNDER

Es war vor langer, langer Zeit, als die Menschen noch Frondienst leisteten und für die Gutsherren arbeiteten. Da ging einmal ein Mann durchs Feld und sagte traurig:

„Ich bin ein großer Sünder. Was soll ich machen? Ich sterbe doch bald. Da muß ich meine Seele reinigen."

Er beschloß, zum Popen zu gehen und zu beichten.

„Wenn ich gebeichtet habe, wird mir leichter ums Herz werden. Vielleicht vergibt mir Gott meine Schuld im Jenseits."

Gedacht, getan. Er ging in eine Kirche, bekreuzigte sich, kniete nieder und betete.

Nach dem Gottesdienst gingen die Leute nach Hause, der Mann aber kniete noch lange vor der Ikonenwand.

Als der Geistliche ihn erblickte, fragte er ihn:

„Wer bist du? Was für Sünden hast du begangen?"

„Herr Pfarrer, ich bin ein großer Sünder. Solange ich auf der Welt lebe, habe ich neunundneunzig Seelen umgebracht."

Der Pope interessierte sich für den Mann, trat noch näher an ihn heran und fragte ihn weiter aus:

„So, so. Du hast neunundneunzig Menschen umgebracht.

Was waren denn das für welche? Arme, Reiche, Ehrliche, Unehrliche?"

„Ehrlichen und armen Menschen habe ich nichts getan, denn die straft Gott schon genug. Ich habe Reiche, die die Not vergessen haben und das Volk verhöhnten, ins Jenseits befördert."

Als der Herr Pfarrer diese Worte hörte, wurde er ärgerlich und rot vor Wut.

„Du bist ein schrecklicher Räuber, verworfen und sündig. Solchen nehme ich die Beichte nicht ab. Soll dich der Herr im Jenseits bestrafen, weil du ordentliche Menschen umgebracht hast!"

Da sprang der Mann auf und sagte mit furchterregender Stimme:

„Herr Pfarrer! Ich habe neunundneunzig Menschen umgebracht. Jetzt bringe ich den hundertsten um. Mag mich der Herrgott dafür bestrafen, wie er will. Denn dieser hundertste werdet Ihr!"

Der Pope erschrak sehr und erblaßte. Zitternd sagte er:

„Aber —, aber —, Gott ist barmherzig. Er wird dir deine Sünden vergeben. Ich nehme dir die Beichte ab. Aber du mußt auch Buße tun für deine Sünden. Du wirst einen Ochsen schlachten, ihm das Fell abziehen und dir aus der starken Ochsenhaut einen Sack machen. In diesen Sack legst du so viele Ziegelsteine, wie viele Seelen du getötet hast, und trägst sie so lange, bis der Sack von selber zerreißt."

Der Räuber gehorchte dem Geistlichen. Er nähte sich aus der Ochsenhaut einen Sack, legte neunundneunzig Ziegelsteine hinein, warf sich den Sack über die Schulter und zog durch die Welt. Lange Jahre ging er so mit seiner Last. Aber der Sack fiel nicht auseinander.

Einmal ging er traurig über ein weites Feld und sah in der Ferne Gesinde bei der Fronarbeit.

Er ging näher und sah eine Schaukel, eine große, keine für Kinder, und die Leute schaukelten abwechselnd einen Mann. Ein Knecht des Gutsherrn stand neben der Schaukel und prügelte Leute, die es dem Gutsherrn nicht recht machen konnten. Der eine schaukelte zu langsam, dann schrie der Gutsherr, der andere schaukelte zu stark, da ließ der Gutsherr die Unglücklichen verprügeln.

Als der Räuber dies sah, wunderte er sich und schüttelte den Kopf.

Mein Gott! dachte er. Was für ein Unglück für diese Men-

schen! Sie sind hungrig, barfüßig und zerlumpt und arbeiten für ihn. Er aber liegt da und faulenzt und läßt sich auch noch von ihnen schaukeln. Es gibt keine Gerechtigkeit auf dieser Welt! Gott, warum duldest du ein solches Unrecht?

Sein Herz erfüllte sich mit grimmigem Zorn.

„Wenn's mir auch schwerfallen wird, hundert Ziegelsteine in dem Sack zu tragen, so muß ich doch die Leute von diesem Unglück befreien."

Er stellte sich zornig neben die Schaukel und sagte:

„Ihr braven Leute! Laßt mich auch ein wenig schaukeln!"

Als er da den Gutsherrn schaukelte, da stürzte der zur Erde, der Räuber stellte ihm den Fuß auf seinen Fettwanst und schlug ihm so mit dem Stock über den Schädel, daß er ihn in zwei Teile spaltete.

In diesem Augenblick fiel der Sack auseinander.

84

DIE ERSTEN WERDEN DIE LETZTEN SEIN UND DIE LETZTEN DIE ERSTEN

In einer Hauptstadt, in der ein Zar lebte, stand einmal eine schöne Kirche. Hier hielt ein Geistlicher immer seinen Gottesdienst ab. Einmal las er den Leuten aus dem Evangelium die Worte „Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten" vor, und in der Predigt erklärte er diese Worte.

Dem Zaren, der auf einem goldenen Stuhl saß und sich die Predigt anhörte, gefielen diese Worte überhaupt nicht. Wie kann denn das sein? dachte er bei sich, die Letzten werden die Ersten sein? Also werde ich, der Zar, als der Erste in meinem Staate der Letzte sein, und irgendein Bettler wird der Erste?

Nach dem Gottesdienst rief er den Popen zu sich und sagte zu ihm:

„So eine Predigt wie die von heute will ich nicht noch einmal hören! Schneide die Worte ‚Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten' aus deinem Evangelium heraus und verbrenne sie! Ich bin der Erste und will es auch bleiben."

„Allergnädigster Zar! Nicht ich habe diese Worte ausgedacht. Nicht ich habe sie ins Evangelium geschrieben, und herausschneiden darf ich sie nicht."

Der Zar wurde noch zorniger.

„Ich gebe dir den Befehl! Schneide diese Worte aus dem Evangelium und verbrenne sie! Wenn nicht, stirbst du einen schlimmen Tod."

„Ich habe diese Worte nicht ins Evangelium geschrieben, und ich darf sie weder herausschneiden noch verbrennen."

„So? Weil du den Befehl des Zaren nicht ausführst, lasse ich dich ins Gefängnis werfen und gebe dir drei Tage Zeit zum Überlegen. Wenn du dir's nicht überlegst, hänge ich dich auf."

Er ließ den Popen ins Gefängnis bringen, damit er dort über die Worte aus dem Evangelium nachdachte.

Er saß dort drei Tage, und dann führte man ihn wieder vor den Zaren.

„Nun, hast du's dir überlegt? Bist du bereit, die Worte auszuschneiden und zu verbrennen?"

„Ich habe diese Worte nicht ins Evangelium geschrieben und werde sie weder herausschneiden noch verbrennen."

„Morgen wirst du aufgehängt!" schrie der Zar.

Und er befahl, einen Galgen aufzustellen.

Am Morgen rief er alle Höflinge, Beamten und das Volk zusammen, damit sie den ungehorsamen Popen sterben sehen und Buße tun sollten.

Auf einmal erschien ein Bote im Palast des Zaren und sagte zu ihm:

„Allergnädigster Zar! Hohe Gäste kommen, Könige, Herzöge und Grafen aus den Nachbarländern. Sie bitten dich zur Jagd. Rüste dich!"

Der Zar überlegte: Der Galgen läuft mir ja nicht fort. Den Popen lasse ich aufhängen, sobald ich von der Jagd zurückkomme.

Er sattelte sein Pferd und machte sich auf den Weg in die dunklen Wälder an der Grenze. Sie trafen sich an der Stelle, wo drei Reiche zusammenstießen.

Sie bildeten eine Front, einer hundert Klafter vom anderen entfernt, und begannen mit der Jagd.

Unser Zar gewahrte einen Hirsch, der nicht ganz gesund zu sein schien, denn er stand und stand dort und konnte nicht fortlaufen. Der Zar jagte ihm auf seinem Pferd nach, wollte ihn lebend fangen und nicht nach ihm schießen. Aber der Hirsch blieb immer wieder ein Weilchen stehen, und dann lief er weiter. So jagte ihm der Zar fünfzehn oder zwanzig Kilometer nach und geriet in einen dichten, unbekannten Wald. Die anderen blieben weit zurück. Bei seiner Jagd auf den Hirsch hatte sich der Zar im Wald verirrt, und im dichten Unterholz verlor er den Hirsch aus den Augen.

Der Zar konnte mit seinem Pferd nicht weiter, denn das

Gestrüpp war zu dicht. Er sprang ab und sah sich um. Da erblickte er in der Nähe einen Bach mit reinem, frischem Wasser.

„Ich werde in dem Bach baden", sagte er, „und mich erfrischen, und dann werde ich den Hirsch wieder suchen."

Er band sein Pferd an einen Strauch, zog die Kleider aus — damals badeten ja die Leute noch nackt, nicht mit Badehose wie heute — und sprang ins Wasser.

Als er gebadet und sich erfrischt hatte, stieg er ans Ufer, wo er Kleider und Pferd gelassen hatte. Doch fand er weder Pferd noch Kleider.

„Nanu? Wer hat denn die Kleider und das Pferd genommen?"

Er stürzte zu anderen Sträuchern und ins Gestrüpp, lief und suchte. Doch nirgends fand er etwas.

„Was wird nur jetzt? Ich bin doch nackt."

Er schämte sich, nackt zu den Menschen zu gehen; die Dornen zerstachen und zerkratzten seinen Körper, und die Mücken bissen ihn.

Der Zar versteckte sich zwischen den Zweigen und blieb dort bis zum Abend sitzen. Als es dunkel wurde, machte er sich auf den Weg, um Leute zu finden, die ihm Kleider geben könnten.

Die ganze Nacht irrte er durch den Wald, und erst spät, als es schon fast wieder Tag wurde, stieß er auf eine Hütte, in der ein Waldwächter wohnte.

Ohne Scham öffnete der Zar die Tür. Der Wächter und seine Frau erschraken. Was kommt denn da für ein Nackter, und mitten in der Nacht?

„Wer bist du denn?"

„Ich bin doch euer Zar."

Der Mann wunderte sich und sagte wütend:

„Wie kannst du es wagen, so zu reden? Unser Zar läuft doch nicht so nackt, zerkratzt und verdreckt herum. Du bist ein Landstreicher, aber kein Zar! Du willst bloß die Leute erschrecken!"

Der Zar schämte sich. Mit Tränen in den Augen bat und flehte er, sie sollten ihm doch ein paar alte Sachen geben, damit er sich den Menschen zeigen könne.

Der Waldhüter und seine Frau hatten Mitleid mit dem Landstreicher und gaben ihm ein paar alte Lumpen.

Er zog sie an und blieb über Nacht. Am Morgen stand er auf, aß etwas, bedankte sich, verabschiedete sich und zog seiner Wege.

Den ganzen Tag irrte er durch den Wald. Zum Abend er-

blickte er ein Haus, wo Kummete und Fässer gemacht wurden.

Er grüßte und bat:

„Soundso. Ich bin euer Zar. Mir ist ein Unglück zugestoßen. Man hat mir Pferd und Kleider gestohlen. Helft mir!"

Die Leute glaubten es ihm nicht.

„Du hergelaufener Vagabund! Wie kannst du es wagen, dich Zar zu nennen? Unser Zar trägt keine Lumpen und irrt auch nicht in der Weltgeschichte umher. Du bist ein Landstreicher, ein Strolch!"

Sie hätten ihn fast geschlagen und jagten ihn vom Hofe.

Er irrte weiter durch den Wald. Den ganzen Tag irrte er umher, und zum Abend kam er in einen Betrieb, wo Bretter und Balken und anderes Baumaterial gemacht wurden.

Er grüßte die Arbeiter.

„Soundso. Ich bin euer Zar. Mir ist das und das zugestoßen. Man hat mir mein Pferd und meine Kleider gestohlen."

„Wie kannst du es wagen, dich Zar zu nennen?" schrien ihn die Leute an. „Wir werden dich gleich fesseln und den Gendarmen übergeben. Du Vagabund, du Landstreicher! Scher dich fort!"

Sie hätten ihn fast erschlagen. Er mußte wieder flüchten. Er floh ins Gestrüpp und irrte weiter durch den Wald. Dann kam er über Felder und zog durch Täler.

Er wanderte bettelnd durch die Dörfer. Was sollte er tun? Vor Hunger sterben?

Der eine hatte Mitleid mit ihm und gab ihm ein Stück Brot, ein anderer ein paar Kartoffeln, ein anderer setzte ihm etwas zu essen vor und so weiter.

Lange Zeit zog nun unser Zar in seiner Bettlerkleidung von Dorf zu Dorf, bis er schließlich in seine Hauptstadt gelangte, wo er einst regiert hatte.

Am Stadtrand kam er durch eine Gasse, und da sah er an jedem Haus eine Fahne.

„Warum so viele Fahnen? Was bedeutet denn das?"

„Heute wird der Zar gekrönt."

„Was für ein Zar? Ich bin doch euer Zar!"

Die Leute lachten. Sie flüsterten einander zu:

„Der Ärmste, der ist nicht ganz bei Verstand — er ist verrückt!"

Er ging weiter durch die Straßen. Er kam ins Zentrum, auf den Marktplatz. Da sah er, daß viele Menschen zusammengekommen waren. Eine Kundgebung sollte stattfinden. Die Leute zogen zu der Stelle, wo die Krönung angesetzt war.

„Was ist denn das für ein Umzug?" erkundigte er sich. „Wohin ziehen denn die Leute?"

„Zur Krönung des Zaren."

„Zu was für einer Krönung? Ich bin doch euer Zar. Warum wird denn da ein neuer gewählt?"

Alle Leute lachten über den Bettler, und dann ergriffen sie ihn und prügelten ihn ordentlich durch. Sollte er doch nicht so dummes Zeug reden!

Der Umzug begab sich zu der festgelegten Stelle, und unser Zar, zerrissen, müde und geprügelt, wie er war, schaute von weitem zu, wie dem neuen Zaren die Krone aufgesetzt wurde.

Nach der Krönung fand ein großes Fest für die Reichen und für die Armen statt. Alle Unglücklichen, alle Blinden, Taubstummen, Lahmen und so weiter waren eingeladen.

Die Armen setzten sich an einen Tisch, der fast tausend Meter lang war.

Auch unser Zar trat schüchtern an den Tisch heran. Dann faßte er Mut und setzte sich an das Tischende.

Die Diener brachten Speisen und Getränke. Die am Tischanfang aßen, tranken und waren fröhlich. Aber bis zu unserem Zaren kam niemand.

Nach dem Fest steckte sich der neue Zar die Taschen voll Kleingeld und verteilte es unter die Armen.

Erst ging er auf der einen Tischseite entlang und legte jedem Kleingeld in die Hand, und dann ging er die andere Tischseite entlang.

Aber als er zum Tischende kam, hatte er nichts mehr in den Taschen.

„O du Unglücksrabe!" sagte er zu unserem Zaren. „Du hast nichts abbekommen. Aber sei nicht traurig. In drei Jahren ist wieder so ein Fest. Da rufen wir alle Armen zusammen. Komm auch du, dann erhältst du ein Geschenk!"

Die Gäste gingen auseinander, und der Bettlerzar zog durch die Dörfer und lebte von dem, was ihm die Leute in den Bettelsack legten.

Es vergingen drei Jahre, und es kam wieder der Tag des großen Festes am Zarenhof. Fast aus dem ganzen Lande kamen die Armen und Unglücklichen zusammen. Auch unser Zar kam. Aber er verspätete sich und mußte sich wieder ans Tischende setzen.

Man aß und trank und war lustig. Der neue Zar verteilte Geld, und unser Zar bekam wieder nichts ab.

„O du Unglücksrabe! Du hast wieder nichts abbekommen. Aber sei nicht traurig. In drei Jahren ist wieder so ein Fest. Bemühe dich, rechtzeitig zu kommen, und verspäte dich nicht, und dann bekommst du auch ein Geschenk!"

Wieder wanderte unser Zar mit seinem Bettelsack auf der Schulter durch die Dörfer, Jahr für Jahr, und die Zeit verging. Nun kam der Tag des Festes. Tausende Unglückliche, Blinde, Taubstumme und Lahme versammelten sich am reichgedeckten Tisch. Sie aßen, tranken und waren lustig.

Nach dem Fest verteilte der neue Zar wieder Geld unter die Armen, und wieder bekam unser Bettler nichts ab.

„O du Unglücksrabe! Nun hast du wieder nichts abbekommen. Aber sei nicht traurig. Komm mit in meinen Palast!"

Sie gingen in den Palast.

„Kennst du dich hier aus?"

„Und ob! Das ist doch mein Palast. Hier hab' ich einmal regiert."

„Von heute an wirst du wieder regieren."

Er gab ihm Zarenkleider, führte ihn auf den Thron und sagte: „Du hast gesündigt, denn du glaubtest nicht den Worten des Evangeliums ‚Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten'. Dafür wolltest du einen Unschuldigen aufhängen lassen. Erinnerst du dich?"

„Ja."

„Erinnerst du dich noch an die Jagd, als du dem Hirsch nachgesetzt bist?"

„Ja, ich erinnere mich sehr gut."

„Dieser Hirsch war ich. Ich habe dich in den Wald gelockt, damit du nicht einen Unschuldigen umbringen läßt. Jetzt weißt du, was Unglück und Not ist. Du hast es am eigenen Leibe verspürt. Jetzt wirst du die goldenen Worte ‚Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten' nie mehr vergessen."

85

SOLL MAN VOR DEM KREUZE ODER VOR DEM GALGEN BETEN?

Dieses Märchen handelt von einem Popen. Der Pope hatte einen Diener, der ihm beim Gottesdienst half. Einmal fuhren sie spazieren. Sie fuhren durch die Dörfer und kamen an einem Kreuz vorbei. Der Pope nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich, der Diener aber nicht. Sie fuhren weiter und kamen an einem Galgen vorbei. Der Diener ließ die Pferde

halten, stieg aus der Kutsche, kniete nieder und betete. Da sagte der Pope:

„Iwan, was machst du denn da? Sündigst du etwa?"

„Warum?"

„Weil du vor dem Kreuz deine Mütze nicht abgenommen hast, vor dem Galgen aber niederkniest und betest."

Da antwortete der Diener:

„Vater, was du sagst, ist nicht recht. Das Kreuz ist nur ein Denkmal Gottes. Der Galgen aber ist eine schlechte Sache, denn an ihm hat schon so mancher unschuldig leiden müssen."

Der Pope sagte nichts weiter. Sie kamen nach Hause. Der Diener brachte die Pferde in den Stall, gab ihnen zu fressen und ging auf die Straße zu den Leuten.

Und was beschloß der Pope? Er wollte nachprüfen, ob Iwan die Wahrheit gesagt hatte. Er ging in den Stall, stieß das Pferd in die Krippe und rief den Diener.

„Sieh nur, was du gemacht hast! Du hast das Pferd in die Krippe gestoßen."

„Ich war das nicht."

„Doch!"

Der Diener war sehr erschrocken. Er dachte bei sich: Jetzt muß ich wegen des Popenpferdes an den Galgen!

Der Pope brachte ihn tatsächlich vor Gericht, und das Gericht verurteilte den Diener zum Erhängen. Als die Gerichtsverhandlung zu Ende war, fragte der Pope:

„Habt ihr meinen Diener gerecht verurteilt?"

„Ja!"

„Nein!"

„Wieso nicht?"

„Ich will's euch erklären. Ich bin mit meinem Diener gefahren, und da kamen wir an einem Kreuz vorbei. Ich habe die Mütze abgenommen und mich bekreuzigt, er aber hat sie nicht abgenommen. Dann kamen wir an einem Galgen vorbei, und mein Diener kniete nieder und betete. Ich habe ihn angeschrien, er sei ein großer Sünder, er aber hat mir erklärt: ‚Vater, was du sagst, ist nicht recht. Das Kreuz ist nur ein Denkmal Gottes. Der Galgen aber ist eine schlechte Sache, denn an ihm hat schon so mancher unschuldig leiden müssen.' Ich wollte nachprüfen, ob mein Diener die Wahrheit sagt, und deshalb habe ich das Pferd selber in die Krippe gestoßen. Nun sehen sie, Herr Richter, mein Diener hat die Wahrheit gesagt."

Das war kein Märchen, sondern die reine Wahrheit, denn so etwas kommt auf der Welt vor.

86

DIE WAHRHEIT UND DIE LÜGE

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Eines Tages kamen sie zusammen und unterhielten sich. Da sagte der Arme:

„Wenn es auch schwer auf der Welt ist, aber es ist doch besser, mit der Wahrheit zu leben."

Darauf der Reiche:

„Wo findest du jetzt schon Wahrheit? Es gibt keine Wahrheit mehr auf der Welt. Überall herrscht Lug und Trug. Mit der Lüge lebt sich's besser."

Der Arme war damit nicht einverstanden.

„Nein, Bruder, mit der Wahrheit ist es doch besser!"

Darauf sagte der Reiche:

„Nun gut! Wir werden wetten: Wir gehen die Leute fragen. Wen wir treffen, den fragen wir. Das machen wir dreimal. Wenn sie deiner Meinung sind, gehört dir meine ganze Habe, sind sie meiner Meinung, nehme ich dir alles weg."

Da sagte der Arme:

„Gut."

So gingen sie los. Sie gingen und gingen, und da begegneten sie einem Tagelöhner, der hatte gerade seinen Lohn in der Tasche. Sie traten an ihn heran:

„Guten Tag, braver Mann!"

„Guten Tag!"

„Was meinst du, was wir dich fragen wollen?"

„Sagt es!"

„Wie lebt es sich besser auf der Welt: mit der Wahrheit oder mit der Lüge?"

„Ach, liebe Leute", sagte der Mann, „wo gibt es heute schon Wahrheit? Ich habe nun soviel geschuftet und gearbeitet, und verdient hab' ich soviel, wie ein Kater zusammenweint, und von den paar Groschen hat mir mein Herr auch noch etliches abgeluchst. Wo kommt man schon mit der Wahrheit durch! Mit der Lüge lebt sich's besser als mit der Wahrheit."

„Nun, Bruder", sagte der Reiche, „der war meiner Meinung."

Der Arme wurde traurig, und sie zogen weiter.

Da trafen sie einen Kaufmann.

„Guten Tag, gnädiger Herr!"

„Guten Tag!"

„Was meint Ihr, was wir Euch fragen wollen?"

„Sagt es!"

„Wie lebt es sich besser auf der Welt: mit der Wahrheit oder mit der Lüge?"

„Ach, liebe Leute, wo kommt man heute schon mit der Wahrheit durch? Wenn man etwas verkaufen will, muß man hundertmal betrügen und die Leute verdummen, sonst verkauft man nichts."

Und er fuhr weiter.

„Siehst du, zum zweiten Mal war jemand meiner Meinung!" sagte der Reiche.

Nun, der Arme wurde noch trauriger, und sie zogen weiter.

Sie gingen und gingen und trafen einen Gutsherrn.

„Guten Tag, Herr!"

„Guten Tag!"

„Was meint Ihr, was wir Euch fragen wollen?"

„Sagt es!"

„Wie lebt es sich besser auf der Welt: mit der Wahrheit oder mit der Lüge?"

„Ach, liebe Leute, wo gibt's jetzt schon Wahrheit auf der Welt? Mit der Wahrheit kommt man nicht weit. Wenn ich mit der Wahrheit leben würde, da —."

Er redete gar nicht zu Ende, sondern fuhr weiter.

„Nun, Bruder", sagte der Reiche, „laß uns nach Hause zurückkehren und gib mir deine ganze Habe!"

Der Arme ging nach Hause und war sehr betrübt.

Sein reicher Bruder nahm ihm all sein Hab und Gut weg. Nur die Hütte ließ er ihm.

„Bleib so lange hier wohnen", sagte er, „die brauche ich nicht gleich. Such dir aber inzwischen eine andere!"

So saß nun der Arme mit seiner Familie, und sie hatten keinen Bissen Brot im Hause, und verdienen konnte er auch nichts, denn überall war Mißernte gewesen. Der Arme härmte sich, und seine Kinder schrien.

Da nahm er ein Maß und ging zu seinem reichen Bruder, ihn um Brot zu bitten.

„Lieber Bruder", sagte er, „gib mir wenigstens ein Maß Mehl oder Korn! Wir haben nichts zu essen. Meine Kinder kriegen dicke Bäuche vor Hunger."

Der reiche Bruder aber sagte:

„Komm, ich steche dir ein Auge aus. Dann gebe ich dir ein Maß Mehl."

Der Arme überlegte und überlegte und mußte schließlich darauf eingehen.

„Na, nimm's dir", sagte er, „in Gottes Namen, aber gib mir was zu essen."

Der Reiche stach dem Armen das Auge aus und gab ihm ein Maß Mehl. Der nahm es, brachte es nach Hause, und als seine Frau ihn ansah, schrie sie auf:

„Was ist mit dir geschehen. Mann? Wo ist denn dein Auge?"

„Wo soll es sein?" sagte er. „Mein Bruder hat's genommen."

Und er erzählte ihr alles. Sie weinten, waren traurig und aßen das Brot.

Nach einer Woche oder so hatten sie wieder kein Brot. Der Mann nahm das Maß und ging noch einmal zu seinem Bruder.

„Gib mir Brot, lieber Bruder", sagte er. „Das, was du mir gegeben hast, ist alle."

„Wenn du mir noch ein Auge gibst, gebe ich dir ein Maß Mehl."

„Wie soll ich denn ohne Augen leben, lieber Bruder?" sagte er. „Du hast mir doch schon eins genommen. Hab Erbarmen und gib mir etwas umsonst."

„Nein", sagte er, „umsonst gebe ich dir nichts. Laß dir das Auge herausnehmen, und dann gebe ich dir wieder ein Maß Mehl."

Und der Arme mußte wieder darauf eingehen.

„Na, nimm's dir", sagte er, „in Gottes Namen!"

Der reiche Bruder nahm ein Messer, stach ihm das zweite Auge aus und schüttete ihm Mehl in das Maß. Der Blinde nahm es und ging nach Hause.

Er tastete sich recht und schlecht an den Flechtzäunen entlang und brachte schließlich das Mehl nach Hause. Da erschrak aber seine Frau, als sie ihn ansah!

„Wie willst du denn ohne Augen leben, Mann? Wir wären schon irgendwie zu Brot gekommen, aber jetzt —!"

Die Ärmste begann so zu weinen, daß sie kein Wort herausbrachte. Da sagte ihr Mann:

„Weine nicht, Frau! Wir werden so leben, wie es uns der liebe Gott gibt. Ich bin ja nicht der einzige Blinde auf der Welt. Es gibt so viele Blinde, und die leben auch irgendwie ohne Augen."

Bald war das Mehl alle. So viel ist ja ein Maß nicht, und die ganze Familie will schließlich essen.

„Nun, jetzt kann ich nicht mehr zu meinem Bruder gehen, Frau", sagte der Mann. „Führe mich zu der großen Pappel am Kreuzweg und laß mich dort den ganzen Tag sitzen. Am Abend kommst du und holst mich wieder ab! Vielleicht gibt mir jemand von denen, die da vorbeigehen und vorbeifahren, ein Stück Brot."

Die Frau führte ihn unter die Pappel, setzte ihn hin und ging wieder nach Hause.

Ihr Mann saß nun dort. Manche gaben ihm ja etwas. Dann wurde es Abend, seine Frau kam aber nicht gleich. Da stand der Mann auf und wollte allein nach Hause gehen. Aber er ging in die falsche Richtung und kam nicht nach Hause. Er ging und ging und wußte selber nicht wohin. Auf einmal hörte er einen Wald rauschen. In dem Wald mußte er über Nacht bleiben. Da er Angst vor den Tieren hatte, kletterte er, so gut es ging, auf einen Baum und blieb dort sitzen.

Gegen Mitternacht kamen zu der Stelle unter der Eiche die Teufel und mit ihnen ihr Anführer. Nun fragte der Anführer jeden, was er gemacht habe. Da sagte der eine:

„Ich habe gemacht, daß ein Bruder seinem Bruder für zwei Maß Mehl die Augen ausgestochen hat."

Da sagte der Anführer:

„Das hast du gut gemacht, aber noch nicht ganz gut."

„Warum denn?"

„Wenn dieser Blinde seine Augen mit dem Tau einreibt, der unter diesem Baum liegt, wird er wieder sehend."

„Oh! Wer hat das gehört, und wer weiß, was hier zu tun ist!"

„Nun, und was hast du gemacht?" fragte der Anführer den zweiten.

„Ich habe in einem Dorfe das ganze Wasser austrocknen lassen, so daß kein Tröpfchen mehr da ist. Nun müssen sie's über dreißig und vierzig Werst weit holen. Da kommen viele Menschen um."

„Das hast du gut gemacht, aber noch nicht ganz gut", sagte der Anführer.

„Warum denn?"

„Wenn jemand den Stein wegnimmt, der im Garten am Dorfrand liegt, fließt das Wasser darunter hervor, und das ganze Dorf hat wieder Wasser."

„Oh! Wer hat das gehört, und wer weiß, was hier zu tun ist!"

„Nun, und was hast du gemacht?" fragte der Anführer den dritten.

„In dem und dem Königreich hat ein König eine Tochter, und da hab' ich gemacht, daß sie erblindet ist und keine Ärzte ihr helfen können."

„Das hast du gut gemacht, aber noch nicht ganz gut", sagte der Anführer.

„Warum denn?"

„Wenn man ihr mit dem Tau, der unter diesem Baum liegt, die Augen einreibt, wird sie wieder gesund."

„Oh! Wer hat das gehört, und wer weiß, was hier zu tun ist!"

Der Mann aber saß auf dem Baum und hörte alles, was gesprochen wurde. Als sie wieder fortgeflogen waren, stieg er vom Baum, rieb sich die Augen mit dem Tau ein und konnte wieder sehen. Da dachte er: Mir hat Gott geholfen, jetzt helfe ich auch den Menschen. Er nahm etwas von dem Tau in ein Fläschchen und ging.

So ging er zu dem Dorf, das kein Wasser hatte. Kurz vor dem Dorf traf er auf eine alte Frau, die trug ein Paar Eimer in einem Tragejoch.

Er grüßte sie und sagte:

„Gebt mir zu trinken, Großmütterchen!"

„Ach, Söhnchen, ich trage das Wasser schon dreißig Werst, und bevor ich nach Hause komme, ist die Hälfte herausgeschwappt. Meine Familie aber ist groß, und ohne Wasser kommt sie um!"

„Wenn ich in euer Dorf komme, mache ich, daß alle Wasser haben."

Da ließ sie ihn trinken und freute sich sehr und lief schnell ins Dorf und erzählte den Leuten alles. Die Leute glaubten es oder auch nicht, gingen ihm entgegen und begrüßten ihn:

„Braver Mann, rette uns vorm sicheren Tode!"

„Gut", sagte er. „Nur müßt ihr mir helfen. Führt mich zu dem Garten am Dorfrand."

Sie führten ihn dorthin. Er suchte und suchte und fand den Stein.

Sie machten sich alle gemeinsam daran, hoben den Stein und rollten ihn beiseite. Es kostete viel Mühe, aber sie schafften es! Als sie ihn beiseite gerollt hatten, kam das Wasser unter ihm hervorgeschossen. Und es floß und floß. Da füllten sich die Brunnen und die Teiche, und auch das Flüßchen war wieder voll Wasser. Die Leute freuten sich sehr, dankten dem Mann und gaben ihm viel Geld und andere Sachen.

Er fuhr weiter, und unterwegs fragte er alle nach dem Weg in das Königreich. Vielleicht hatte er auch lange zu fahren, aber er kam schließlich hin.

Er ging zum Königspalast und fragte die Leute:

„Ich habe gehört, die Tochter eures Königs ist krank. und die Ärzte können ihr nicht helfen? Vielleicht kann ich es."

„Ach, Mann, wie wolltest du das können! Hier sind schon die besten Ärzte gewesen, und die konnten nichts ausrichten! Da kannst du's erst recht nicht!"

„Sagt's aber trotzdem eurem König!"

Sie wollten nicht, aber er bestand darauf. Da konnten sie nichts machen — und sie sagten's ihm. Der König rief ihn in den Palast. Man führte ihn vor den König.

„Du kannst meine Tochter heilen?" fragte er.

„Ja", entgegnete er.

„Wenn du sie heilst, gebe ich dir alles, was du dir wünschst."

Sie brachten den Mann in die Gemächer, wo die Königstochter lag. Der Mann rieb ihre Augen mit Tau ein, und sie konnte wieder sehen. Da freute sich der König so sehr, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Er gab dem Manne so viele Reichtümer, daß er sie nur mit einem Pferdegespann nach Hause bringen konnte.

Inzwischen aber litt seine Frau Not und wußte nicht, wo ihr Mann war. Sie dachte schon, er wäre nicht mehr auf der Welt. Als er in der Nacht nach Hause kam, klopfte er ans Fenster.

„Frau, mach auf!"

Sie hörte es, erkannte seine Stimme, und da freute sie sich aber! Sie kam herausgelaufen, machte auf und führte ihn in die Stube. Sie dachte ja, er wäre noch blind.

„Mach Licht an, Frau!" sagte der Mann.

Sie machte Licht an, und als sie ihn betrachtete, da klatschte sie in die Hände. Er konnte ja wieder sehen, ihr Mann!

„Ach, Gott sei Dank! Gott sei's gelobt! Wie ist denn das gekommen, Mann? Erzähle!"

„Warte, Frau! Erst muß ich meine Sachen hereinholen!"

Sie brachten alles herein. Nein, so viel hatte der reiche Bruder nicht!

Nun waren sie also reich geworden und lebten danach. Der reiche Bruder aber erfuhr davon und kam gelaufen:

„Wie kommt es denn, Bruder, daß du wieder sehen kannst und reich geworden bist?"

Der Bruder verschwieg nichts und erzählte ihm alles.

„Soundso", erzählte er.

Der reiche Bruder aber wollte noch größeren Reichtum an sich raffen. Kaum war die Nacht gekommen, lief er gleich still und heimlich in den Wald und kletterte auf den Baum und blieb dort sitzen. Gegen Mitternacht kamen wieder die Teufel mit ihrem Anführer herbeigeflogen. Sie unterhielten sich.

„Wie kommt das nur? Der blinde Bruder ist wieder gesund, und das Wasser ist unter dem Stein hervorgelassen, und die Königstochter ist wieder gesund? Da muß uns doch jemand belauscht haben. Na, da wollen wir mal suchen gehen!"

Sie machten sich auf die Suche, stiegen auf den Baum, und da fanden sie den Reichen. Sie ergriffen ihn und rissen ihn in Stücke.

87

DIE VERNUNFT UND DAS GLÜCK

Es ging einmal ein Tagelöhner eine Landstraße entlang, und da traf er die Vernunft und das Glück.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Wohin gehst du, Mensch?"

„Ich gehe mich verdingen", sagte er.

„Was hast du zu Hause? Bist du reich oder nicht?"

„Ich bin ein armer Mann. Ich habe ein halbes Dutzend Kinder und eine Frau, und Kinder und Frau hungern, und so gehe ich, um etwas zu verdienen und die Kinder großzuziehen."

„Geh nicht weiter. Wir waren schon dort, da ist dieses Jahr nichts geerntet worden. Wir waren dort, und wir kommen von dort, und alle kommen von dort, kehr also auch du nach Hause zurück!"

„Nein, liebe Leute, ich muß gehen, ich habe zu Hause nur Wasser und nichts zu essen."

Da sagte die Vernunft:

„Geben wir ihm ein halbes Hundert Kupfermünzen und schicken ihn nach Hause!"

Das Glück aber sagte:

„Er wird das Geld ja doch nicht nach Hause bringen, auch wenn wir es ihm geben."

„Na, geben wir es ihm schon!"

„Gut."

Sie nahmen also ein halbes Hundert Kupfermünzen und gaben sie ihm.

„Hier hast du ein halbes Hundert Kupfermünzen. Geh nach Hause zurück und gib deinen Kindern etwas zu essen und iß auch du etwas mit deiner Frau. Wir haben Mitleid mit dir, und daher geben wir es dir."

Er sagte:

„Ich danke ergebenst", und zog seiner Wege.

Er kam nach Hause, trat in die Hütte, und da war seine Frau nicht zu Hause.

„Wo ist denn die Mutter, Kinder?"

„Ja, die ist für einige Zeit fortgegangen. Sie kommt bald wieder."

Er nahm das Geld heraus, sah sich um, steckte es im Ofen in die Asche und ging dann in die Stadt, um sich umzusehen. Seine Frau kam nach Hause, da kam die Gevatterin gelaufen, um sich etwas Glut zu holen.

„Guten Tag, ist denn der Gevatter zu Hause?"

„Die Kinder sagen, er ist schon gekommen, aber ich habe ihn noch nicht gesehen."

„Wo ist er denn?"

„Die Kinder sagen, er ist ans Ufer gegangen."

„Gebt mir etwas Glut, Gevatterin."

„Es ist schon zwei Tage her, daß ich geheizt habe, seht mal im Ofen nach, ob noch welche da ist oder nicht!"

Sie fand das Tuch mit dem Geld, steckte es unter die Bluse, sagte: „Es ist keine Glut da, Gevatterin", und ging ihrer Wege.

Der Mann kam nach Hause.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Was hast du denn verdient, Mann, daß du so schnell wieder da bist?"

Er sagte:

„Gott sei Dank habe ich gute Menschen gefunden, die haben mir ein halbes Hundert Kupfermünzen gegeben. Als ich gekommen bin, habe ich überall nachgeschaut, wo ich sie hinstekken soll, und da habe ich sie in den Ofen, in die Asche, geschoben. Nimm sie und versteck sie!"

„Ach, du liebe Zeit, die Gevatterin ist Glut holen gekommen, und da hat sie gesucht, und vielleicht hat sie sie mitgenommen, denn sie sind nicht mehr da."

„Nun, so geh und bitte sie, sie soll sie dir zurückgeben!"

Sie lief zur Gevatterin und sagte:

„Ihr habt Geld bei uns genommen, ein halbes Hundert Kupfermünzen. Gute Menschen haben es meinem Mann gegeben, er aber hat es in die Asche gelegt, und als Ihr Glut holtet, habt Ihr es genommen."

„Nein", sagte sie, „ich habe es nicht genommen und auch nichts gesehen. Zum Teufel mit Eurem Geld!"

Die Frau kam wieder nach Hause.

„Was ist denn?"

„Sie hat gesagt, sie habe es nicht genommen und auch nicht gesehen."

„Gute Menschen haben es mir gegeben, aber es hat mir doch nichts genützt", klagte da der Mann.

Irgendwie überstanden sie den Winter. Sie warteten das Frühjahr ab, und der Mann ging wieder, um sich zu verdingen. Er ging auf die Landstraße, und da kamen ihm die Vernunft und das Glück entgegen.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Wohin des Weges?"

„Ich geh' mich verdingen."

„Wir wollten uns auch verdingen gehen", sagten sie, „aber dort ist jetzt nichts geerntet worden. Alle kommen zurück, und da kommen wir auch zurück. Kehre auch du wieder nach Hause zurück!"

„Nein, liebe Leute, ich darf nicht zurückgehen, denn ich sterbe vor Hunger, und meine Kinder auch. Was ich verdiene, verdiene ich eben."

Da sagte die Vernunft:

„Geben wir ihm ein halbes Hundert Kupfermünzen und schicken ihn wieder zurück."

Das Glück aber sagte:

„Wenn wir ihm das Geld auch geben, so wird er doch damit nichts anzufangen wissen."

„Was also?"

„Geben wir es ihm ruhig."

„Na gut, geben wir es ihm!"

Sie nahmen ein halbes Hundert Kupfermünzen und sagten:

„Hier hast du ein halbes Hundert Kupfermünzen. Kehr nach Hause zurück und ernähre deine Kinder. Paß aber auf, daß du das Geld nicht verlierst!"

Er bedankte sich und ging nach Hause.

Er kam nach Hause, aber seine Frau war nicht da.

„Kinder, wo ist denn die Mutter?"

„Sie ist zur Tante gelaufen oder so."

Er nahm das Geld heraus und sah sich überall um, wo er es hinstecken könnte. Er hatte ja nichts, wo sollte er es da hinlegen? Da stand ein Kübel auf der Bank. Er legte es in den Kübel, deckte ihn zu und ging in die Stadt. Die Mutter kam. Die Kinder sagten ihr, daß der Vater schon dagewesen war.

„Na, da hat er ja sicher etwas verdient, und ihr bekommt etwas zu essen, Kinder. Wo ist er denn?"

„Er ist in die Stadt, ans Ufer gegangen."

Da kam wieder die Gevatterin angelaufen.

„Was denn, ist der Gevatter schon wieder da?"

„Die Kinder sagen, er ist gekommen."

„Wo ist er denn?"

„Er ist in die Stadt, ans Ufer gegangen."

„Gebt mir einen Löffel Teig aus dem Kübel!"

„Schaut in den Kübel und nehmt Euch etwas, wenn was drin ist!"

Sie schaute nach, nahm das Geld zusammen mit dem Tuch und sagte:

„Es ist kein Teig drin."

Mit diesen Worten ging sie.

Der Mann kam.

„Na Mann, du bist so schnell wieder zurück, hast du denn etwas verdient?"

„Gute Menschen haben mir ein halbes Hundert Kupfermünzen gegeben, und da bin ich wieder nach Hause gekommen."

„Wo hast du sie denn hingesteckt?"

„Ich habe gesucht und gesucht, wo ich sie hinstecken sollte, aber es war kein rechter Platz da, und da habe ich sie in den Kübel gelegt."

„Du liebe Zeit! Die Gevatterin ist gekommen, um Teig zu holen, und da hat sie sie vielleicht mitgenommen."

„Na, dann lauf und bitte sie, vielleicht gibt sie sie dir dieses Mal."

Sie lief also zu der Gevatterin, und die stritt alles ab. Sie kam und sagte ihrem Manne, die Gevatterin habe sie nicht genommen.

Sie warteten auf das dritte Frühjahr, und der Mann ging wieder, um sich zu verdingen. Er ging lange oder auch nicht und kam auf eine Landstraße. Dort traf er wieder die Vernunft und das Glück und erzählte ihnen, wohin er ginge.

„Wir haben dir doch schon etwas gegeben, warum sollen wir dann noch etwas geben?"

„Geben wir ihm eine Kopeke", sagte das Glück, „und schikken wir ihn zurück."

„Er wird die Kopeke ja doch nur verschwenden."

Sie zogen eine Kopeke heraus.

„Hier hast du eine Kopeke. Paß auf sie auf. Dafür kaufst du dir etwas, und deine ganze Familie wird für diese Kopeke drei Tage lang zu essen haben."

Er bedankte sich und zog seines Weges.

Er kam in sein Dorf. Im Teiche wurden gerade Fische mit Zugnetzen gefangen. Er überlegte: Ich kaufe mir für die Kopeke Fische, wie viele sie mir verkaufen, und dann werden wir uns satt essen und auch den Kindern etwas zu essen geben. Er kam dorthin:

„Guten Tag!"

„Guten Tag! Hast du als Tagelöhner gearbeitet?"

„Ja, aber ich bin zurückgekommen, denn da gab's nichts zu ernten. Verkauft mir für die Kopeke Fische! Die wird meine Frau kochen oder braten."

„Wir würden dir gern welche verkaufen, wir würden dir auch welche umsonst geben, aber wir haben schon dreimal die Netze ausgeworfen, und immer waren sie leer, es war kein einziger Fisch darin."

„Hier habt ihr meine Kopeke. Werft für die Kopeke auf mein Glück eure Netze aus."

„Na komm, werfen wir auf sein Glück die Netze aus!"

Sie wateten ungefähr zehn Schritte ins Wasser hinein und zogen einen Fisch heraus. Dann gingen sie zurück zum Ufer, und der Fisch schlug ihnen um die Füße und sprang über das Zugnetz wieder zurück in den Teich. Da sagten sie:

„Die Kopeke bringt uns doch Glück, nun haben wir Fische im Netz!"

Sie zerrten das Netz ans Land und schüttelten viele Fische heraus. Soviel hatten sie noch nie gefangen.

„Na, jetzt such dir aus, was dir gefällt, nimm es und bring es nach Hause! Entweder bringst du Glück oder deine Kopeke."

Er trug einen Sack über den Schultern, in den warf er dreißig Fische von denen, die er am liebsten aß, dann bedankte er sich und zog seines Weges.

Er kam nach Hause. Seine Frau war zu Hause. Sie begrüßten sich.

„Warum bist du so schnell wieder zurückgekommen?"

„Gute Menschen haben mich zurückgeschickt, weil nirgends etwas zu ernten ist."

„Was hast du denn da in dem Sack?"

„Ich habe für eine Kopeke Fische gekauft. Im Teich wurden Fische gefangen, und da bin ich vorbeigekommen und habe welche gekauft."

„Schütte sie in den Trog!"

Das waren aber schöne Fische!

„Setzt euch, Kinder, wir wollen die Fische abschuppen!"

Sie holten Messer und begannen sie abzuschuppen. Auch die Frau setzte sich hin und half ihnen. Nachdem sie die Fische abgeschuppt hatten, schnitten sie sie auf. Die Frau schnitt den ersten Fisch auf und fand einen Edelstein, so groß wie eine Beere. Sie wußte nicht wohin mit ihm und legte ihn aufs Fensterbrett. Dann schuppten sie die Fische weiter ab und kochten sie, einen Teil aber brieten sie. Sobald sie die Fische gekocht und gebraten hatten, setzten sie sich hin und aßen. Nachdem sie die Fische gegessen hatten, legten sie sich ein wenig schlafen. Sie schliefen sich aus, standen auf und aßen weiter von den Fischen. Sie setzten sich hin, aßen, und nachdem sie gegessen hatten, legten sie sich wieder schlafen. Dann standen sie wieder auf. Am Abend des dritten Tages aßen sie wieder von dem Fisch. Danach legten sie sich wieder schlafen. Da sagte der Mann:

„Als die mir die Kopeke gaben, haben sie gesagt, daß sie viel wert ist, daß wir drei Tage davon zu essen haben. Es ist so eingetroffen, wie sie gesagt haben."

Sie legten sich schlafen.

Da kam ein feiner Herr ins Dorf, so einer mit Gefolge und Kutscher. Er kam ins Dorf und sah sich um, wo er um ein Nachtlager bitten könnte. Der Herr blickte aus seiner Kutsche.

„Fahr dorthin!"

Der Kutscher fuhr hin und hielt an. Der Edelstein aber lag auf dem Fensterbrett und erleuchtete die ganze Straße.

„Geh hinein", sagte der Herr zu dem Kutscher, „und bitte um Nachtlager!"

Der Kutscher ging zu dem Bauern und sagte:

„Guten Tag, mach die Tür auf und komm in den Garten!"

Er machte auf und kam heraus.

„Laß meinen Herrn bei dir übernachten!"

„Wie soll ich deinen Herrn übernachten lassen, wenn ich ein armer Mann bin? Bei mir wird dein Herr keinen Platz zum Schlafen finden. Ich möchte ihn gern aufnehmen, aber ich bin ja ein armer Mann. Ich habe nicht einmal etwas zu leuchten."

Der Kutscher ging wieder zu seinem Herrn.

„Was hat denn der Bauer gesagt?"

„Er hat nicht nein gesagt, aber er hat nichts zum Leuchten, hat keine Bettwäsche und auch keinen Platz zum Schlafen."

„Geh, er soll mich übernachten lassen, ich habe alles selber, Bettwäsche und auch Licht. Ich möchte gern bei ihm übernachten."

Der Kutscher kam wieder gelaufen und sagte, sein Herr habe alles selber. So war der Bauer einverstanden.

Sie fuhren auf den Hof und spannten die Pferde aus. Die Frau fand einen Kerzenstummel und leuchtete. Der Herr kam in die Hütte und grüßte.

„Ihr habt gesagt, ihr hättet nichts zum Leuchten, ihr habt doch aber Licht gemacht."

„Das ist ein Kerzenstummel", sagten sie.

„Zündet meine Kerze an und macht eure aus!"

Der Kutscher kam in die Hütte, und der Herr befahl, einen Samowar aufzustellen.

„Setzt euch, Hausherr und Hausherrin, und laßt uns Tee trinken."

„Wir haben noch nie welchen getrunken", sagten sie, „wir haben Angst."

„Setzt euch, ich bringe euch bei, wie man Tee trinkt."

„Na gut, dann bringt es uns bei. Wir haben ja doch nichts dazu zu essen."

„Vielleicht habt ihr dann doch etwas dazu zu essen, wenn ihr es gelernt habt."

Sie setzten sich, und er brachte ihnen das Teetrinken bei. Das dauerte ein Weilchen. Dann unterhielten sie sich. Der Herr fragte nach diesem und jenem, wie viele Kinder sie hätten, und sie erzählten es. Er ging durch die Hütte und schaute sich den Edelstein an, nahm ihn in die Hand und fragte, was denn das sei. Da sagte der Hausherr:

„Diesen Stein haben wir in einem Fisch gefunden, und wir haben ihn dort hingelegt. Wir wissen aber nicht, was es ist."

„Wieviel Geld soll ich Euch für diesen schönen Stein geben, Hausherr?"

„Das weiß ich nicht, Herr. Was wollt ihr denn geben? Einen Rubel oder zwei? Ich brauch' ihn nicht."

„Nein, Hausherr, ich werde dich nicht betrügen. Ich gebe dir soviel, wie er wert ist. Ich gebe dir für diesen schönen Stein fünftausend, und fünftausend schenke ich deinen lieben

Kindern, weil du ein armer Mann bist. Damit du dich an mich erinnerst!"

„Das ist aber gut, Herr, dann werde ich mehr Geld haben als irgend jemand bei uns im Dorf. Für das Geld werde ich jedoch ins Gefängnis kommen, wenn man mich fragt, woher ich es habe. Was soll ich da sagen?"

„Habe keine Angst. Wir gehen beide in die Stadt aufs Gericht, und dort lassen wir eine Urkunde ausschreiben, und keiner wird dir wegen des Geldes etwas anhaben."

Am anderen Morgen fuhren sie aufs Gericht, der Herr und der Bauer. Sie kamen zum Gericht und ließen die Urkunde ausfertigen. Der Herr schrieb auf, wieviel er für den Stein bezahlt und was er geschenkt hatte.

„Soll er damit machen, was er will!"

Der Herr gab ihm die Urkunde und fuhr ihn mit seinen Pferden zurück. Sie verabschiedeten sich, der feine Herr fuhr wieder nach Hause, der Bauer aber blieb, wurde ein feiner Herr und trank Tee, wie es der Herr ihm beigebracht hatte, und er lebte bis zum Tod und kaute Brot und fuhr Sachen im Bastschuh spazieren.

88

DAS SCHICKSAL

Jedes Frühjahr gingen die Leute aus unserem Dorf nach Taurien. Na, und da ging ich auch mit. Wir blieben manchmal zwei bis drei Monate in Obytoschna, in Berdjanka, manchmal auch in Mariupol. Ich war auch auf den Dörfern dort, wir sammelten da Lumpen, tauschten sie gegen Ringe, die sie uns aus den Fabriken aus Odessa und Rostow schickten, und wir schickten ihnen die Lumpen und verdienten manchmal gutes Geld.

Einmal stand ich auf einem Vorwerk bei Andrijywka im Kreis Berdjanka. In der ersten Nacht wohnte ich bei einem Mann. Er ließ mich herein und sagte, ich solle jede Nacht bei ihm übernachten. In dem Jahr war das Essen dort teuer, denn es war eine Mißernte gewesen. Dieses Mal hatte ich Hafer aus Berdjanka, na, und mit Heu war's sehr schwer. Ich mußte von Hütte zu Hütte laufen und suchen, denn auch mein Wirt hatte kein Heu, und da sagte er zu mir:

„Geh zu unserem Dorfreichen. Der hat Heu. Er wird dir welches verkaufen!"

Ich ging zu dem Reichen; er verkaufte mir ungefähr zehn

Pfund Heu und nahm dafür zwanzig Kopeken. Ich brachte das Heu meinem Wirt, und der fragte:

„Was hat er denn dafür genommen? Er hat jetzt zweihundert Viertelmaß Roggen und dreihundert Viertelmaß Weizen."

Ich sagte es ihm und fragte:

„Arbeitet er so viel, oder hat er so ein Schicksal, daß er so reich ist?"

Mein Wirt war schon recht alt, etwas über die siebzig, glaube ich, und er war auch einmal bei den Soldaten gewesen. Na, da sagte also mein Wirt:

„Ja, mein Junge, das von dem Schicksal werde ich dir sagen: Ein Schicksal hat jeder Mensch, aber nicht jeder findet es." Und er erzählte:

Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Der Arme hatte Kinder und der Reiche keine, und der Arme war dazu noch ein Krüppel. Die Brüder lebten zusammen. Da sagte der Reiche:

„Was habe ich für einen Nutzen davon, daß ich deine Kinder ernähre?"

Er trennte sich also von ihm. Er gab ihm einen schwanzlosen Ochsen und nicht mehr. Der Arme verkaufte den Ochsen, baute sich eine Hütte und lebte in Not und Elend weiter.

Sein Bruder aber bestellte zwanzig Desjatinen Weizen, vielleicht auch dreißig. Die Zeit der Ernte kam, und da sagte der Arme zu seinem Sohn:

„Komm, Söhnchen, wir wollen uns beim Onkel verdingen, vielleicht mähen wir eine Desjatine Weizen."

Sie verdingten sich, für fünf oder sechs Rubel. Eine ganze Woche lang mähten sie an der Desjatine, aber der Mann war ja ein Krüppel und der Junge noch zu klein. Und nun war das so: Es war am Sonnabend, und am nächsten Tag war Sonntag. Sie hatten den ganzen Tag gemäht, ohne zu essen, und am Abend sagte der Vater:

„Komm, Söhnchen, wir gehen zum Onkel, vielleicht gibt er uns etwas zum Abendessen, denn er kocht ja auch für seine Arbeiter. Vielleicht gibt er uns etwas davon."

Sie gingen also hin, und der reiche Bruder fragte:

„Na, hast du die Desjatine geschafft?"

„Ich habe sie abgemäht", sagte der arme Bruder, „und gebunden, aber noch nicht aufgestellt."

„Na", sagte der Reiche, „das ist doch keine Arbeit, stelle sofort das Getreide zu Schobern auf."

Und er gab ihnen nichts zu essen. Der Arme weinte und ging

und trug mit seinem Sohn die ganze Nacht das Getreide zusammen, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Sie arbeiteten, bis der Morgen graute. Als sie fertig waren, sagte der Vater:

„Wir wollen uns ein bißchen hinlegen, Söhnchen, und uns ein wenig ausruhen, denn dein Onkel, es sei ihm gedankt, hat uns zu essen gegeben."

Der Junge war natürlich müde, fiel nieder und schlief sofort ein, sein Vater aber stützte seinen Kopf auf den Ellenbogen und war traurig, weil er für sich und für seine Kinder nichts zu essen hatte. Da sah er auf dem Acker, auf dem er gemäht hatte, eine Frau ohne Kopfbedeckung in einem weißen Hemd gehen. Da dachte der Arme: Herrgott, was läuft denn da herum? Hat es Angst herzukommen? Ich werde einmal fragen, wer es ist.

„Hör mal, wer bist du?"

„Ich bin deines Bruders Schicksal", sagte die Frau.

„Warum läufst du hier herum?"

„Ich laufe hier herum, sammle Ähren und binde sie zu Garben zusammen, damit keine einzige umkommt."

Ach Herrgott! dachte der Arme, sollte ich jetzt nicht hingehen und fragen, wo mein Schicksal ist? (Sie wußte natürlich, wo das Schicksal eines jeden Menschen liegt.) Er rief also das Schicksal zu sich heran und fing es ein.

„Schicksal meines Bruders, sag mir, wo ist mein Schicksal?"

„Ach, kannst du denn dein Schicksal fangen? Dein Schicksal ist es, Kaufmann zu sein." (Jeder hat ja sein Schicksal, der eine als Kaufmann, der andere als Schuster. Wenn ich das Schicksal von einem Menschen fangen würde, würde ich vielleicht irgendwo auch mein eigenes finden, aber leider hat nicht jeder Mensch das Glück.)

„Sag mir, wie finde ich mein Schicksal?"

„Na so", sagte sie, „steh auf, geh schnell nach Hause und lauf in die Stadt und sei bis zum Morgen dort! Da wirst du drei junge Fräuleins treffen. Zwei sind gleich angezogen, die dritte aber anders. Ihnen voran werden Musiker gehen und spielen, sie aber werden tanzen, und die dritte ist dein Schicksal. Geh hinter ihr her und gib ihr eins hinter die Ohren, damit sie hinfällt!"

Der arme Krüppel ging in die Stadt und traf alles so, wie es die Frau ihm gesagt hatte. Da dachte er bei sich: Barmherziger Gott! Ich bin so arm, und was wird mit mir, wenn ich so ein Fräulein hinters Ohr haue? Da komme ich noch in Onkels Hütte. Ach, mag geschehen, was will!

Na, und da hat er ihr aber eine hinter die Ohren gegeben! Sie fiel gleich hin, blickte sich um und sagte:

„Ach, du hast mich also doch gefunden! Du hast gedacht, ich werde auf dem Acker herumlaufen und Ähren sammeln? Nein, ich bin Kaufmann." (Schau einer an: Sie ist Kaufmann, und er leidet Not!)

Sie nahm ihn und führte ihn zu sich, und sie hatte zwei große Läden mit Waren. Sie kleidete ihn an, denn er war recht abgerissen. Sie gab ihm neue Stiefel und Kleidung. („Die Kleider sind von einem Baumstumpf", sagte sie, „aber auch ein Baumstumpf ist ja schön.")

Dann belehrte sie ihn:

„Bei uns in der Stadt werden jetzt bei einem Kaufmann zwei Häuser versteigert. Wir werden frühstücken und dort hingehen, denn wir müssen es noch bis zur Versteigerung schaffen. Paß also auf: Zwei Kaufleute werden kommen und feilschen, du aber gehst als dritter zu der Versteigerung. Sie werden sagen: ‚Wer bietet wieviel für diese beiden Häuser?' Du aber sagst gar nichts, sondern schweigst. Sollen sie ihren Preis nennen! Der eine wird zweitausend bieten, der andere viertausend, und wenn sie dann zum dritten Mal schrein: ‚Und wer bietet mehr?' dann geh du mit dem Preis herauf."

Sie fuhren zur Versteigerung, und er kaufte beide Häuser.

Er lebte ungefähr drei Jahre, vielleicht auch vier, in der Stadt und hatte seine Frau und seine Kinder schon vergessen. Eines Tages erinnerte er sich an sie und sagte zu dem Kutscher, er solle die Pferde anspannen, sich auf den Bock setzen und ihn in das Dorf fahren. Als er zu der Hütte kam, ließ er die Pferde halten. (Wenn ein Mensch in Armut lebt, dann wird auch ein guter böse, und wenn er in Wohlstand lebt, erscheint selbst ein Faulpelz schön.)

„Geh", sagte er zu dem Kutscher, „und frag nach, ob sie uns hier übernachten lassen!"

Als er weggefahren war, hatte er Getränke und Speisen eingepackt, denn er wußte ja, daß seine Frau ohne Essen zu Hause saß. Er hatte auch Kleidung für die Kinder mitgenommen.

Der Kutscher, den der Kaufmann losgeschickt hatte, kam zu der Hütte und fragte:

„Ist denn der Hausherr da?"

„Er ist nicht zu Hause. Wer weiß, ob er überhaupt noch am Leben ist, denn vier Jahre lang ist es schon, als wäre er erschlagen oder erstochen."

„Würdest du uns bei dir übernachten lassen, Hausherrin?"

„Warum nicht? Kommt nur!"

Da fragte der Kaufmann, ob sie denn nichts zum Abendbrot hätte.

„Ach wo! Ich bleibe immer ohne Essen, und auch meine Kinder sind hungrig!"

Obwohl sich der Kaufmann lange mit ihr unterhielt, erkannte sie ihn nicht. (Wie sollte sie auch!) Der Kaufmann schickte den Kutscher, den Samowar aufzustellen. Er hatte ihn kaum aufgestellt, da kochte der Samowar schon. Der Kaufmann ließ den Kutscher am Tisch Platz nehmen, auch die Hausherrin und die Kinder, und dann legte er viel Zucker in die Tassen, Herrgott nochmal! Sie tranken den Tee, und die Hausherrin dankte dem Kaufmann:

„Mir hat es zwar in der Seele wohlgetan, aber meine Kinder mit den aufgedunsenen Bäuchen haben noch immer nichts gegessen!"

Sie setzten sich hin und unterhielten sich. Der Kaufmann schickte den Kutscher los, allerlei Getränke und Speisen zu bringen. Sie aßen Abendbrot, die Frau bedankte sich bei ihm und fiel ihm zu Füßen, weil er ihnen zu trinken und zu essen gegeben hatte.

Er aber sagte:

„Nein, Hausherrin, damit bist du mich noch nicht los. Ich will noch mit dir schlafen."

„Nein, mein Herr", sagte sie, „das ist nicht möglich, denn wenn mein Mann kommt und das erfährt, schlägt er mich."

Er aber sagte:

„Willst du dich denn schon gänzlich von deinem Manne lossagen? Na, wenn das so ist, suche ich mir eine bessere."

„Ist denn mein Mann so einer wie Ihr? Mein Mann ist arm und dazu noch ein Krüppel, Ihr aber seid ein feiner Herr."

Na, da zeigte er ihr seine Merkmale. Sie erkannte ihn, und als sie ihn erkannt hatte, da kleidete er seine Kinder ein und sagte zu dem Sohn, der mit ihm gemäht hatte:

„Geh zum Onkel, Söhnchen, bei dem wir gemäht haben und der uns nicht einmal einen Bissen Brot gegeben hat. Ich habe Sehnsucht nach ihm, ich will ihn sehen!"

Es war in der Nacht. Der Junge kam zu der Hütte des Onkels und rief:

„Onkelchen!"

„Was denn?"

„Komm zu uns!"

„Was gibt es denn bei euch?"

„Väterchen ist in einer dreispännigen Kutsche gekommen."

„Was denn, in seiner eigenen?" fragte der Onkel lachend.

Na, er ging trotzdem hin. Er kam, grüßte, und der Reiche erkannte den Kaufmann nicht.

„Kennst du mich etwa nicht mehr?" fragte der Kaufmann.

„Wie sollte ich dich erkennen, wenn du erst so arm warst und jetzt so reich geworden bist?"

Sie erkannten sich, tranken und feierten. Der Reiche fragte: „Wie bist du denn so reich geworden?"

Der Kaufmann aber erzählte ihm vom Schicksal. Die Brüder verabschiedeten sich, der Kaufmann nahm seine Kinder und seine Frau und fuhr mit ihnen in die Stadt, und jetzt leben sie in der Stadt, in Berdjanka.

89

DAS UNGLÜCK

Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Mann, der war ein tüchtiger Bauer. Alle Leute in seinem Dorfe schätzten ihn sehr.

Er hatte zwei Söhne, die ganz nach dem Vater kamen. Sie waren arbeitsam und wirtschaftlich.

Mit einem Wort, der Mann lebte mit seinen Söhnen glücklich und zufrieden.

Aber nichts hält ja ewig. Alles hat einmal sein Ende. So geschah es auch mit unserem braven Manne. Er begann zu kränkeln, es wurde immer schlimmer und schlimmer, und schließlich war er gänzlich am Ende.

Als er merkte, daß er bald sterben würde, rief er seine beiden Söhne zu sich und sagte:

„Meine lieben Söhne! Lange Jahre haben wir gemeinsam gelebt, aber jetzt kommt bald mein Ende. Jede Minute kann es geschehen, daß ich in Abrahams Schoß eingehe. Also hört zu: Ich überlasse euch die gesamte Wirtschaft, teilt sie euch zur Hälfte. Jeder bekommt sein Teil. Den Hof aber verkauft und kauft euch dafür jeder ein eigenes Haus. Paßt nur auf, daß die Teilung friedlich vor sich geht, denn wenn die Sache erst vors Gericht kommt, ist nichts mehr da zum Teilen. Dann nehmen sich alles die Richter, die Advokaten und Gerichtsvollzieher, und ihr behaltet gar nichts mehr."

So sprach der Vater zu seinen Söhnen. Nachdem er alles geordnet hatte, starb er. Ein Testament hinterließ er nicht.

Die Söhne beerdigten den Vater und teilten sich sein Hab und Gut. Den Hof verkauften sie und kauften sich dafür Häuser.

Nun lebten sie getrennt. Sie heirateten und gingen ihrer Arbeit nach.

So lebten sie eine Weile. Aber wenn auch beide fleißig und strebsam waren, so bestand doch nach ein paar Jahren ein großer Unterschied zwischen ihnen.

Der ältere Bruder war so reich geworden, daß ihn die Erde kaum noch tragen konnte. Was er auch in die Hand nahm — alles brachte ihm hundertfachen Gewinn.

Der jüngere Bruder aber war inzwischen so arm geworden, daß er am liebsten nach dem Bettelstab gegriffen hätte. Was er auch anpackte, es mißlang sogleich und ging ihm schief. Nicht nur das verdarb, was er neu erwarb, sondern auch das, was er schon hatte. Kaum hatte er gesagt: „Das ist meine Kuh", so war sie am anderen Tage schon krepiert. Oder er brauchte nur zu sagen: „Das ist mein Stall", so brannte er gewiß in der Nacht ab.

Ein Junge wurde ihm geboren und wuchs heran. Sein Vater freute sich über ihn und sagte einmal:

„Mein liebes Söhnchen!"

Am anderen Morgen war der Junge tot.

Mit einem Wort, er durfte niemals „mein" sagen, denn kaum hatte er es gesagt, so war das, was er damit bezeichnete, schon verloren.

Und das Getreide, die Ernte? Obwohl er das Feld mit seinem Bruder zusammen hatte und beide es in gleicher Weise bearbeiteten, so stand das Getreide bei dem älteren Bruder dicht wie eine Mauer, bei dem jüngeren jedoch war nur da und dort ein Hälmchen zu sehen. Und bevor das wenige zum Dreschen kam, war es entweder in den Garben oder zu Hause im Getreidespeicher verbrannt. Kurz, er hätte sich umbringen oder auf den Weg legen und sterben können.

Als der Mann nicht mehr ein noch aus wußte, ging er zu seinem älteren Bruder, um sich mit ihm zu beraten, was er tun könne.

„Was ich auch anpacke, alles mißlingt. Rate mir, was ich tun soll!"

Aber anstatt ihm mit gutem Rat beizustehen, begann der Bruder zu lachen.

„Ha, ha, ha. Man muß eben wirtschaften können! Da darf man nicht faulenzen und in der Schenke sitzen! Du eignest dich nicht zum Wirtschaften. Aus dir wird nie ein guter Bauer. Wenn du willst, gebe ich dir einen Ratschlag: Verkauf mir deine Habseligkeiten. Ich kaufe sie dir ab."

Und er bot seinem Bruder einen so lächerlichen Preis, daß der ärgerlich wurde und nach Hause ging.

Er dachte nur immer: Was kann es nur für einen Grund haben, daß ich auf keinen grünen Zweig komme? Da muß doch etwas dahinterstecken!

Einmal ging er aufs Feld, um sich seinen Weizenacker anzusehen. Er ging auf seinem Fleckchen Land herum und freute sich. Das Getreide stand sehr gut, wie bei seinem Bruder.

Als er zur Mitte des Feldes kam, sah er in seinem Weizen etwas sitzen. War das ein Mensch? Nein. Ein Rabe? Nein. Ein Vierbeiner? Nein. Ein ganz eigenartiges Geschöpf! Es lief im Getreide umher und riß die Halme aus. Manche Weizenhalme riß es samt der Wurzel aus, trug sie auf das Feld des Bruders und setzte sie dort wieder ein. Die ohne Wurzel warf es fort.

Der Mann wurde sehr ärgerlich. Er schlich sich ganz, ganz leise immer näher heran, und — schwupp — packte er das eigenartige Geschöpf an der Kehle.

„Was bist du? Was machst du hier?" fuhr er es an. „Dir werde ich gleich die Seele durchschütteln."

Und er schüttelte es so durch, daß es mit den Zähnen klapperte.

„Ich — ich bin das Glück deines Bruders."

„Und warum vernichtest du da meinen Acker?"

„Weil ich dein Unglück bin, deine Not. Und ich werde es so lange vernichten, bis ich dich zum ärmsten und deinen Bruder zum reichsten Mann gemacht habe. Alles, wozu du sagst ‚mein', werde ich vernichten."

Da wurde der Mann traurig.

„Du könntest mich aber jetzt in Ruhe lassen. Ich habe doch nichts mehr."

„Ho, ho!" lachte das Unglück, „du hast noch ein Haus, eine Frau und deine Gesundheit."

„Und ein Glück habe ich nicht?" fragte der Mann.

„Ein Glück hast du auch, aber dein Glück sitzt in deiner Kammer in der Ecke."

„Nun, wenn das so ist, laufe ich schnell nach Hause und wecke es. Ich werde ihm den Schlaf und die Faulheit schon austreiben. Und wenn es nicht aufstehen will, werde ich es hochjagen, diesen faulen Teufel."

„Das hilft dir alles nichts. Solange ich in Freiheit bin, muß dein Glück dort still liegenbleiben", sagte das Unglück und machte sich daran, weiter den Weizen des Mannes zu vernichten.

Der Mann ließ den Kopf hängen und kehrte nach Hause zurück. Zu Hause ging er gleich in die Kammer. Da sah er tatsächlich in der Ecke sein Glück liegen. Es war schon ganz mit Spinnweben und Schimmel bedeckt.

„He! Steh auf! Was schläfst du da?" schrie er es an und schüttelte es wie der Teufel die arme Seele.

Das Glück sagte weder „Bäh" noch „Mäh", sondern drehte sich auf die andere Seite um und schnarchte weiter.

Der Mann spuckte auf das faule Geschöpf in seiner Kammer, kehrte in die Stube zurück und beschloß mit seiner Frau, die elende Hütte zu verlassen, in die Welt hinauszuziehen und Arbeit zu suchen. Vielleicht würde das Unglück sie dort nicht finden.

Als es Tag wurde, machten sie sich auf den Weg. Heimlich schlichen sie sich aus dem Haus und ließen die Tür offen.

Am Morgen suchte das Unglück den Mann, aber nirgends war er, und nicht einmal eine Spur war zu finden.

Der Mann ging mit seiner Frau eine ganze Woche, Tag und Nacht. Als sie schon recht weit fort waren, sagten sie:

„Na, hier bleiben wir und beginnen ein neues Leben. Hier findet uns unser Unglück nicht."

Gesagt, getan. Sie verdingten sich bei einem reichen Mann. Sie dienten ein Jahr, dienten zwei, dienten drei Jahre. Es ging ihnen so gut, daß es gar nicht besser sein konnte.

Der Bauer mochte sie gut leiden, weil sie so arbeitsam waren. Er ließ für sie eine Hütte bauen, gab ihnen zwei Kühe, Schweine, alles, was man für eine Bauernwirtschaft braucht. Im fünften Jahr ließ er sie frei, damit sie für sich selber wirtschafteten.

Sie lebten und lebten und bekamen auch ein Kind. Sie waren froh und glücklich.

„Jetzt scheint mir", sagte der Mann, „daß wir unser Unglück verloren haben. Wir haben Kühe und Schweine, haben eine Hütte und ein Kind."

Kaum hatte er das gesagt, krepierten am anderen Tage die Kühe und die Schweine, am dritten Tage brannte die Hütte ab, und am vierten starb das Kind.

Jetzt war der Mann mit seiner Frau wieder bettelarm.

„Nun, Frau, jetzt können wir wieder durch die Welt ziehen und Arbeit suchen. Unser Unglück hat sich uns wieder an den Hals gehängt."

Sie gingen zu einem reichen Bauern und baten ihn um Arbeit. Sie dienten ihm einige Zeit. Der Bauer hatte Mitleid mit

ihnen und gab ihnen eine Kuh und ein Schwein im voraus. Aber der Mann schüttelte den Kopf.

„Ich will nichts von Euch, Herr. Gebt mir nur den riesigen Stein, der bei Euch im Garten steht. Für diesen Stein werden wir beide Euch drei Jahre dienen."

Der Reiche hatte tatsächlich im Garten einen Stein, der einst — Gott weiß wann — vom Berg heruntergerollt und dort liegengeblieben war. Niemand konnte ihn gebrauchen.

„Meinetwegen, den Stein kannst du haben", sagte der Bauer lachend, denn er wußte, daß sein Tagelöhner auf etwas spekulierte.

Sie gingen beide zu dem Stein, der da im Garten lag, so groß wie ein halbes Haus, liefen beide um ihn herum, und unser Mann freute sich.

„Danke für den Stein. Jetzt ist er mein Besitztum."

Die Zeit verging, und der Mann diente treu. Als ein halbes Jahr vergangen war, wollte er sein Besitztum sehen. Er kam in den Garten, und da sah er, daß von dem Stein fast die Hälfte fehlte und abgenagt war. Zahnspuren waren zu sehen.

„Na, nage nur an dem Stein, bis du dir die Zähne ausgebrochen hast!"

Der Mann schmunzelte vor sich hin, denn er wußte gleich, daß sich sein Unglück an den Stein gemacht hatte.

Nach einem Jahr war von dem Stein nur noch ein Stück übrig, so groß wie ein Karren, und kleiner wurde er dann nicht mehr.

Was mag das bedeuten? überlegte der Mann. Warum nagt das Unglück nicht weiter an dem Stein?

Er machte sich daran, das Unglück zu suchen, und fand es im Busch. Joj! Das war aber schrecklich anzusehen. Es war abgemagert und ganz mit Moos bewachsen, und alle Zähne waren ihm beim Benagen des Steines krumm geworden. Es war so schwach, daß es sich nicht auf den Beinen hielt. Es konnte kaum noch mit dem Kopf wackeln.

Der Mann freute sich. Er dachte bei sich: Vor diesem Unglück brauche ich keine Angst mehr zu haben.

Tatsächlich sagte er dann zu seinem Herrn, er wolle wieder nach Hause in sein Dorf.

Der Bauer dankte ihm für die Arbeit, schenkte ihm einen Wagen, Kühe und noch einiges dazu.

„Nimm den Stein da mit, den hast du dir redlich verdient."

Sie wälzten den Stein auf den Wagen, und die Kühe zogen.

In seinem Dorf brachte der Mann seine alte Hütte wieder

in Ordnung und auch sein kleines Feld, und sie machten sich wieder an die Arbeit. Zwar hatten sie nicht mehr viel Land, denn der ältere Bruder hatte mehr als die Hälfte an sich gerissen. Aber sie sagten dem Reichen nichts, gingen nicht vor Gericht und suchten auch nicht die Advokaten auf. Der Mann hatte nämlich die Worte seines Vaters auf dem Sterbebett nicht vergessen.

Einmal öffnete der Mann die Tür zur Kammer, und da sah er doch, daß sein Glück nicht mehr in der Ecke schlummerte, sondern aufgewacht war und sich rekelte. Er machte sich an die Arbeit, schaffte sich dies und jenes an. Nach einem Jahr hatte er wieder alles wie die anderen Leute im Dorf.

Dem reichen Bruder aber gefiel das gar nicht. Er hätte am liebsten alles an sich gerissen. Er wollte eine Klage bei Gericht einreichen, sich einen Advokaten nehmen und dem armen Bruder sein bißchen Hab und Gut wegprozessieren. Nicht umsonst heißt es ja im Sprichwort: Dem Reichen wiegt selbst der Teufel die Kinder in den Schlaf. Er baute auf sein Geld, denn er wußte ganz genau, daß es nicht schwer sein würde, die Richter zu bestechen.

Die Sache kam aber nicht vors Gericht, denn auf einmal krepierte wieder das Vieh des jüngeren Bruders, sein Getreide verbrannte und auch sein Heu, und er wurde wieder arm.

„Na ja, Frau", sagte der Mann traurig, „da ziehen wir eben wieder durch die Welt und suchen uns Arbeit."

Sie packten ihre Siebensachen in einen Sack und machten sich auf den Weg.

Als sie bereits auf der Straße waren, erinnerte sich der Mann daran, daß er in der Hütte hinter der Bank seine Sandalen vergessen hatte.

„Warte, Frau, ich komme gleich mit meinen Schuhen zurück, ich möchte sie nicht hierlassen."

In der Hütte wollte er gerade hinter einen Korb kriechen, wo seine Sandalen lagen, da saß sein Unglück und zog sich die Sandalen an.

„Was machst du hier, Unglück?"

„Ich ziehe mir deine Schuhe an."

„Wohin willst du?"

„Wieder mit dir in die Welt hinaus. Aber jetzt wirst du mich nicht wieder los. Hast mich lange genug an dem Stein nagen lassen und mich fast ins Verderben gestürzt!"

Und es klammerte sich bei dem Mann am Hals fest und ließ ihn nicht mehr los.

„Aber nein, liebes Unglück", sagte der Mann. „Ich wollte dich doch nicht im Stich lassen. Ich habe mich sehr gelangweilt, als du nicht da warst."

Und er warf sich den Sack über die Schulter, nahm seine Frau bei der Hand, und sie zogen in die Welt hinaus.

Sie gingen und gingen. Der Mann schleppte den Sack und das Unglück mit. Das Unglück aber sprang auf seinen Schultern herum. Manchmal gefiel ihm das nicht, dann setzte es dem Mann so sehr zu, daß der mit dem Sack und dem Unglück auf die Erde fiel und sie ordentlich durcheinanderschüttelte.

Dann zogen sie wieder weiter. Gegen Abend kamen sie an einen großen Fluß und beschlossen, am Ufer zu übernachten.

Sie legten sich zum Schlafen zurecht, und das Unglück legten sie neben das Wasser.

„O nein", jammerte das Unglück, „ich liege nicht am Rand, sonst stößt du mich in der Nacht ins Wasser, und ich ertrinke."

Und — schwupps — sprang es in die Mitte zwischen den Mann und seine Frau.

Da überlegte der Mann: Ich kann das Unglück weder hineinstoßen und ersäufen noch verjagen. Ich muß eben doch mit dem Unglück durch die Welt ziehen.

In der Nacht stand er heimlich auf, stieß seine Frau an, und sie wollten beide fliehen und das Unglück am Ufer zurücklassen. Aber das Unglück wachte auf und hielt den Mann fest.

„O nein, mein Lieber! Ich bleibe hier nicht allein zurück."

Na, das ist eine Strafe Gottes, dachte der Mann, das schüttele ich nicht ab. Und laut sagte er:

„Machen wir uns auf den Weg. Aber was wird mit dir, Unglück? Wie kommst du auf die andere Seite des Flusses?"

„Hähä", machte es und lachte den Mann aus. „Du trägst mich hinüber."

„Wie soll ich dich denn hinübertragen, wenn ich den Sack auf den Schultern habe? Vielleicht setzt du dich auf den Sack? Aber vom Sack kannst du herunterfallen und ertrinken. Aber weißt du was? Du kriechst in eine Bierflasche, und in der Bierflasche werde ich dich über das Wasser bis ans andere Ufer bringen."

Das Unglück war einverstanden und huschte in die Bierflasche. Mehr wollte der Mann ja gar nicht. Eins, zwei, drei hatte er die Flasche mit einem Pfropfen verschlossen. Das

Unglück schrie und klopfte, aber niemand hörte darauf. Hier sollte es nicht mehr herauskommen!

Der Mann bestrich den Pfropfen noch mit Teer, damit kein Wasser in die Flasche kam. Er band einen langen Strick an die Flasche und daran einen schweren Stein und ließ sie von einer Brücke in das tiefe Wasser. Den Strick band er um den Brückenpfeiler.

„Na, Frau, jetzt können wir ruhig wieder nach Hause gehen. Wir können unseren ganzen Plunder ins Wasser werfen. Den brauchen wir jetzt nicht mehr. Wir haben das Unglück besiegt."

Und sie warfen ihren Kram in den Fluß und kehrten nach Hause zurück. Aber während sie durch die Welt geirrt waren, war ihre Hütte abgebrannt. Die Leute munkelten, der ältere Bruder hätte sie angezündet, aber gegen ihn als Zeugen aufzutreten wagten sie nicht, denn vor dem Reichen hatten ja alle Angst wie vor dem Feuer. Der Reiche konnte doch leicht die Gerichte und die Gendarmen bestechen!

Der Arme stand an der Brandstätte, auf der einmal seine Hütte gewesen war, und ging dorthin, wo die Scheune war, um nach dem Glück zu sehen, das einst in der Ecke gelegen hatte und mit Moos bewachsen war.

Er fand es aber nicht. Da freute er sich.

„Komm, Frau, machen wir uns an die Arbeit. Das Unglück haben wir besiegt, und unser Glück lebt."

Noch am gleichen Tage machten sie sich an die Arbeit. Zuerst bauten sie sich eine kleine Hütte, wo sie übernachten konnten, und dann machte sich der Mann daran, seine Wirtschaft in Ordnung zu bringen. Er brauchte einen Stein als Fundament, und mit einem Hammer machte er sich daran, den großen Stein zu behauen, den er sich bei dem Bauern verdient hatte. Kaum hatte er ein paarmal mit dem Hammer zugeschlagen, da brach der Stein auseinander, und Gold und Silber fielen heraus. Wie mochten Gold und Silber in den Stein gekommen sein?

Alte Leute erzählen, daß vor langer Zeit, als die tatarischen Hundeköpfe in unser Land einfielen, die Gutsbesitzer ihren Reichtum in Felsen versteckt hätten und davongelaufen wären.

Unser Mann füllte einen ganzen Sack mit diesen Kostbarkeiten.

Nun war seine Not zu Ende. Er baute sich ein schönes Schloß, kaufte sich Besitztümer und wurde so reich wie kein anderer weit und breit.

Der ältere Bruder konnte vor Neid nicht mehr essen und schlafen. Wie konnte es geschehen, daß dieser Bettler, der gestern noch in Lumpen herumgelaufen war, heute reicher war als er?

Woher hatte er so viel Gold und Silber? Das hatte ihm sicherlich der Teufel gebracht!

Und ständig setzte er dem jüngeren Bruder zu, er solle ihm doch sagen, wie er so reich geworden war.

„Na, ich habe mein Glück gefunden, und in einem Felsen bin ich auf viel Geld gestoßen. Geh du auch suchen. Vielleicht findest du auch einen Kessel mit Gold."

„Aber wo, wo?" fragte der reiche Bruder zitternd.

„Da und da erblickst du ein großes Wasser, einen Fluß und eine Brücke darüber. Unter der Brücke ist an einem Brückenpfeiler ein langer Strick angebunden. Such diesen Strick um Mitternacht, wickle ihn auf und zieh. Da ziehst du viel Gold heraus."

Mehr brauchte er dem Reichen nicht zu erklären. Der lief gleich los, die Brücke und den Strick zu suchen. Und er fand sie.

Um Mitternacht fand er tastend den um einen Brückenpfeiler gebundenen Strick, wickelte ihn auf und begann zu ziehen. Und er zog eine Bierflasche heraus. Er preßte sie an die Brust und brachte sie nach Hause. Er schloß sich in die Stube ein, entfernte zitternd das Pech von dem Pfropfen und zog ihn heraus.

Im gleichen Augenblick sprang das Unglück aus der Bierflasche und — schwupps — dem Reichen an den Hals.

„Na gut, daß du mich befreit hast! Nun verlasse ich dich nie wieder. Damit du's weißt, ich bin vom heutigen Tage an dein Unglück!"

Der Reiche erschrak nicht sehr, denn er dachte, das sei ein Scherz. Wer sollte ihn, den reichsten Mann im Lande, schon arm machen können?

Aber schon am zweiten Tage frühmorgens geschah ein Unglück nach dem anderen. Das Vieh krepierte, die Häuser brannten ab, Frau und Kinder wurden krank und starben.

Der Reiche blieb allein und verlassen, wie ein Nackter zwischen den Dornen, zurück.

Er hatte nichts, nur das Unglück am Halse, und von dem kam und kam er nicht los.

Und als es ihm genug zugesetzt hatte, zog er in die Welt hinaus. Er ging und irrte umher.

Einmal überquerte er ein Wasser durch eine Furt. Das

Unglück hatte sich so fest an ihn geklammert — es hätte ja Angst, er würde es ins Wasser werfen —, daß er erstickte und ertrank.

Nach drei Tagen fand man ihn, steif wie einen Baumstamm.

Der jüngere Bruder aber lebte lange Zeit glücklich mit seiner Frau und seinen Kindern.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

90

DIE DREI GENERATIONEN

Der Kaiser fuhr einmal durch die Dörfer, um sich ein wenig umzusehen. Als er so durch ein Dorf fuhr, saß dort ein alter Mann an einem Zaun. Er war ganz alt und grauhaarig, mit einem Bart bis zum Gürtel, und weinte. Der Kaiser ließ halten und fragte:

„Warum weinst du denn, Alterchen?"

Da sagte der:

„Weil mich mein Vater verprügelt hat."

Und dabei war er schon ganz grau. Den Kaiser wunderte das, er stieg aus der Kutsche und ging in die Hütte, um sich diesen Vater anzusehen. Er kam in die Hütte. Tatsächlich, da war ein alter Mann, der war noch grauhaariger als der andere.

„Ist das Euer Sohn, der dort auf der Straße weint?" fragte der Kaiser.

„Ja", sagte der Alte.

„Warum schlagt Ihr ihn denn?"

„Weil er ein Faulpelz ist und nicht arbeiten will. Mein Vater ist in der Scheune und kann noch dreschen. Er aber, mein Sohn, ist krank. Deshalb habe ich ihn geschlagen und geschlagen und aus der Hütte gejagt."

Um sich davon zu überzeugen, ging der Kaiser auch noch in die Scheune, um sich diesen Vater anzusehen. Er kam hin. Tatsächlich, da drosch doch der mit dem Dreschflegel! Der Kaiser fragte ihn:

„Wo ist denn Euer Sohn?"

„In der Hütte", sagte der Alte.

Da sagte der Kaiser:

„Ich war schon in der Hütte. Da ist aber ein sehr alter Mann. Warum drischt denn der nicht mit?"

„Weil er nicht mehr kann", sagte der Alte.

„Und warum könnt Ihr noch, wo Ihr schon so in den Jahren seid?"

„Weil ich in meinem Leben noch nie etwas Alkoholisches getrunken und nichts Eingesalzenes gegessen habe und nur zweimal im Jahr bei meiner Frau gelegen habe. Er aber, mein Sohn, wollte nicht auf das hören, was ich ihm beibringen wollte, er hat von dem allen nie genug kriegen können, und deshalb kann er jetzt nicht mehr."

Da segnete ihn der Kaiser und fuhr seiner Wege.

91

DIE DREI BERUFE

Der Kaiser fuhr einmal, um sich die Welt anzusehen. Da traf er einen Mann, der pflügte mit vier Ochsen, und dabei war er schon so alt! Er konnte sich kaum noch aufrecht halten, ging aber hinter dem Pflug her. Da fragte ihn der Kaiser:

„Warum pflügst du noch, wenn du schon so alt bist?"

Da sagte der Mann:

„Na, ich muß doch."

„Hast du denn keine Kinder?"

Da sagte der Mann:

„Ich habe drei Söhne."

„Wo sind denn deine Söhne?" fragte der Kaiser.

Da sagte der Alte:

„Einer ist Hautabschneider, der zweite Fellabzieher und der dritte Großvater."

Na ja, da fuhr der Kaiser weiter und traf den zweiten Mann. Zu dem sagte er:

„Dort und dort habe ich den und den Mann getroffen und ihn nach seinen Söhnen gefragt, und er hat mir das und das gesagt."

„Ach", sagte da der Mann. „Glaubt ihm nicht, denn von seinen Söhnen ist der eine Arzt, der zweite Advokat und der dritte Pfaffe."

Da beschwerte sich der Kaiser natürlich beim Dorfschulzen, und da holten sie also den Alten zur Verhandlung, zum Termin, und fragten ihn, warum er denn seine Söhne so genannt hätte.

„Ja", sagte der Alte, „wenn jemand mit einer Wunde zu ihm kommt, um sich behandeln zu lassen, was macht er da? Er schneidet an ihm herum. Also ist er doch ein Hautabschneider. Aber pflügen gehen will er nicht! Und der andere", fuhr er fort, „ist der etwa kein Fellabzieher? Wenn zu dem

jemand mit einer Klage kommt, fragt er ihn zuallererst nach Geld. Und dann zieht er und zieht er die Sache hin, bis er ihm das Fell über die Ohren gezogen hat. (Und dann sagt er noch, er habe ja doch nicht recht, fügte Jurko Sokolovs'kyj hinzu.) Aber pflügen gehen will er auch nicht. Deshalb nenne ich ihn Fellabzieher. Der dritte aber, was der Pfaffe ist, der tut auch nichts. Spaziert im Dorf herum. Deshalb nenne ich ihn Großvater."

Auf diese Weise hatte sich der Alte gerechtfertigt, und es wurde zu seinen Gunsten entschieden.

Na ja, und damit ist das Märchen zu Ende.

92

WELCHE LIEBE IST DIE BESTE?

Es war einmal ein heidnischer Zar, der hatte drei Töchter. Er selber war ein wenig einfältig. Einmal sagte er zu seinen Töchtern:

„Wer von euch liebt mich am meisten?"

Die Älteste sagte:

„Väterchen, ich liebe Euch so wie den Wein, den ich trinke."

Die Mittlere:

„Väterchen, ich liebe Euch so wie das Brot, das ich esse."

Die Jüngste:

„Väterchen, ich liebe Euch so wie das Salz, mit dem ich salze."

Der Vater wurde zornig über die Jüngste und jagte sie aus dem Hause.

„Daß dich meine Augen nicht wieder sehen!"

Die Ärmste ging nun weinend durch Wälder, über Felder und durch Wüsten. Sie irrte durch die Welt und hatte nichts, wo sie ihren Kopf zur Ruhe legen konnte. Da traf sie einmal eine alte Frau.

„Warum weinst du denn so bitterlich, Mädchen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, Großmütterchen, wenn wir drei Schwestern waren und unser Vater uns gefragt hat: ‚Wer von euch liebt mich am meisten?' Die Älteste hat gesagt: ‚Väterchen, ich liebe Euch so wie den Wein, den ich trinke.' Die Mittlere hat gesagt: ‚Väterchen, ich liebe Euch so wie das Brot, das ich esse.' Und ich habe gesagt: ‚Väterchen, ich liebe Euch so wie das Salz, mit dem ich salze.' Darauf ist er zornig geworden und hat mich aus dem Hause gejagt. ‚Scher dich

fort, und daß dich meine Augen nicht wieder sehen!' hat er gesagt. So irre ich nun durch die Welt."

„Töchterchen", sagte die Alte zu ihr, „geh zu meinem Sohn!"

„Wo ist denn Euer Sohn?"

„Wenn du in den Wald kommst, wirst du einen See erblicken. An dem See steht ein großes Haus, und in dem ist mein Sohn."

Das Mädchen ging dorthin und traf wirklich im Wald auf einen großen See. Am Ufer des Sees war eine große Waldwiese, und auf der stand ein schönes Haus. In der Tür erblickte sie einen Mann.

„Wollt Ihr mich in Euren Dienst nehmen?"

„Warum nicht? Ich brauche gerade ein Dienstmädchen."

So blieb das Mädchen als Dienstmädchen in diesem Haus.

Einmal wusch sie Kleider am See und verlor ihren goldenen Ring.

In diesem See badete immer der Zarensohn, und da erblickte er auf dem Grund den Ring. Der gefiel ihm sehr, und er dachte: Wem mag der nur gehören? Wer hat den wohl am Finger getragen?

Er machte sich auf die Suche. Zuerst ging er in die Hütte auf der Waldwiese. Auf der Schwelle stand das Mädchen.

„Mädchen, hast du vielleicht einen Ring im See verloren?"

Und er zeigte ihr den Ring.

„Joj, das ist doch meiner!"

Und der Prinz nahm sie bei der Hand.

„Du bist meine Braut, zieh dich an und komm mit!"

„Warte", sagte der Herr des Hauses, „ich gebe ihr noch ihren Anteil, weil sie mir gedient hat."

Und er gab ihr ein Pferd, einen Wagen und den Wagen voller Kleidung.

Die jungen Leute gingen zum Standesamt, ließen sich trauen und luden viele Gäste, alle Könige und Zaren, zu der Hochzeit ein. Auch den Vater der jungen Braut luden sie ein.

Die junge Frau trug den Köchinnen auf, allerlei gute Speisen zuzubereiten, aber alle ungesalzen. Diese ungesalzenen Speisen wurden dem heidnischen Zaren vorgesetzt.

Er machte sich ans Essen, aber alles war ungesalzen, und er wurde sehr böse. Er warf den Löffel hin und stand vom Tisch auf. Er schimpfte auf die Köchinnen und auf die Hausherrin.

Da trat die junge Braut an ihn heran und sagte:

„Allergnädigster Zar! Euch gefällt das ungesalzene Essen

nicht? Erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr Eure jüngste Tochter aus dem Hause gejagt habt, weil sie Euch geantwortet hat: ‚Väterchen, ich liebe Euch wie das Salz, mit dem ich salze!'"

Da erkannte der Zar sein Töchterchen. Er umarmte sie, küßte sie und bat sie mit Tränen in den Augen, nach Hause zurückzukehren.

„Ich gebe dir das ganze Zarenreich."

„Väterchen, ich brauche Euer Zarenreich nicht. Ich habe selber eines. Mir ist nur Eure Liebe wichtig."

Über Berg und Tal flog ein Sperlingspärchen, und zu Ende ist nun unser Märchen.

93

GELD BRINGT TOD

Ein Mann entdeckte einmal im Walde ein paar Münzen. Er grub nach und fand eine ganze Kiste voll Geld. Da stand der Mann vor dem Gelde und brüllte durch den ganzen Wald:

„Hilfe, der Tod!"

Der Wald war ziemlich groß, und darin waren zwölf Räuber. Als die Räuber den Mann schreien hörten, kamen sie angelaufen. Sie kamen und staunten. Obwohl sie doch Räuber waren, wunderten sie sich sehr. Sie erschlugen den Mann auch nicht, sondern fragten ihn:

„Wo ist denn der Tod, Mann?"

„Das Geld in der Kiste", sagte der Mann, „das ist der Tod."

„Was? Das soll der Tod sein? Na warte, da geh mal beiseite. Wir haben vor dem Tod keine Angst!"

Der Mann ging beiseite, die Räuber nahmen die Kiste und schleppten sie mit ins Dickicht. Als die Räuber fort waren, beruhigte sich der Mann wieder und ging seiner Wege.

Geld war in der Kiste sehr viel, und die Räuber standen nun davor und waren ganz närrisch. So viel Geld! Jeder dachte: Das müßte ich alles haben! Na ja, nun mußten sie das Geld teilen. Sie wollten sich doch gern einen schönen Tag machen. Die einen, sechs von ihnen, gingen in die Stadt, um Bonbons zu kaufen, und die anderen sechs machten das Mittagessen zurecht. Die, die die Bonbons kaufen gingen, machten unter sich aus, daß das Geld nicht unter alle aufgeteilt werden sollte, sondern sie es unter sich teilen wollten. Sie kauften also die Bonbons und streuten Gift hinein.

„Wenn wir zurück sind, geben wir denen die Bonbons und

vergiften sie damit. Sie werden nichts merken und werden das Gift essen. Das Geld teilen wir dann unter uns auf."

So beschlossen sie es, aber die anderen, die das Mittagessen zubereiteten, taten Gift in die Speisen und warteten darauf, daß die anderen kamen und aßen. So bereiteten die einen für die anderen Böses vor, und die einen wußten nichts von den anderen. So kam es, daß die einen sechs die anderen sechs mit Gift fütterten und keiner aufpaßte.

So mußten alle zwölf sterben. Da kam der Mann zu ihnen und sagte zu den Toten:

„Seht ihr, ihr habt nicht geglaubt, daß im Gelde der Tod steckt. Jetzt seid ihr alle tot. Ihr seht, ich habe doch die Wahrheit gesagt. Und jetzt nehme ich mir das Geld!"

94

DER GEIZIGE GUTSBESITZER

Es war einmal ein Gutsbesitzer, der war so geizig, daß er seinen Dienern weniger zu essen gab als seinen Hunden. Einmal fuhr er in die Stadt und dachte, er würde bald wieder zurück sein. Aber ein Sturm kam auf. Der Kutscher hatte sich schöne Brötchen gekauft, sich warm angezogen, und dem machte es nichts aus. Unterwegs brach das Unwetter los, es wurde stockfinster, und obwohl der Kutscher den Weg gut kannte, verfuhr er sich absichtlich, um dem Gutsbesitzer einen Schrecken einzujagen. Sie fuhren also den ganzen Tag durch die Felder, und da ereilte sie die Nacht. Der Gutsbesitzer fror bereits und hatte Hunger bekommen. Sie fanden einen Heuschober, fuhren darunter, und der Kutscher sagte:

„Hier müssen wir übernachten, Herr, denn den Weg finden wir nicht mehr."

Sie spannten die Pferde aus und gaben ihnen zu fressen. Der Kutscher holte ein Brötchen heraus, wickelte Heu darum und aß es. Der Gutsbesitzer sah das und fragte:

„Was ißt du denn da?"

„Heu, Herr."

„Such mal für mich auch ein bißchen aus, aber schönes, weiches."

Der Kutscher suchte dem Gutsherrn Heu aus, und der aß es.

Gott ließ es wieder Tag werden, und der Sturm ließ nach. Sie kamen nach Hause, und der Gutsherr ließ den Samowar aufstellen. Der Samowar wurde auf den Tisch gestellt, und der

Gutsherr hieß den Kutscher und die ganze Dienerschaft sich an den Tisch setzen.

„Eßt!" sagte er.

Seit der Zeit war der Gutsherr so gütig, daß sich alle wunderten. Wenn die Köchin in den Stall Holz holen ging, holte er sie zurück, und sie mußte sich Brot mitnehmen.

„Weiß man denn, was passieren kann?" sagte er dann.

Wenn die Köchin aber das Brot nicht nehmen wollte, schlug er sie noch und zwang sie, es zu nehmen.

95

WIE EIN BAUER EINEN GUTSHERRN ANFÜHRTE

Da kam einmal ein Mann mit einer Axt des Weges, und am Fenster saß die Gutsherrin.

„Womit befaßt du dich, Mann?" fragte sie.

„Ich kann ein Faß zerschlagen und Brennholz daraus machen", sagte er.

„Komm in meine Dienste."

„Na gut."

„Zerschlag mir mal dieses Faß", sagte sie und gab ihm Geld im voraus.

Er machte sich daran, das Faß zu zerhacken und die Holzscheite aufzustapeln; dann ging er seiner Wege. Als der Gutsherr kam, sah er, was aus dem Faß geworden war.

„Was ist denn das?" fragte er.

„Da hat mich einer angeführt, mein Lieber."

„Da will ich doch gleich drei Pferde anspannen und ihm nachjagen."

Er fuhr ihm nach und hatte ihn bald eingeholt. Als der Mann ihn aber erblickte, stellte er sich in ein Buchweizenfeld unter eine Eiche und tat so, als wollte er die Eiche halten.

Der Gutsherr fragte ihn:

„Hast du hier nicht einen Mann mit einer Axt entlangkommen sehen?"

„Ja", sagte der Mann.

„Ob ich den noch einhole?"

„Nein, den holt Ihr nicht ein, Herr. Wenn ich aber Eure Pferde hätte, würde ich es schaffen!"

„Dann nimm die Pferde und fahr ihm nach!"

„Gebt mir hundert Rubel, bleibt hier stehen und haltet diese Eiche fest."

Der Gutsherr stellte sich also unter die Eiche, bis er ganz

steif wurde, und hielt sie fest, von dem Manne aber war nichts wieder zu sehen.

„Hat der mich doch betrogen, der Kerl der! Warte nur, dir werde ich schon deinen Buchweizen zerschlagen. Ich lasse einfach die Eiche fallen!"

Er sprang beiseite. Gleich würde sie umfallen! Die Eiche aber rührte sich gar nicht.

„Der hat mich aber angeführt, der Haderlump! Ich gehe nach Hause, nehme nochmals drei Pferde und fahre ihm nach."

Mit der zweiten Troika holte er den Mann ein.

„Hast du hier nicht den und den Mann gesehen?" fragte er.

„Ja", sagte der andere.

„Ob ich den noch einhole?"

„Nein, den holt Ihr nicht mehr ein. Wenn ich aber Eure Pferde hätte, würde ich es schaffen."

„So nimm sie und fahr ihm nach!"

„Keine Zeit, Herr. Ich muß auf die Nachtigall aufpassen."

Der Mann hatte aber seine Mütze auf ein Häufchen Kuhmist gelegt, als er den Gutsherrn gesehen hatte, und so stand er nun da.

„Hier hast du hundert Rubel. Fahr ihm schnell nach! Ich passe so lange auf deine Nachtigall auf."

Der Mann nahm also die Pferde und das Geld und verschwand. Der Gutsherr aber wartete und wartete und sagte:

„Der hat mich auch angeführt! Na, dem werde ich aber —!" und schlug mit der Faust auf die Mütze.

„Pfui Teufel!"

Er ging nach Hause zurück, nahm sich noch ein Pferd und jagte ihm wieder nach. Der Mann aber war in einen hohlen Baum gekrochen und schaute dort heraus.

„Hast du nicht den und den Mann gesehen?" fragte ihn der Gutsherr.

„Ja", sagte der andere.

„Ob ich den noch einhole?"

„Nein, Herr, den holt Ihr nicht mehr ein. Wenn ich aber Euer Pferd hätte, würde ich ihn einholen. Aber ich muß ja hier in dem hohlen Baum sitzen!"

„Reite ihm nach", sagte der Gutsherr, „ich bezahle es dir und bleibe für dich in dem hohlen Baum sitzen."

Der Gutsherr stieg in den hohlen Baum, der Mann aber setzte sich auf das Pferd und ritt davon. Der Gutsherr aber saß und saß in dem hohlen Baum, bis er umkam.

96

DER ARME VOR GERICHT

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Na, und wie das gewöhnlich so ist, hatte der reiche Bruder wenige Kinder, der arme aber viele. Der Arme hatte nicht einmal einen eigenen Acker. Er ging als Tagelöhner, meist zu seinem reichen Bruder, und was er verdiente, das verdiente er eben, und was man ihm gab, das nahm er, und damit ernährte er seine Kinder.

Er ging also immer zu ihm arbeiten, und sein Bruder gab ihm Korn oder was er gerade hatte. Na, und so recht und schlecht ernährte der arme Bruder seine Kinder.

Einmal bekam die Frau des reichen Bruders etwas Kleines, und nun sollte Taufe sein.

Da freute sich der arme Bruder und sagte:

„Na, Frau", sagte er. „Heute gehen wir zu Besuch zu meinem Bruder. Er feiert doch Taufe."

Na, und da warteten sie und warteten sie, daß sie jemand einladen käme. Sie warteten und warteten, aber keiner kam.

Da sagte der arme Bruder:

„Sicherlich hat mich mein Bruder vergessen. Der hat ja jetzt viele Gäste, und da hat er vergessen, daß ich auch mit eingeladen werden muß. Ich müßte mal zu ihm gehen, damit er mich sieht. Denn wenn er mich sieht, lädt er mich auch ein. Na ja, ich werde mal zu ihm gehen und mir seine Pferde geben lassen. Wenn er mich dann sieht, lädt er mich ein, und dann kommst du auch mit."

Na, so ging er also zu ihm.

Als er hinkam, erblickte ihn sein Bruder und sagte:

„Was willst denn du?"

Da sagte er:

„Ich möchte mal gern die Pferde haben, Bruder."

„Wozu?"

„Ich möchte Holz fahren."

„Na", sagte der Bruder, „da sind die Kandaren. Nimm sie dir und geh. Die Pferde sind auf der Weide. Hol sie und fahr dir dein Holz."

Na, er nahm also die Kandaren, vielleicht aber auch nicht. Er brauchte die Pferde ja gar nicht. Er ging wieder nach Hause und sagte zu seiner Frau, sein Bruder hätte gesagt, er solle sich die Kandaren nehmen und sich die Pferde holen. Und dann meinte er:

„Was soll ich denn mit den Pferden?"

Er ging also nirgends hin und blieb zu Hause.

Am anderen Tag stand sein Bruder auf und ging zu den Pferden. Er kam auf die Weide, fand die Pferde, und da hatte doch der Wolf dem einen Pferd den Schwanz ausgerissen. Der Wolf war in der Nacht gekommen und hatte dem einen Pferd den Schwanz abgebissen.

Als der Bruder das sah, sagte er:

„Da hat doch einer meinem Pferd den Schwanz abgerissen. Das kann nur mein Bruder gewesen sein. Er wollte doch gestern die Pferde haben, na, und sicherlich ist er wütend gewesen und hat dem Pferd den Schwanz abgerissen."

Er kam also zu dem Bruder und sagte:

„Was hast du denn mit meinem Pferd gemacht? Warum hast du ihm den Schwanz abgerissen?"

Da sagte der Bruder:

„Ich habe deine Pferde noch nicht einmal gesehen. Ich bin ja gar nicht hingegangen. Ich brauchte die Pferde doch gar nicht. Soundso, deshalb bin ich doch zu dir gekommen. Ich habe die Pferde nicht gebraucht und bin nicht zu ihnen gegangen."

„Nur du bist bei dem Pferd gewesen", sagte der Bruder da, „ich bringe dich vors Gericht wegen meines Pferdes."

Also, der Bruder ging und brachte die Sache vors Gericht. Dann ließ er Zeugen bestellen, die dabeigewesen waren, als der Bruder um die Pferde gebeten und er sie ihm gegeben hatte. Na ja, und nun gingen sie zum Gericht. Als die anderen alle ihre Karten, ich meine die Vorladungen, gekriegt hatten und zum Gericht gehen wollten, spannte der ältere Bruder, was der reiche war, die Pferde vor den Wagen, setzte seine Zeugen in den Wagen, und los ging's. Autobusse wie heute hatten sie ja damals noch nicht. Na ja, nun fuhren sie also. Der andere Bruder war auch schon aufgestanden, vielleicht schon am Abend zuvor, und war zu Fuß losgezogen. Er hatte nämlich kein Geld und mußte zu Fuß gehen. So holten sie ihn in dem einen Dorf ein. Ob da nun schon das Gericht war oder nicht, jedenfalls war dort eine Schenke, und der Bruder sagte zu seinen Zeugen:

„Na, da wollen wir erst mal in die Schenke gehen und was trinken und essen. Und dann gehen wir aufs Gericht."

Sie gingen also in die Schenke, und als der arme Bruder sah, daß sie da hineingegangen waren, ging er ihnen nach. Sie setzten sich um einen Tisch, na, und der reiche Bruder bestellte

für sie Branntwein und etwas zu essen. Sie aßen und tranken, und da kam der arme Bruder. Er mußte stehen, denn er hatte ja kein Geld. Na, und da stand er nun und stand und sah sich um und war auch schon recht hungrig, denn er war ja zu Fuß gegangen. Er stand also da und fand keinen Platz (wie bei uns jetzt hier). Aber da war eine Wiege, die gehörte dem Schankwirt. Seine Frau, der das Kind gehörte, war eine Jüdin. Da stand also die Wiege, so eine an der Erde, und das Kind war noch klein, wohl so zwei Monate alt oder auch einen Monat, na, ich weiß nicht genau wieviel. Man sah das Kind ja auch gar nicht in der Wiege. Da kam also der arme Bruder, zwängte sich in die Wiege und setzte sich hinein. Na, und da setzte er sich auf das Kind. Der Jude kam und sagte:

„Joj, Mann, was sitzt du denn da auf der Wiege? Da liegt doch mein Kind drin. Das erstickt mir ja!"

Der arme Bruder stand auf, und das Kind war schon erstickt.

Der Jude schrie ihn an. Er war sehr traurig, na, und da fielen sie nun alle über ihn her, daß er so ein Missetäter ist, nicht wahr, und der Jude verklagte ihn auch und ging mit den anderen zusammen aufs Gericht.

Als sie aus der Schenke traten und weitergingen, da war der arme Bruder traurig.

„Was soll ich bloß machen?"

Nun verklagten ihn ja schon zwei.

Sie gingen über eine Brücke (da war nämlich ein Wasser, und über das Wasser führte eine Brücke). Also, sie gingen über die Brücke, und da dachte der arme Bruder bei sich: Da kann ich gar nichts machen. Ich werde von der Brücke ins Wasser springen, und dann bin ich tot, und dann können sie mich nicht verurteilen. Er hatte aber nicht gesehen, daß unter der Brücke Zigeuner waren. Die hatten sich dort ein Feuer angezündet und machten sich etwas zu essen, weil es ja schon morgens war, und er stieg nun auf das Geländer und sprang da hinunter.

Wie er so sprang, sprang er doch mitten zwischen die Zigeuner. Da war ein Haufen Zigeunerkinder. Er sprang also dazwischen und streifte eines der Kinder. Na, die waren natürlich erschrocken und begannen zu heulen, aber ihm, dem armen Bruder, war gar nichts passiert. Er war gesprungen, und ihm war doch nichts passiert.

Die Kinder waren also erschrocken, ein Zigeuner schrie los und stand auf, na, und als das die anderen sahen,

fielen sie auch über ihn her, und nun ging der Zigeuner zum Gericht, weil der seine Kinder erschreckt und geschlagen hätte. Was sollte er da machen? Gar nichts. Er war erst einmal traurig. Was würden sie schon mit ihm machen? Die würden ihn doch nicht gleich aufhängen bei Gericht.

Er ging nun also zum Gericht. Als sie alle da waren, wurde der reiche Bruder aufgerufen. Na ja, und der sagte, sein Bruder wäre wegen der Pferde gekommen und er hätte sie ihm gegeben. Er hätte aber nicht gewußt, was der damit machen würde, daß er dem einen Pferd den Schwanz ausreißen würde. Und so wäre das gewesen.

Der arme Bruder aber sagte, er wäre dort bei ihm gewesen, wollte die Pferde haben, aber er hätte nur deshalb um die Pferde gebeten, weil der Bruder Taufe gefeiert hätte, und er sollte ihn sehen und ihn auch zum Fest einladen, damit er sich wenigstens einmal satt essen könnte.

„Er hat mir ja auch die Pferde gegeben", sagte er, „aber ich habe sie gar nicht gebraucht, na, und da bin ich wieder gegangen und habe die Pferde gar nicht mitgenommen. Ich habe sie ja noch nicht einmal gesehen. Ich weiß nicht, was mit dem Pferd passiert ist."

„Na, und du bist doch arm?"

„O ja, das bin ich."

„Und du", meinte der Richter zu dem anderen, „bist doch reich?"

„O ja, das bin ich. Ich habe alles."

„Na, dann ist's ja gut."

Und nun zu dem Juden:

„Und was willst du?"

Da sagte der Jude:

„Die hier sind gekommen wie anständige Menschen, haben sich an den Tisch gesetzt und haben gegessen, und ich hatte da ein Kind in der Wiege, und da hat sich der da auf die Wiege gesetzt, und mein Kind ist erstickt. Das ist mir vielleicht ein Bösewicht! Und trinken wollte er auch nicht und essen auch nicht. Der ist nur gekommen, um mir Schaden zuzufügen."

Da fragte der Richter:

„Und warum hast du nicht gegessen und getrunken?"

„Na, weil ich keinen Pfennig Geld in der Tasche hatte. Wie sollte ich denn da das Essen und Trinken bezahlen? Ich bin ja schon zu Fuß gegangen."

„Na, und was nun noch?" fragte der Richter.

Zwei hatte er schon vernommen, und nun war da noch der Zigeuner. Der Richter fragte ihn:

„Und was willst du?"

„Ich war unter der Brücke mit den Kindern. Wir sind ja arme Leute. Wir hatten uns ein Feuer gemacht, in dem einen Dorf hatten wir uns was geholt, na, und da wollten wir uns was zu essen machen. Und er ist von der Brücke ins Feuer gesprungen, mitten zwischen die Kinder. Hat meine Kinder erschreckt und geschlagen. Was soll ich denn jetzt mit den Kindern machen?"

„Weshalb bist du denn auf die Kinder gesprungen?"

„Ich bin nicht auf die Kinder gesprungen. Ich habe ja gar keine Kinder gesehen. Da ich nun schon zwei Gerichtsverhandlungen hier zu erwarten hatte, mit dem Bruder und mit dem Schankwirt, da habe ich mir gedacht, da werden sie mich wohl aufhängen. Na, und da wollte ich von der Brücke springen und Schluß machen. Na ja, und da habe ich nicht gesehen, daß dort Zigeuner waren. Ich bin also gesprungen und bin mitten zwischen die Zigeuner geraten. Aber so, daß nichts passiert ist, gar nichts."

„Na, soundso", meinte der Richter, „das ist ja gut."

Er erkundigte sich nun noch einmal, ob der eine arm und der andere reich war, na ja, und dann sagte er zu dem Zigeuner:

„Weißt du was? Wenn ihr jetzt nach Hause geht, da muß er ja auch da lang, wo du mit deinen Kindern warst, und dann gehst du auf die Brücke, und ihr springt alle auf ihn drauf. Er ist ja alleine auf euch gesprungen, ihr aber springt alle zusammen auf ihn."

Da sagte der Zigeuner:

„Joj, Herr Richter, das mach' ich aber nicht! Da stürze ich mich ja zu Tode."

Darauf der Richter:

„Na, du siehst ja, er wollte sich zu Tode stürzen. Na ja, aber wenn er nun doch nicht tot ist, was soll man da machen? Da kann ich ihn ja nicht verurteilen. Wenn er auf euch gesprungen ist, dann springt ihr dafür jetzt auf ihn."

Dazu hatte der Zigeuner aber keine Lust.

Dann sagte er zu dem Juden:

„Na, nun hören Sie mal her. Er hat also Ihr Kind ersticken lassen. Haben Sie eine Frau?"

„Natürlich."

„Da soll er Ihnen doch ein zweites Kind machen!"

„Joj, Herr Richter, das will ich nicht! Das mache ich mir lieber selber."

„Na sehen Sie, wenn Sie's sich selber machen können, ist's ja noch besser. Dann braucht er's nicht für Sie zu machen. Wenn Sie ihn also nicht bestrafen wollen, dann machen Sie's sich selber."

Na, und zu dem reichen Bruder sagte er:

„Du bist so reich, und er ist so arm, und da solltest du dich was schämen, auf einem Pferd zu reiten, das keinen Schwanz hat. Er ist doch dein Bruder. Gib es ihm, und du kaufst dir ein neues! Man muß doch auch den Armen helfen. Dann wird er's auch ein bißchen besser haben, und für dich ist's auch nicht zum Schaden."

Na, und damit ist schon Schluß.

97

WIE EIN KOSAK EINEM EIGENMÄCHTIGEN GUTSHERRN EINE LEKTION ERTEILTE

Ein Gutsherr schickte einmal einen Kosaken auf einen Weg über fünfzehn Meilen. Da begegnete der Kosak einem Herrn, und der fragte ihn:

„Woher bist du, Kosak?"

„Aus dem und dem Dorfe."

„Hast du eine Pfeife?"

„Nein."

„Hast du Tabak?"

„Nein."

„Hast du eine Nadel?"

„Nein."

„Hast du eine Ahle?"

„Nein."

„Was hast du denn überhaupt mit auf die Reise genommen?"

Er schrie den Kosaken an, und sie gaben ihm fünfzig Hiebe mit der Peitsche, und nun konnte der Kosak nicht mehr reiten. Er kam in eine Schenke, und da nahmen ihn die Juden mit in ein anderes Zimmer. Und der Kosak erzählte, wie der Gutsherr ihn hatte auspeitschen lassen, weil er keine Pfeife gehabt hätte. „Dann hat er mich gefragt", erzählte der Kosak, „hast du Tabak? — Nein. — Hast du eine Nadel? — Nein. — Und dafür habe ich fünfzig Hiebe mit der Peitsche bekommen!"

Da sagten die Juden:

„Wir helfen dir, damit er das Doppelte zurückbekommt. Wenn du wieder zurückfährst, dann kauf dir das, wonach er dich gefragt hat. Dieser Gutsbesitzer wird dann (verkleidet) unter einer Heiligenfigur sitzen und um Almosen bitten. Kauf dir Buttersemmeln und Fastenbrot, so viele, wie er nicht an einem Tag aufessen kann. Wenn er alles zusammen in seinen Beutel steckt, dann schlag ihn! Sag aber nicht, daß wir dir das geraten haben."

Der Kosak kaufte sich alles und auch das Brot. Er nahm das Brot und gab es dem Gutsbesitzer, und der legte die Buttersemmeln und das Fastenbrot in einen Beutel zusammen. Da sagte der Kosak:

„Du bist ja ein dummer Tattergreis, daß du das alles in einen Beutel tust."

Und er gab ihm fünfzig Peitschenhiebe und noch ein Prozent. Der Alte sprang auf und schickte ihm Kosaken nach. Sie holten ihn ein und sagten, er solle zum Hof zurückkommen. Er kam auch zurück. Da fragte ihn der Gutsherr:

„Woher bist du, Kosak? Warum hast du unseren Alten geschlagen?"

„Ich habe den Alten geschlagen, weil er nicht bei Verstand ist. Denn wenn er bei Verstand wäre, würde er nicht Fastenbrot und Buttersemmeln zusammen in einen Beutel stecken. Ich war auf Reisen, meine Herren, und hatte keinen Verstand, und da hat mir ein Gutsherr eine Lektion erteilt, und die ist mir nun gut bekommen. Ich hatte weder Pfeife noch Tabak, und jetzt rauche ich Pfeife und habe keine Langeweile. Das Pferd hat ein Blutgeschwulst bekommen, und ich habe es mit der Ahle gestochen, und nun ist das Pferd wieder gesund. Mit der Nadel habe ich meine Lumpen zusammengenäht. Und ich hatte mir vorgenommen, einem Armen ein Almosen zu geben. Und das habe ich ihm gegeben. Er aber steckt alles in einen Beutel! Da habe ich ihm fünfzig Peitschenhiebe gegeben."

Da sagte der Gutsbesitzer:

„Wer hat dir denn das geraten?"

„Das habe ich mir selber ausgedacht."

Da stand der Gutsherr auf, sie tranken einen Versöhnungstrank und gingen auseinander. Na, und da gab der Gutsherr zu, daß er selbst dort gesessen hatte. Der Kosak aber sagte:

„Na, Herr, hätte ich gewußt, daß Ihr das seid, hätte ich Euch aber mehr Hiebe gegeben!"

98

WIE EIN ALTER MANN DREI BÖCKE MELKTE

Es war einmal ein Zar, der beschloß, sich zusammen mit seinen Ministern anzusehen, wie das Volk in seinem Reich lebte.

Sie fuhren, und da saß ein alter Mann am Wege und weinte bitterlich.

Der Zar fragte:

„Großvater, warum weint Ihr denn? Haben Euch vielleicht Eure Söhne oder Eure Töchter verjagt?"

„Ach nein", entgegnete der Alte, „mein Vater hat mich geschlagen."

Da fragte der Zar erstaunt zurück:

„Ihr habt noch einen Vater?"

Der Alte wischte sich die Tränen aus und antwortete:

„Oh, und was für einen! Der würde nicht mit mir tauschen! Dort arbeitet er."

Der Zar wurde mit seinen Ministern dorthin gebracht, wohin der Alte gezeigt hatte. Da sahen sie einen Mann mit langem Bart Baumstümpfe roden.

„Guten Tag, Großvater!" rief der Zar. „Wir haben Euren Sohn gesehen."

„Da habt Ihr nichts Besonderes gesehen", entgegnete der Alte ärgerlich. „Der war so ungehorsam, daß ich ihn mit dem Riemen verprügeln mußte."

„Hat es Euch denn nicht leid getan um so einen alten Mann?"

„Warum denn? Mein Vater hat ja auch kein Mitleid mit mir. Der hat mich gestern so verprügelt, daß es mir heute noch weh tut."

„Ihr habt auch noch einen Vater?" fragte der Zar.

„Ja, und über Großvaters Grab ist noch nicht einmal Gras gewachsen. Mein Vater ist dort hinter dem Hügel und pflügt."

Der Zar und seine Minister wurden zu dem Vater des Alten gefahren. Sie fuhren über den Hügel und sahen, wie ein buckliger Alter mit vier Ochsen pflügte. Als er die Leute bemerkte, ließ er seine Ochsen halten.

„Guten Tag, Großvater!" grüßte der Zar. „Könnt Ihr noch weit?"

Der Alte verbeugte sich und antwortete:

„Oh, nicht mehr sehr. Nur noch bis zum ersten Ochsenpaar."

„Habt Ihr noch alle zweiunddreißig?" fragte der Zar weiter.

„Oh, nicht mehr alle. Nur noch sieben", antwortete der Alte.

Die Minister standen daneben und verstanden gar nichts. Der Zar aber gab ihnen mit seiner nächsten Frage an den Alten noch ein Rätsel auf.

„Großväterchen, könntet Ihr drei Böcke melken?"

„Warum nicht?" entgegnete der Alte.

Der Zar und seine Minister verabschiedeten sich von dem Alten und fuhren weiter. Da fragte einer der Minister:

„Allergnädigster Zar! Wir möchten gern wissen, worüber Ihr mit dem alten Mann gesprochen habt."

Der Zar ärgerte sich, daß ein einfacher Mann weiser war als seine Minister, und er trug ihnen auf:

„Jeder von euch muß in zwölf Tagen eines der Rätsel raten, die der alte Mann beantwortet hat. Wenn nicht, seid ihr keine Minister mehr."

Ein Tag nach dem anderen verging. Den Ministern rauchten die Köpfe, aber die Rätsel konnten sie nicht raten. Da ging der Oberminister zu dem Alten, denn er hatte schon alle weisen Leute abgefragt. Er kam zu ihm, und da saßen alle drei alten Männer am Tisch und erzählten sich Geschichten. Der Minister grüßte und bat den Allerältesten:

„Sagt mir, Großvater, was das bedeutet hat, als der Zar Euch fragte: ‚Könnt Ihr noch weit?'"

„Wenn du mir hundert Gulden gibst, erzähl ich dir's", sagte der Alte.

Der Minister gab dem Alten das Geld, und der sagte:

„Der Zar hat mich gefragt, ob ich noch weit sehen kann. Ich aber habe ihm geantwortet, nur noch bis zum ersten Ochsenpaar."

Der Minister bedankte sich und ging. Seine Freunde aber zerbrachen sich noch immer die Köpfe an den Rätseln.

Bald kam auch der zweite Minister zu dem Alten. Er kam, grüßte und sagte:

„Großvater, warum hat Euch der allergnädigste Zar gefragt: ‚Habt Ihr noch alle zweiunddreißig?'"

„Für hundert Gulden kann ich's dir sagen", entgegnete der Alte.

Der Minister wollte nicht gern soviel Geld geben, aber er überlegte, daß er nicht anders mit dem Alten handelseinig werden könne, und so zahlte er. Der Alte aber erklärte:

„Der Zar hat mich gefragt, ob ich noch alle Zähne habe. Ich aber habe ihm geantwortet, ich habe nur noch sieben."

Der Minister ging, und bald kam auch der dritte Minister zur Hütte des Alten. Er grüßte gar nicht erst, sondern fragte gleich:

„Großvater, was ist das für ein Rätsel: ‚Drei Böcke melken?'"

Für hundert Gulden wollte es ihm der Alte erzählen. Der Minister aber wurde wütend und schlug sich an die Brust:

„Weißt du überhaupt, mit wem du redest, Alter? Ich bin Minister, und von mir bekommst du keine hundert Gulden. Wenn ich will, sagst du's mir auch so!"

„Wenn du heute keine hundert gibst, bringst du morgen zweihundert", entgegnete der Alte ruhig.

Der Minister lief ganz blau an, drohte und zog unverrichteterdinge ab. Am nächsten Tage aber kam er wieder, denn er konnte das Rätsel nicht allein raten. Er kam und warf hundert Gulden auf den Tisch.

Der Alte aber sagte:

„Gestern hast du mir hundert nicht geben wollen. Heute rede ich noch nicht einmal für zweihundert mit dir. Gib mir dreihundert!"

„Ich habe doch keine giftigen Pilze gegessen! Dreihundert bezahle ich nicht", sagte der Minister zähneknirschend.

„Dann geh mit Gott!"

Als der Minister daran dachte, daß er am nächsten Tag dem Zaren eine Antwort geben mußte, fragte er den Alten noch einmal und bezahlte ihm die dreihundert Gulden. Der Alte zählte das Geld ab und sagte:

„Siehst du, jetzt habe ich euch drei Böcke gemolken."

99

DAS WEISE MÄDCHEN

Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher.

Einmal zeigte sich der reiche Bruder recht gönnerhaft, weil der arme Bruder keinen Löffel Milch für seine Kinder hatte. Er gab ihm eine Milchkuh und sagte:

„Die Kuh mußt du aber bei mir abarbeiten!"

Nun, der arme Bruder arbeitete für die Kuh ein Weilchen, aber dann war es dem Reichen leid um die Kuh, und er sagte zu seinem armen Bruder:

„Gib mir die Kuh zurück!"

Da sagte der:

„Bruder! Ich habe doch für sie gearbeitet!"

„Was hast du schon gearbeitet? Soviel wie ein Kater zu-

sammenweint, und das bei einer solchen Kuh! Gib sie mir zurück!"

Dem armen Bruder tat es leid um seine Arbeit, und er wollte die Kuh nicht zurückgeben. Sie gingen zum Gutsherrn, damit er zwischen ihnen richten sollte.

Sie kamen zum Gutsherrn. Dieser hatte aber vielleicht gerade keine Lust zu überlegen, wer im Recht war und wer nicht, und so sagte er zu ihnen:

„Wer mein Rätsel rät, dem gehört die Kuh!"

„Sagt es, Herr!"

„Hört zu: Was ist das Nahrhafteste, was das Schnellste und was das Angenehmste auf der Welt? Morgen kommt ihr zu mir und sagt mir's!"

Die Brüder gingen wieder. Der Reiche kam nach Hause und überlegte:

„Dummes Zeug ist das, aber kein Rätsel! Was ist denn nahrhafter als die Schweine von unserem Herrn, schneller als seine Windhunde und angenehmer als Geld? Ha, die Kuh gehört mir!"

Der Arme kam nach Hause, überlegte und überlegte und wurde traurig. Nun hatte er da eine Tochter, Marusja. Die fragte ihn:

„Warum seid Ihr so traurig, Väterchen? Was hat denn der Gutsherr gesagt?"

„Ach, Töchterchen, der Gutsherr hat uns ein Rätsel aufgegeben, und ich errate nicht, was es bedeuten soll."

„Was denn für ein Rätsel, Väterchen?" fragte Marusja.

„Na so eins: Was das Nahrhafteste, was das Schnellste und was das Angenehmste auf der Welt ist."

„Ach, Väterchen, das Nahrhafteste ist die Mutter Erde, denn sie gibt allen zu essen und zu trinken. Das Schnellste ist der Gedanke, denn mit dem Gedanken kann man im Nu hinfliegen, wohin man will. Das Angenehmste aber, das ist der Schlaf, denn wenn sich der Mensch auch noch so wohl fühlt, läßt er doch alles stehen und liegen, um zu schlafen."

„Sieh einer an!" sagte der Vater. „Das ist ja richtig! Das werde ich dem Gutsherrn sagen."

Am nächsten Tage kamen die beiden Brüder zum Gutsherrn. Der Gutsherr fragte sie:

„Na, habt ihr's erraten?"

„Ja, Herr", sagten sie beide.

Der reiche Bruder trat vor, er wollte sich vordrängen und sagte:

„Das Nahrhafteste, Herr, sind Eure Schweine, das Schnellste Eure Windhunde, und das Angenehmste ist das Geld!"

„Ach, du lügst ja!" sagte der Gutsherr.

Und dann zu dem Armen:

„Na, nun du!"

„Ja, Herr, es gibt nichts Nahrhafteres als Mutter Erde. Sie gibt allen zu essen und zu trinken."

„Richtig, richtig!" sagte der Gutsbesitzer. „Na, und was ist das Schnellste?"

„Das Schnellste, Herr, das ist der Gedanke, denn mit dem Gedanken kann man im Nu hinfliegen, wohin man will."

„Ja! Na, und das Angenehmste?" fragte der Gutsherr.

„Das Angenehmste ist der Schlaf. Denn wenn sich der Mensch auch noch so wohl fühlt, er läßt doch alles stehen und liegen, um zu schlafen."

„So, das genügt", sagte der Gutsherr. „Die Kuh gehört dir. Sag mir nur noch, ob du selbst darauf gekommen bist oder ob es dir jemand gesagt hat!"

„Ja, das ist so, Herr", sagte der Arme, „ich habe ein Töchterchen, Marusja, die hat mir das alles beigebracht."

Da wurde der Gutsherr zornig.

„Wie das? Ich bin so klug, und dieses kleine Mädchen soll meine Rätsel geraten haben? Halt! Hier hast du zehn gekochte Eier. Bring sie deiner Tochter. Sie soll eine Glucke darauf setzen, und die Glucke soll in einer Nacht die Küken ausbrüten, aufziehen, und deine Tochter soll drei davon schlachten und mir zum Frühstück braten, und du sollst sie mir bringen, bevor ich aufgestanden bin, ich warte darauf. Macht sie's nicht, ergeht's ihr schlecht!"

Der arme Vater ging nach Hause und weinte. Er kam, und sein Töchterchen fragte ihn:

„Warum weint Ihr, Väterchen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, Töchterchen? Hier gibt dir der Gutsherr zehn gekochte Eier, und er hat gesagt, du sollst eine Glucke darauf setzen, die soll die Küken in einer Nacht ausbrüten und aufziehen, und du sollst sie ihm zum Frühstück braten."

Das Töchterchen aber nahm einen kleinen Topf mit Grütze und sagte:

„Bringt das dem Gutsherrn, Väterchen, und sagt ihm, er soll pflügen und diese Grütze aussäen, und sie soll Hirse wachsen lassen, die soll reifen, und er soll die Hirse mähen, dreschen

und mit der Hirse die Küken aufziehen, die aus diesen Eiern ausgebrütet werden sollen!"

Der Mann brachte dem Gutsherrn die Grütze und sagte, das und das hätte seine Tochter gesagt.

Der Gutsherr betrachtete die Grütze eine Weile, nahm sie und gab sie den Hunden. Dann fand er irgendwo einen Stengel Flachs, gab ihn dem Mann und sagte:

„Bring deiner Tochter diesen Flachs. Sie soll ihn einweichen, rösten, brechen, spinnen und hundert Ellen Leinen daraus weben. Macht sie's nicht, ergeht's ihr schlecht!"

Der Mann ging nach Hause und weinte wieder. Seine Tochter empfing ihn und sagte:

„Warum weint Ihr denn, Väterchen?"

„Wie sollte ich nicht weinen? Hier läßt dir der Gutsherr einen Stengel Flachs geben. Du sollst ihn einweichen, rösten, brechen, spinnen und hundert Ellen Leinen weben!"

Marusja nahm ein Messer, ging, schnitt den dünnsten Zweig vom Baum ab, gab ihn ihrem Vater und sagte:

„Bringt ihn dem Gutsherrn. Er soll mir aus diesem Holz eine Flachsbreche machen, eine Hechel und ein Sitzbrett, wo ich den Flachs spinnen kann."

Der Mann brachte den Zweig zu dem Gutsherrn und sagte, was seine Tochter ihm aufgetragen hatte. Der Gutsherr besah sich den Zweig eine Weile, nahm ihn und warf ihn fort. Bei sich aber dachte er: Wie soll ich die übertölpeln! Sie gehört wohl nicht zu denen, die sich übertölpeln lassen! Dann überlegte er und überlegte und sagte zu dem Mann:

„Geh und sag deiner Tochter, sie soll zu mir zu Besuch kommen, jedoch so, daß sie weder geht noch fährt, weder barfuß noch beschuht ist, weder mit Gastgeschenk noch ohne Gastgeschenk kommt. Wenn sie das nicht macht, ergeht's ihr schlecht!"

Weinend ging der Mann nach Hause. Er kam nach Hause und sagte zu seiner Tochter:

„Nun, Töchterchen, was sollen wir jetzt machen? Das und das hat der Gutsherr befohlen."

Und er erzählte ihr alles. Marusja sagte:

„Seid nicht traurig, Väterchen. Alles wird gut. Geht und kauft mir einen lebendigen Hasen!"

Der Vater ging und kaufte ihr einen lebendigen Hasen. Marusja aber zog an das eine Bein einen zerrissenen Schuh, und mit dem anderen lief sie barfuß. Dann fing sie einen Spatzen, nahm einen Lastschlitten und spannte einen Bock davor.

Den Hasen nahm sie unter den Arm, den Spatzen in die Hand, das eine Bein stellte sie in den Schlitten, und mit dem anderen hopste sie den Weg entlang. Das eine Bein fuhr der Bock, mit dem anderen ging sie. So kam sie zum Gutsherrn auf den Hof, und als der Gutsherr sie so sah, sagte er zu seinen Dienern:

„Hetzt die Hunde auf sie!"

Als die Diener die Hunde auf sie hetzten, ließ sie den Hasen laufen. Die Hunde jagten dem Hasen nach und ließen sie in Ruhe. Dann ging sie zum Gutsherrn in die Stube, grüßte und sagte:

„Hier habt Ihr das Gastgeschenk, Herr."

Damit gab sie ihm den Spatzen. Aber als der Gutsherr ihn nehmen wollte, flog er — schwirr — durch das geöffnete Fenster davon.

In dem Augenblick kamen zwei Männer zum Gutsherrn, damit er zwischen ihnen richten sollte. Der Gutsherr trat hinaus auf die Treppe und fragte:

„Was wollt ihr, liebe Leute?"

Da sagte der eine:

„Soundso, Herr. Wir haben beide auf dem Feld übernachtet, und als wir am anderen Morgen aufstanden, sahen wir, daß meine Stute gefohlt hatte."

Der andere Mann aber sagte:

„Nein, das ist eine Lüge, meine war's. Richtet zwischen uns, Herr!"

Der Gutsherr überlegte und überlegte und sagte:

„Bringt das Fohlen und die Pferde her! Die Stute, zu der das Fohlen läuft, hat es auch geboren."

Sie brachten die angeschirrten Pferde, das Fohlen aber banden sie los. Die beiden Bauern aber zerrten an dem Fohlen, jeder zog es zu sich, und das Fohlen wußte nicht, wohin es sollte, und lief davon. Nun, da wußte niemand, was zu tun und wie zu entscheiden war. Marusja aber sagte:

„Bindet das Fohlen an und spannt die Muttertiere aus und laßt sie laufen! Dasjenige, das zu dem Fohlen läuft, hat es auch zur Welt gebracht."

Das machten sie gleich. Sie ließen die Stuten laufen, eine lief zu dem Fohlen, und die andere blieb stehen.

Nach dieser Entscheidung gingen die beiden Männer wieder, der Gutsherr aber sprach ärgerlich:

„Du hast mich vor den Leuten als dumm hingestellt! Nimm

dir, was immer dir am besten gefällt, und scher dich aus meinem Hause!"

Da nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn mit.

„Laß uns gehen", sagte sie, „denn du gefällst mir am besten."

Als er sah, daß er nicht gegen sie ankam, versöhnte er sich mit ihr, und nun leben sie zusammen bis zum Tod und kauen Brot.

100

WIE SICH EIN GUTSHERR EINEN SCHERZ ERLAUBTE

Es waren einmal zwei alte Leute, die waren so arm, daß sie nichts zum Leben hatten. Da beschlossen sie, in den Wald zu gehen, Kleinholz zu sammeln, es in die Stadt zu bringen, zu verkaufen und sich davon zu ernähren. Das taten sie eine Zeitlang.

Einmal gingen sie wieder in den Wald, um Kleinholz zu sammeln, und da sagten sie:

„Ach, barmherziger Gott! Warum haben nur Eva und Adam den Apfel gepflückt? Die hatten's so gut im Paradies, und da wollten sie auch noch einen Apfel haben!"

„Ich an ihrer Stelle", sagte die Alte, „würde still sitzen bleiben und nirgends etwas abpflücken! Jetzt aber müssen wir ihretwegen solche Not leiden!"

Der Gutsherr jagte in dem Wald und hörte das, was sie miteinander redeten. Er ging zu ihnen und fragte sie, wer sie wären. Sie sagten:

„Ach, wir sind aus dem und dem Dorfe. Wir sind sehr arm, und da sammeln wir Kleinholz, bringen es in die Stadt und leben davon."

Da sagte der Gutsherr zu ihnen:

„Ich nehme euch mit zu mir. Ihr braucht nichts bei mir zu machen. Ihr sollt nur für mich beten."

Da küßten sie ihm die Knie und sagten:

„Ach, lieber Herr! Wenn Ihr an uns denkt, werden wir nicht nur für Euch beten, sondern auch auf alles hören, was Ihr uns sagt."

Und er nahm sie mit in sein Haus, gab ihnen ein kleines Zimmer, steckte sie dorthinein und ließ ihnen jeden Tag verschiedene Speisen kochen. Zur Mittagszeit brachte sie der Lakai, und sie aßen. Außerdem brachte der Lakai jeden Tag eine zugedeckte Schüssel, und er sagte:

„Der Gutsherr hat gesagt, ihr sollt sie nicht anrühren."

Nach dem Mittagessen kam der Lakai wieder, räumte den Tisch ab und nahm auch die Schüssel wieder mit. Er brachte sie zum Gutsherrn und zeigte ihm, daß sie nicht angerührt war. Der Gutsherr aber hatte eine Maus fangen lassen und sie vom Lakaien in die Schüssel stecken lassen. Er wollte sich davon überzeugen, ob die beiden Geduld hatten. Nachdem sie einige Zeit bei ihm gewesen waren, hatten sie ihre Not schon vergessen. Einmal brachte der Lakai wieder das Mittagessen und die verdeckte Schüssel. Dann ging er.

Da sagte die Alte zu dem Alten:

„Hör mal, wir werden mal nachschauen, was in der Schüssel ist."

Er aber sagte zu ihr:

„Ach, kümmere dich doch nicht um das, was in der Schüssel ist. Du hast dich satt gegessen, und nun bleib still sitzen, wenn es dir gut geht!"

Solche Weiber aber wollen natürlich nachsehen, was dort ist, und so konnte sie es nicht aushalten. Sie redete dem Alten zu und sagte zu ihm:

„Mach auf, hörst du! Wir sehen nach, decken die Schüssel wieder zu und rühren nichts an."

Sie redete dem Alten so lange zu, bis sie ihn so weit hatte, und er sagte:

„Na, mach schon auf! Dann sehen wir nach, was dort ist."

Sie lüftete den Deckel, und — husch — sprang die Maus aus der Schüssel und lief davon. Sie liefen der Maus nach und konnten sie nicht fangen. Der Lakai kam, räumte ab und brachte die Schüssel wieder zum Gutsherrn. Er zeigte ihm, daß die Maus nicht mehr drin war, daß sie sie herausgelassen hatten. Da verjagte sie der Gutsherr.

„Geht", sagte er, „und sammelt wieder Kleinholz! Wer nicht hören will, muß fühlen. Und beruft euch nicht mehr auf Adam und Eva! Ihr habt ja auch nicht gehorcht."

101

WIE EIN SOLDAT DEN ZAREN ÜBERLISTETE

Das war damals, als die Soldaten noch fünfundzwanzig Jahre dienen mußten. Ein Soldat hatte seine Zeit abgedient, und nie hatte er den Zaren zu Gesicht bekommen. Er hatte sich aber in den Kopf gesetzt, um jeden Preis den Zaren zu sehen, und so ging er direkt zum Zarenpalast. Die Wachen ließen ihn nicht durch, aber er schimpfte und versuchte trotzdem, zum Zaren durchzukommen.

Zu der Zeit ging der Zar in einfacher Kleidung auf dem Hof spazieren, und als er sah, daß ein Soldat mit den Wachen stritt, befahl er:

„Laßt ihn auf den Hof!"

Dann fragte er den Soldaten:

„Was willst du?"

„Gar nichts", entgegnete der Soldat, „ich will nur den Zaren sehen."

Der Zar sagte, er werde gleich kommen, und er ging, sich Zarenkleider anzulegen, und als er herauskam, fragte er den Soldaten:

„Was willst du, Soldat?"

Der Soldat erwiderte:

„Ich habe fünfundzwanzig Jahre gedient und Euch nie gesehen."

„So", sagte der Zar. „Womit kann ich dich belohnen? Soll ich dir vielleicht etwas schenken für deinen Dienst?"

„Nein! Ich will nichts. Wenn Ihr so freundlich sein wollt, so schenkt mir einen alten Sattel."

„Was willst du denn damit?" fragte der Zar erstaunt. „Ich gebe dir lieber einen neuen."

„Nein, so einen will ich nicht. Gebt mir einen alten Sattel", bat der Soldat.

Der Zar lachte und sagte zu seinem Diener:

„Geh und such irgendwo einen alten Sattel und gib ihn diesem Soldaten!"

„Wenn Ihr mir diesen alten Sattel schenkt, dann gebt mir auch ein Dokument, daß Ihr ihn mir wirklich geschenkt habt!"

Der Zar schrieb schnell auf, daß der alte Sattel ein Geschenk von ihm für den Soldaten war, und setzte sein Zarensiegel darunter.

Der Soldat dankte dem Zaren und ging. Als er auf das Feld kam, warf er den alten Sattel ins Unkraut, das Dokument aber vergrub er noch tiefer in seiner Tasche, und dann ging er in das Gebiet, wo das Gut eines Grafen war, das „Alter Sattel" hieß.

Mit dem Dokument vom Zaren verjagte der Soldat den Grafen von seinem Gut und blieb selbst dort.

Es verging nicht viel Zeit, da schrieb der Graf an den Zaren: „Eure Majestät! Was habe ich Euch denn getan? Wodurch habe ich mich vor Euch schuldig gemacht? Ich habe jetzt kein Gut mehr, Ihr habt es einem Soldaten geschenkt."

Der Zar merkte, daß der Soldat ihn übertölpelt hatte,

daß er das Dokument nicht für den alten Sattel ausgestellt hatte, sondern für das Gut des Grafen mit dem gleichen Namen.

Der Zar überlegte lange, und dann beschloß er, einen großen Ball zu veranstalten, Gäste einzuladen, darunter auch diesen schlauen Soldaten, und ihm dort das Dokument und das Gut des Grafen wieder abzuluchsen.

In der Ballordnung wurde festgelegt: Wer jemandem mit seinem Glas zutrinkt, der soll ihn mit einem Löffel schlagen; wem es aber zufiel, dem Zaren zuzutrinken und ihn auf die Stirn zu schlagen, der sollte alle seine Güter verlieren.

Die Diener setzten die Gäste so, daß der Soldat dem Zaren zutrinken mußte, und das bedeutete, daß er sein Gut loswurde. Der Soldat ließ sich auf diese List ein. Er erzählte allen Anwesenden eine Geschichte, die er angeblich erlebt hatte.

„Einmal fuhr ich mit meinem Vater zur Mühle, und unterwegs kamen wir an eine Pfütze, durch die wir nicht hindurchfahren konnten. Hätten wir es getan, wären wir unsere Pferde losgeworden. Um aber um die Pfütze herumzufahren, hätten wir doppelt so lange fahren müssen. Was sollte ich da machen? Durch die Pfütze fahren und die Pferde verlieren oder um die Pfütze herumfahren und doppelt so lange fahren?" fragte der Soldat.

Alle antworteten, daß es besser gewesen wäre, um die Pfütze herumzufahren, wenn es auch weiter war, als die Pferde zu verlieren.

Auch der Zar war dieser Meinung.

„Nun, wenn es besser war, um die Pfütze herumzufahren, dann ist es auch hier für mich besser, den Zaren zu umgehen und einem anderen zuzutrinken."

So umging er den Zaren, schlug einem anderen auf die Stirn und trank dem zu.

Auf diese Weise übertölpelte der Soldat den Zaren und die Gutsherren.

102
DAS HASENFETT

Ein Gutsherr fuhr einmal mit seinem Kutscher Iwan auf eine lange Reise. Sie fuhren schweigend, und das wurde ihnen bald langweilig. Der Gutsherr wollte gern ein bißchen plaudern. Da lief gerade ein Hase über den Weg. Über den begann der Gutsherr seine Erzählung.

„Ich habe ja Hasen in meinem Walde, aber nicht solche wie diesen kleinen Hopser da, sondern ganz große. Die habe ich aus dem Ausland mitgebracht, damit sie sich hier vermehren. Einmal war ich auf der Jagd und hatte so an die zehn Mann als Treiber mit. Sie trieben mir die Hasen zu, und ich machte nur immer piff! paff! So schoß ich ungefähr drei Dutzend. Einen aber erlegte ich, der war so groß wie ein Wildschwein. Na, und als ich dem das Fell abgezogen hatte, bekam ich von ihm mehr als ein halbes Pud Fett. Siehst du, solche Hasen habe ich!"

Der Kutscher hörte sich das an, und dann sagte er:

„Hü, Brauner, bald kommt die Brücke, die entzweigeht, wenn Lügner darüber fahren."

Das hörte der Gutsherr, und er sagte:

„Hast du gehört, Iwan, solche Hasen gibt es! Vielleicht hatte er nicht gerade ein halbes Pud Fett, aber ungefähr zehn Pfund waren es."

„Natürlich, Hase ist Hase", sagte Iwan.

Nun, sie fuhren also weiter, und da sagte der Gutsherr wieder zu Iwan:

„Sag mal, Iwan, kommt denn bald die Brücke, von der du gesprochen hast?"

„Ja, die kommt bald, Herr", sagte Iwan.

„Ja, weißt du, Iwan", fuhr der Gutsherr fort, „vielleicht hatte der Hase gar keine zehn Pfund Fett. Vielleicht waren es nicht mehr als drei, vier Pfund."

„Meinetwegen, mag's so sein."

Sie fuhren noch ein Weilchen, der Gutsherr aber rutschte auf seinem Platz hin und her und sagte wieder:

„Sag mal, Iwan, kommt denn diese Brücke bald?"

„Ja, Herr, bald, jeden Augenblick, wir fahren schon ins Tal hinunter."

„Hm", sagte der Gutsherr. „Also weißt du, Iwan, an dem Hasen war überhaupt kein Fett dran. Weißt ja selber, wieviel Fett so ein Hase hat."

„Natürlich, Hase ist Hase", sagte Iwan.

Sie fuhren ins Tal hinunter, und der Gutsherr fragte:

„Sag mal, Iwan, wo ist denn die Brücke, von der du gesprochen hast?"

„Ach", sagte Iwan, „die ist genauso zusammengeschmolzen wie das Hasenfett, von dem Ihr gesprochen habt."

103

DER KLUGE ARME UND DER UNERSÄTTLICHE REICHE

Es waren einmal zwei Brüder, und der eine war arm und der andere reich. Das Weihnachtsfest kam heran. Der Reiche hatte gut vorgesorgt, der Arme aber hatte nichts, nicht einmal ein Stück Brot. Aber im Herbst hatte sich der Arme für einen Groschen Gurkensamen gekauft, sie nach Hause gebracht und unters Kissen gelegt. Die Samen fielen jedoch unters Bett. In der Hütte war es sehr feucht, und die Gurken gingen auf, und zum Weihnachtsfest waren fünfzehn Gurken gewachsen. Er nahm die Gurken und brachte sie dem Gutsherrn. Er verbeugte sich und sagte zu dem Gutsherrn:

„Ich bringe Euch hier fünfzehn grüne Gurken, Herr."

Da sagte der Gutsherr zu ihm:

„Wo hast du denn die in dieser Jahreszeit her?"

Da sagte der Arme:

„Meine Frau hat sie unter dem Bett gezüchtet."

„Na, und was willst du dafür?"

„Was Ihr mir geben wollt."

„Nun, ich gebe dir fünf Scheffel Weizen und Roggen."

Der Bauer bedankte sich dafür. Die Gutsherrin kam, der Gutsherr zeigte ihr die Gurken und sagte:

„Schau mal, Herzchen, was uns unser Iwan gebracht hat!"

Die Gutsherrin freute sich sehr und sagte:

„Was gibst du ihm denn dafür?"

„Ich gebe ihm zehn Scheffel Getreide."

„Ach, was sind schon zehn Scheffel Getreide? Mach ihn lieber zum Besitzer einer Wirtschaft. Du siehst doch, wie arm er ist."

Da sagte der Gutsherr:

„Da hast du recht."

Er gab Iwan sechs Ochsen, einen Pflug, einen Wagen, eine Egge und alles, was an Geräten für eine Wirtschaft nötig ist. Er gab ihm eine Fuhre Heu und Stroh, und er gab ihm auch Brot. Und er sagte zu Iwan:

„Nun, hier hast du das alles. Bring es nach Haus. Sag aber niemandem, wofür ich dir das gegeben habe."

Da sagte der Arme:

„Gut, Herr."

Er bedankte sich bei dem Gutsherrn und bei der Gutsherrin,

nahm alles mit und fuhr es nach Hause. Er fuhr durch das Dorf. Als sein reicher Bruder ihn sah, kam er zu ihm gelaufen.

„Hör mal, wo hast du denn das her?"

Da sagte der arme Bruder:

„Das hat mir der Gutsherr gegeben."

„Wofür denn?"

„Das sage ich dir nicht."

Der Reiche aber ließ nicht locker.

„Sag's mir doch!"

Der arme Bruder aber sagte:

„Ich sage es dir nicht!"

Und er sagte es ihm auch nicht. Der Reiche ging nach Hause, und der Arme fuhr auch seiner Wege. Er brachte alles nach Hause und lud es ab. Nun, da hatte er genug zum Leben. Der Reiche aber tobte, weil er nicht wußte, wofür der Gutsherr ihm das gegeben hatte.

Einmal kam der Reiche zu seinem Bruder, und als er ihn wieder bat, da sagte er es ihm doch. Da freute sich der Reiche, daß er es wußte.

Es kam das Frühjahr. Der Reiche pflanzte einen ganzen Garten voll Gurken und goß sie, damit sie schön groß wurden. Er wollte, daß bei ihm Gurken wuchsen, wie sie sonst niemand im Dorfe hatte. Nun, sie wurden wirklich recht groß. Er pflückte sie, belud damit drei Fuhren und brachte sie dem Gutsherrn. Auch eine Fuhre Kürbisse nahm er gleich noch mit. Er kam zum Tor, ließ die Kürbisse draußen und fuhr die Gurken vor die Freitreppe. Dann ging er zum Gutsherrn. Der fragte ihn:

„Was gibt's Neues?"

„Ich habe Euch drei Fuhren Gurken gebracht."

„Oh, das ist gut."

Der Gutsherr trat auf die Freitreppe hinaus, und da sah er, daß dort wirklich drei Fuhren Saatgurken standen. Er fragte:

„Was willst du denn dafür?"

„Ach Herr, Ihr braucht mir nur für je fünfzehn Gurken das zu geben, was Ihr dem anderen gegeben habt."

Der Gutsherr lachte und rief die Kosaken. Sie kamen. Er sagte zu dem Bauern:

„Stell dich auf den Kopf!"

Der Bauer stellte sich auf den Kopf.

„Nehmt die Gurken und werft sie ihm an den Hintern, Kosaken!"

Sie begannen ihn zu bewerfen, der reiche Bruder aber sagte nur immer:

„Ach, jetzt erinnere ich mich!"

Und jedesmal, wenn die Kosaken warfen, sagte er:

„Ich erinnere mich."

Bald hatten die Kosaken alle Gurken geworfen. Der Bauer stand wieder auf, und der Gutsherr fragte ihn:

„Was sollte denn das heißen, als du sagtest: ‚Jetzt erinnere ich mich?'"

„Ach, Herr, ich hatte da noch eine Fuhre großer Kürbisse, aber da habe ich mich erinnert, daß ich sie vor dem Tor gelassen habe. Denn wenn Ihr mich hättet mit Kürbissen bewerfen lassen, weiß ich nicht, ob ich noch am Leben geblieben wäre."

Der Gutsherr lachte und ging in sein Zimmer. Der Bauer aber wurde tüchtig durchgeprügelt und fuhr nach Hause. Er brachte dem Gutsherrn keine Kürbisse wieder. Gurken auch nicht.

104

DER GETREUE IWAN

Er wurde der getreue Iwan genannt, weil er immer die Wahrheit sagte. Selbst wenn es sein Schaden war, gab er alles zu. Er lebte bei einem reichen Gutsherrn und hütete eine Herde Ochsen. Der Gutsherr vertraute ihm wie seinem eigenen Vater, und Iwan blieb immer seinen Worten treu, auch wenn man sich darum hätte streiten können.

Einmal war sein Herr auf einem Ball. Dort waren viele Gutsbesitzer. Mit dem einen kam er ins Gespräch. Er erzählte ihm, er habe einen Hirten, der sage immer die Wahrheit und würde nichts verheimlichen.

Der andere Gutsbesitzer aber bestritt das. Iwan sei nur nach außenhin ehrlich, aber hinter dem Rücken sei er vielleicht der größte Spitzbube. Da erwiderte der andere:

„Iwan ist ehrlicher als mein eigener Vater."

Der andere Gutsbesitzer aber ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen.

„Ich versichere dir, daß er dir etwas vormacht. Ich setze tausend Rubel. Gib du auch tausend. Wenn er dir etwas vormacht, nehme ich das ganze Geld, aber wenn er ehrlich ist, nimmst du es."

Der Gutsbesitzer sagte zu, denn er hoffte, daß Iwan ehrlich bleiben würde.

Nachdem sie nun auf dem Ball gewesen waren, sich gestritten

hatten und jeder tausend Rubel eingezahlt hatte, gingen sie auseinander. Der Gutsbesitzer, der mit Iwans Herrn gestritten und behauptet hatte, daß Iwan ein Spitzbube sei, überlegte nun, wie er Iwan dazu verleiten könnte, seinen Herrn zu belügen. Und er bestach so ein Weib, die sollte ihn in Versuchung führen.

Dieses Weib also zog sich wie eine Pilgerin an und ging zu ihm. Der getreue Iwan war der Oberhirt und hatte noch andere Hirten unter sich. Als das Weib zu ihm kam, lag er gerade in der Hirtenhütte.

Das Weib kam also und fragte ihn:

„Wie beköstigt ihr euch denn hier? Und wer wäscht euch die Hemden?"

„Niemand hilft uns. Wir machen alles selber."

Da sagte sie zu ihm:

„Nehmt mich bei euch auf. Ich werde für euch kochen und eure Hemden waschen!"

Da sagte Iwan:

„Na gut, dann komm! Uns tut's nicht leid, wenn es auf Kosten des Gutsherrn geht."

So blieb sie bei ihnen, und nach einem Tag oder auch zwei sagte sie zu Iwan:

„Wie wär's, Iwan, wenn du den Ochsen mit den goldenen Hörnern schlachten würdest?"

Das war nämlich der größte und beste Ochse in der Herde, und man hatte ihm goldene Hörner aufgesetzt. Iwan antwortete dem Weibe:

„Daraus wird nichts. Wir haben nur einen solchen Ochsen. Wenn das der Gutsherr erfährt, wird er uns ausschimpfen."

Das Weib aber sagte:

„Nein, Iwan, du mußt ihn so schlachten, daß der Herr nichts erfährt."

Iwan aber sagte zu dem Weib:

„Na ja, der Herr braucht es schließlich nicht zu erfahren. So groß ist der Verlust auch wieder nicht. Nur ungefähr sechzig Rubel. Schlimm ist nur, daß wir nicht noch einen Ochsen mit solchen Hörnern haben."

Also, Iwan hörte auf das Weib, schlachtete den Ochsen, nahm die Hörner und warf sie in seine Hütte. Das Weib wartete die Nacht ab, brachte die Hörner beiseite und ging schnell zu ihrem Gutsherrn, um ihm zu berichten, was vorgefallen war. Als der Gutsherr das hörte, war er außer Rand und Band. Also, jetzt werde ich doch recht haben, wenn Iwan so

ein Spitzbube ist, wenn er den Ochsen geschlachtet hat und wenn ihm außerdem noch das Weib die goldenen Hörner gestohlen hat. Jetzt, dachte er, würde Iwan es nicht zugeben. Dann legte der Gutsherr einen Termin fest, an dem sich alle die Herren versammeln sollten, die auf dem Ball gewesen waren.

Als Iwan aufwachte und sich umsah, merkte er, daß das Weib und die goldenen Hörner nicht mehr da waren. Er überlegte, wie er das dem Gutsherrn verheimlichen könnte. Er stellte einen Stock auf, hängte seine Mütze daran, ging dann von der Hütte zu der Mütze und sprach mit dem Stock, als ob er sich mit dem Gutsherrn unterhielte.

„Guten Tag, Herr!"

„Guten Tag, Iwan!"

„Zu wem willst du?"

„Zu Euch, gnädiger Herr!"

„Warum?"

„Ach darum. Der Ochse mit den goldenen Hörnern ist verreckt."

„Und wo sind die goldenen Hörner?"

„Das weiß ich nicht, Herr."

„Du lügst, Iwan!"

„Ihr habt recht, Herr!"

Also, mit Lügen ging es nicht. Es kam doch heraus. Er ging wieder zu seiner Hütte und überlegte: Ich werde es mal so versuchen, als hätten die Wölfe den Ochsen gefressen.

Er ging also wieder von der Hütte zu dem Stock. Er trat heran und sagte wieder:

„Guten Tag, Herr!"

„Guten Tag, Iwan!"

„Zu wem willst du?"

„Zu Euch, gnädiger Herr!"

„Warum?"

„Ach darum, Herr. Den goldenen Ochsen haben die Wölfe gefressen."

„Und wo sind die Hörner?"

„Die haben die Wölfe fortgeschleppt!"

„Du lügst, Iwan!"

„Ihr habt recht, Herr!"

Wieder konnte Iwan mit Lügen nichts ausrichten, auch wenn er sagte, daß die Wölfe ihn gefressen hätten. Da überlegte er: Na, und wenn ich's nun zugebe?

Iwan ging wieder zu dem Stock und sagte:

„Guten Tag, Herr!"

„Guten Tag, Iwan!"

„Zu wem willst du?"

„Zu Euch, gnädiger Herr!"

„Warum?"

„Ach darum, Herr. Da ist so ein Hexenweib Knochenbein zu mir gekommen und hat gesagt, sie würde uns die Hemden waschen und das Essen kochen. Das hat sie aber nur gemacht, damit ich den Ochsen mit den goldenen Hörnern schlachte. Ich habe ihn geschlachtet und die Hörner in meine Hütte gelegt. Sie hat die Hörner genommen und ist zu ihrem Herrn gegangen."

„Du hast recht, Iwan. Ich vergebe dir."

So geht es, dachte Iwan bei sich. Der Gutsherr mochte ihn nur fragen. Und er beschloß, die Wahrheit zu sagen, wenn ihn der Gutsherr fragen würde.

Es kam also der Tag, den der Gutsherr festgelegt hatte. Da kamen alle Herren zusammen, die damals auf dem Ball gewesen waren, als sich die beiden Gutsherren gestritten hatten. Iwan war verwirrt und überlegte: Was wird nur mit mir wegen des Ochsen? Die Gutsherren aber dachten alle, daß die tausend Rubel von Iwans Herrn verloren sein würden, weil doch der Ochse nicht mehr da wäre und sie außerdem noch die goldenen Hörner hatten.

Iwan wurde auf dem Ball vorgestellt. Er trat ins Zimmer, grüßte und fragte seinen Herrn:

„Warum habt Ihr mich gerufen, Herr?"

„Darum. Was hast du mit meinem Ochsen gemacht?"

„Ach, das war so, Herr. Zu mir ist so ein Hexenweib Knochenbein gekommen und hat zu mir gesagt: ‚Nehmt mich bei euch auf, ich koche euch Essen und wasche eure Hemden.' Ich habe sie aufgenommen. Sie hat mir geraten, den Ochsen zu schlachten. Ich habe es getan und habe die Hörner in die Hütte gelegt. Dieses Hexenweib Knochenbein aber hat die Hörner gestohlen und sie zu ihrem Herrn gebracht."

Da lachten alle schallend los. Iwans Herr aber sagte:

„Was ist, meine Herren, ich habe Ihnen doch gesagt, daß mein Iwan treu und ehrlich ist!"

Zu Iwan aber sagte er:

„Nun, und du, Iwan, geh weiterhin Ochsen hüten. Ich vergebe dir."

Und so hatte der Gutsherr mit seinem Iwan recht behalten, er nahm die tausend Rubel Einsatz und bekam die goldenen

Hörner zurück. Iwan aber hütete weiterhin seine Ochsen, und der Gutsherr vergab ihm, daß er den Ochsen geschlachtet hatte, und er blieb für ihn immer der getreue Iwan.

105

DER UNERSÄTTLICHE POPE

Es war einmal ein vermögender Mann. Der Tod kam, und er starb.

Seine Frau ging zum Popen und sagte zu ihm:

„Väterchen, ich zahle Euch, was Ihr wollt, bringt nur meinen Mann so unter die Erde, wie es sich gehört."

Der Pope freute sich. Er zog sich an und ging zur Beerdigung.

Er redete und redete, soviel er konnte. Als es ans Bezahlen ging, öffnete die Frau eine Truhe mit Kupfermünzen.

„Nehmt Euch soviel, wie Ihr braucht, Väterchen."

Der Pope stopfte sich die Taschen voll.

Dann öffnete sie eine zweite Truhe, mit Silbermünzen.

Der Pope kratzte sich. Was sollte er machen?

Und er nahm auch dieses Geld, das Silbergeld. Er stopfte es in die Seitentaschen und überallhin.

Dann öffnete die Frau eine dritte Truhe, mit Goldmünzen.

Der Pope sah es. Was tun? Hier griff er gleich mit beiden Händen zu. Er stopfte es sogar dorthin, wo er nur Flicken hatte.

Er verabschiedete sich von der Frau, bedankte sich und ging.

Als er aus dem Hause trat, bemerkte er, daß am Stall ein Kummet mit einem Riemen hing. Da sagte er:

„Paraska, gib mir noch das Kummet!"

Sie sagte:

„Nehmt's Euch, Väterchen!"

Der Pope aber sagte:

„Leg's mir um den Hals!"

Sie legte ihm das Kummet um den Hals, und er ging. Da bemerkte er, daß auf einer Bank am Stall ein Schleifstein lag.

„Paraska", sagte er, „gib mir das Steinchen da. Leg's mir zwischen die Zähne."

So lud sich der Pope mehr auf, als nötig war. Er ging langsam, aber die Riemen rutschten herunter und fielen ihm vor die Füße. Der Pope verfing sich in ihnen und fiel hin. Der Schleifstein aber schlug gegen seine Kehle, und so kam er elend um.

106

DIE HABGIERIGE POPENFRAU

In einem Dorfe lebten einmal ein Pope und seine Frau. Neben ihnen wohnte eine alte Frau. Die war sehr arm, und ihr einziges Vieh waren ihre Hühner. Die Popenfrau aber stahl ihr noch diese Hühner. Jeden Morgen, wenn die Alte auf den Hof kam, fehlte wieder ein Huhn.

Und dabei war die Alte so bescheiden! Sie wußte wer ihr die Hühner stahl, aber sie beschwerte sich nicht, sondern sagte nur immer:

„Gott mit ihm! Soll er's nehmen. Er braucht's nötiger."

Die Popenfrau aber nahm ein Huhn nach dem anderen. Es kam so weit, daß nur noch der Hahn übrigblieb, und als ihn die Alte eines Morgens füttern wollte, war auch er fort. Sie aber sagte nur:

„Gott mit ihm! Soll er ihn nehmen. Er braucht ihn nötiger."

Das Osterfest kam. Der Pope ging zur Morgenmesse, hielt die Morgenmesse ab, und während zum Gottesdienst geläutet wurde, ging er nach Hause. Als er nach Hause kam, erkannte er seine Frau kaum wieder. Sie war über und über mit Federn bewachsen.

Er erschrak und fragte sie:

„Was ist denn mit dir geschehen?"

Da erzählte sie ihm alles.

„Soundso", sagte sie, „ich habe dieser alten Frau ihre Hühner gestohlen, und dafür hat mich Gott sicherlich bestraft."

Da ging der Pope zu der Alten und entbot ihr den Ostergruß:

„Christus ist auferstanden, Großmütterchen!"

„Er ist in Wahrheit auferstanden!"

„Ist hier vielleicht bei Euch etwas gestohlen worden?"

„Nein, Gott war mir gnädig, ich habe noch alles."

„Wieso nicht? Ich habe gehört, daß Eure Hühner weggekommen sind."

„Ja, ein paar hat er genommen. Aber Gott mit ihm. Er braucht sie vielleicht nötiger."

„Wie soll ich das verstehen, Großmütterchen? Ihr seid beleidigt worden und schweigt dazu?"

„Ach, Gott mit ihm, Väterchen. So Gott gibt, warte ich den Sommer ab und kaufe mir ein Huhn, und dann züchte ich mir wieder welche."

„Aber wie denn, Großmütterchen, ihr müßtet ihn doch wenigstens ausschimpfen!"

„Ach, Gott mit ihm, Väterchen!"

Die Alte wollte nicht schimpfen. Es war schon Zeit zum Gottesdienst, der Pope aber bat die Alte noch immer, sie sollte den Missetäter doch irgendwie ausschimpfen. Schließlich hatte er sie soweit, daß sie sagte:

„Ach, zum Teufel mit ihm!"

Da dankte ihr der Pope und ging nach Hause. Als er nach Hause kam, war die Popenfrau wieder so wie immer, ohne Gefieder. Da freute sich der Pope und dankte der Alten. Nach dem Gottesdienst aber schickte er ihr allerlei: Ostereier, Würste, Speck und anderes.

107

DER POPE UND SEIN DIENER

Ein Mann hatte einmal drei Söhne, die waren sehr faul. Sie hatten nur das zu essen, was der Vater verdiente. Einmal wurde es dem ältesten Sohn zu bunt, und er sagte:

„Väterchen, ich gehe Geld verdienen."

Er machte sich auf die Reise und zog durch die Welt. Er kam in ein Dorf. Dort stand ein Pope am Tor und schaute die Straße hinauf und hinunter. Der älteste Sohn ging zu dem Popen und grüßte.

„Guten Morgen!"

„Wünsche dir gute Gesundheit! Wohin gehst du, Bursche?"

„Ich gehe mir Arbeit suchen."

Sie gingen in das Pfarrhaus, um miteinander zu reden. Der Pope sagte:

„Hör zu, Junge. Du wirst bei mir dienen, wenn du mit folgendem einverstanden bist: Wenn du dich über mich ärgerst, reiße ich dir einen Streifen Haut aus dem Rücken, und wenn ich mich über dich ärgere, machst du dasselbe mit mir."

Der Bursche ging darauf ein. Er schlief eine Nacht dort bei dem Popen, und am Morgen stand er auf und fragte, was er tun solle.

„Du gehst jetzt mit den Gänsen auf die Weide."

Der Bursche trieb die Gänse auf die Weide, und er war hungrig. Zu essen hatten sie ihm nichts mitgegeben. Der Pope hatte versprochen, ihm etwas zu bringen.

Der Bursche wartete und wartete, aber kein Frühstück wurde gebracht. Erst um sechs kam der Pope und fragte ihn:

„Bist du Ärmster denn nicht hungrig?"

„Wieso zum Teufel sollte ich nicht hungrig sein?"

„Du bist sicherlich auf mich ärgerlich!"

„Wie sollte ich nicht ärgerlich sein, wenn Ihr Euch über mich lustig macht."

„Na, leg dich hin, ich will dir einen Streifen Haut aus dem Kreuz reißen!"

Und der Pope riß dem Burschen einen Streifen Haut aus dem Kreuz und schickte ihn nach Haus.

Niedergeschlagen kam er nach Hause.

Der mittlere Sohn machte sich auf den Weg.

„Ihr werdet sehen, daß ich Geld verdiene, Väterchen!"

Und er kam zu demselben Popen. Auch ihm erging es schlecht, denn auch ihm riß der Pope einen Streifen Haut aus dem Rücken.

Der jüngste Bruder, Iwan, schlug sich an die Brust und sagte:

„Ich verdiene für uns alle Geld, Väterchen!"

Er machte sich auf den Weg und ging.

Er kam in dasselbe Dorf und zu demselben Popen. Er grüßte freundlich, und der Pope fragte ihn:

„Wohin wanderst du, junger Bursche?"

„Ich suche Arbeit."

„Komm zu mir!"

Sie gingen ins Pfarrhaus und redeten miteinander.

„Hör zu, Junge, wenn du dich über mich ärgerst, reiße ich dir einen Streifen Haut aus dem Kreuz, und wenn ich mich über dich ärgere, reißt du mir einen aus dem Kreuz. Bist du damit einverstanden?"

„Ja. Sagt mir nur noch, wie lange ich Euch dienen soll und was für eine Bezahlung Ihr mir gebt."

„Du wirst bei mir dienen, bis der Kuckuck ruft, und als Lohn erhältst du fünfhundert Gulden."

„Gut. Aber Ihr müßt mir dasselbe Essen geben, das Ihr auch eßt."

Der Pope war damit einverstanden. So blieb Iwan bei dem Popen.

Am frühen Morgen wachte er auf und bat um eine Arbeit.

„Du gehst mit den Gänsen auf die Weide. Das Essen bringe ich dir."

Iwan ging mit den Gänsen auf die Weide und wartete auf das Frühstück. Die Sonne stand schon hoch, aber der Pope war nicht zu sehen. Iwan hatte Hunger. Was beschloß er da? Er

hackte sich eine Stange zurecht und erschlug damit alle Gänse. Eine Gans rupfte er, machte ein Feuer und briet sie. Die anderen legte er neben sich. Er aß und trank, legte sich zwischen die Gänse und schlief.

Der Pope brachte Iwan das Essen.

„Was hast du da angerichtet, Iwan? Hast du etwa die Gänse erschlagen?"

„O nein, Vater, die Gänse weiden schön. Ihr ärgert Euch doch nicht etwa?"

„Nein, ich ärgere mich überhaupt nicht."

Der Pope ging nach Hause. Zu Hause sagte er zu seiner Frau:

„Das ist gar nicht schön. Iwan hat uns alle Gänse erschlagen. Welche Arbeit sollen wir ihm morgen geben?"

„Vielleicht die Hühner füttern?" sagte die Popenfrau.

Als Iwan am Abend zurückkam, sagte der Pope zu ihm:

„Nun, Iwan, morgen stehst du früh auf und fütterst die Hühner. Das ist eine leichte Arbeit."

Iwan stand früh auf und streute den Hühnern Maiskörner hin. Gleich kam das eine, dann ein anderes, und Iwan dachte so bei sich: So ein Unglück! Ein Huhn frißt dem anderen das Futter weg!

Er nahm eine Stange, erschlug alle fünfzig Hühner und legte sie neben den Mais.

Als der Pope kam, sah er, daß Iwan alle Hühner erschlagen hatte.

„Was hast du da gemacht, Iwan?"

„Was soll ich schon gemacht haben, Vater? Nur das Beste, denn jetzt fressen sie schön. Zuvor aber hat eines dem anderen das Futter weggefressen. Ihr seid doch nicht etwa ärgerlich, Vater?"

„Nein, ich bin nicht ärgerlich."

Der Pope ging ins Haus zurück und sagte:

„Frau, das ist gar nicht schön. Iwan hat alle Hühner erschlagen! Was sollen wir nur mit ihm machen?"

„Morgen soll er pflügen gehen."

Sie spannten die vier Ochsen an und gingen pflügen. Als der Pope die Ochsen auf den Acker gebracht hatte, sagte er:

„Pflüg allein, Iwan! Ich gehe wieder."

Iwan pflügte einige Male um den Acker herum, und dann blieb er stehen und hielt Ausschau, ob der Pope nicht bald mit dem Essen kam. Aber der Pope kam nicht.

Was beschloß da Iwan? Er erschlug einen Ochsen mit der

Axt, machte ein Feuer und briet sich das Ochsenfleisch. Nachdem er sich satt gegessen hatte, vergrub er den Rest in der Erde, und den Schwanz des Ochsen legte er einem anderen Ochsen ins Maul.

Der Pope kam mit dem Essen.

„Was hast du denn da gemacht, Iwan?"

„Was ich gemacht habe? Die Ochsen waren hungrig und haben einander gefressen. Seid Ihr etwa ärgerlich, Vater?"

„Nein, ich bin nicht ärgerlich."

Der Pope kam nach Hause und sagte zu seiner Frau:

„Das ist gar nicht schön! Iwan hat einen Ochsen geschlachtet und uns großen Schaden zugefügt."

„Weißt du was?" sagte die Popenfrau. „Weck morgen früh die Mutter. Sie soll auf den Nußbaum klettern und wie ein Kuckuck rufen."

Das taten sie. Am frühen Morgen weckte der Pope Iwan und sagte:

„Steh auf, Iwan, der Kuckuck ruft. Dein Jahr ist schon vorüber."

Iwan stand auf, ging auf den Hof und hörte den Kuckucksruf.

Da nahm er ein Gewehr und schoß auf den Kuckuck. Dem Popen sagte er kein Wort, ging in das Haus zurück und legte sich wieder schlafen.

Als der Pope auf den Hof kam, sah er die tote Mutter unter dem Nußbaum. Da war er sehr traurig.

„Iwan hat unsere Mutter getötet! Was sollen wir nur mit ihm machen?"

„Schick ihn zum Schlafen auf den Heuschober und zünde das Heu an", sagte die Popenfrau.

Der Pope kam zu Iwan und sagte:

„Heute abend gehst du auf den Heuschober schlafen."

Der Pope hatte aber vier Heuschober.

Iwan ging schlafen.

In der Nacht zündete der Pope einen Heuschober an, und da fingen auch alle anderen Schober Feuer und brannten ab.

Ruhig ging er in sein Haus zurück, denn er dachte, daß Iwan mit verbrannt wäre.

Am Morgen aber kam Iwan und grüßte:

„Guten Morgen, Vater!"

„Wo hast du denn geschlafen, Iwan?"

„Ich habe auf dem Stallboden geschlafen."

„Und wo wirst du heute abend schlafen?"

„Im Stall."

In der Nacht zündete der Pope noch den Stall an. Da verbrannte auch sein Vieh.

Am Morgen kam Iwan und grüßte.

„Guten Morgen, Vater."

„Wo hast du denn geschlafen, Iwan?"

„Ich habe im Pfarrhaus geschlafen."

Da beriet sich der Pope mit seiner Frau, was sie machen sollten.

„Weißt du was, Frau? Ich werde das Pfarrhaus mit Petroleum übergießen und anzünden. Nur die Bücher nehmen wir mit und laufen fort."

Der Pope steckte seine Bücher in einen Sack und zündete das Pfarrhaus an. Iwan hatte gesehen, was der Pope machte. Er warf schnell die Bücher aus dem Sack, ließ nur eines unten und eines oben und kletterte selber in den Sack.

Als das Pfarrhaus zu brennen begann, warf sich der Pope den Sack über die Schulter und lief fort. Als sie aus dem Dorf heraus waren und zu einem kleinen Fluß kamen, sagte der Pope zu seiner Frau:

„Oh, sind Gottes Bücher aber schwer!"

Als sie den Fluß überquerten und zu einer Stelle kamen, wo das Wasser etwas tiefer war, sagte Iwan aus dem Sack heraus leise zu dem Popen:

„Halt den Sack höher, Vater, sonst bekomme ich nasse Füße."

Da sagte der Pope zu seiner Frau:

„Hörst du Gottes Worte sprechen?"

Sie kamen auf die andere Seite des Flusses und legten sich schlafen. Der Pope band den Sack auf, nahm ein Buch und wollte beten.

Da kam Iwan aus dem Sack herausgeklettert und sagte:

„Guten Abend, Vater!"

Der Pope fragte verwundert:

„Du bist hier, Iwan?"

„O ja, ich bin hier, denn der Kuckuck hat noch nicht gerufen, mein Jahr ist noch nicht vorbei."

„Nun sag mir aber, Iwan, wo du jetzt schlafen wirst."

„Wo ich schlafen werde? Nur bei Euch. Ich schlafe ganz außen, Ihr schlaft in der Mitte und Eure Frau am Flußufer."

Der Pope rief seine Frau beiseite, und sie beschlossen, daß sie Iwan in den Fluß stoßen wollten, wenn er eingeschlafen wäre.

Als in der Nacht alle schliefen, legte Iwan die Popenfrau an den Rand. Er weckte den Popen und sagte mit verstellter Stimme:

„Steh auf, Vater, Iwan ist eingeschlafen. Wir wollen ihn ins Wasser werfen."

Der Pope faßte an den Beinen, Iwan am Kopf an, sie schwenkten die Popenfrau hin und her und warfen sie ins Wasser.

Da erkannte der Pope Iwan und sagte:

„Du bist hier, Iwan? Was hast du nur gemacht? Durch dich bin ich meine Frau los."

„Ärgert Ihr Euch etwa über mich, Vater?"

„O nein, ich ärgere mich überhaupt nicht. Ja, Iwan, da du mir alles so schön besorgt hast, gehe ich jetzt mit dir auf die Wanderschaft."

So zogen sie beide durch die Welt. Da trafen sie einen Zigeuner. Der fragte sie:

„Wohin geht ihr, Leute?"

„Auf die Wanderschaft!"

„Nehmt mich mit!"

„Komm", sagte Iwan.

Sie zogen weiter und trafen einen Bettler.

„Wohin geht ihr, Leute?"

„Auf die Wanderschaft."

„Nehmt mich mit!"

Iwan nahm auch noch den Bettler mit. Jetzt gingen sie schon zu viert.

Unterwegs überraschte sie die Nacht. Sie kamen zu einer jungen Frau, grüßten freundlich, und Iwan fragte:

„Junges Bräutchen, könnten wir bei Euch übernachten?"

Die junge Frau ließ den Kopf hängen und überlegte: Was soll ich nur darauf sagen?

„Ihr könnt bei mir schlafen, Leute, aber wenn die große Flut kommt, kann ich nichts dafür, wenn ihr ertrinkt."

Der Pope sagte, er könne nicht schwimmen, und er war sehr erschrocken.

„Kannst du denn schwimmen?" fragte Iwan den Bettler.

„Ein bißchen."

„Und du, Zigeuner?"

„Ich kann schwimmen wie ein Stein."

Iwan war schlau, und ihm war klar, daß die Flut ein Teufel war, den die junge Frau als Liebhaber hatte. Der Bettler wurde zum Schlafen auf den Ofen gelegt, der Zigeuner in die Ecke und der Pope auf den Boden in einen Trog, damit er nicht

ertrank. Als Iwan alle untergebracht hatte, löschte er die Lampe, und alle schliefen ein.

Iwan aber schlief nicht. Er lag auf der Bank direkt unter dem Fenster und wartete auf die Flut. In der Nacht hörte er, daß etwas am Hause plätscherte. Dann hörte er, wie jemand ans Fenster klopfte und mit leiser Stimme sagte:

„Maritschka, schläfst du schon? Steh schnell auf!"

Iwan aber antwortete mit Maritschkas Stimme:

„Geh wieder, Liebster, bei mir schlafen Wandersleute! Ich kann dich nicht hereinlassen."

„Maritschka, ich habe Branntwein und Kuchen und Wurst mitgebracht. Ich will das nicht wieder mit zurücknehmen."

Iwan hatte großen Hunger. Er öffnete das Fenster und nahm dem Teufel alles ab. Er legte es auf den Tisch und begann zu essen. Da wachte der Bettler auf und fragte:

„Was ißt du da, Iwan? Gib mir auch ein bißchen, denn ich bin sehr hungrig."

Iwan fuhr in seine Hosentasche, fand dort einen Maiskolben und gab ihn dem Bettler. Der Bettler versuchte, in den Maiskolben zu beißen, aber er konnte es nicht, und er fragte Iwan:

„Was ist denn das, Iwan?"

„Das ist eine Wurst. Wenn du sie nicht roh essen kannst, dann geh und brate sie dir."

Der Zigeuner lag in der Ecke, und in der Dunkelheit leuchteten seine Zähne wie ein Feuerbrand. Der Bettler trat an den vermeintlichen Ofen und legte dem Zigeuner den Maiskolben zwischen die Zähne, wartete ein Weilchen und sagte dann:

„Iwan, die läßt sich aber nicht braten!"

„Nun, dann nimm Wasser und lösch das Feuer wieder."

Der Bettler schöpfte Wasser und goß dem Zigeuner den ganzen Mund voll.

Der Zigeuner erschrak und brüllte los.

„Joj, joj, Leute! Wasser! Die Flut!"

Der Pope hörte das und begann in seinem Trog so hin- und herzuschaukeln, daß er vom Boden herunterfiel und sich zu Tode stürzte.

Iwan aber öffnete das Fenster und lief davon. Als er so ging, dachte er bei sich: Wenn ich auch kein Geld verdient habe, so habe ich doch den Popen überlistet.

Und er wanderte weiter durch die Welt, und vielleicht wandert er auch heute noch.

DER BAUER, SEINE FRAU UND DER POPE

Es war einmal ein Mann, zu dessen Frau kam immer ein Pope. Als der Mann das erfuhr, verprügelte er seine Frau.

„Warum läßt du den Bärtigen herein? Du bist keine anständige Frau. Eine anständige Frau tut das nicht!"

Da sagte sie:

„Ich mag ihn ja auch nicht. Er hat mich überlistet."

Da sagte der Bauer:

„Wenn du ihn nicht magst, dann werde ich ihn fangen. Dem will ich eine Falle stellen. Nimm alles aus der Truhe, was drin ist!"

Sie zerrte alles heraus, und nun war die Truhe leer. Er bestrich alle Ritzen mit Pech, so daß das Licht nicht durchschimmerte, und nur an den Ecken machte er ein paar kleine Löcher, damit er Luft bekam und nicht erstickte. Dann goß er ungefähr acht Eimer Wasser und einen Eimer Wagenschmiere hinein, holte zwei Kästen voll Ruß und Asche aus dem Kamin, verrührte alles mit einer Schaufel und machte so die ganze Truhe voll Brei. Dann stellte er sie unten auf und sagte zu seiner Frau, wenn der Pope kommt, wolle er wieder zurückkommen. Und wenn dann der Pope nicht wüßte wohin und sie bitten würde, ihn zu verstecken, dann sollte sie zu ihm sagen, er solle in die Truhe klettern, und das würde er dann schon machen. Der Bauer spannte also sein Pferd an und fuhr am Abend fort. Als der Pope das sah, huschte er schnell zu ihr und fragte:

„Wo fährt er denn hin? Kommt er heute noch wieder?"

„Nein, er kommt nicht zurück."

„Also kann ich kommen?"

„Ja", sagte sie.

Nach einer Weile kam er. Die Frau nahm ihn beiseite.

„Warte", sagte sie. „Ich habe jetzt noch keine Zeit, ich habe noch dieses und jenes zu tun."

Er wartete und lief umher. Sie machte noch dieses und jenes.

Auf einmal rief ihr Mann unter dem Fenster.

„Wo laufe ich nur hin?" sagte der Pope. „Das ist doch dein Mann! Wo kannst du mich nur verstecken?"

Sie öffnete die Truhe und sagte:

„Er muß etwas vergessen haben. Nun ist er zurückgekommen. Er nimmt's und geht wieder. Du aber kriech in die Truhe und versteck dich dort!"

Er kroch hinein, sie half noch nach, und er plumpste in den

Brei hinein. Sie aber knallte den Deckel zu und verschloß die Truhe. Ihr Mann kam in die Stube und fragte:

„Hast du den Wolf gefangen?"

„Ja", sagte die Frau.

„Dann soll er da sitzen bleiben."

Sie legten sich schlafen, und am anderen Morgen standen sie wieder auf. Der Mann kam mit seinem Pferdewagen bis an die Schwelle herangefahren.

„Na, jetzt pack gut zu, Frau, das ist nämlich ein schwerer Teufel!"

Sie packten beide zu, der Mann an der einen, die Frau an der anderen Seite, schleppten die Truhe aus der Stube und stellten sie auf den Wagen. Der Mann spannte sein Pferd an und fuhr los. Er fuhr aus der Ortschaft heraus auf die Landstraße. Als er ungefähr zehn Werst gefahren war, kam ihm ein Gutsherr mit einer sechsspännigen Kutsche entgegen. Als er sah, daß der Bauer eine Truhe auf dem Wagen hatte, ließ er seinen Kutscher halten, sprang aus der Kutsche, grüßte und fragte:

„Wohin fährst du denn die Truhe, Bauer?"

„In der Truhe habe ich Teufel, Herr."

„Sind es viele?"

„Einer."

„Ich habe mein Lebtag noch keinen gesehen. Könnte ich ihn mir nicht einmal ansehen?"

„Wenn ich ihn zeige, Herr, läuft er gleich fort. Den können wir nicht halten. Wenn Ihr mir hundert Rubel gebt, zeige ich ihn Euch."

„Ich möchte ihn gar zu gern sehen!"

Er nahm hundert Rubel und gab sie dem Bauern. Der öffnete die Truhe, und da kam der Teufel herausgekrochen: Besudelt, stinkend, schrecklich anzusehen und mit langen Zotteln, so schleppte er sich dahin. Er lief erst gar nicht fort, sondern spritzte nur herum, und der Bauer scheuchte ihn fort. Er lief in die Steppe.

„Oh, so ein kräftiger Teufel! Wie der gestunken hat! Was der für lange Haare hatte! So was habe ich noch nie gesehen. Und wie stark der war!"

„Ja, seht Ihr, Herr, so sind die Teufel", sagte der Bauer.

„Wie hast du denn den gefangen, Bauer?"

„Der ist immer zu meiner Frau gekommen, und da habe ich ihn gefangen", sagte der Bauer.

Da sagte der Gutsherr:

„Nun, hab Dank. Jetzt weiß ich, wie Teufel aussehen. Ich hatte nämlich noch nie einen gesehen."

Der Bauer schüttete den Brei aus der Truhe und fuhr wieder nach Hause.

109

DIE FRAU, IHR MANN UND DER LIEBHABER

Es war einmal ein Bauer, ein guter Bauer. Aber er hatte nur einen einzigen Sohn. Als er nun schon alt war und seine Frau auch, da wollten sie ihren Sohn verheiraten. Na, sie verheirateten ihn auch. Nachdem sie ihren Sohn verheiratet hatten, legten sich die Alten aufs Sterbebett. Sie lebten nicht mehr lange nach seiner Hochzeit. Na, als sie nun gestorben waren, arbeitete ihr Sohn allein mit seiner Frau in der Wirtschaft weiter. Und dann fand seine Frau irgendwie noch einen anderen. Sie mochte ihn nicht mehr, denn sie hatte ja jetzt einen anderen Freier. Na, allmählich merkte er das, aber er wußte es doch noch nicht ganz genau, und so wollte er seine Frau auf die Probe stellen. Na, und als er dann schon deutlicher sah, daß sie einen Freier hatte, da wußte er nicht mehr, was er machen sollte, und da stellte er sich einfach krank. Was würde sie wohl dazu sagen? Er stellte sich also krank, legte sich hin, denn er hatte ja Schmerzen. Er legte sich also ins Bett und jammerte. Da sagte sie:

„Was hast du denn?"

„Schmerzen habe ich."

„Und was tut dir weh?"

„Na alles."

Er hatte wirklich Schmerzen. Er wußte nur nicht wo. Als nun seine Frau sah, daß er Schmerzen hatte, da betete sie, daß er doch sterben möchte. Sie betete also, aber es schien ihr zuwenig, daß sie nur zu Hause betete, und so ging sie jeden Abend unters Kreuz beten. In den Dörfern stehen ja Kreuze, na, und dahin ging sie beten.

Als er erfuhr, daß sie jeden Abend zum Kreuz beten ging, stand er vom Bett auf, lief auf einem anderen Weg zum Kreuz und setzte sich obendrauf. Es war schon spät am Abend und dunkel.

Sie kam also, kniete vor dem Kreuz nieder und betete zum lieben Gott, daß ihr Mann blind werden sollte, und immer „Ach Gott, ach Gott!"

Darauf er vom Kreuz herunter:

„Was willst du denn?"

„Ach, mach doch, lieber Gott, daß mein Mann entweder stirbt oder blind wird."

Da sagte er vom Kreuz herunter:

„Er wird erblinden, aber du mußt ihm schwarze Hühner zu essen geben, dann wird er blind."

Als sie nun fertig war mit Beten, machte sie sich wieder auf den Weg und ging nach Hause. Er aber sprang vom Kreuz herunter und lief auch nach Hause. Er kam ihr zuvor und legte sich wieder ins Bett. Als sie kam, fragte er sie:

„Wo warst du denn so lange? Joj, ich brauche doch so mancherlei. Aber dir ist das ja gleich. Ich habe Hunger, und du gibst mir nichts zu essen, kümmerst dich nicht um mich, läßt mich hier allein und gehst fort. Läßt einen Kranken allein und ziehst im Dorf herum!"

Darauf sie:

„Ich kann doch nicht immer bei dir sitzen. Ich bin überall herumgelaufen und habe die Leute gefragt, was ich dir geben kann, damit du wieder gesund wirst."

Da sagte er:

„Was weiß ich denn, was du mir geben sollst, damit ich wieder gesund werde? Wenn du's nicht weißt, sagen's dir die Leute auch nicht."

Sie aber sagte nichts von den schwarzen Hühnern, wie es ihr der liebe Gott aufgetragen hatte. Aber sie ging gleich los, fing ein schwarzes Huhn, schlachtete es, kochte es und gab es ihm zu essen. Er aß es auf, und am anderen Tag schlachtete sie wieder ein schwarzes Huhn. So schlachtete sie ständig schwarze Hühner, gab sie ihm, und er tat nichts weiter als schwarze Hühner essen. Da kam er allmählich wieder zu Kräften. Er war ja ein gesunder Bursche, tat nichts, aß nur Hühner, und mehr wollte er auch gar nicht. Und da sagte er:

„Joj, liebe Frau, was ist das nur mit mir? Da ist doch etwas nicht ganz in Ordnung."

„Was denn?"

„Ich kann irgendwie nicht gut sehen. Früher konnte ich besser sehen."

Da freute sich seine Frau natürlich. Gott sei Dank, dachte sie, er kann nicht mehr gut sehen. Hoffentlich ist er bald ganz blind!

Nachdem sie alle schwarzen Hühner geschlachtet hatte, ging sie ins Dorf, neue zu kaufen. Und sie gab ihm immer nur schwarze Hühner zu essen. Als er nun sah und merkte, daß er wieder bei Kräften war, da sagte er:

„Liebe Frau, ich möchte gern hinausgehen."

„Na, dann geh doch!"

„Aber ich sehe doch nichts."

„Dann mußt du eben aufpassen."

Da sagte er:

„Wie soll ich denn aufpassen, wenn meine Augen überhaupt nichts sehen? Ich weiß doch gar nicht, wo die Tür ist. Führ mich hinaus!"

Sie nahm ihn an der Hand und sagte:

„Na, geh!"

Er ging nun also und hielt sich fest.

„Joj, langsam, sonst falle ich hin."

„Hab keine Angst", sagte sie. „Hier ist es eben. Tritt nur fest auf."

Na, und so führte sie ihn hinaus, und dann führte sie ihn wieder zurück in die Hütte und legte ihn wieder ins Bett. Sie deckte ihn zu, und da lag er nun. Wenn jemand kam und sie sich mit dem unterhielt, dann fragte er:

„Wer ist denn da? Mit wem sprichst du?"

Na, und da machte sie ihm irgendwas weis, wer dort saß, denn er sah's ja doch nicht.

So ging das einmal, so ging das zweimal. Als sie sah, daß er ganz blind war und nichts sehen konnte, machte sie Essen für ihren Liebhaber zurecht. Sie hatte keine Angst, wenn er kam, denn ihr Mann sah ja nichts. Sie kochte und buk, holte Branntwein, machte Piroggen, denn früher waren Piroggen das Beste, was einem Gast vorgesetzt werden konnte. Als sie die Piroggen fertig hatte, kam ihr Freier. Sie setzten sich zum Abendbrot an den Tisch und aßen und tranken und taten zärtlich miteinander und küßten sich und unterhielten sich.

„Wer ist denn da? Mit wem unterhältst du dich denn da?"

„Wirst du gleich still sein, Blinder! Ich füttere dich sowieso ganz umsonst! Ich habe dir gerade Hühner geschlachtet, damit's dir besser geht und du mir nicht noch stirbst oder so. Schon genug, daß du blind geworden bist und ich dich noch durchfüttern muß!"

Sie schimpfte und zeterte, er aber lag ganz still auf dem Bett, und die beiden aßen und tranken. Dann ging sie hinaus, denn sie hatte irgendeine Arbeit zu verrichten. Sie ging also auf den Hof und ließ ihren Freier am Tisch allein.

Als sie hinausgegangen war, sprang der Mann vom Bett auf, ging zu dem Freier hin, packte ihn am Hals und erwürgte ihn. Sowie er ihn erwürgt hatte, nahm er Piroggen, stopfte ihm

damit den Mund voll, setzte ihn auf und stützte ihn, damit er nicht hinfiel. Na, und da saß er also da. Der Mann aber ging wieder zu seinem Bett und legte sich hinein.

Die Frau kam wieder zurück ins Zimmer und sah sich um. Was war denn da geschehen? Da saß ihr Freier mit offenem Mund und den Mund voll Piroggen! Sie trat an ihn heran und tippte ihn an. Als sie ihn berührte, drehte er sich und fiel um. Oh, da fing sie aber an zu jammern!

„Was ist denn, Frau?"

„Na, was schon? Ein Mann war hier", versuchte sie sich herauszureden, so gut sie konnte, „ein Mann war hier und ist gestorben."

Na und dann? Na, irgendwie brachte sie ihn hinaus. Sie schickte jemanden zu dem Hause, wo er wohnte, oder vielleicht ist sie auch nach Leuten gegangen, die ihn holen sollten, oder vielleicht hat sie ihn irgendwie selber hinausgetragen, oder wie das war, das weiß ich nicht mehr. Na ja, und als sie ihn hinausgetragen hatten, da ließ er seine Frau bis zum anderen Morgen in Ruhe und blieb liegen. Am Morgen stand er auf.

„Wo ist denn der Mann, der hier bei uns gestorben ist?"

„Den haben sie nach Hause getragen", sagte sie.

„Warum ist er bei uns gestorben? Warum denn das, liebe Frau? Soundso", sagte er, „das ist, weil du gebetet hast, daß ich blind werden soll, damit du einen Freier haben kannst!"

Dann packte er seine Frau, nahm einen Riemen und jagte seine Frau in der Hütte hin und her. Sowie er ihr's ordentlich mit dem Riemen ausgetrieben hatte, lebte er mit ihr so, wie es sein soll. Der Freier wurde begraben, der Mann aber lebt heute noch.

110

DER DIAKON TYT HRYHOROWYTSCH

Es ging einmal ein Landarbeiter vom Feld nach Hause, um für seinen Herrn das Essen zu holen. Als er zum Hause kam, hörte er, wie die Herrin mit jemandem schwatzte. Er lauschte.

„Das ist doch unser Diakon Tyt Hryhorowytsch! Sieh an, gestern war er hier und heute wieder. Müßte man dem nicht einen Denkzettel verpassen? Was will der denn eigentlich?"

Der Landarbeiter klopfte an die Tür.

„Tantchen, macht auf!"

Die in der Stube erschraken.

„Versteckt Euch, Tyt Hryhorowytsch! Vielleicht unter dem Ofen", sagte die Hausherrin.

„O mein Gott, mein Gott!" schnatterte Tyt Hryhorowytsch erschrocken und versuchte, sich eilig zu verstecken.

Die Herrin machte auf, und der Landarbeiter konnte gerade noch sehen, wie Tyt Hryhorowytschs Hacken unter dem Ofen verschwanden.

„Onkelchen schickt mich, Ihr sollt mir Brot und Speck geben, denn wir kommen heute nicht zum Abendbrot."

„Natürlich gebe ich euch Speck und Brot! Und etwas zu trinken wollt ihr nicht? Habt ihr denn schon viel geschafft? Vielleicht liegt ihr da auf dem Feld nur auf der Bärenhaut, und hier wollt ihr auch noch Speck haben! Da, nimm das Brot, und dann scher dich zum Teufel!"

„Ja, Onkelchen hat auch noch gesagt, ich soll Holz unter den Ofen schichten."

„Das mache ich selber. Geh schon!"

„Er will morgen auf dem Ofen Getreide trocknen oder so was, und da wird er heizen."

„Das mache ich schon selber. Geh nur!"

„Nein, Tantchen, Ihr müßt doch die Kühe holen und die Kälber hereintreiben. Ich mache das."

Im Nu hatte er ein Bund Brennholz herbeigeschleppt und ließ so den Diakon nicht unter dem Ofen hervorkommen. Ein Scheit Holz schichtete er hierhin, eines dorthin, und der Diakon ächzte nur so. Die Bäuerin jagte den Feldarbeiter vom Ofen weg, aber er wollte davon nichts wissen, schüttete alles Holz hin, nahm das Brot und ging. Die Bäuerin räumte das Holz wieder fort und zog Tyt Hryhorowytsch unter dem Ofen hervor. Er kroch heraus und schüttelte sich.

„Ach, ach, Herrgott, bin ich ein Unglücksrabe! Ich hatte schon mein Sterbegebet gesprochen."

„Kommt dann morgen lieber nicht mehr her. Geht auf Euer Feld, und ich bringe Euch etwas Gutes zu essen. Ich weiß nur nicht, ob ich den Weg zu Euch aufs Feld finde."

„Das ist nicht so schwer, liebe Frau. Ich werde dort, wo der Weg zu meinem Feld abbiegt, Heu ausstreuen, und da findet Ihr leicht den Weg zu mir."

„Ah, gut!" sagte der Landarbeiter, der unter dem Fenster gelauscht hatte, ging auf das Feld zu seinem Herrn und sagte:

„Onkelchen, morgen bringt das Tantchen selber das Essen."

„Was ist denn morgen für ein Fest?"

„Gar keines. Einfach so."

„Na, da ist doch was im Anzuge!"

Früh am Morgen räumte der Landarbeiter das Heu von dem Weg zum Felde des Diakons, schüttete es auf seinen Weg, und als zu Mittag die Bäuerin das Essen brachte, ging sie dem Heu nach, aber dann sah sie auf einmal, daß sie nicht den richtigen Weg ging. Sie wollte schon wieder umkehren, aber da winkte der Landarbeiter ihr zu.

„Hierher, Tantchen, hierher!"

Ob sie wollte oder nicht — sie mußte ihnen das Essen bringen.

„Ach, bist du gut, Tantchen! Hast uns das Essen gebracht. Ich bin hier schon ganz erschöpft!"

Wenn du hier nur ganz verrecktest! dachte die Frau bei sich. Die beiden aber aßen, daß es ihnen hinter den Ohren krachte. Es war ja auch nicht schlecht, das Essen! Borstsch mit Speck, Milchbrei und Quarkkeulchen. Besseres gab's noch nicht einmal an Feiertagen. Der Landarbeiter aß und dachte so bei sich: Man müßte es so einrichten, daß nichts übrigbleibt, daß sie dem Diakon nicht einmal die Reste bringen kann.

„Eßt Ihr keinen Borstsch mit, Tantchen?"

„Nein."

„Na, dann schütte ich ihn weg."

„Laß das!"

„Nun habe ich ihn schon weggeschüttet, Tantchen", sagte der Feldarbeiter und stülpte die Schüssel um.

„Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen. Warum kippst du das Essen aus?"

„Da habt Ihr's leichter. Die Quarkkeulchen könnt Ihr auch hierlassen. Die essen wir zur Vesper."

So ging sie mit leerem Geschirr zurück, und den Diakon suchte sie nicht mehr.

Am nächsten Tag kam der Landarbeiter mit dem Herrn nach Hause. Als sie ins Haus eintraten, hörten sie, daß der Diakon wieder da war. Sie klopften an. Da band die Bäuerin dem Diakon ein Handtuch um und schob ihn in den Flur zwischen die Kälber.

„Bückt Euch und macht ‚Muh'. Dann erkennen die Euch nicht. Dann denken sie, Ihr seid ein scheckiges Kalb."

Der Bauer kam herein.

„Guten Tag, meine liebe Frau!"

„Guten Tag, lieber Mann!"

„Die Kälber muhen ja so. Die wollen wohl gewaschen werden. Ich werde sie gleich mal zum Wasser treiben."

„Das mache ich selber."

„Nein, hol du die Kühe! Die Herde kommt doch bald."

Er nahm eine Rute und trieb damit die Kälber zum Wasser.

„Sauft nur, ihr verfluchten Kälber!"

Der Diakon hatte überhaupt keinen Durst. Aber er mußte auch trinken, denn er hatte ja die Rute im Rücken. Als der Bauer die Kälber wieder nach Hause trieb, hielt ihn der Feldarbeiter an und sagte:

„Onkelchen, Ihr habt das scheckige Kalb zur Tränke getrieben. O je, es kriegt ja ein Blutgerinnsel! Da müssen wir ihm das Ohr aufschneiden."

„Ja, das müssen wir. Es hat ja zuviel getrunken, das Vieh! Na ja, wenn wir schneiden müssen, müssen wir eben schneiden!"

Und so machten sie sich zu zweit daran, den Allerärmsten, den Tyt Hryhorowytsch, zu schinden. Aber da kam die Frau, nahm ihnen das Kalb weg und sagte, das sei kein Blut, es kränkele schon lange, und ließ es auf die Weide laufen. Als der Diakon freigekommen war, da nahm er aber die Beine in die Hand, mein Gott!

Ungefähr zwei Tage später kam der Landarbeiter wieder vom Feld, stellte sich unters Fenster und lauschte. Da war doch der Diakon wieder da! Er brüllte und schrie und schimpfte, was das Zeug hielt, und setzte der Bäuerin zu, sie solle am nächsten Tag unbedingt einen Hexenmeister suchen gehen, um den Hausherrn zu vergiften.

„Meine Langmut hat jetzt ein Ende", sagte der Diakon, aber der Landarbeiter, der unter dem Fenster stand, sagte zu sich: Nein, die hat überhaupt noch kein Ende!

„Wo soll ich denn so einen Hexenmeister suchen?" fragte die Bäuerin.

„In dem und dem Wald wohnt einer. Dort triffst du ihn vielleicht."

„Na, ich gehe schon. Ich versuch's."

„Na, dann geh nur!"

Als sich der Landarbeiter alles angehört hatte, klopfte er an.

„Legt Euch auf die Bank, Tyt Hryhorowytsch", sagte die Bäuerin. „Ich decke Euch mit dem Trog zu. Da sieht er Euch nicht."

Aber kaum war der Landarbeiter eingetreten, zog er mit einem Ruck den Trog mitsamt dem Diakon nach unten. Der Diakon ächzte nur, kam aber nicht unter dem Trog hervor.

„Warum hast du den Trog von der Bank genommen?" schrie die Bäuerin.

„Ich muß mich auf die Bank stellen, um das Schnupf-

tabakshorn vom Regal zu nehmen. Onkelchen hat es vergessen."

„Ach, euch soll doch der Leibhaftige holen. Wie zuwider ihr mir seid!"

Am nächsten Tag wusch sich der Landarbeiter nicht, frühstückte nicht und gar nichts.

„Laßt mich nach Hause gehen, Onkelchen. Ich fühle mich nicht wohl. Mein Kopf tut mir weh und alles."

„Geh, Junge, geh, nimm den Mantel und leg dich auf den Ofen, dann geht's wieder vorbei. Ist ja auch kein Spaß, wie wir hier Tag für Tag arbeiten, dabei muß man ja krank werden! Schließlich ist Feldarbeit keine Spielerei. Ich komme schon irgendwie allein zurecht."

Der Landarbeiter ging. Kaum war er dem Bauern aus den Augen, drehte er gleich den Mantel um, stellte den Kragen hoch und machte seinen Rücken krumm und bucklig. Dann nahm er etwas Birkenrinde, zerrieb sie zwischen den Händen und ging in den Wald. Hier begegnete er der Bäuerin. Sie grüßten sich.

„Großvater, weißt du nicht, wo der Hexenmeister wohnt?"

„Was willst du denn von ihm?" fragte der Feldarbeiter mit verstellter Stimme, „ich bin der Hexenmeister."

Da sagte sie zu ihm:

„Ach, mein liebes Großväterchen, hilf mir! Ich gebe dir dafür, was du willst!"

„Sag, was du willst!"

„Ach, mein Mann ist so ein Faulpelz, er macht mich ganz unglücklich. Ich weiß nicht, was ich mit ihm machen soll. Kann man das nicht so einrichten, daß er die Welt nicht mehr sehen kann, so wie ich sie jetzt durch meine bitteren Tränen nicht sehe?"

„Das kann man. Ich mache, daß er erblindet."

„Bitte, bitte, liebes Großväterchen, ich werde es dir mein Lebtag nicht vergessen."

„Also, wenn du nach Hause kommst, dann koch ihm Borstsch mit Speck und Milchbrei und Quarkkeulchen, und zwar so, daß sie in Butter und Sahne schwimmen. Wenn er das alles gegessen hat, erblindet er bestimmt. Er hat doch, glaube ich, auch noch einen Landarbeiter?"

„Ja, ja, das ist auch so ein Faulpelz, den man nicht einmal mit der Zange anfassen möchte."

„Dann gib diesem Spitzbuben auch so etwas zu essen. Soll er auch erblinden!"

Als er das gesagt hatte, gab er ihr die zerriebene Birkenrinde und sagte flüsternd:

„Tu davon etwas ins Essen. Behalt's immer bei dir, wenn du das Essen kochst!"

Die Bäuerin dankte ihm und ging nach Hause, der Landarbeiter aber ging aufs Feld zu seinem Herrn und erzählte ihm alles. Der kratzte sich am Nacken.

„Da kann man nichts machen. Da müssen wir nach Hause gehen und das essen, was uns die Herrin kocht."

Sie kamen nach Hause. Ach, da freute sich die Bäuerin aber!

„Das habt ihr gut gemacht, daß ihr gekommen seid", sagte sie, „ich habe euch nämlich Essen gekocht."

„Na, dann ist es ja gut. Dann laßt uns essen!"

Sie setzten sich an den Tisch, aßen den Borstsch, und der Feldarbeiter fragte:

„Sagt mal, Onkelchen, merkt Ihr nichts?"

„Nein, nichts weiter. Mir ist nur so trübe vor den Augen."

„Ja, ja, mir nämlich auch."

„Na, das kommt vielleicht daher, weil wir so lange nichts gegessen haben, und nun haben wir den heißen Borstsch gegessen, und da kommt es uns so vor."

Nachdem sie gegessen hatten, tat der Feldarbeiter so, als ob er seinen Löffel nicht mehr sah, und der Bauer fuhr mit den Händen auf dem Tisch herum.

„Oh, mein Gott!" sagte der Landarbeiter, „jetzt sehe ich überhaupt nichts mehr!"

„Ich auch nicht! Warte nur, vielleicht wird es besser, wenn wir die Quarkkeulchen gegessen haben."

Sie aßen die Quarkkeulchen, und da waren sie schon vollends erblindet. Sie standen vom Tisch auf und tasteten sich durch das Zimmer.

„Wir sind jetzt ganz blind. Setz uns wenigstens auf den Ofen!"

Sie führte sie auf den Ofen. Da kam der Diakon gleich ins Zimmer gehuscht, machte sich an den Tisch und wollte schon die übriggebliebenen Quarkkeulchen aufessen. Die Bäuerin riß sie ihm gleich aus den Händen. Sie hatte Angst, er würde auch noch erblinden, und setzte ihm andere vor. Er fiel mit Heißhunger darüber her und lachte in sich hinein, als er sich den Bauern betrachtete. Der aber sagte:

„Frau, hast du den Hund hereingelassen oder was? Was schmatzt denn hier so?"

„Was für einen Hund denn? Das kommt dir nur so vor, weil du blind bist", sagte die Bäuerin und setzte sich zu dem Diakon.

Na, der freute sich, fletschte die Zähne und schlang die Quarkkeulchen hinunter. Da stand der Bauer vom Ofen auf und ging direkt auf den Diakon zu.

„Was machst du dich denn hier so breit? Und wer hat dich hierhergebeten?"

Der Diakon riß die Augen weit auf und sagte gar nichts. Er war so erschrocken, daß er fast an einem Quarkkeulchen erstickt wäre.

„Ist gut, Junge, bist lange genug blind gewesen", sagte der Bauer zu dem Landarbeiter. „Geh und such für dich und für mich ein paar ordentliche Ruten und bring sie her. Da wollen wir dem Diakon mal einheizen!"

Es heißt, später habe sich der Diakon nicht mehr in der Nähe des Hauses blicken lassen. Man sagt, er hätte auch etwas an Stimme verloren. Der Mann aber und seine Frau leben noch bis zum Tod und kauen Brot und fahren Sachen mit dem Bastschuh spazieren. Auch mich lud man ein, ich trank Honig und Wein. Es ist mir um den Bart geronnen, der Mund hat aber nichts abbekommen!

III

DER DIAKON UND DER KIRCHENDIENER

In einem Dorf wohnte einmal eine Witwe. Ihr Mann hatte ihr genug Sachen und Geld hinterlassen. Und da wollte sich nun ein Diakon an sie heranmachen. Er stahl aus der Kirche ein Popengewand, zog sich an wie der heilige Michael, ging zu ihr und sprach mit verstellter Stimme:

„Du wolltest mich sehen, meine Tochter!"

Sie kniete natürlich gleich vor ihm nieder, und er erzählte ihr etwas von der Vergänglichkeit der Welt. Trotzdem gelang es ihm nicht gleich, ihr Geld abzuschwatzen.

„Ich komme noch einmal zu dir", sagte er, „um die und die Zeit."

Als die Zeit kam, hatte die Witwe schon mit Weihrauch eingeräuchert, und in der Hütte war es wie zu Weihnachten, denn sie erwartete ja den heiligen Michael.

In dem Dorfe war aber auch noch ein Kirchendiener, und wahrscheinlich nicht irgendso ein Trottel. Er erfuhr, was für einen Betrug der Diakon vorhatte. Warte nur, dachte er bei

sich, dir erteile ich schon eine Lektion! Kaum war dieser Michael da in die Stube zu der Witwe gekommen, warf er sich gleich eine Kutte über, klebte sich einen Bart aus Flachs an, nahm einen Schlüssel, der eine halbe Elle lang war, so einen, mit dem Kammern abgeschlossen werden. So hatte er sich als Petrus verkleidet und ging nun zu diesem Michael, diesem Heiligen.

„Wer bist du denn?" fragte er.

„Ich bin der Michael, ein Knecht Gottes."

„Wie kommst denn du hierher, wenn ich doch das Paradies schon abgeschlossen habe?"

„Ich bin über den Zaun geklettert."

Na, da packte er den Erzengel am Schlafittchen und sagte zu ihm:

„Was denn, ihr klettert alle über den Zaun, und ich muß es vor dem lieben Gott verantworten?"

Und da gab er ihm mit dem Schlüssel eins über den Nacken! Der Erzengel fand kaum die Tür und kam nie mehr wieder.

112

WIE EIN PFARRER EIN FOHLEN ZUR WELT BRINGEN SOLLTE

Es war einmal ein Pfarrer, der bekam ein Blasenleiden. Na, was sollte er da machen? Er nahm ein Gläschen, machte hinein und sagte zu seinem Diener:

„Nimm das und bring es zum Doktor! Er soll sagen, was ich habe."

Der Diener ging durch die Stadt. Da war gerade eine Judenhochzeit. Er schaute zu, fiel hin, und das Gläschen ging entzwei. Der Urin floß weg.

Da erschrak er und dachte so in seinem Kopf: Was mache ich jetzt bloß? Er lief in einen Laden und kaufte sich ein neues Gläschen. Na ja, aber wo sollte er Urin herbekommen? Er lief hierhin und dorthin, und da sah er doch eine Stute stehen, die bald ein Fohlen bekommen mußte. Die begann zu urinieren. Da stellte er schnell das Gläschen drunter, na, das war bald voll, und das nahm er und brachte es zum Doktor.

Der Doktor sah es sich an und schrieb ein Rezept für die Apotheke aus, sie sollten so schnell wie möglich Arzneien geben, denn der Pfarrer würde ein Kind bekommen. Der Diener ging nun mit dem Rezept zur Apotheke. Die sahen es

sich an, gaben ihm sofort die Arzneien, denn der Pfarrer würde ja ein Kind bekommen. Vorher hatte der Doktor aber seinen Diener mit einem Brief losgeschickt, noch bevor der andere Diener mit der Arznei kam, und in dem Brief stand, daß der Pfarrer ein Kind bekommen würde. Als der Pfarrer den Brief gelesen hatte, da grämte er sich. Das wäre doch schrecklich! Und er wußte nicht, was er machen sollte. Er rief seinen alten Kutscher und sagte zu ihm:

„Stell dir vor, ich bekomme ein Kind!"

„Wie soll denn das möglich sein?"

„Nun, ich habe dem Doktor meinen Urin geschickt, denn ich habe Beschwerden beim Harnlassen, und er hat mir geschrieben, ich bekomme ein Kind."

„Na, das macht nichts", sagte da der Kutscher. „Da weiß ich Rat. Trinkt nur ordentlich saure Milch und gebt mir Branntwein, und dann wird schon alles in Ordnung sein."

Der Pfarrer ließ sich gleich einen Tonkrug voll Milch geben und trank sie aus. Von dieser Milch bekam er starke Blähungen.

„Na", sagte der Kutscher, „jetzt müssen wir die Pferde anspannen, und dann fahren wir durch die Felder."

„Wozu denn das?" fragte der Pfarrer.

„Das muß so sein!"

Der Kutscher spannte die Pferde vor die Kutsche, ließ den Pfarrer einsteigen, und los ging's. Nachdem er nun das Pfarrerchen ein ganzes Weilchen herumgefahren hatte, schrie der laut um Hilfe:

„Fürchte Gottes Strafgericht! Ich halte das nicht mehr aus! Fahr mich nicht durch die Felder!"

„Es hilft nichts. Das muß so sein!"

Na ja, als er ihn genug herumgefahren hatte, ging's in den Wald, der Pfarrer aber sagte:

„Halte hier ein Weilchen bei den Büschen!"

Der Kutscher hielt an. Der Pfarrer stieg aus der Kutsche, setzte sich unter den Busch, weil er mal mußte, und da pfiff es bei ihm gleich wie aus der Pistole. An der Stelle hatte aber gerade ein Hase geschlafen, na, und nun direkt drauf auf den Hasen! Der sprang natürlich auf und lief davon. Als der Pfarrer sah, daß da etwas davonlief, sagte er zu dem Kutscher:

„Siehst du das? Nun hab ich ein Fohlen zur Welt gebracht!"

„Wo ist es denn?"

„Na da!"

„Richtig", sagte der Kutscher, „dem müssen wir nachfahren, denn das war ein hübsches Pferdchen. Schade drum."

Der Pfarrer aber sagte:

„Ach, sollen sie ihm die Mutter schinden! Ich gebe lieber hundert Rubel, als daß ich dem hinterherfahre. Hauptsache, daß ich die Sorge los bin!"

Und sie fuhren nach Hause, der Kutscher aber behielt sein Geheimnis bis zum Tode für sich.

113

DER DIAKON ALS DIEB UND DER POPE ALS WAHRSAGER

Es waren einmal magere Jahre, es wuchs kein Getreide, und die Leute konnten den Popen und den Diakonen ihre Schulden nicht bezahlen. Da beriet sich ein Pope mit seinem Diakon.

„Was machen wir nur? Wir haben doch nichts zum Leben!"

Darauf entgegnete der Diakon:

„Das kümmert mich gar nicht. Ich werde einfach stehlen."

„Und wie soll ich als Pope leben?"

„Ihr werdet wahrsagen."

Der Diakon stahl eine Kuh, brachte sie aufs Feld und band sie ans Gestrüpp. Er kam nach Hause und sagte dem Popen, an welcher Stelle die Kuh stand.

Der Pope sprang schnell auf und ging durchs Dorf spazieren. Da weinten die Leute, weil Spitzbuben die Kuh gestohlen hätten.

„Habt keine Angst", sagte der Pope zu ihnen. „Ich habe ein Buch, aus dem kann ich euch wahrsagen. Eure Kuh ist im Gestrüpp, und Spitzbuben wollen sie schlachten. Lauft schnell hin, dann findet ihr die Kuh noch lebendig."

Sie fanden die Kuh und brachten sie nach Hause.

„Was verlangt Ihr denn dafür, Herr Pope, daß Ihr uns gewahrsagt habt?"

„Habt ihr denn die Kuh gefunden? Also habe ich euch doch die Wahrheit gesagt? Bezahlt mir zehn Gulden."

„Das hast du gut gemacht, Diakon. Dafür kaufen wir uns Getreide, und da haben wir und unsere Kinder etwas zu essen."

Sie verbrauchten also das Getreide.

„Und was machen wir jetzt, Diakon?"

Da sagte der Diakon:

„Darüber lasse ich mir keine grauen Haare wachsen. Ich werde stehlen, wenn ich nichts zu essen habe."

Er stahl einem braven Bauern zwei starke Ochsen und trieb

sie in eine tiefe Grube. Dann kam er zurück und sagte dem Popen, an welcher Stelle die Ochsen waren.

Als der Bauer am Morgen aufstand, waren seine Ochsen fort.

„Na, da gehen wir mal zum Popen. Der hat schon einmal gewahrsagt, als die Kuh gestohlen war. Vielleicht sagt er uns auch jetzt, wo unsere Ochsen sind."

Der Pope sagte:

„Habt keine Angst, eure Ochsen sind noch am Leben. Sie sind dort in der Grube. Geht schnell hin und treibt sie nach Hause!"

Sie gingen und fanden die Ochsen bald. Der Pope hatte also wieder die Wahrheit gesagt!

„Was verlangt Ihr dafür, daß Ihr uns gewahrsagt habt?"

„Zwanzig Gulden, denn wenn ich nicht gewesen wäre, wären eure Ochsen fortgewesen."

Sie gaben ihm die zwanzig Gulden. Der Pope und der Diakon kauften sich dafür Getreide, damit die Leute des Diakons und des Popen etwas zu essen hatten. Ein Wunder war geschehen! Nun kamen sie schon aus anderen Dörfern, um sich wahrsagen zu lassen. Der Pope sagte's ihnen so, wie er's wußte. Er sagte es ihnen im Scherz, und es war die Wahrheit. Da sagten sie über ihn, er sei ein großer Wahrsager. Es braucht einer nur etwas zu denken, und schon weiß es der Pope.

Da verschwand einmal Geld aus der Kasse des Kaisers. Zwölf seiner treuesten Offiziere hatten es ihm gestohlen.

„Wo verstecken wir das nur? Wir werden es im Misthaufen vergraben!"

Als der Kaiser am Morgen aufstand und nach seinem Gelde sah, war keins mehr da. Alles weg. Es hätte ihn sehr gefreut, wenn jemand ihm gesagt hätte, wo sein Geld ist. Da riet ihm sein Diener, er solle eine Wahrsagerin oder einen Wahrsager befragen. Wo man einen Wahrsager kannte, dahin schickte man die Kutsche des Kaisers mit vier Pferden. Dann schickte man nach einer Wahrsagerin aus, die sollte wahrsagen. Sie brachten sie zum Kaiser, und er befragte sie persönlich.

„Sag mir, wer mein Geld gestohlen hat, wenn du's weißt."

Sie konnte es natürlich nicht wissen, denn sie hatte es ja nicht gesehen.

Da ließ der Zar sie umbringen. Sie sollte keine Dummen mehr betrügen! Dann ließ er aus dem ganzen Lande dreihundert Wahrsager und Wahrsagerinnen holen. Die einen ließ

er aufhängen, die anderen erschießen, wenn sie nicht die Wahrheit sagten. Die eine Hälfte ließ er also erschießen, die andere Hälfte aufhängen. Da fuhr der Kutscher des Kaisers mit der Kutsche des Kaisers auch zu dem Popen und seinem Freund, dem Diakon; sie sollten zum Kaiser gehen und wahrsagen, wenn sie es bei anderen Leuten könnten. Da erschrak der Pope und sagte zu dem Diakon:

„Jetzt hast du mich ins Unglück gebracht. Jetzt kann ich meine Kinder nicht mehr großziehen, und meine Frau sehe ich auch nicht wieder, weil ich in meiner Dummheit gedacht habe, ich würde verhungern."

Der Diakon ließ sich davon überhaupt nicht beeindrucken.

„Setzen wir uns in die Kutsche und fahren wir!" sagte er, „sterben müssen wir doch. Wenn nicht heute, dann ein anderes Mal. Vom Tode kann man sich nicht losbitten. Wenn der Tod nicht zu uns kommt, dann wird uns gar nichts passieren."

Sie fuhren mit der Kutsche des Kaisers. Der Pope fragte den Diakon:

„Was sagen wir denn beim Kaiser, mein Lieber?"

„Was sollen wir schon sagen? Wir bestellen uns bei unserem Kaiser ein Zimmer und zu trinken, soviel wir brauchen. Dann werden wir gut essen, ich werde Branntwein trinken und Ihr Wein, denn den trinkt Ihr doch gern. Wir werden zu dem Kaiser sagen: ‚Wir können nur in bestimmten Minuten wahrsagen.' Der Kaiser soll uns so lange wie möglich Aufschub geben, und wenn er uns übelwill, dann müssen wir eben sterben. Wenn wir hinkommen, werden wir kein Wort reden, weder Ihr zu mir noch ich zu Euch, denn die werden uns bewachen und belauschen, und sie wollen nur herausfinden, ob sie uns mit Kanonen erschießen oder aufhängen sollen."

Da sagte der Pope zum Diakon:

„Du hast recht, und ich freue mich darüber, daß ich noch ein, zwei Stunden länger leben werde."

Sie kamen zum Kaiser. Der begrüßte sie freundlich. Sie würden ihm doch wahrsagen, wo sein Geld ist? Sie sagten:

„Die Minute, in der wir etwas sagen könnten, ist noch nicht gekommen. Aber sie wird kommen."

Der Kaiser fragte:

„Und was wollt ihr jetzt tun?"

Da sagten der Pope und der Diakon, wie sie unterwegs ausgemacht hatten:

„Ein gutes Zimmer und etwas zu trinken für eine Nacht. Für den Diakon zwölf Flaschen Branntwein und gutes Essen

und ein schönes Bett. Für den Popen gutes Essen, zwölf Flaschen Wein nach dem Essen und vom Abend bis zum Morgen zu trinken. Am Morgen wird dann gewahrsagt!"

Der Kaiser gab ihnen ein schönes Zimmer. Er wollte bis zum Morgen warten, ob sie dann die Wahrheit sagen oder ob sie lügen werden, und dann würde er sie erschießen lassen.

Der Pope aß kein Abendbrot, er war nur betrübt. Nun hatte er Weib und Kind für immer verlassen. Der Diakon war guter Laune.

„Ich habe keine Angst. Wenn mir Gott nur hilft, die zwölf Flaschen Branntwein bis zum Morgen auszutrinken. Wenn ich dann am Morgen betrunken bin, merke ich nicht, wie ich umgebracht werde."

Er goß sich einen Becher guten Branntwein ein und sagte zum Popen:

„Das ist der erste."

Da lauschte unter dem Fenster gerade der, der als erster das Geld gestohlen hatte. Der Pope hörte dem Diakon zu. Der Spitzbube unter dem Fenster war sehr erschrocken.

„Das ist ein guter Wahrsager! Der Diakon weiß aber besser Bescheid als der Pope. Als ich unters Fenster lauschen gekommen bin, was sie wohl sagen werden, hat er gleich zu dem Popen gesagt: ‚Das ist der erste.'"

Da sagte ein anderer von den Spitzbuben:

„Das stimmt nicht. Das schien dir nur so."

„Na, dann geh selber hin, und du wirst hören, ob er dir nicht auch sagt, was er mir gesagt hat!"

Der zweite ging unters Fenster lauschen, was die beiden wohl so reden würden. Der Diakon hatte den Becher Branntwein ausgetrunken und sagte zum Popen:

„Das ist schon der zweite, Freund."

Da erschrak der Spitzbube.

„Das stimmt wirklich. Er hat gleich gesagt, daß ich der zweite Freund bin."

„Liebe Freunde! Der weiß alles!"

Da sagte der dritte zu ihm:

„Das redet ihr euch ja alles nur ein. Hier sind schon dreihundert gewesen, und die wußten nichts. Das waren genausolche wie diese beiden."

„Geh und lausch, und da wirst du hören, wie sie sich unterhalten, ob das nicht die Wahrheit ist."

Er kam unters Fenster, um ihr Gespräch zu belauschen. Da sagte der Diakon zu dem Popen:

„Nun ist schon der dritte hier", und zeigte dabei auf seinen Bauch.

Der Spitzbube erschrak. Die sagen ja doch die Wahrheit! Ich weiß ja selber, daß ich als dritter lauschen gekommen bin. Er ging zurück zu den anderen.

„Freunde! Es steht schlecht. Die bringen uns ins Verderben. Das ist doch eine Schande, daß wir, die Diener des Kaisers, unseren Kaiser bestohlen haben!"

So sagte einer nach dem anderen, immer wieder zum vorigen:

„Vielleicht hast du dich verhört? Ich gehe und lausche!"

Er ging unters Fenster lauschen, und der Diakon goß sich gerade wieder einen Becher voll und trank. So gingen nacheinander alle zwölf Spitzbuben, um zu lauschen, was die beiden miteinander redeten. Als sie so alle nacheinander gekommen waren, da hatte der Diakon zwölf Becher Branntwein getrunken. Als er den zwölften trank, sagte er:

„Wovor fürchtest du dich denn? Ich habe schon zwölf aus einer Flasche getrunken."

Die unterm Fenster, diese zwölf Spitzbuben, konnten nicht genau hören, was der Diakon zu dem Popen gesagt hatte, aber ihnen kam es so vor, daß er gesagt hätte, daß nun alle Freunde gekommen wären.

„Dieser Pope und dieser Diakon sagen die Wahrheit. Gehen wir sie bitten, daß sie uns am Morgen nicht ins Verderben schicken, wenn der Kaiser aufsteht, denn so weise Leute wie die waren noch nicht hier."

Die Spitzbuben klopften also an die Tür, und der Pope erschrak. Der betrunkene Diakon machte auf und sagte ärgerlich:

„Was wollt ihr denn mitten in der Nacht, ihr Spitzbuben?"

Sie baten ihn:

„Seid so gut und seid still und verratet uns nicht! Habt keine Angst, das Geld liegt im Misthaufen."

Da sagte der Diakon:

„Das weiß ich selber."

Wie sollte er es auch nicht wissen, wenn sie es doch selber gesagt hatten!

Der Pope freute sich.

„Nun bleibe ich doch am Leben!"

Er nahm die Weinflasche, goß ein und bewirtete die Spitzbuben.

„Trinkt, Freunde!"

Aber der Diakon war böse, denn er war betrunken.

Die Spitzbuben machten sich wieder auf den Heimweg. Sie beschworen den Diakon:

„Ach, lieber Herr, seid doch so gut und laßt uns am Morgen nicht sterben!"

Der Pope trank sich einen an vor Freude und konnte am Morgen nicht aufstehen. Der betrunkene Diakon lief die ganze Nacht im Zimmer umher und drohte den Spitzbuben, denn sie hatten sich ja selber verraten. Der liebe Gott ließ Morgen werden. Der Pope und der Diakon wurden vor den Kaiser gerufen.

„Was ist?"

Der betrunkene Pope konnte nichts sagen.

Der Diakon aber sagte:

„Ich weiß bloß, daß das Geld im Misthaufen liegt."

„Sag mir aber, wer es gestohlen hat."

„Das weiß ich nicht, denn ich habe mehr als eine Flasche Branntwein ausgetrunken, der Pope aber zwölf Flaschen Wein. Ich würde es vielleicht besser wissen, wenn ich nicht betrunken wäre. Aber ich weiß nicht mehr."

Der Kaiser ließ das Geld dort suchen, wo der Wahrsager es gesagt hatte. Er ließ den Misthaufen ausräumen, und sie fanden das Geld.

„Wo das Geld ist, haben sie ja gesagt, und durch das Geld sind schon genug Leute umgekommen. Lassen wir's dabei bewenden. Ich weiß zwar nicht, wer das Geld gestohlen hat, aber es ist ja wieder da."

Da fragte sie der Kaiser noch:

„Was soll ich euch dafür geben, daß ihr gekommen seid?"

„Ein Faß voll Geld."

„Für beide oder für einen nur?"

Darauf sagte der Diakon, sie würden es sich ehrlich teilen. Man sollte sie nur nach Hause zurückbringen. Als sie nun nach Hause fuhren, da berieten der Pope und der Diakon, was sie noch machen könnten, damit sie nun nicht mehr zu wahrsagen brauchten.

„Wenn du nach Hause kommst, zündest du das Pfarrhaus an, damit es abbrennt. Du brauchst es ja nicht mehr, es ist ja doch nur eine Dorfpfarre. Die Leute bauen dir ein neues Haus, und du sagst, daß das Buch, aus dem du gewahrsagt hast, mit verbrannt ist!"

114

DER VERSOFFENE PFARRER

Es war einmal ein Pfarrer, der schrie immer gleich „Hurra!", wenn er einen getrunken hatte. Einmal hatte er sich wieder einen angetrunken und „Hurra!" geschrien, und da wurde er gleich in den kühlen Raum gebracht. Dort blieb er die ganze Nacht, und am Morgen mußte er ja seinen Gottesdienst abhalten. Er stand also früh auf, nüchterte sich aus, hielt den Gottesdienst ab, ging wieder in sein Zimmer und sagte:

„Oh! Warum habe ich mich nur so betrunken und ‚Hurra' geschrien? Ich mache es lieber so: Ich trinke ein Gläschen, sage ganz leise ‚Hurra' und schreie nicht so laut, daß man's auf dem Korridor hört!"

Er trank also.

„Aber auf einem Bein kann man ja doch nicht stehen! Ich muß noch einen trinken und noch lauter ‚Hurra' rufen. Aber in meinem Zimmer! Da hört es ja niemand."

Er trank noch einen.

„Eigentlich sind aller guten Dinge drei. Da kann ich noch ein drittes Glas trinken und laut ‚Hurra' schreien. Nicht so wie beim vorigen Mal, wo ich getrunken und auf dem Korridor ‚Hurra' geschrien habe! So ist es besser: Ich trinke und schreie laut ‚Hurra'. Aber in meinem Zimmer! Da hörte es ja niemand. Na, da kann ich auch noch ein viertes Glas trinken, die Tür zum Korridor aufmachen, laut ‚Hurra' schreien und dann gleich wieder ins Zimmer zurücklaufen. Da kriegt mich niemand, denn ich schließe mich gleich wieder ein."

Er trank noch einen.

„Na, da kann ich auch noch ein fünftes Glas trinken, schließlich hatte unser Herr Jesus Christus fünf Wunden. Also kann ich noch ein fünftes Glas trinken und ganz laut vor meinem Zimmer ‚Hurra' schreien und dann wieder ins Zimmer zurücklaufen. Da fängt mich keiner, und ich brauche nicht wieder in dem kühlen Raum zu sitzen!"

Als er sich in seinem Zimmer ordentlich einen angetrunken hatte, ging er also hinaus auf den Korridor und schrie ganz laut:

„Hurra! Hurra! Jetzt darf mich keiner fangen, denn ich bin der Pfarrer!"

Da hörten es gleich die anderen, kamen herbeigelaufen und brachten ihn in den kühlen Raum. Und so hat er es immer gemacht.

115

DER ERSTICKTE HEILIGE GEIST

In einem Dorf hielten ein Pope und sein Diakon den Gottesdienst ab. Einmal wollten sie beweisen, daß es einen Heiligen Geist gibt, und sie wollten ihn dem Volke zeigen.

Da sagte der Pope zu dem Diakon:

„Fang eine Taube, und wenn ich in der Kirche vom Heiligen Geist spreche und sage ‚Heiliger Geist, erhebe dich!', dann laß die Taube fliegen."

So taten sie es. Der Diakon fing eine Taube, steckte sie sich unter das Gewand und ging zur Kirche. Der Gottesdienst begann.

Der Pope kam in seinem Popengewand aus dem Altarraum, stellte sich vor die Himmelspforte, erhob die Hände und begann zu singen:

„Heiliger Geist, erhebe dich!"

Aber der Diakon konnte die Taube nicht fliegen lassen, denn sie war unter dem Gewand erstickt.

Der Pope erhob wiederum die Hände und sang:

„Heiliger Geist, erhebe dich!"

Da brüllte der Diakon von der Stelle los, an der der Chor stand:

„Der Heilige Geist ist erstickt,
Der Heilige Geist ist erstickt,
Der Heilige Geist ist ersti-hi-hickt!"

116

AUF DER WELT GIBT'S NOCH DÜMMERE ALS MEINE FRAU

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. Sie hatten drei Kühe. Aber die Kühe waren schon sehr alt, und der Mann beriet sich mit seiner Frau, wie sie sie verkaufen könnten. Und sie beschlossen:

„Du bringst die Kühe auf den Markt, Frau, denn ich habe keine Zeit."

Die Frau war aber ein bißchen einfältig. Der Mann trug ihr auf, sie solle die Kühe nicht billiger abgeben als für zweihundert Gulden.

Sie brachte die Kühe auf den Markt. Die Kühe waren wirklich sehr schön, solche gab es nicht noch einmal auf dem

Markt. Alle Kaufleute kamen zu der Frau und fragten sie, was sie für die Kühe haben wolle.

Die Frau verlangte vor Schreck dreihundert Gulden. Da fanden sich zwei Pferdehändler, die sagten zu der Frau:

„Wißt Ihr was? Wir geben Euch dreihundert Gulden, wenn Ihr das macht, was wir Euch sagen. Gebt uns zwei Kühe, und die dritte behaltet Ihr als Pfand, bis wir Euch das Geld bringen. Wenn wir Euch das Geld bringen, nehmen wir die dritte Kuh mit."

Die Frau dachte, die beiden sprächen die Wahrheit, und sagte zu. Sie gab ihnen zwei Kühe, und die dritte nahm sie wieder mit nach Hause.

Sie war fröhlich und freute sich, daß sie für die Kühe dreihundert Gulden bekommen hatte.

Ihr Mann kam vom Mähen und fragte:

„Na, hast du das Vieh verkauft?"

„Ja. Für dreihundert Gulden."

„Na, dann gib das Geld her. Ich will mal nachzählen, ob sie es richtig bezahlt haben."

Da sagte die Frau:

„Ich habe kein Geld. Ich habe zwei Kühe auf guten Glauben hingegeben, und die kleine Kuh haben sie mir als Pfand gelassen."

Da erschrak der Mann.

„Frau, was redest du da?"

„Was ich rede, ist die Wahrheit. Du verstehst es nur nicht. Die Leute bringen mir das Geld, wenn sie die dritte Kuh abholen. Du mußt das nur richtig verstehen, Mann!"

Der Mann wurde schrecklich wütend. Er nahm eine Axt und wollte seiner Frau den Kopf abschlagen. Aber dann überlegte er und sagte:

„Bleib am Leben, und ich will mich in der Welt umsehen. Wenn ich keinen so Dummen wie dich finde, mußt du sterben. Finde ich aber jemanden, dann soll es dir weiter gut gehen."

Der Mann machte sich auf den Weg und zog durch Steppen und Wälder. Da kam er an eine Wegkreuzung und setzte sich zur Rast nieder. Auf einmal sah er, wie eine Frau mit einer Strohfuhre angefahren kam, die von Ochsen gezogen wurde. Sie selber stand oben auf dem Stroh und trieb die Ochsen an. An der Kreuzung ließ sie halten, und der Mann fragte sie:

„Warum setzt du dich nicht nieder, sondern stehst, liebe Frau?"

„Warum ich mich nicht setze? Haben die Ochsen nicht

schon genug an dem Stroh zu ziehen? Sollen sie mich da auch noch ziehen?"

Dann fragte sie den Mann:

„Und warum stehst du hier an der Kreuzung?"

„Ja, ich bin gerade vom Himmel gefallen und ruhe mich hier ein wenig aus."

„Hm, hast du da nicht vielleicht meinen Jura im Jenseits gesehen?"

„Natürlich! Mit dem habe ich ja erst vorhin noch gesprochen! Ach, dem geht's schlecht! Läuft zerlumpt und hungrig herum. Er hütet dort die Ziegen und leidet große Not, weil er kein Geld hat. Als ich mich nach hierher aufgemacht habe, hat er mich gebeten, zu seiner Frau zu gehen und mir von ihr etwas Geld geben zu lassen."

Juras Frau war reich. Sie nahm den Mann mit zu sich und belud ihn mit Lederbeuteln voll Gold und Silber. Dann trug sie ihm auf, er solle Jura bestellen, wie schlecht es ihr geht, seit er nicht mehr lebt.

„Frag ihn, ob er nicht mal ein bißchen herkommen kann, um zu sehen, wie ich hier lebe."

Aber da sagte der Mann:

„Ja, dein Jura kann nicht kommen, der hat ja mit den Ziegen zu tun. Da ist keiner, dem er sie für ein Weilchen überlassen könnte. Da hat jeder seine Arbeit, und ich bin auch nur mit Mühe entkommen."

Der Mann nahm die Lederbeutel mit dem Gold und dem Silber und machte sich eiligst davon.

Da kam der Sohn der Alten nach Hause. Die Mutter klagte ihm gleich ihr Leid.

„Ach, Junge, hier war doch ein Mann aus dem Jenseits, und der hat mir erzählt, wie unser Vater dort Not leidet. Da habe ich den Mann gebeten, er soll ihm ein bißchen Geld mitnehmen."

Da wurde der Sohn sehr ärgerlich auf seine Mutter. Er sattelte schnell sein Pferd und jagte los, um den Mann einzuholen.

Als der Mann gerade über ein schönes Feld ging und sich umsah, erblickte er doch das Pferd mit dem jungen Burschen, der ihm nachjagte. Da stand am Wege eine krumme Weide. Der Mann nahm schnell die Beutel von der Schulter, legte sie unter die Weide und setzte sich obendrauf.

Der junge Bursche kam herbeigeritten und fragte:

„Hast du nicht einen Mann gesehen, der Beutel mit Geld trug?"

„Den habe ich gesehen, aber das ist schon lange her. Den holst du nicht mehr ein. Aber weißt du was, Junge? Gib mir dein Pferd, und dann tue ich dir einen Gefallen und hole den Mann mit dem Geld ein."

Ohne lange zu überlegen, gab ihm der junge Bursche sein Pferd. Aber der Mann stand noch nicht auf. Er sagte:

„Komm her und vertritt mich, denn wenn ich von der Stelle hier weggehe, dann bricht die ganze Welt zusammen."

Der Bursche schob seine Schultern unter die Weide und stützte sie so.

Der Mann aber stand ganz gemächlich auf, packte die Beutel auf das Pferd, setzte sich selber noch drauf und trabte davon.

Der junge Bursche hielt und hielt die Weide, hielt sie, bis die Nacht kam, und da wurde er hungrig. Als er nun so hungrig war, da dachte er bei sich: Wenn ich sterbe, dann soll auch die ganze Welt untergehen. Ich lasse die Weide fallen.

Er sprang beiseite, sah sich um, aber die Weide blieb stehen, wie sie gestanden hatte. Da dachte er gleich bei sich: Ach, da habe ich mich doch über meine Mutter gewundert, weil sie dem Mann das Geld gegeben hat. Und ich selbst habe ihm sogar noch das Pferd gegeben, damit er die Beutel besser tragen kann!

Der Mann aber kam nach Hause zurück und lachte aus vollem Herzen, als er seine Frau sah.

„Nun, Frau, jetzt kannst du noch ewig und drei Tage leben, denn Dumme gibt es genug auf der Welt!"

117

DIE UNDANKBAREN SÖHNE UND DIE SCHATULLE

Es war einmal ein alter Mann. Er hatte sein Leben gelebt, Gott hatte ihm Kinder geschenkt, er hatte sie großgezogen und jedem seinen Anteil gegeben. Nun lebten sie jeder für sich. Insgesamt hatte der Alte vier Söhne, und jedem hatte er eine Bauernwirtschaft vermacht. Viel hatte ja der Alte nicht gehabt, doch so hatte jeder etwas abbekommen. Der Alte hatte seinen Kindern alles gegeben, und nun dachte er: Meinen Lebensabend verbringe ich bei meinen Kindern.

Zuerst wohnte der Alte bei seinem ältesten Sohn, wie das so üblich ist. Er war der Vater, und wenn sie etwas aßen oder Sachen wuschen oder flickten oder Hemden nähten, immer

wurde er gefragt, ob er etwas brauche. Und so wie der Alte es sagte, so wurde es auch gemacht. Zu Feiertagen gab's ein Gläschen zu trinken, und so lebte der Alte, wie es sich bei einem guten Sohn gehört. Der älteste Sohn behielt also seinen Vater bei sich, aber mit der Zeit veränderte er sich irgendwie, und zuweilen schrie er den Alten sogar an. Bald fühlte sich der Alte bei ihm nicht mehr wohl. Er mochte nicht länger dableiben. So war das eben. Der Sohn wollte ihn nicht mehr bei sich behalten, es reute ihn jeder Bissen Brot für den Alten. Da war nichts zu machen. Der Alte mußte ihn verlassen und zu den jüngeren Söhnen gehen. Ob es da nun besser wurde oder schlechter, bei dem Ältesten konnte er nicht mehr bleiben.

So zog also der Alte zu seinem zweiten Sohn um. Aber auch bei dem fühlte er sich bald nicht mehr wohl. Wenn er sich etwas zu essen nahm, gab's immer gleich Streitigkeiten zwischen seinem Sohn und der Schwiegertochter. Also Streit wegen des Alten? Die Frau setzte ihrem Manne zu:

„Wir haben selber keinen Bissen Brot, und du willst noch alte Leute durchfüttern!"

Der Alte hielt es dort auch nicht mehr aus und ging weiter.

So nahm von den vier Söhnen einer nach dem anderen den Vater bei sich auf, und jedesmal ging der Vater wieder von ihnen fort. Ein Sohn schob ihn immer zum anderen ab.

„Soll er Euch doch bei sich wohnen lassen, Vater!"

Und dann sagte der andere wieder:

„Der hat Euch noch gar nicht bei sich gehabt, Vater", oder: „Dort seid Ihr nur so kurze Zeit gewesen!"

So ging das zwischen den Kindern hin und her. Mein Gott! Es ging dann schließlich so weit, daß keiner mehr den Vater bei sich aufnehmen wollte. Der eine hatte das, der andere jenes, und keiner konnte den Vater bei sich wohnen lassen. Der eine hatte kleine Kinder, der andere eine streitsüchtige Frau, der dritte hatte ein zu kleines Haus, und der vierte war zu arm.

„Geh, wohin du willst, Alter!"

Der Alte aber, der inzwischen grau geworden war wie eine Taube, flehte die Kinder an und weinte, daß es gar nicht zu sagen ist. Es war alles vergebens. Niemand von den Kindern nahm den Alten bei sich auf. Aber irgendwohin mußte man ja mit ihm. Der Alte wehrte sich auch nicht. Sie konnten mit ihm machen, was sie wollten.

Die Söhne kamen zusammen, berieten hin und her und beschlossen, den Alten in die Schule zu schicken.

„Soll unser Vater in der Schule bleiben. Dort kann er sitzen, und dann bringen wir ihm abwechselnd etwas zu essen!"

Das sagten sie dem Alten. Der Alte wollte natürlich nicht in die Schule gehen. Er flehte seine Kinder an und jammerte.

„Ich kann kaum noch etwas sehen", sagte er, „geschweige, daß ich ein Buch lesen kann. Und dann habe ich doch seit meiner Jugend nichts mehr gelernt! Was soll ich auf meine alten Tage mit der Wissenschaft?"

Aber was tun? Er konnte ja nirgends hin, und so mußte er eben doch in die Schule. So besiegten die Kinder den Vater. Na ja, wenn er eben zur Schule mußte, so sollte's schon so sein, wie's die Kinder sagten. Nun gab es wohl in diesem Dorfe gar keine Kirche mit einem Diakon, der die Schule abhielt, und so mußte er noch dazu in ein anderes Dorf zur Schule gehen.

Der Alte ging also dorthin, wo eine Schule war. Unterwegs mußte er durch einen Wald, und in dem Wald traf er einen feinen Herrn, der irgendwohin fuhr. Der Wagen des Herrn holte also den Alten ein, der trat beiseite, grüßte den Herrn und wollte schon weitergehen. Da hörte er, daß man ihn rief. Der Alte ging zu dem Herrn, denn der wollte etwas von ihm. Der Herr stieg aus der Kutsche und fragte ihn, wie und was und wohin. Der Alte riß sich die Mütze vom Kopf und erzählte dem Herrn seine ganze Not. Ihm kamen die Tränen.

„So ein Elend, liebwerter Herr, hätte doch der Herrgott lieber die Kinder verwaist, daß ich nicht mehr wäre. Denn hat das vielleicht schon einer gehört? Vier Söhne habe ich, Gott sei's gedankt. Alle vier haben einen Bauernhof, und da haben sie doch ihren alten Vater in die Schule geschickt. Das hat's wirklich noch nicht gegeben!"

So sprach der Alte vor dem feinen Herrn und erzählte ihm so manches, und der Herr bekam Mitleid mit dem Alten.

„Also, Alter", sagte der Herr, „zum Diakon gehst du nicht. Kehr nach Haus zurück! Ich weiß, deine Kinder werden dich nicht in die Schule zurückschicken. Ich weiß schon, was da zu tun ist. Hab keine Angst, Alter. Weine nicht und gräme dich nicht! Es wird alles so, wie's Gott gibt. Ich weiß schon, was hier geschehen muß."

So tröstete der Herr den Alten. Der Alte wurde richtig wieder froh. Da nahm der feine Herr eine Schatulle, so eine richtige Schatulle, wie die reichen Herren sie haben. Dort haben sie immer ihr Geld drin. Er schaute sie an, sie war schön, und drinnen war sicherlich viel Geld! Der feine Herr nahm die Scha-

tulle und stopfte sie voll Glas. Er füllte die ganze Schatulle damit, machte sie wieder zu und gab sie dem Alten.

„Nimm das, Alter, und geh zu deinen Kindern. Ruf deine vier Söhne zusammen und sag zu ihnen: ‚Meine lieben Söhne! Als euer ältester Bruder noch ein Kind war, da war ich auch noch jung, da habe ich dieses und jenes gemacht und habe ein bißchen Geld zusammengespart. Da habe ich mir gedacht, ach, das werde ich nicht ausgeben, denn man weiß ja nie, wie's noch kommt. Und da, meine lieben Kinder, bin ich in den Wald gegangen und habe die Kopeken unter einer Eiche vergraben. Ich habe mich nicht weiter um das Geld gekümmert, aber als ihr mich in die Schule geschickt habt, da bin ich durch diesen Wald gegangen, und da denke ich so bei mir: Hier habe ich doch einmal Geld vergraben, mal sehen, vielleicht wartet es noch auf seinen Besitzer. Und nun habe ich es euch gebracht, liebe Kinder. Nehmt es euch aber erst, wenn ich gestorben bin! Nach meinem Tode werdet ihr darüber nachdenken, wer mir am meisten geholfen hat. Wer mich bei sich wohnen läßt und wem es nicht leid tut um ein Hemd für mich oder um einen Bissen Brot, der bekommt das meiste Geld. Nehmt mich also bitte auf, meine lieben Kinder, und habt vielen Dank. Teilt euch das, was darin ist. Es ist doch nicht schön, zu den Leuten zu gehen und sich für Geld von jemandem ernähren zu lassen!'"

Der Alte kehrte also mit der Schatulle zu seinen Kindern zurück, und er schlürfte nun durchs Dorf, mit der Schatulle unter dem Arm. Da konnte man gleich sehen, daß der Alte in einem guten Wald gewesen war! Es heißt ja, alte Leute wissen so manches. Wenn er die Schatulle unter dem Arm trug, mußte das doch irgendwie seine Bewandtnis haben. Die hatte er doch irgendwoher! Als der Alte wieder im Dorfe auftauchte, da lief ihm die Frau des ältesten Sohnes bereits entgegen und lud ihn in das Haus ein:

„Ohne Euch vertragen wir uns nicht mehr. Unsere Hütte ist ganz verödet!"

Und was sie nicht alles noch zusammenredete!

„Kommt zu uns, Väterchen, ruht Euch aus. Ihr seid weit fort gewesen, und nun seid Ihr müde."

Als die Brüder sich versammelt hatten, da erzählte ihnen der Vater, wie der liebe Gott es ihm eingegeben hatte. So erwähnte er auch sein Geld. Die Kinder waren gleich wie umgewandelt. Was war nur mit ihnen geschehen? Jeder schaute auf die Schatulle.

„Da ist vielleicht Geld drin!" sagten sie. „Hört nur, was der Vater sagt!"

„Wenn ihr mich behaltet, habt ihr auch Geld."

Die vier Brüder wußten einfach nicht, wie sie den alten Vater aufnehmen sollten. Sie verhätschelten ihn wie einen feinen Herrn, der Alte freute sich und gab die Schatulle nicht aus der Hand, wie ihm der Herr geraten hatte.

„Nach meinem Tode gehört euch alles. Jetzt gebe ich es euch aber noch nicht, denn wer weiß? Ich habe ja gesehen, wie ihr mich alten Mann aufgenommen habt, als ich nichts mehr hatte. Das hier gehört alles euch, keinem anderen. Nur euch. Laßt mich aber erst sterben!"

Nun nahmen die Kinder ihren Vater bei sich auf. Ja, nun ging's dem Alten gut! Er brauchte nichts zu tun. Die Schatulle half ihm. Wenn so ein Alter stirbt, müssen die Kinder ihn begraben, sie müssen die Leute zum Leichenschmaus einladen. Wenn alles vorbei ist, müssen sie dem Popen etwas für die Gebete geben, und dann kommt die Gemeinde zusammen, und dann sehen die Leute, welcher Sohn sich am meisten um den Alten gekümmert hat. Der bekommt dann auch das meiste Geld.

Der Alte ging nicht fort von seinen Kindern. Er lebte wie im eigenen Hause. Nun kam auch die Zeit, daß der Alte sterben mußte, aber die Kinder durften noch immer nicht an die Schatulle heran. Sie waren schon ganz gierig danach, aber die Gemeinde hatte schon erfahren, daß der Vater beerdigt wird, und danach sollte das Geld geteilt werden. Zunächst brachten die Brüder die Schatulle in die Kirche. Sie bemühten sich um den toten Vater. Sie brachten ihn unter die Erde, wie's Gott gebietet, sie veranstalteten einen Leichenschmaus, und nichts war ihnen zu viel für den Toten.

„Eine schöne Beerdigung haben sie gemacht!"

Und dann stand der Pope vom Leichenschmaus auf. Alle bedankten sich bei den Söhnen, und der älteste Sohn bat den Popen, vierzig Tage in der Kirche für die Seele des verstorbenen Vaters zu beten. Es war ja der Vater, mag er auch gewesen sein, wie er wollte, aber bei einem Toten zu geizen ist Sünde.

„Nehmt das hier für die Gebete, Väterchen!"

Der Älteste gab etwas, der Jüngste gab etwas, und dann gab jeder noch einmal für zwanzig Tage Gebete, alle vier gaben etwas für die Gebete.

„Und wenn wir das letzte Schaf verkaufen müssen, aber für unseren Vater muß in der Kirche gebetet werden!"

Als nun alles vorbei war, konnte man an das Geld denken. Die Schatulle wurde gebracht. Sie schüttelten sie, und drinnen klirrte etwas. Alle traten an die Schatulle heran, machten sich daran, und — ratsch-ratsch — auf war sie! Nanu — da war ja Glas drin! Die Brüder wollten es einfach nicht glauben, sie wühlten in dem Glas herum und suchten. Es war ihnen schrecklich zumute. Das konnte doch nicht sein, daß in so einer Schatulle, wie der Vater sie irgendwo unter einer Eiche ausgegraben hatte, daß da kein Geld drin war! Da sagten die Brüder:

„Glas hat uns der Vater hinterlassen."

Als sie das sagten, stand einer im Flur, der die Leute bewirtete. Der hörte es und sagte:

„Ach, für euch Dukaten und für mich Glas!"

Die Brüder hätten sich am liebsten geprügelt. Aber da war ja die Gemeinde! Da sahen die Kinder, daß sich der Alte mit ihnen einen Scherz erlaubt hatte.

„Da habt ihr's", sagten sie zueinander. „Da haben wir den Alten in die Schule geschickt! Nun seht ihr, was er in der Schule gelernt hat. Dabei hat er gar nicht so lange gelernt. Na ja, schlecht ist ihm die Schule nicht bekommen! Aber nun ist er ja begraben. Da hast du das Geld, da hast du die Schatulle! Da hast du's mit deiner Schule, lauter Ärger! Der Alte hat uns angeführt. Ins Kloster ist er gegangen, gelernt hat er, der Vater, das hat er!"

So jammerten und jammerten die Brüder. Aber was sollten sie tun? Der Vater war ja begraben!

118

DIE FAULE

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, und sie hatten nur ein einziges Kind — eine Tochter. Die Leute waren wohlhabend, und ihr Kind war schön und artig. Na, da verwöhnten sie es natürlich. Das Kind wuchs auf, und als es groß geworden war, da hatte es außer tanzen nichts weiter gelernt. Als das Mädchen nun heiraten sollte, berieten sich die Eltern. Aber da sie sahen, daß sie selber an allem schuld waren, sagten sie zu jedem Freier:

„Wir geben unserem Kind alles mit, was es braucht. Aber du darfst sie bei dir nichts arbeiten lassen, denn sie kann ja nichts!"

Es kam bald der eine, bald der andere, aber auf so etwas ließ sich keiner ein. Da traf sich der Vater einmal mit einem Freund, vielleicht bei einem Gläschen oder so, und sie kamen ins Gespräch.

„Wie ist das, lieber Freund", sagte der. „Du hast doch eine Tochter, die ist heiratsfähig, und mein Sohn ist es auch. Wollen wir da nicht Gevattern werden?"

„Warum nicht? Die Bedingung ist nur die, daß meine Tochter nicht zum Arbeiten angehalten werden darf, denn sie kann nichts."

„Und wenn man's ihr beibringt?" fragte der Vater des Bräutigams.

„Gut", sagte der Vater des Mädchens. „Aber nicht mit Gewalt, denn sonst wird sie sich bei mir beklagen."

Da überlegte der andere Mann und sagte:

„Gut. Abgemacht. Gott soll uns helfen!"

„Nun, dann schick die Brautwerber!"

Die Brautwerber kamen, und das Mädchen sagte zu. Die Hochzeit wurde gefeiert, eine ganze Woche lang zog der Hochzeitszug von einem zum andern, es wurde gefeiert und gefeiert, wie gesagt, die Leute waren ja wohlhabend, na, und schließlich hatten sie dann doch genug.

Als sie am Morgen aufstanden, ordnete der Vater an: Ein Sohn dahin, der andere dorthin, der dritte auch, die Schwiegertöchter hierhin, die Töchter dahin, und so teilte er jedem seine Arbeit zu. Auch die alte Mutter machte sich an eine Arbeit, die eine Tochter kochte das Mittagessen, und auch die zweite begann irgendeine Arbeit. Aber die junge Schwiegertochter — die saß da, und keiner sagte ihr ein Wort, und sie sagte auch niemandem etwas. Zur Mittagszeit kamen alle zusammen, setzten sich an den Tisch, und der Vater fragte jeden, was er gemacht hätte. Jeder antwortete, aber die eine Tochter schwieg. Da sagte der Vater zu ihr:

„Und du, Töchterchen?"

„Ich habe nichts gemacht, Väterchen", entgegnete sie.

„Nun, da weißt du ja, wie's geht", sagte darauf der Vater.

Sie stand vom Tisch auf, setzte sich auf die Bank an der Schwelle und blieb dort sitzen, und die junge Schwiegertochter wurde von niemandem weiter gefragt. Sie saß am Tisch und aß ihr Mittagsbrot.

Nach dem Mittagsessen ging es erneut an die Arbeit. Zum Abendessen kamen wieder alle zusammen, und der Vater befragte wieder alle. Dieses Mal hatte die zweite Tochter nichts getan, und sie bekam kein Abendbrot. Die junge Schwiegertochter sah sich das alles an und hörte zu (natürlich, sie war ja neu in der Familie), und dann fragte sie ganz leise eine ihrer Schwägerinnen:

„Macht man das immer so bei euch, Herzchen?"

„Ja, Schwesterchen", sagte die Schwägerin.

„Aber warum werde ich denn nicht gefragt, was ich gemacht habe?"

„Weil du bei uns noch Gast bist, Herzchen."

Na ja, es verging noch ein Tag, vielleicht auch zwei, und da bekam auch die Mutter kein Mittagsbrot oder Abendbrot, na, und die junge Schwiegertochter sah sich das alles so an (sie wußte ja nicht, daß alles so verabredet war), und als sie am Morgen aufstand, fragte sie ihre Schwiegermutter:

„Was soll ich denn machen, liebe Schwiegermutter?"

„Nimm den Besen, Töchterchen, und fege die Stube und den Flur!"

Die junge Frau fegte aus. Na, und dann kam das Mittagessen, und der Vater fragte wieder jeden, und als sie sah, daß sie nicht gefragt wurde, da meldete sie sich von selber:

„Und ich, Väterchen, ich habe die Stube und den Flur gefegt."

„Oh, mein liebes Kind", sagte der Vater. „Dich frage ich doch nicht. Ich weiß doch, daß du aus einem guten Hause bist und kluge Eltern hast und deine Zeit nicht vertrödelst. Deshalb frage ich dich gar nicht erst."

Nach dem Mittagessen machten sich alle wieder an die Arbeit, und die junge Frau fragte die Mutter wieder, was sie tun sollte. Da schickte sie die Mutter zum Wassertragen. Sie brachte das Wasser. Vor dem Abendessen streichelte sie der Vater und küßte sie auf die Stirn. Am nächsten Tag tat sie wieder etwas, am dritten auch, und allmählich, nach und nach, lernte sie auch Mittagessen kochen und dann sogar, wenn sie angeleitet wurde, Brot backen. Sie liebte ja ihren Mann, und die ganze Familie war freundlich zu ihr und brachte ihr mit gutem Beispiel das Arbeiten bei.

So nach einer Woche oder zwei sagte ihre leibliche Mutter zum Vater:

„Du solltest mal gehen, Alter, und nach unserem Kinde sehen. Ich bin schon ganz krank, aber dir ist es wohl gleich, daß dein Kind in ein fremdes Haus gekommen ist, und Gott weiß, wie sie sich dort eingewöhnt!"

Da sagte der Alte:

„Da hast du vielleicht recht."

Er zog sich also an und machte sich auf den Weg. Er mußte aber in ein anderes Dorf gehen. Der Vater kam dorthin, und da traf er doch seine Tochter dabei an, wie sie selber Mittag-

essen kochte. Sie freute sich natürlich, daß er gekommen war, begrüßte ihn, ließ ihn Platz nehmen und machte sich dann wieder an die Arbeit. Sie hantierte so geschickt mit all den Töpfen und Ofengabeln herum, daß sich ihr Vater nur so wunderte.

Da fragte er sie:

„Geht es dir denn gut, Töchterchen?"

„Ja, Väterchen."

„Du kannst wohl schon Mittagessen kochen?"

„Ja, Väterchen. Das ist nämlich bei uns so", fügte sie hinzu, „wer nicht arbeitet, der bekommt auch nichts zu essen."

„Na, mein Kind, jeder hat so seine Ordnung", entgegnete der Vater, „da bist du sicherlich fast vor Hunger gestorben, bevor du dich ans Arbeiten gewöhnt hast?"

„Nein, Väterchen. Mich hat niemand gedrängt. Es ging so nach und nach."

„Nun gut, mein Kind."

Als der Schwiegervater sah, daß der Vater gekommen war, wartete er ein Weilchen — soll er sich noch ein bißchen mit seiner Tochter unterhalten! —, und dann kam er auch in die Stube. Der Vater des Mädchens hatte ihn kommen sehen, und da nahm er einen Kittel, den die Burschen mit Schlamm bespritzt hatten, der aber schon wieder getrocknet war, und er drückte, wie er so auf der Bank saß, den Schmutz heraus. Der Hausherr kam herein, sie begrüßten sich brüderlich, setzten sich wieder, und da nahm der Gast wieder den Kittel, drückte und schüttelte ihn aus, und da sagte der Hausherr:

„Was macht Ihr denn da, Schwiegervater? Laßt das mal sein!"

„Ihr habt ja recht, Schwiegervater. Wenn ich aber doch heute noch kein Mittagessen gegessen habe?"

„Ja, ja, Schwiegervater, so ist das schon immer bei mir, und Gott sei Dank bin ich gut damit gefahren."

„Aber natürlich, Schwiegervater. Jeder hat seine Ordnung, und wenn sie gut ist, warum sollte ich sie dann stören?"

119

DER GELDBEUTEL

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, und sie hatten ein Paar Ochsen, und ihre Nachbarn hatten einen Wagen. Wenn nun Sonntag oder Feiertag war, nahm einer die Ochsen und den Wagen und fuhr los, in die Kirche oder zu Besuch, und den nächsten Sonntag dann der andere, und so wechselten sie sich immer ab.

Da sagte einmal die Frau des Mannes, dem die Ochsen gehörten:

„Nimm die Ochsen und verkauf sie, und dann kaufen wir uns ein Pferd und einen Wagen, und dann werden wir selber in die Kirche und zu unseren Verwandten fahren. Sieh mal, unser Nachbar braucht seinen Wagen nicht zu füttern, wir aber müssen unsere Ochsen füttern."

Der Mann legte den Ochsen ein Seil um die Hörner und zog mit ihnen los. Wie sie so gingen, holte ihn ein Mann mit einem Pferd ein.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Was willst du mit den Ochsen machen?"

„Verkaufen."

„Tausch sie mir gegen mein Pferd!"

„Gut."

Er tauschte das Pferd ein, setzte sich darauf und ritt davon.

Als er ein Stück geritten war, traf er einen Mann mit einer Kuh.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Was willst du mit dem Pferd machen?"

„Verkaufen."

„Ich gebe dir die Kuh dafür."

„Gut."

Er nahm die Kuh und trieb sie weiter, und da weideten auf einem Felde Schweine und Schafe. Er tauschte seine Kuh gegen ein Schwein ein und dann gegen ein Schaf, und dann wollte er schnell nach Hause. Das war ein schönes Schaf, auf einmal aber — hast-du-nicht-gesehen! — war da ein riesig großer Fluß, und darauf waren unzählig viele Gänse. Er trat näher, kam mit den Leuten ins Gespräch, tauschte das Schaf gegen eine Gans, ging am Fluß entlang und kam in ein Dorf. Dort traf er eine Frau, und die sagte:

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Ich gebe dir einen Hahn für die Gans."

„Gut."

Sie tauschten. Er ging weiter, und da holte ihn ein Mann ein und fragte:

„Zu verkaufen?"

„Ja."

„Ich gebe dir einen Geldbeutel dafür."

„Gut."

Er nahm den Geldbeutel für den Hahn und wollte eiligst nach Hause. Und da war wieder ein großer Fluß. Am Ufer stand eine Fähre, da mußte man bezahlen, er aber hatte nicht eine Kopeke.

„Fahrt Ihr mich hinüber? Ich gebe Euch meinen Geldbeutel dafür."

„Steig ein!"

Er fuhr ans andere Ufer.

Da standen Fuhrleute. Sie fragten ihn aus, und als er erzählte, daß er für die Überfahrt den Geldbeutel gegeben hatte, da lachten sie ihn aus.

„Was wird wohl deine Frau mit dir machen?" sagten sie.

„Gar nichts! Sie wird sagen, Gott sei Dank ist er wieder lebend zurückgekommen."

Da wetteten sie. Wenn die Frau das sagte, wollten die Fuhrleute ihm zwölf Fuhrgespanne geben und die Peitschen dazu. Sie wählten gleich einen aus und schickten ihn zu der Frau. Er kam also hin.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

„Hast du nichts von deinem Alten gehört?"

„Nein."

„Der hat die Ochsen gegen ein Pferd eingetauscht."

„Das ist gut. Ein Wagen ist ja nicht so teuer. Den bekommen wir schon irgendwie."

„Und dann hat er das Pferd gegen eine Kuh eingetauscht."

„Das ist noch besser. Da haben wir Milch."

„Und die Kuh hat er gegen ein Schwein eingetauscht."

„Das ist auch gut. Da kriegen wir Ferkel."

„Und das Schwein hat er gegen ein Schaf eingetauscht."

„Auch das ist gut. Da haben wir kleine Lämmer und schöne Wolle. Und ich habe zur Fastenzeit etwas zum Spinnen."

„Und das Schaf hat er gegen eine Gans eingetauscht."

„Das ist auch gut. Da haben wir Ostereier und Federn."

„Und die Gans hat er gegen einen Hahn eingetauscht."

„Oh, das ist ja noch besser. Wenn der Hahn am Morgen kräht, wird er uns zur Arbeit wecken."

„Und den Hahn hat er gegen einen Beutel eingetauscht."

„Das ist auch schön. Wenn wir etwas verdienen, er oder ich, werden wir es in den Beutel legen."

„Und den Beutel hat er für die Überfahrt gegeben."

„Na, Gott sei Dank, daß er wenigstens selber heil zurückkommt."

Da konnten die Fuhrleute nichts machen, und sie gaben ihm die zwölf Fuhrgespanne.

120

DER ZIGEUNER ALS SCHNITTER

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte einen Zigeuner als Gevatter, und den bat er, zu ihm mähen zu kommen.

Der Zigeuner sagte zu ihm:

„Wer kommt denn mit, Gevatter?"

„Ich gebe dir einen Tagelöhner mit", sagte der Bauer.

Darauf der Zigeuner:

„Ich komme, Gevatter, aber dein Tagelöhner muß alles machen, was ich ihm sage. Was gibt es denn bei dir zu essen, Gevatter?"

„Ich gebe dir Brot und Speck und ein Glas Branntwein am Morgen, zu Mittag und am Abend und fünfzig Kopeken dazu."

„Einverstanden."

Zu dem Tagelöhner sagte der Bauer:

„Du machst alles, was der Zigeuner von dir verlangt, also arbeiten und so!"

Sie kamen aufs Feld und gingen den ersten Heuschlag entlang bis zur Hälfte des Ackers, und da stand eine breit ausladende Ulme. Als sie zu der Ulme kamen, fragte der Zigeuner den Tagelöhner:

„Was kann man am besten unter dieser Ulme machen?"

Darauf der Tagelöhner:

„Zu Mittag schläft's sich gut im Schatten."

Da sagte der Zigeuner:

„Na, komm, legen wir uns ein bißchen hin!"

Sie legten sich schlafen. Als sie aufwachten, sagte der Zigeuner:

„Steh auf, Iwan, und schau mal nach, was die Leute machen!"

Iwan sah nach und sagte:

„Sie haben gearbeitet und gearbeitet, und jetzt essen sie Mittagbrot."

Da sagte der Zigeuner zu dem Tagelöhner:

„Was denn, sind wir etwa keine Leute? Komm, wir essen auch Mittagbrot. Gib den Speck her!"

Nachdem sie gegessen hatten, sagte der Zigeuner wieder:

„Schau doch mal nach, Iwan, was die Leute machen!"

Da sagte Iwan:

„Was die Leute machen? Die sind fertig mit Essen und ruhen sich jetzt aus."

Da sagte der Zigeuner:

„Sind wir etwa keine Leute, hä? Laß uns auch schlafen."

Sie legten sich hin und ruhten sich bis zum Nachmittag aus. Als sie aufgewacht waren, sagte der Zigeuner wieder zu Iwan:

„Sieh doch mal nach, was die Leute machen, Iwan!"

„Die sind jetzt müde und wollen vespern."

Da sagte der Zigeuner:

„Was denn, sind wir etwa keine Leute? Gib den Speck her, wir wollen auch vespern."

Nachdem sie gevespert hatten, sagte der Zigeuner:

„Steh auf, Herr Bruder, und dann wollen wir mal sehen, ob wir viel gemäht haben. Und dann wollen wir gehen und noch ein bißchen mähen."

Sie gingen wieder einen Heuschlag entlang, und da sagte der Zigeuner zu Iwan:

„Iwan, sieh mal nach, was die Leute machen!"

Da sagte der Tagelöhner:

„Was sie machen? Sie sind fertig mit Mähen. Gott hat Abend werden lassen, und nun gehen sie nach Hause."

Da sagte der Zigeuner:

„Sind wir denn keine Leute? Komm, wir gehen auch nach Hause!"

Sie kamen nach Hause, und der Bauer fragte:

„Habt Ihr gut gemäht, Gevatter?"

Da sagte der Zigeuner:

„Wir haben viel geschafft! Da brauchen wir drei Leute zum Heumachen!"

Nachdem der Zigeuner Abendbrot gegessen hatte, ging er nach Hause. Der Bauer nahm sein Pferd und ritt zur Nacht hinaus, um nachzusehen, ob viel gemäht worden war. Als er zu den Heuschlägen kam, griff er sich an den Kopf. Er kam nach Hause, stand am frühen Morgen auf, lief zu dem Zigeuner und sagte:

„Gevatter, kommt Ihr heute wieder zu mir mähen?"

Da sagte der Zigeuner:

„Ja, ich komme, Gevatter. Wer geht denn alles?"

Da sagte der Bauer:

„Ich, der Tagelöhner und Ihr, Gevatter."

Da fragte der Zigeuner:

„Und was gibt's zu essen?"

„Ich gebe Euch wieder ein Glas Branntwein zum Morgen, zum Mittag und zum Abend, und dann sage ich meiner Frau, sie soll ein Huhn kochen und es zu Mittag aufs Feld bringen, und Semmeln dazu."

„Einverstanden!"

Dann ging er wieder nach Hause, frühstückte gut mit seinem Tagelöhner, bevor der Zigeuner kam, und sagte zu seiner Frau:

„Genau zu Mittag bringst du uns das Essen. Geh aber ganz langsam, auch wenn ich dir zuwinke, beeilst du dich nicht! Ich nehme dann die Sense über die Schulter, komme dir entgegengelaufen, tue so, als wollte ich dich schlagen, du aber lauf über den Hügel in die Schlucht und wirf die Töpfe auf die Erde! Ich werde dir nachlaufen, und der Tagelöhner wird mir nachlaufen. Wir werden dich einholen, und dann werden wir Mittag essen, und der Zigeuner wartet so lange."

Sie gingen also aufs Feld und mähten. Sie mähten bis zum Mittag, und der Zigeuner hatte schon großen Hunger und sagte:

„He, Gevatter, jetzt müßten wir aber etwas essen!"

Da sagte der Gevatter:

„Das ist mir ein durchtriebenes Weib. Ich habe ihr doch gesagt, sie soll uns frühzeitig das Mittagessen bringen, und sie läßt sich immer noch nicht sehen!"

So mähten sie noch ein Weilchen, und da sahen sie, wie die Bäuerin das Essen brachte. Da sagte der Zigeuner:

„He, Gevatter, da kommt das Mittagessen endlich!"

Der Gevatter aber entgegnete:

„Na, wenn die kommt, der gebe ich's vielleicht!"

Und er schrie ihr entgegen:

„Komm nur schneller!"

Als sie seine Stimme hörte, ging sie noch langsamer. Da sagte der Bauer:

„Wenn ich die kriege, verprügele ich sie aber!"

Da sagte der Tagelöhner:

„Laßt doch, Herr. Soll sie erst das Essen bringen, und dann gebt Ihr ihr eine Tracht Prügel."

Der Bauer griff nach der Sense und sagte:

„Nein, ich gehe jetzt und geb's ihr gleich!"

Der Bauer lief mit der Sense vornweg und der Tagelöhner hinterher.

„Bei Gott, Herr, was macht Ihr da? Laßt die Herrin am Leben und begeht keine Sünde!"

Als die Bäuerin ihren Mann mit der Sense kommen sah, warf sie die Töpfe auf die Erde und lief über den Berg. Dann setzte sie sich hin und wartete. Die beiden kamen und aßen ordentlich zu Mittag. Der Zigeuner kam zu der Stelle gelaufen, wo die Töpfe zerschlagen waren, und darin las er die paar Bohnen oder Rüben auf, die da so waren, und aß sie.

Dann kamen die beiden wieder zurück, und der Zigeuner fragte:

„Na, Gevatter, hast du sie nicht eingeholt?"

Da sagte der Bauer:

„Nein! Zum Teufel nochmal, die ist über den Berg gelaufen, und dann war sie auf einmal verschwunden!"

Da sagte der Zigeuner:

„Ja, Gevatter, so hättest du das nicht machen dürfen. Du hättest sie erst mit dem Essen herankommenlassen sollen, und dann hättest du's ihr geben sollen, wie sie's verdient."

Da sagte der Bauer:

„Na, das kriegt sie am Abend! Ja, Gevatter, ich bitte dich um Verzeihung. Laß uns wenigstens noch bis zum Nachmittag mähen!"

Sie machten sich wieder ans Mähen, der Zigeuner aber war ordentlich erschöpft und konnte nicht mehr mit. Da bat er seinen Gevatter:

„He, Gevatter, habt Erbarmen. Laßt uns nach Hause gehen, sonst ist's um uns geschehen!"

Gott ließ Abend werden, und sie kamen nach Hause. Die Frau hatte inzwischen Quarkkeulchen gebacken und ein Huhn geschlachtet und es gekocht. Vorher schenkte sie aber Molke ein. Der Bauer aß nur ein bißchen und zeigte den Löffel. Der Tagelöhner auch. Der Zigeuner aber hieb ordentlich 'rein, denn er hatte ja kein Frühstück gegessen und war ausgehungert. Als sie die Molke getrunken hatten, brachte die Bäuerin saure Milch auf den Tisch. Auch diesmal aß der Bauer nichts, und der Tagelöhner zeigte nur den Löffel, der Zigeuner aber aß sich ordentlich satt. Dann setzte ihnen die Bäuerin die Quarkkeulchen und das Huhn vor. Jetzt aßen auch der Bauer und der Tagelöhner, der Zigeuner aber riß nur die Augen auf, schaute sich das Huhn und die Quarkkeulchen an und sagte zu der Gevatterin:

„Ach, Gevatterin, kochen könnt Ihr. Aber wie man's auf den Tisch bringt, wißt Ihr nicht."

Da sagte der Gevatter:

„Eßt nur, Gevatter!"

Darauf der Zigeuner:

„Danke, Gevatter! Ich habe schon gegessen."

Da bat ihn der Gevatter wieder:

„Kommt morgen wieder zum Mähen, Gevatter!"

Darauf der Zigeuner:

„Ach, Gevatter, gebt mir wenigstens drei Rubel, und morgen komme ich nicht wieder!"

121

DIE SCHWATZHAFTE CHWESKA

Es gibt doch nichts Schrecklicheres, als wenn jemand seine Zunge nicht im Zaume halten kann! Und am schlimmsten ist das mit den Frauen! Kaum haben sie etwas gehört, ist es gleich im ganzen Dorf herum.

„Ach, liebe Gevatterin, denkt Euch nur, was ich gehört habe! Aber sagt es bitte niemandem weiter! Das darf nämlich außer Euch niemand wissen!"

Und dann geht es los! Und nachdem's die Gevatterin gehört hat, sagt die's der zweiten, die der dritten, und die dritte der fünften und der zehnten, und so haben dann bald alle erfahren, was niemand wissen darf.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, Petro und Chweska. Eine schöne Frau war die Chweska, alles was recht ist, nur eben etwas zu flink mit der Zunge. Alles, was ihr Mann ihr erzählte, das trug sie gleich herum. Der konnte man nichts erzählen! Ihr Mann hatte sie oft schon beschworen und ihr zugeredet und mit ihr geschimpft — nichts hatte geholfen!

Nun fuhr der Petro einmal pflügen, und da fand er doch beim Pflügen Geld. Einen ganzen Schatz. Das war aber noch zur Leibeigenenzeit. Er dachte: Wenn das der Verwalter erfährt, nimmt er's mir weg. Und erfahren tut er's, denn vor Chweska kann man ja nichts verbergen. Die trägt es im ganzen Dorf herum. Was tun?

Er überlegte und überlegte, der Ärmste, und da kam er auf einen Gedanken. Ich muß meine Frau von dieser dummen Gewohnheit abbringen, sagte er sich. Das Geld darf mir nicht verlorengehen!

Er nahm also das Geld, brachte es nach Hause, versteckte es und sagte seiner Frau kein Wort. Am nächsten Tag fuhr er auf den Markt. Dort kaufte er fast einen ganzen Sack voll Brezeln und einen totgeschossenen Hasen. Auf der Rückfahrt

fuhr er am Fluß vorbei, zog aus den Fischsäcken und den Reusen die Fische und legte dafür den Hasen hinein.

Die Fische brachte er in den Wald und verstreute sie unter den Büschen, die Brezeln aber hängte er an den Birnbaum, der am Waldesrand stand. Dann fuhr er nach Hause. Nach dem Mittagessen sagte er zu seiner Frau:

„Komm, Frau, wir gehen in den Wald und sehen mal nach, ob da nicht irgendwo Fische herumstinken. Die nehmen wir uns dann mit."

Da sagte Chweska:

„Du bist wohl närrisch, Mann! Seit wann gibt's denn Fische im Wald?"

„Doch, das gibt's", sagte Petro. „Heute hat's im Wald so gerochen. Da können wir Fische sammeln gehen. Na, komm schon!"

Chweska glaubte ihm zwar nicht, ging aber trotzdem mit. Sie kamen in den Wald, und da lagen doch wirklich unter diesem oder jenem Busch Fische.

Da sagte Petro:

„Na, Chweska, habe ich's dir nicht gesagt?"

„Das ist ja eigenartig!" sagte sie da. „Seit ich zur Welt gekommen bin und getauft worden bin, habe ich so was noch nicht gesehen."

„Na gut", sagte Petro. „Jetzt gehen wir mal an den Fluß, ob die Fischsäcke oder die Reusen nicht inzwischen einen Hasen gefangen haben."

„Du bist wohl völlig närrisch geworden, Mann?" sagte Chweska da. „Seit wann werden denn Hasen mit Fischnetzen gefangen?"

„Du hast recht. Aber du hattest ja auch vorher noch nie Fische im Wald gesehen, und doch gibt's dort welche. Komm nur", sagte er.

Sie gingen. Als sie an den Waldesrand kamen, stand dort der Birnbaum mit einer Menge Brezeln, mit so vielen Brezeln dran, daß sich die Zweige bogen. Da schrie Chweska:

„Mann, Mann! Sieh mal — Brezeln am Birnbaum!"

„Das sehe ich", sagte ihr Mann da. „Na und?"

„Seit wann wachsen denn Brezeln am Birnbaum? Wachsen etwa solche Brezeln am Birnbaum?"

„Natürlich nicht", sagte er. „Aber da hat sicherlich eine Brezelwolke den Wald gestreift, und da sind sie hängengeblieben."

„Na komm, Mann, schütteln wir sie ab!"

Sie schüttelten sie ab und gingen zum Fluß. Petro zog einen

Fischsack heraus — nichts drin, dann einen zweiten — wieder nichts. Dann zog er eine Reuse heraus, und da lag doch der Hase drin.

„Du meine Güte!" schrie Chweska da auf. „Ein Hase in einer Reuse! Seit ich zur Welt gekommen bin und getauft worden bin, habe ich so was noch nie gesehen!"

„Na und!" sagte Petro darauf. „Dann siehst du's eben jetzt! Komm nach Hause, es ist schon spät."

Sie sammelten alles ein und gingen. Sie kamen nach Hause, und da begann die Frau:

„Das war ja ein Tag, Mann! Seit ich zur Welt gekommen bin und getauft worden bin, habe ich so was noch nie gesehen: Fische im Wald, Hasen im Fischnetz, Brezeln am Birnbaum!"

„Das ist noch gar nichts", sagte Petro da. „Ich habe heute Geld gefunden. Das ist erst etwas!"

„Das kann nicht sein!"

„Doch!"

„Wo ist es denn, Mann?"

„Hier", sagte er und zog das Geld heraus.

„Jetzt sind wir aber reich, Mann!"

„Ja", sagte Petro, „aber nicht lange. Denn wenn's der Verwalter erfährt, nimmt er's mir gleich weg."

„Ja", sagte die Frau da. „Aber wie soll er's denn erfahren? Ich sag's doch niemandem!"

„Paß nur auf, Frau, und sag es niemandem, denn sonst geht's uns schlecht. Sag auch niemandem, was wir im Wald und im Fluß gefunden haben, denn wenn's die Leute erfahren, erraten sie auch, daß ich das Geld gefunden habe."

So sprach Petro im Scherz, Chweska aber sagte:

„Gut, ich sage es niemandem auf der Welt!"

Am Nachmittag hörte man Lärm im Dorf.

„Was ist denn da los, Mann?" fragte Chweska.

„Ich gehe und sehe mal nach. Du aber sieh und höre nichts Schlechtes!" sagte Petro.

Darauf Chweska:

„Na, nun sag's mir doch, mein lieber Petryk!"

„Ach, nichts weiter", sagte ihr Mann darauf. „Unser Verwalter hat dem Gutsbesitzer Würste gestohlen, und jetzt wird er durchs Dorf geführt und mit den Würsten geprügelt, damit er nicht wieder stiehlt."

Das hatte sich ihr Mann nur so aus Spaß ausgedacht, Chweska aber glaubte es ihm.

„Mein Gott, da laufe ich mal schnell zur Gevatterin Melanka und erzähle ihr das", sagte Chweska und sprang auf.

„Geh lieber nicht, sondern bleib zu Hause", sagte ihr Mann. „Du kennst wohl unseren Verwalter nicht? Wenn er erfährt, daß du so etwas über ihn erzählst, frißt er dich auf und mich dazu."

Chweska gehorchte und ging nicht. So mußte sie schweigen und durfte einen oder zwei Tage lang nichts von dem Geld sagen. Dann aber hielt sie es doch nicht mehr aus. Sie mußte einfach von ihrem Glück erzählen! So lief sie zur Gevatterin Melanka. Sie kam hin, sagte guten Tag und setzte sich. So saß sie nun und wollte gern erzählen, aber sie hatte Angst. Schließlich begann sie:

„Ein Unglück ist das auf dieser Welt, besonders für uns Arme. Da wollte ich mir doch zum Fest neue Schuhe machen lassen, aber ich weiß nicht wovon."

Da sagte Gevatterin Melanka mehr so zu sich selber:

„Was wahr ist, ist wahr, liebe Gevatterin, das meine ich."

Chweska aber ließ sie gar nicht erst aussprechen, sondern fing gleich wieder an.

„Na ja, wenn's Gott gibt, sind wir bald vielleicht nicht mehr so arm."

„Wieso?" fragte Gevatterin Melanka und spitzte die Ohren.

„Ach, liebe Gevatterin, ich weiß nicht, wie ich's Euch sagen soll."

„Sagt's nur, sagt's nur", redete Gevatterin Melanka ihr zu.

„Ach, ich weiß nicht, wie ich's sagen soll, denn das ist etwas, da hat mir mein Mann gesagt, ich soll es niemandem, aber auch wirklich niemandem erzählen."

„Ach, du meine Güte! Bin ich denn so eine Schwatzliese? Ich schweige wie eine Wand!" sagte Gevatterin Melanka.

„Nun, liebe Gevatterin", sagte Chweska, „Euch sage ich's noch. Aber sagt's bitte, bitte niemandem weiter!"

Na, und dann tuschelten sie von dem Geld.

Kaum war Chweska aus der Stube, zog Gevatterin Melanka ihr Kleid über und lief zur Gevatterin Priska.

„Ach, liebe Gevatterin, habt Ihr schon gehört?"

Es war gerade an einem Feiertag, und Gevatterin Priska kam zu Gevatterin Maryna, und bei der saß gerade Gevatterin Jawdocha, na und da war das Gerede schon fertig. Alle redeten nur noch von Petros Geld.

An dem Tag hatte sich Petro gerade mit Chweska gezankt und sie ordentlich ausgeschimpft. Da sagte sie:

„Na warte nur, du —! Paß nur auf!"

Und sie lief los und trug es im ganzen Dorf herum, daß ihr Mann sie ausgeschimpft und sie fast geschlagen hat und daß er Geld gefunden hat und daß er es im Hause versteckt hält und so weiter —.

Nach ein oder zwei Tagen wurde Petro ins Kontor bestellt, zum Verwalter. Der fuhr gleich über ihn her wie mit einem nassen Läppen:

„Sag mal, du hast Geld gefunden?"

„Nein", sagte Petro. „Ich habe keins gefunden."

„Wieso nicht? Deine Frau erzählt es doch!"

„Und was soll das heißen, Herr, wenn das meine Frau erzählt? Meine Frau ist nicht ganz bei Verstand, die faselt Sachen, die gibt's gar nicht."

„Hast du nun welches gefunden oder nicht?" sagte der Verwalter. „Holt mal seine Frau her!"

Da holten sie gleich die Chweska. Der Verwalter fragte sie:

„Hat dein Mann Geld gefunden?"

„Ja, lieber Herr", sagte sie. „Ja."

„Na, was meinst du dazu?" fragte der Verwalter darauf Petro.

„Ach, Herr", sagte er. „Die faselt doch alles mögliche zusammen. Fragt sie lieber, wann das gewesen ist."

„Wann war denn das?" fragte der Verwalter.

„Hm, wann? Ja, das war, als es im Wald so gerochen hat und wir in den Wald Fische sammeln gegangen sind und unter jedem Busch Fische gefunden haben."

„Und was hast du noch zu sagen?" fragte Petro.

„Ach, jetzt kannst du dich nicht mehr herausreden! Das war nämlich an dem Tage, als wir die Fische im Wald gesammelt haben und die Brezelwolke vorbeigekommen war und wir im Walde Brezeln von den Bäumen geschüttelt haben und der Hase im Fischnetz lag."

„Nun hört Euch das nur an, Herr", sagte Petro. „Was die so zusammenfaselt. Laßt Euch von ihr mal ganz genau erzählen, wann und wie das war."

„Hach, wann und wie! Das war nämlich an dem Abend, gnädiger Herr, als Ihr durchs Dorf geführt wurdet —."

„Warum soll ich denn durchs Dorf geführt worden sein?" fragte der Verwalter da.

„Na, das war doch —. Verzeiht, Herr, aber wenn Ihr schon fragt, muß ich's ja erzählen. Also das war, als man Euch mit

den Würsten geschlagen hat, die Ihr beim Gutsherrn gestohlen hattet."

Da schrie sie der Verwalter aber an:

„Du Schwätzerin! Wie kannst du es wagen, so etwas zu mir zu sagen? Nehmt sie und peitscht sie ordentlich aus, damit sie nicht wieder solchen Unsinn faselt!"

Da setzte sich aber Petro für sie ein und sagte, sie sollten ihr nichts tun, sie sei doch nicht ganz bei Verstand.

Der Verwalter überlegte und überlegte, na ja, sie war ja wirklich etwas dumm, und er ließ sie laufen.

So gingen sie nun zu zweit los, Chweska und Petro. Er lachte sich eins in seinen Bart, sie aber ließ den Kopf hängen und bereute, daß sie so einen Unsinn angestellt hatte. Sie kamen nach Hause, und sie weinte.

„Ach, wie du mich 'reingelegt hast!"

„Chweska, meine liebe Frau!" sagte Petro darauf. „Nicht ich habe dich 'reingelegt, sondern du dich selber! Wenn du nicht wieder so dumm schwatzt, geschieht dir nichts. Jetzt aber ärgere dich nicht, und wir werden uns wieder vertragen."

Und so vertrugen sie sich, und sie lebten in Eintracht und gaben nach und nach das Geld aus. Chweska aber sah ein, daß es schlecht ist, zuviel zu reden, und sie besserte sich. Mit der Zeit hatten sie ihr gutes Auskommen. Aber oft sagte Petro noch zu seiner Frau:

„Na, was meinst du, Chweska, wenn ich dich nicht 'reingelegt hätte, ob wir dann noch in Freiheit wären und ob wir dann so leben würden, wie wir jetzt leben?"

122

DAS MÄRCHEN VON DER TREUEN EHEFRAU

Es war einmal oder auch nicht, da lebte ein Zar. Er hatte einen Sohn, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr ledig blieb und erst mit dreißig heiratete. Er nahm sich ein schönes, einfaches Bauernmädchen. Er lebte in Eintracht mit ihr. Einmal fuhr er in die Stadt, trat in ein Gasthaus ein und traf dort seinen Freund, den Sohn eines Ministers.

Sie begannen allen möglichen Unsinn miteinander zu schwatzen. Der Ministersohn sagte:

„Du brüstest dich damit, daß deine Frau so treu sei. Aber ich werde sie verführen."

„Meine Frau verführst du nie. Wenn du es schaffst, gebe ich dir all mein Hab und Gut. Wenn nicht, gibst du mir deines."

So wetteten die beiden.

„Aber wie erfahre ich denn, daß du bei meiner Frau warst?" fragte der Zarensohn.

„Ich werde dir sagen, was für Zeichen sie auf dem Körper hat."

Der Ministersohn traf das Dienstmädchen der Zarin, als die gerade auf den Hof kam.

Er rief sie zu sich heran und sagte zu ihr:

„Ich gebe dir hundert Taler, wenn du zur Frau des Zarensohns gehst und zu ihr sagst, sie soll mit dir baden gehen. Paß auf, was für Zeichen sie am Körper hat, und bring mir noch ihren Ring!"

Die Zarenfrau war ja selbst eine Bauerntochter gewesen, und so schämte sie sich nicht vor dem Dienstmädchen. Sie gossen einen Bottich voll Wasser und gingen beide baden. Da sah das Dienstmädchen, daß die Zarenfrau am rechten Oberschenkel ein Mal hatte. Darauf ging das Dienstmädchen zu dem Ministersohn, sagte es ihm und gab ihm den goldenen Ring.

Als sich der Ministersohn wieder mit dem Zaren traf, sagte er:

„Dein Hab und Gut bist du los, denn ich war mit deiner Frau zusammen."

„Wenn ich mein Hab und Gut verloren habe, dann nimm es. Ich aber werde in die Welt hinausziehen."

Und der Ministersohn sagte dem Zaren, was für Zeichen seine Frau am Körper hatte, und zeigte ihm auch den Ring.

Der Zar kehrte nach Hause zurück und sagte kein Wort zu seiner Frau, obwohl sie um ihn herumzwitscherte wie eine Schwalbe. Er befahl seinen Dienern, zwei Kähne herzurichten und sie in die Donau zu setzen. Zu seiner Frau sagte er nur:

„Nimm dir etwas zu essen mit!"

Sie setzte sich in den einen Kahn, er in den anderen, und so fuhren sie den Fluß hinunter. Als sie am Ende der Donau angekommen waren, wo sich der Fluß verzweigt, sagte der Zar:

„Fahr du in die eine Richtung, ich fahre in die andere!"

Sie gelangte mit ihrem Kahn in eine Stadt und stieg aus. Sie kaufte sich eine Polizeiuniform und ließ sich Dokumente machen. So wurde sie eingestellt. Sie diente nun ein paar Jahre, und dann ging sie einmal auf den Markt. Da sah sie einen Mann Äpfel verkaufen. Sie dachte: Ich müßte mir mal ein Kilo Äpfel kaufen. Sie ging zu dem Mann, der aber seufzte schwer und sagte:

„Mein Gott, wie konnte ich in eine solche Not geraten!"

Sie fragte ihn aus, und er erzählte ihr alles. Er sagte ihr, daß er die und die dumme Sache gemacht habe. Sie holte aus und schlug ihm ins Gesicht, und dann sagte sie:

„Komm mit!"

Sie brachte ihn zur Polizeiwache.

„Bleib hier sitzen!"

Sie selbst ging in die Stadt und kaufte ihm Kleidung.

„Jetzt gehen wir in dein Reich, und da werden wir deinen Freund fragen, ob er mit deiner Frau zusammen war!"

Sie kamen hin und ließen ihn rufen. Der Polizist fragte den Ministersohn:

„Wie steht es mit deinen Gütern?"

„Die habe ich doch durch eine Scherzwette gewonnen."

„Durch was für eine?"

„Ich habe mit dem Zarensohn gewettet, daß ich ihn überlisten und mit seiner Frau schlafen würde. Aber ich hatte gar nichts mit ihr, sondern ich habe nur durch das Dienstmädchen erfahren, welche Zeichen sie am Körper hat!"

Da ließ der Polizist den Zarensohn rufen.

„Du dummer Mann! Wie konntest du deinem Freund glauben?"

Und der Polizist erhob wieder die Hand und schlug ihm ins Gesicht.

„Weißt du, wer dich schlägt? Ich bin deine Frau! Und ich schlage dich, weil du so dumm bist!"

Der Ministersohn wurde zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt, der Zarensohn aber bekam seine Güter zurück. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

Damit ist das Märchen beendet und erklärt.

123

ANTON DER DIEB

Ein Vater zog einmal mit seinem Sohn des Weges. Da sahen sie einen Mann, der einen Ziegenbock an der Leine führte. Der Sohn sagte:

„Väterchen, den Bock stehle ich!"

„Aber wie denn? Der Mann führt ihn doch an der Hand", sagte der Vater da.

„Ich stehle ihn trotzdem!" entgegnete der Sohn.

Der Sohn zog sich einen Stiefel vom Fuß — der war schon recht zerrissen —, beschmierte ihn mit Straßenkot und legte

ihn auf den Weg, auf dem der Mann mit dem Bock entlangkommen mußte.

Als der Mann zu dem Stiefel kam, nahm er ihn in die Hand und dachte: Wenn da noch ein zweiter wäre, könnte man ihn abwischen. Aber so taugt er nichts. Damit warf er ihn wieder fort.

Da zog der Junge — Anton hieß er — seinen zweiten Stiefel aus und warf ihn auf den Weg. Der Mann kam und freute sich.

„Aha, jetzt habe ich ja auch den zweiten!"

So band er den Bock an eine Weide, die in der Nähe stand, und ging zu dem Stiefel zurück, den er weggeworfen hatte. Anton lief zu dem Bock, band ihn los und brachte ihn nach Hause. Dort wurde der Bock gebraten. Da sagte Anton:

„Ich will als erster mit dem Essen beginnen!"

Als sie alle am Tisch saßen, sagte darauf der Vater:

„Ich bin der Vater, und ich fange als erster an."

Da lief Anton auf die Straße und schrie:

„Ich habe den Bock nicht gestohlen! Vater war's!"

Da erschrak der Vater und zerrte ihn wieder in die Hütte.

„Na, iß schon als erster!"

Nachdem Anton gegessen hatte, nahm er den Kopf des Bokkes und ging in den Weinberg. Dort spießte er den Kopf auf einen Pfahl auf, setzte sich hinter einen Busch und schrie:

„Mäh, mäh!"

Der Besitzer des Bockes hatte in der Nähe zu tun, und als er ihn rufen hörte, kam er in den Weinberg. Da erblickte er den Kopf und sagte:

„Ach, mein armes Böcklein! Warum bist du denn hier?"

Er griff nach dem Kopf und riß ihn ab.

„Ich weiß, wer meinen Bock gestohlen hat", sagte da der Mann und ging zu dem Gutsherrn, um ihm zu melden, daß Anton den Bock gestohlen hatte. Der Gutsherr ließ Anton rufen.

„Hast du den Bock gestohlen?" fragte der Gutsherr.

„Ja!" entgegnete Anton.

„Wenn du so etwas kannst, dann stiehl mir ein Pferd!"

„Mache ich, Herr!"

Der Gutsherr ließ das Pferd von vier Mann an den Füßen halten, zwei hielten die Mähne, einer den Halfter, und einer saß drauf.

Als es den Leuten zuviel wurde, ständig auf das Pferd aufzupassen, schliefen sie ein. Da setzte Anton den, der auf dem Pferde saß, schnell auf einen Tragbalken, denen, die die Füße

hielten, gab er je einen Pfahl in die Hand, den beiden, die die Mähne hielten, gab er je ein Büschel gesponnenen Flachs, dem, der den Halfter hielt, ließ er den Halfter, nahm ihn nur vom Pferd ab und ritt davon.

Als der Gutsherr am anderen Morgen in den Pferdestall kam und sich umsah, da lachte er aber los! Er ließ Anton rufen.

„Hast du das Pferd gestohlen?"

„Ja!"

„Stiehl mir sieben Paar Ochsen!"

„Mache ich, Herr", sagte Anton.

Da befahl der Gutsherr seinen Arbeitern, pflügen zu gehen und den ganzen Tag die Ochsen nicht auszuspannen.

Die Arbeiter fuhren los und pflügten gerade am Waldrand. Anton ging in den Wald und machte ein Geschrei, als ob er sich über etwas wunderte.

„Also, das ist ja ein Wunder! Aber so etwas!"

Da sagten die Arbeiter:

„Was ist denn da los? Geht ihr mal hin, und die eine Hälfte bleibt hier bei den Ochsen."

So ging die eine Hälfte in den Wald. Anton aber ging immer tiefer in den Wald hinein und schrie nur immer:

„Ja, so ein Wunder! So etwas!"

Die Arbeiter folgten ihm nach. Die andere Hälfte wartete und wartete, aber niemand kam zurück.

„Vielleicht ist dort ein großes Wunder, und wir bekommen es nicht zu sehen. Also gehen wir auch!"

Sie gingen. Ein einziger Arbeiter blieb bei den Ochsen. Der wartete und wartete, aber niemand kam zurück.

„Bin ich denn blöd, daß ich nicht auch gehe?"

Und er ging den anderen nach.

Als Anton die Arbeiter tief in den Wald hineingelockt hatte, ging er zu den Ochsen zurück, hackte dem einen den Schwanz ab und steckte ihn dem anderen ins Maul. Den mit dem Schwanz im Maul ließ er bei dem Wagen stehen, aber sechs Paare und den einen trieb er fort.

Die Arbeiter irrten und irrten umher und fanden mit Mühe den Weg zurück. Da sahen sie, daß keine Ochsen mehr da waren. Nur einer, und der hielt einen Schwanz im Maul. Da schimpften sie:

„So ein verfluchter Ochse! Hat alle aufgefressen, daß nur noch der Schwanz übriggeblieben ist!"

Dann fuhren sie zum Gutsherrn und erzählten es ihm. Soundso —.

„Da hat doch Anton die Ochsen gestohlen und einem den abgehackten Schwanz ins Maul gestopft!"

Die Arbeiter schauten nach — tatsächlich, ein Schwanz war abgehackt! Der Gutsherr ließ Anton rufen.

„Hast du die Ochsen gestohlen?"

„Ja, Herr!"

„Stiehl mir meine Frau!"

„Mache ich, Herr!" sagte Anton.

Der Gutsherr legte rings um sich Arbeiter, Arbeiterinnen und ein altes Weib, er selbst aber nahm seine Frau in die Arme, und so schliefen sie alle ein. Anton kam in die Stube, warf zwischen die Arbeiterinnen einen Tiermagen und band ihnen die Haare zusammen. Den Arbeitern klebte er die Haare mit Pech zusammen. Dem Gutsherrn legte er einen Klotz in die Arme, dann nahm er die Gutsherrin und zog mir ihr davon. Als der Gutsherr merkte, daß er einen Klotz in den Armen hielt, schrie er der Alten zu:

„Schnell, schnell, Licht machen!"

Die Alte stand auf, wollte Feuer anmachen, dabei wachten die Arbeiterinnen auf und schrien:

„Du hast ein Kind hier, du Durchtriebene!"

„Du lügst! Du warst es. Bringt ein Kind her, und dann prügelt sie sich auch noch!"

„Hilfe, Hilfe! Schlag nicht! Hat ein Kind gebracht und prügelt noch! Ach, ach!"

Da wachten die Arbeiter auf.

„Du hast alles vollgeschmiert!"

„Du lügst! Du warst es! Ach, und dann streitest du dich auch noch!"

„Ach, ach, schlag mich doch nicht!"

Der Gutsherr dachte, sie seien alle verrückt geworden, und lief aus der Stube.

Inzwischen hatte das alte Weib — wenn auch mit großer Mühe — eine Kerze angezündet. Als sich alle umsahen, lachten sie.

Der Gutsherr ließ gleich nach Anton schicken. Anton kam.

„Hast du meine Frau gestohlen?" fragte der Gutsherr.

„Ja, Herr!" sagte Anton.

„Wohin hast du sie denn gebracht?"

„Ich habe sie den Teufeln für drei Fuhren Geld gegeben!"

„Bring sie mir wieder zurück!"

„Ja, wenn du mir eine Kiste voll Geld gibst!"

Der Gutsherr gab ihm eine Kiste voll Geld. Anton nahm ein Bündel gesponnenen Flachs, ging zum Moor und begann

einen Strick zu flechten. Da kam der Teufel aus dem Moor herausgelaufen und fragte:

„Wozu flichtst du den Strick?"

„Ich will hier ein Kloster bauen und vermesse die Gegend, und dann werdet ihr Teufel alle verjagt", sagte Anton.

„Mach das nicht!" baten ihn die Teufel.

„Na gut! Wenn ihr mir die Gutsherrin gebt, mache ich's nicht!"

Die Teufel wollten sie nicht herausgeben. Sie versteckten sich. Anton aber blieb sitzen und flocht weiter. Da kam wieder ein Teufel gelaufen und sagte:

„Laß uns um die Wette laufen! Wer siegt, dem gehört die Gutsherrin!"

„Ich will nicht mit dir um die Wette laufen. Da soll lieber mein kleiner Sohn laufen", sagte Anton.

„Na gut, meinetwegen auch dein Sohn", sagte der Teufel.

Anton aber hatte schon zwei Hasen zurechtgemacht, denn er wußte ja, wie's bei den Teufeln Brauch ist. Anton ließ also einen Hasen laufen, und der lief — husch! — gleich in den Wald. Der Teufel lief rings um den See, und als er wieder zu Anton kam, zeigte ihm der den anderen Hasen.

„Dein Sohn hat mich besiegt!" sagte der Teufel und gab Anton die Gutsherrin.

Anton verjagte den Gutsherrn.

Und mit der Gutsherrin lebt er bis zum Tod,
Bläst kein' Trübsal, kauft kein Brot.
Was braucht er mehr?

ANHANG

Das ukrainische Sprachgebiet erstreckt sich von der oberen Theiß und der Hohen Tatra fast bis zum Don, vom Pripjat bis zum Schwarzen und Asowschen Meer. Im Verlauf ihrer gesamten Geschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit standen die Ukrainer in unmittelbarer Berührung mit den Russen, Belorussen, Polen und Slowaken und teilweise auch mit Bulgaren und Serbokroaten, d. h. fast mit der gesamten slawischen Welt. Das war für die Entwicklung der ukrainischen Volkskultur von großer Bedeutung. So zeigen die mündlichen Überlieferungen aus den ukrainischen Gebieten linksseitig vom Dnepr eine enge, genetisch begründete Verwandtschaft mit der russischen und der belorussischen Folklore, während die mündlichen Überlieferungen der ukrainischen Gebiete rechtsseitig vom Dnepr und im Karpatenraum, die vom 14. bis 17. Jahrhundert zur polnischen Rzeczpospolita gehörten, außerdem eng mit der westslawischen Folklore verbunden sind. Jenseits der Karpaten, im Gebiet von Prešov sowie in der Karpatoukraine — der Brücke zwischen der Balkanhalbinsel und Osteuropa —, finden sich auch Spuren südslawischer Einflüsse.

Wie in anderen ethnischen Übergangsgebieten, so erklären hier enge genetische Verbindungen und interethnische Beziehungen nicht nur das Bestehen eines besonderen „Karpatenzyklus" ukrainischer, slowakischer, tschechischer und polnischer Lieder, sondern auch die engen Bindungen im Bereich des Märchens, die etwa bei einem Vergleich der von Hnatjuk im Gebiet von Prešov (Prjašiv), in der Bačka und im Banat aufgezeichneten ukrainischen Märchen mit slowakischen und serbokroatischen oder bei einer Gegenüberstellung des von Rozdol's'kyj veröffentlichten galizisch-ukrainischen Materials mit polnischem klar zutage treten.

Im ganzen erscheint es berechtigt, bei dem ukrainischen Märchenmaterial zwei Bereiche zu unterscheiden, einen östlichen und einen westlichen, doch darf man nicht glauben, daß sie hermetisch voneinander abgegrenzt seien, wie das einige Wissenschaftler — etwa J. Polívka in seinen *Slovanské pohádky* (Slawischen Märchen), Praha 1932, S. 130—138 — wahrhaben wollen. Beide Teile stellen eine untrennbare, organische Einheit dar. Diese beruht in der engen Verwandtschaft der ukrainischen, belorussischen und russischen Märchenüberlieferung sowie letzten Endes in deren gemeinsamer Verwurzelung im ostslawischen Ethnikum. Die ostslawischen Märchen unterscheiden sich von den west- und südslawischen durch Besonderheiten im Repertoire, in der Gestaltung der Sujets, in der Komposition, im System der verwendeten Bilder und nicht zuletzt in ihrem Märchenstil.

I

Hält man sich die Lebendigkeit des ukrainischen Volksmärchens bis in unsere Zeit vor Augen und seine Fähigkeit, noch heute z. T. eine lebendige Funktion auszufüllen, so kann man sich kaum vorstellen, daß das Märchen auch in der Ukraine zu den am frühesten nachweisbaren Genres der Folklore gehört. Bereits die ersten altrussischen Schriftdenkmäler des Kiever Reiches (*Die Nestorchronik*, *Die Erzählung vom Reichen und vom Armen*, *Das Paterikon des Kiever Höhlenklosters* u. a.) erwähnen Märchen und Märchenerzähler, es muß also bereits im 11. und 12. Jh. eine *basn'* (eine Art Fabel) gegeben haben, d. h. eine in Jahrhunderten entstandene Form der mündlich überlieferten Erzähldichtung, die unter den Bauern ebenso wie unter den Fürsten und ihren Gefolgschaften verbreitet und beliebt war. Offensichtlich hatte sich bereits vor dem 13. Jahrhundert auch das Märchen in seiner heutigen Gestalt herausgebildet. Leider liegt uns aber aus dieser Zeit kein eigentlicher Märchentext vor, und es ist daher schwierig, sich vorzustellen, wie die altrussische *basn'* im Frühstadium ihrer historischen Entwicklung geklungen haben mag.

Die Ostslawen haben im 18. Jh. damit begonnen, Folklorematerial zu sammeln. Aufzeichnungen und Veröffentlichungen ukrainischer Märchen erfolgten allerdings später als die russischer; erst in der ersten Hälfte des 19. Jh. erschienen ukrainische Märchen sporadisch in Übersetzungen und Bearbeitungen.[1] So veröffentlichte beispielsweise O. Kolberg in seinem Sammelband *Wołyń* (Kraków 1907) Märchen der „russischen Bevölkerung", die 1835 in Wolhynien gesammelt worden waren. Dazu kamen Texte, die ihm 1850 von einem Einwohner der Stadt Žitomir (Žytomir) geschenkt wurden. Diese waren nach den Angaben der Sammler 15 Jahre vorher, d. h. 1835, aufgezeichnet worden. Es handelt sich um eine Sammlung von 25 Märchen. Sie haben trotz der Übersetzung ins Polnische ihr ukrainisches Kolorit behalten und lassen einen altertümlichen Charakter erkennen.

Starkes Interesse für das Märchenschaffen zeigte in den vierziger Jahren des 19. Jh. der ukrainische Schriftsteller T. H. Ševčenko, der in dem reich illustrierten Sammelband *Malerische Ukraine* den fast vollständigen Text des Märchens *Der Soldat und der Tod* veröffentlichte. Ein Freund Ševčenkos, der bekannte russische Maler L. Žemčužnikov, lebte in den vierziger Jahren in der Ukraine, wo er eine große Menge Volkslieder, Märchen,

1 Die ersten Veröffentlichungen ukrainischer Märchen findet man in *Molodyk* (Der Jüngling) 1843 Nr. 2 (2 Märchen). N. Kostomarov, *Pamjatniki starinnoj russkoj literatury* (Denkmäler der alten russischen Literatur) (1 Märchen und 2 Legenden); A. Afanas'ev, *Narodnye russkie skazki* (Russische Volksmärchen), Moskva 1855 bis 1864, III, S. 90—107 (11 ukrainische Märchen); Tejkovskij, *Byt Podoljan* (Das Leben der Leute aus Podolien) (3 Märchen); allgemeine Übersicht in S. V. Savtschenko, *Russkaja narodnaja skazka*, *Istorija sobiranija i isutschenija* (Das russische Volksmärchen, Geschichte der Sammlung und Untersuchung), Kiev 1914, S. 176—200.

Legenden und Sagen sammelte. Seine folkloristischen Aufzeichnungen wurden von P. Kuliš herausgegeben (Kuliš Zapiski).

1849 begann Andrij Ivanovyč Dymins'kyj, ein Autodidakt aus Leidenschaft, seiner Herkunft nach ein leibeigener Bauer, mit der Aufzeichnung von Märchen und Volkssagen. Er erregte das Mißtrauen der zaristischen Beamten und Polizisten, und man beschuldigte ihn, er habe die Bauern gegen die Regierung aufgehetzt und revolutionäre Literatur verbreitet. Daher war er gnadenlosen Verfolgungen ausgesetzt.

Das in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jh. von Dymins'kyj gesammelte Material ruhte lange Zeit in Archiven. Es erblickte das Licht der Welt erst 1928, nachdem es von M. Levčenko veröffentlichungsreif gemacht worden war. Diese Sammlung ukrainischer Volksmärchen (642 Texte) braucht einen Vergleich mit Afanas'evs *Russischen Märchen* nicht zu scheuen. Levčenko systematisierte Dymins'kyjs Material und ergänzte es durch Aufzeichnungen von Stepan Rudans'kyj, der wie Levčenko aus dem Gouvernement Podolien stammte und schon als Schüler mündliche Überlieferungen gesammelt hatte. Die von Rudans'kyj aus seinem Heimatdorf Chomutyncy, Kreis Vinnica (Vinnycja), aufgezeichneten Märchen und Legenden stammten von dem Tagelöhner Bakula.

Von den 13 Abschnitten der Sammlung *Kazky ta opovidannja z Podillja* sind als die wichtigsten zu nennen: „Opovidannja za čortiv ta za rizni projavy" (Nr. 32—93) (Erzählungen von Teufeln und verschiedenen Erscheinungen), „Opovidannja relihijni, cerkovni ta pro duchovnych osib" (Nr. 124—240) (Erzählungen über Religion und Kirche sowie über Geistliche), „Opovidannja pro žyttja rodynne ta hromads'ke" (Nr. 241—435) (Erzählungen über das Leben in der Familie und in der Gesellschaft) und „Kazky fantastyčni, žartivlyvi vyhadky, dotepy, zahadky ta prysliv'ja" (Nr. 437—643) (Zaubermärchen, Schwänke, Witze, Rätsel und Sprichwörter). Was die Vertretung der einzelnen Genres in Levčenkos Sammlung anbetrifft, so fällt die relative Häufigkeit der Tiermärchen auf. Diese Tatsache erklärt sich wohl aus dem westslawischen Einfluß auf die Märchentradition Podoliens, das mehrere Jahrhunderte hindurch zur polnischen Rzeczpospolita gehörte. Überhaupt bietet Levčenkos Sammelband zur Erforschung der Folklorebeziehungen zwischen den Ukrainern und den anderen Slawen außerordentlich reiches Material. Als die bedeutendsten Abschnitte dieser Sammlung möchten wir jedoch die *skazki-byličky* ansehen,[2] die Legendenmärchen und die Alltagsmärchen. Bei den Zaubermärchen handelt es sich nicht um besonders gut erzählte Texte. A. Dymins'kyj hat offenbar nicht viel Mühe darauf verwandt, die talentiertesten Erzähler ausfindig zu machen, sondern alle Texte aufgezeichnet, die ihm angeboten wurden. Was aber den Reichtum an Sujets anbelangt, so übertrifft diese Sammlung nicht nur alle ukrainischen, sondern auch die russischen Veröffentlichungen.

186[illegible] erschien in L'viv (Lemberg) eine kleinere Sammlung ukrainischer

2 Eine Gattung, die zwischen dem Märchen und dem Glaubensmemorat steht, Erzählungen über Wassermänner, Waldgeister, Nixen, Gespenster und dgl. (Anm. d. Red.).

Märchen, die Ihnatij z Nyklovyč herausgab. Diese Sammlung vermittelt eine erste Vorstellung vom Märchen der Westukraine. Die Texte sind offensichtlich in Galizien aufgezeichnet worden, doch fehlen Angaben über die Sammelorte. In dem romantisch-überschwenglichen Vorwort zu seiner Sammlung bezeichnet Ihnatij die Volksmärchen als „heilige Schrift des urväterlichen slawischen Glaubens". Wärmstens empfiehlt er seinen Landsleuten das kleine Bändchen als interessanten Lesestoff und rät, an Hand der Märchen die Kinder das Lesen und Schreiben zu lehren und ihre Kenntnisse zu bereichern. Ihnatij teilte die Ansichten der slawischen Romantiker, daß die mündlichen Überlieferungen Ausdruck des Volksgeistes seien. Er war von den Ideen J. Kollárs und P. Šafaříks durchdrungen und ging im Geiste seiner Epoche an das Sammeln und Herausgeben ukrainischer Folklore heran. So legen seine Märchen Zeugnis davon ab, daß die Ideen der slawischen „Wiedergeburt" auch die Westukraine erfaßt hatten und dort ihre Früchte trugen.

In Ihnatijs Sammlung sind die wichtigsten Genres des ukrainischen Märchens vertreten: Tiermärchen, Zaubermärchen, Legendenmärchen und Alltagsmärchen. Die Sammlung wurde in kirchenslawischen Lettern gedruckt und kam wahrscheinlich in nur geringer Auflage heraus. Einige Texte davon hat später M. Drahomanov übernommen.

Zu den ersten gedruckten Sammlungen ukrainischer Märchen gehören auch die *Südrussischen Volksmärchen* von I. Ja. Rudčenko (1845—1905), einem Bruder des bekannten Schriftstellers Panas Myrnyj und Mitverfasser des Romans *Chiba revut' voly, jak jasla povni* (Die Ochsen brüllen kaum, wenn die Krippen voll sind). Das ästhetische Einfühlungsvermögen, das Rudčenko als Poet und als Übersetzer Turgenevs, Černyševskijs, Mickiewiczs und Byrons besaß, wirkte sich segensreich auf seine folkloristische Tätigkeit aus. Im Vorwort zu den *Südrussischen Volksmärchen* hebt er hervor, er habe in seinen Sammelband nur unveröffentlichte Texte aufgenommen, Texte, die wirklich „aus dem Munde des Volkes" stammten, was in früheren Veröffentlichungen nicht der Fall gewesen sei. „Bei der Redigierung der Märchen war ich bemüht, die Texte vollständig beizubehalten und nichts auszulassen, was auch als Material zum Studium der südrussischen Mundarten in phonetischer und lexikalischer Hinsicht dienen könnte, und daher habe ich die Wörter so geschrieben, wie sie in der Gegend ausgesprochen werden, in der das Märchen aufgezeichnet wurde" (Rudčenko S. 9). Zur Klassifizierung des Märchenmaterials erklärt Rudčenko, „er habe keinerlei streng wissenschaftliche Einteilung der Märchen" vorgenommen, da solche Klassifizierungen seiner Meinung nach sehr zweifelhaft seien. Als Maßstab diente ihm „die Einteilung der Märchen, wie sie das Volk selbst vornimmt": „Märchen von Tieren und Vögeln", „Märchen vom Teufel", „Märchen von Lindwürmern", „Märchen von Recken", „Märchen von wirklichen Ereignissen". Die beiden Bände enthalten 137 sehr gewissenhaft und exakt aufgezeichnete Texte; es handelt sich um eine klassische Sammlung, die mit den Sammlungen Afanas'evs und der Brüder Grimm verglichen werden kann. Durch hohe künstlerische Qualität zeichnen sich insbesondere die Tiermärchen und die Zaubermärchen aus.

Einen großen Fortschritt in der ukrainischen Folkloristik bedeutete auch die Herausgabe der Sammlung *Kleinrussische Volkssagen und Erzählungen* des Wissenschaftlers M. P. Drahomanov (1841—1895), eines bekannten Vertreters des öffentlichen Lebens in Rußland. Der Band enthält u. a. Material, das der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft zugesandt worden war, und Texte, die Drahomanov selbst von seinen Korrespondenten, darunter I. Manžura, Ja. Novyc'kyj, N. Muraška, V. Menčic, S. Rudans'kyj, I. Rudčenko, A. Lonačevs'kyj, Hr. Kupčanka (Materialien aus der Bukowina) und A. Kralyc'kyj (Materialien aus der Karpatoukraine), erhalten hatte. Einen Teil der Texte entnahm M. Drahomanov galizischen Ausgaben sowie dem Buche des Ihnatij Nyklovyč.

Die von Drahomanov erarbeitete Systematisierung des volkskundlichen Materials (1. Vorstellungen und Erzählungen über Naturerscheinungen und Erfindungen; 2. Omina und Volksglaube; 3. Quacksalberei, Gebete, Zaubersprüche und ihre Parodien; 4. Glaubensvorstellungen und Erzählungen über Teufel; 5. Erzählungen über Tote; 6. Glaubensvorstellungen und Erzählungen über Menschen mit Wunderkräften; 7. über Schätze; 8. Erzählungen über kirchliche Personen und Einrichtungen; 9. über Erscheinungen aus dem Leben der Familie und der Gesellschaft; 10. Sagen über politische (historische) Persönlichkeiten und Erscheinungen; 11. Ortssagen; 12. Bylinen; 13. Zaubermärchen, Wortspiele und Witze) war lange Zeit allgemein anerkannt und übte einen Einfluß auf die nachfolgenden Veröffentlichungen (z. B. die Sammlungen von B. Hrinčenko, V. Kravčenko und N. Levčenko) aus.

M. Drahomanov, der Anhänger der Migrationstheorie war und dem es vor allem darum ging, die Vielfältigkeit in der Thematik der ukrainischen Volksprosa zu zeigen, ließ oft das ästhetische Kriterium außer acht. Er verstand es nicht, für seinen Sammelband Texte auszuwählen, die ein ausgeprägtes Kolorit vermitteln. So machen den Wert der über 300 Texte eher die apokryphischen und historischen Legenden aus als die Märchen, die vom künstlerischen Standpunkt aus schwach sind. Es muß jedoch zusammenfassend festgestellt werden, daß die vielseitige Tätigkeit M. Drahomanovs von großer Bedeutung für die Entwicklung der ukrainischen, der russischen und der gesamtslawischen Folkloristik war (vgl. dazu: D. Zaslavs'kyj und I. Romančenko, *Mychajlo Drahomanov, žyttja i literaturnodoslidnyc'ka dijal'nist'* [M. Drahomanov, Leben und literarische Forschungstätigkeit], Kyjiv 1964). Als zweiter Band der *Arbeiten der Ethnographisch-statistischen Expedition nach Westrußland* erschien P. P. Čubyns'kyjs (1839—1884) Sammlung *Kleinrussische Märchen (Trudy ėtnografičesko-statističeskoj ėkspedicii v zapadnorusskij kraj, snarjažennoj Imperatorskim Russkim geografičeskim Obščestvom, Jugo-Zapadnyj Otdel, Materialy i issledovanija, sobrannye d. čl. P. P. Čubinskim, t. II, izdannyj pod nabljudeniem P. Gil'tebrandta* [Arbeiten der Ethnographisch-statistischen Expedition nach Westrußland, ausgerüstet von der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft, Abteilung Südwesten, Materialien und Forschungen, gesammelt von dem ord. Mitglied P. P. Čubinskij, Bd. 2, verantw. Red. P. Gil'tebrandt], Petersburg 1878).

Die meisten Texte dieser Sammlung wurden von P. Čubyns'kyj und unter

seiner Anleitung von seinem Reisegefährten I. A. Čerednyčenko aufgezeichnet. Aber auch Materialien anderer Sammler fanden hier Eingang. Die Aufzeichnungen erfolgten in den damaligen Gouvernements Kiev, Wolhynien, Grodno, Podolien, Černigov, Char'kov, Poltava und Ekaterinoslav.

Čubyns'kyjs Sammlung zerfällt in zwei Teile: Der erste enthält „Mythische Märchen" (146), der zweite „Alltagsmärchen" (ebenfalls 146). Angegeben sind Ort, Kreis und Gouvernement der Aufzeichnung, doch fehlen die Namen der Erzähler. Dieser Umstand ist besonders zu bedauern, weil Čubyns'kyjs Texte von erstklassigen Gewährsleuten stammen und besonders gute Varianten darstellen.

Durch einen außergewöhnlichen Umfang und die Ausgewogenheit der Komposition, durch Farbigkeit in Sprache und Stil sowie einen besonderen Reichtum an Ausdrucksmitteln zeichnen sich die Zaubermärchen aus, von denen viele, wie *Iwan Iwanowitsch, der russische Zarensohn, seine Schwester und der Lindwurm* (Nr. 48) oder *Jursa-Mursa und der kühne Schütze* (Nr. 74), wahre Muster von Märchenepen darstellen. In ihrem hohen künstlerischen Niveau steht Čubyns'kyjs Sammlung gleichberechtigt neben I. Rudčenkos *Südrussischen Volksmärchen* und nimmt in der ukrainischen Märchenliteratur einen Ehrenplatz ein.

1889 brachte der berühmte polnische Folklorist, Ethnograph und Musikwissenschaftler Oskar Kolberg (1814 bis 1890), der neben einer Fülle polnischen Materials selbst auch ukrainisches sammelte bzw. von ukrainischen Sammlern erhielt, in Krakau die vierbändige Sammlung *Pokucie*, darunter einen Band Märchen, heraus; O. Kolberg schätzte die ukrainischen Märchen besonders hoch, er fand, daß sie Erscheinungen der Natur wie Sonne, Mond und Sterne origineller, anschaulicher und farbenprächtiger schildern als die polnischen (Kolberg Pokucie 4 S. VIII). Von den 77 ukrainischen Texten des Sammelbandes *Pokucie* sind 28 „Zaubermärchen", 12 „Märchen von bösen Geistern", 11 „Legenden und Moralmärchen", 22 „Abenteuermärchen und Schwänke", 3 Tiermärchen und 1 „Lügenmärchen". Kolberg hat es verstanden, gute, charakteristische Varianten auszuwählen, die kompositionell in sich geschlossen, anschaulich und bildhaft sind und ein bestimmtes Kolorit wiedergeben. Leider teilt aber auch er die Namen der Gewährsleute nicht mit.

Mit Liebe und Hingabe sammelte und studierte der aus Char'kov gebürtige ukrainische Schriftsteller Ivan Ivanovyč Manžura mündliche Überlieferungen seines Volkes. Die Kenntnis der Folklore kam ihm bei seinen literarischen Werken zugute (vgl. seine *Kazky ta prykazky i take inše. Z narodnych ust zibrav i u virši sklav Ivan Manžura [1888]* [Märchen und Sprichwörter und einiges andere. Dem Volke abgelauscht und in Verse gesetzt von Ivan Manžura]). Manžura begeisterte sich unter dem Einfluß der revolutionären Volkstümlerbewegung für Volksmärchen und Lieder, und so zeichnete er eine große Menge Material in den Gouvernements Char'kov und Ekaterinoslav auf, wo er als Mitarbeiter an einer Zeitung tätig war. Ein Teil dieses Materials kam in Rudčenkos und Drahomanovs Sammlungen sowie in der Zeitschrift *Kievskaja starina* (Kiever Altertum) zum Ausdruck. Unter der Redaktion von A. Potebnja erschien 1890

Manžuras wertvollste und interessanteste Arbeit *Skazki, poslovicy i t. p., zapisannye v Ekaterinoslavskoj i Char'kovskoj gubernijach* (Märchen, Sprichwörter . . ., gesammelt in den Gouvernements Ekaterinoslav und Char'kov). Die Märchen dieses Bandes sind durch eine besonders scharfe Satire gegen die Ausbeuterklassen gekennzeichnet.

Einen wertvollen Beitrag zur ukrainischen Folkloristik leistete auch Borys Dmytrovyč Hrinčenko (1863—1910), ein hervorragender Schriftsteller, Ethnograph, Philologe, Pädagoge und Vertreter des öffentlichen Lebens zu Ende des 19. und Beginn des 20. Jh. Er veröffentlichte mehrere Sammlungen (vgl. Grinčenko IUN; Grinčenko ĖM; Hrinčenko), die durchweg — mit Ausnahme des dritten Bandes der *Ėtnografičeskie Materialy*, in dem Liedtexte abgedruckt sind — Volksprosa verschiedener Gattungen enthalten. Hrinčenko sammelte sein Material im Verlauf von zwanzig Jahren (zwischen 1878 und 1898), doch enthalten seine Sammlungen auch Aufzeichnungen seiner Schüler M. M. Nyčyporenko und I. D. Solomin sowie Texte, die ihm von M. N. Hrinčenko und anderen zur Verfügung gestellt wurden.

Bei der Systematisierung der Texte hielt sich Hrinčenko, wie er selbst (im Vorwort zum 1. Band von Grinčenko ĖM) betont, an den von M. Drahomanov ausgearbeiteten Plan. Da er die Ansichten der bürgerlichen Migrationstheorie teilte, die in den mündlichen Überlieferungen vor allem verwandte Sujets und Motive suchte, richtete er nicht genügend Aufmerksamkeit auf die künstlerische Seite der von ihm publizierten Texte. Die Angaben über Aufzeichnungsorte und Gewährsleute sind bei ihm zwar exakter als bei seinen Vorgängern — Hrinčenko nennt die Vor- und Zunamen der Märchenerzähler —, aber auch er bemüht sich nicht, die besten Talente unter ihnen herauszufinden. Das erklärt u. a., warum in seinem umfangreichen Material, das so reich an Sujets und Motiven ist, wirklich anschauliche und einprägsame Märchen fehlen.

Unter den Sammlungen des 19. und des beginnenden 20. Jh. nimmt Volodymyr Lesevyčs Sammelband *Opovidannja P. F. Čmychala* (Erzählungen von P. F. Čmychalo) (EZ 14) einen besonderen Platz ein, allein schon deshalb, weil er das Repertoire eines einzigen Erzählers enthält.

V. Lesevyč ist dem alten Kosaken Rodion Fedorovyč Čmychalo im Dorfe Denisovka, Amtsbezirk Lubny, Gouvernement Poltava, in den achtziger bis neunziger Jahren begegnet. Ihn fesselte die originelle Persönlichkeit des Erzählers, der damals 60 Jahre zählte, und er begann sogleich mit der Aufzeichnung seines Repertoires. Bereits 1894 hatte er 30 Sujets aus dem Munde Čmychalos aufgezeichnet, zu denen später weitere 50 kamen. In die Sammlung nahm er 72 Texte auf, die in 4 Gruppen unterteilt waren: „Märchen", d. h. Zaubermärchen (37 Texte); „Legenden" (17 Texte); Novellen (11 Texte) und Anekdoten (7 Texte). Abgesehen davon, daß diese Klassifikation wie die anderer zeitgenössischer Sammlungen heute veraltet ist, kann auch die Einordnung der Sujets nicht unwidersprochen bleiben (bei den Zaubermärchen sind Alltagsmärchen aufgenommen, bei den Legenden Zaubermärchen und umgekehrt).

Lesevyčs Verdienst im Rahmen der ukrainischen Folkloristik ist darin zu sehen, daß er als erster auf die künstlerische Persönlichkeit des Märchen-

erzählers aufmerksam gemacht und sein Repertoire aufgezeichnet hat. Man mag heute z. B. darüber streiten, ob er die richtige Wahl getroffen hatte, als er sich gerade für Čmychalo entschied, doch auch wenn man diesem Erzähler nur durchschnittliche Fähigkeiten zuerkennen möchte, bleibt Lesevyčs Arbeit positiv zu bewerten.

Die bisher charakterisierten Sammlungen (Levčenko, Kuliš, Rudčenko, Drahomanov, Čubinskij, Manžura, Hrinčenko und Lesevyč) enthalten den Märchenschatz der Zentralukraine. Dieser Reichtum wird erheblich durch die Sammlungen von Kolberg, Rozdol's'kyj, Šuchevyč und Hnatjuk vermehrt, in denen die Märchentradition Galiziens, der Bukowina und der Karpatoukraine ihren Niederschlag gefunden hat. Diese westukrainischen Sammlungen sollen im folgenden näher betrachtet werden.

O. I. Rozdol's'kyj (1872—1945) stammte aus der Gegend von Ternopol'; er absolvierte die Universität Lemberg und arbeitete als Lehrer in Kolomyja, Przemyśl und Lemberg. Er zeichnete über 150 ukrainische Märchen aus dem Bezirk Brody (vorwiegend in Berlin) sowie im Gebirgsvorland der Gegend von Stryj auf. Das von ihm gesammelte Material wurde von Ivan Franko herausgegeben und mit einem historisch-vergleichenden Apparat versehen, Rozdol's'kyjs *Halyc'ki narodni kazky* (Galizische Volksmärchen) (EZ 1 und 7) sowie seine *Halyc'ki narodni novely* (Galizische Volksnovellen) (EZ 8) stammen meist, wie Franko sagte, von „unausgereiften und wenig talentierten Erzählern". Ein wirkliches Volkstalent hat Rozdol's'kyj nicht entdecken können. Wenn diese Märchen auch in ihren Sujets und in der Kombination der Motive originell und interessant erscheinen, sind sie doch arm an Ausdrucksmitteln, sie zeigen wenig Kolorit und sind nicht bildhaft genug.

Einen Ehrenplatz in der Geschichte der ukrainischen Ethnographie und Folkloristik nimmt auch ein anderer galizischer Wissenschaftler, ein Altersgenosse Ivan Frankos, V. O. Šuchevyč (1850—1915), ein. Er stammte aus der Gegend von Stanislav und war von Beruf ebenfalls Lehrer. Seine wichtigste Veröffentlichung ist die große Monographie *Hucul'ščyna* in fünf Teilen.

Der fünfte Teil dieser Monographie ist den Märchen und Sagen der Huzulen gewidmet. V. Šuchevyč hat dafür lange Jahre hindurch in mühseliger Kleinarbeit in den Huzulendörfern der Gebiete Stanislav und Černivci (Czernowitz) Material gesammelt. Er verwendete auch Aufzeichnungen anderer Liebhaber und Sammler der Volksliteratur. In diesem fünften Teil der *Hucul'ščyna* sind über 150 Texte veröffentlicht, so enthält das Kapitel „Sprichwörter der Huzulen" verschiedene Arten von Märchen (108 Texte), das Kapitel „Aberglauben über Räuber und Schätze" Volkssagen und das Kapitel „Von Erdgöttern" Heldensagen. Zaubermärchen stehen quantitativ und qualitativ hinter Legenden und Heldensagen zurück. Šuchevyč nennt zwar die Vor- und Zunamen der Märchenerzähler, bringt aber keinerlei biographische Angaben. Bei ihm tritt das Bestreben, besonders gute Erzähler zu ermitteln, deutlich zutage; erwähnt seien Mychajlo Palijčuk aus Kosmač (von ihm stammen 26 Sujets) und Petro Sekyrjak aus Holove (23 Märchen).

Der erste Platz aber unter den ukrainischen Sammlern gebührt unstreitig

V. M. Hnatjuk (1871—1926), der uns ein reiches Erbe hinterlassen hat und in vieler Hinsicht mit dem polnischen Folkloristen Oskar Kolberg zu vergleichen ist.

Hnatjuk steht am Ende jener wichtigsten Periode in der Sammlung und Veröffentlichung ukrainischer Volkserzählungen, die die zweite Hälfte des 19. und den Beginn des 20. Jh. umfaßte. Kürzlich hat der sowjetische Wissenschaftler M. T. Jacenko den Versuch unternommen, die gesellschaftliche, die wissenschaftliche und die Sammeltätigkeit V. Hnatjuks zu würdigen (M. T. Jacenko, *Volodymyr Hnatjuk, žyttja i fol'klorystyčna dijal'nist'* [V. H., Leben und folkloristische Tätigkeit], Kyjiv 1964). Seine Monographie zeichnet anschaulich das Bild eines unermüdlich und selbstlos im Dienste der Folklore tätigen Menschen. V. Hnatjuk hat etwa 15 Bände veröffentlicht, die verschiedene Genres der Volksprosa umfassen. Einen besonderen Platz nimmt die monumentale Sammlung *Etnohrafični materialy z Uhors'koji Rusi* (Ethnographische Materialien aus Transkarpatorußland) in 6 Bänden ein. Sie entstand als Ergebnis mehrerer wissenschaftlicher Exkursionen, die in den Jahren 1896—1899 in den von Karpatoukrainern besiedelten Komitaten Ungarns durchgeführt wurden (*Etnohrafičnyj zbirnyk* 3, 4, 9, 25, 29 und 30).

V. Hnatjuk hat eine neue Methode zur Ermittlung von Erzähltalenten angewendet. Es gelang ihm damit, das Repertoire erstklassiger Märchenerzähler, wie Mychajlo Pustaj aus Zbuj im Komitat Zemplén, Mychajlo Fotul aus Strojno im Komitat Béreg oder Imre Farkas, Osyp Kulič und Mytro Palančany, Ukrainern aus dem Komitat Bács-Bodrog, aufzuzeichnen.

Von besonderem ästhetischen und historischen Wert sind die Texte aus dem Banat und der Bačka. Sie wurden unter ukrainischen Kolonisten aufgezeichnet, die in der Mitte des 18. Jh. aus den ukrainischen Gebieten um Prešov in die fruchtbare Theiß- und Donauebene umsiedelten. Dieses Material vermag uns bei der Lösung außerordentlich wichtiger Probleme der slawischen und gesamteuropäischen Folkloristik zu helfen, denn die ruthenischen Siedler im Banat und in der Bačka, die lange Zeit unter Ungarn, Rumänen, Deutschen, Serben, Kroaten und anderen Völkern wohnten, bewahrten einerseits die Grundlage der ostslawischen Folklore, übernahmen jedoch andererseits auch viele Sujets und Motive ihrer Nachbarn. Hnatjuk verbrachte unter den ukrainischen Siedlern in der Bačka drei Monate und konnte einen guten Einblick in ihre Lebensweise und ihre geistige Kultur gewinnen. Er studierte ihren Dialekt und zeichnete ihre Märchen, Sagen und Lieder in vorbildlicher Weise auf. Im Gegensatz dazu leiden seine Aufzeichnungen aus der Karpatoukraine und dem Gebiet Prešov häufig an Ungenauigkeiten in der Wiedergabe der Laute, einer unwissenschaftlichen Transkription sowie an minderer Qualität und an Zufälligkeit der ausgewählten Varianten. Die *Etnohrafični materialy z Uhors'koji Rusi* enthalten 466 Texte — Volksmärchen und Sagen —, die von 70 Erzählern stammen, unter denen sich durch ihr besonderes charakteristisches Talent Mychajlo Pustaj (35 Sujets), Mychajlo Fotul (31 Sujets), Imre Farkas (27 Sujets), Osyp Kulič (44 Sujets) sowie Mitro Palančany (14 Sujets) auszeichnen. Sie stellen die bedeutendste Sammlung ukrainischer Volksprosa dar.

Als Hnatjuk diese umfangreiche Sammlung zum Druck vorbereitete, arbeitete er gleichzeitig an dem zweibändigen Korpus *Halyc'korus'ki narodni lehendy* (Galizisch-russische Volkslegenden) (EZ 12 und 13), worin er die Gesamtheit der ukrainischen Legendenmärchen zu erfassen trachtete. Dieses Korpus umfaßt 440 Texte einschließlich 117 Varianten. Es handelt sich um 383 Erstveröffentlichungen und 57 aus anderen Ausgaben übernommene Texte. 148 Texte hatte V. Hnatjuk selbst aufgezeichnet, von anderen Sammlern (darunter O. Rozdol's'kyj, I. Franko u. a.) stammten 235. Hnatjuk teilte die Legendenmärchen in folgende 8 Gruppen ein:

1. Biblische Legenden aus dem Alten Testament (88 Texte)
2. Biblische Legenden aus dem Neuen Testament (102 Texte)
3. Heiligenlegenden (50 Texte)
4. Legenden von Irrgläubigen und Zauberern (18 Texte)
5. Legenden von Ungeheuern und Wunderwesen (44 Texte)
6. Legenden vom Leben nach dem Tode und vom Ende der Welt (22 Texte)
7. Moralisierende und philosophische Legenden (102 Texte)
8. Scherzlegenden und Satiren auf heilige Themen (15 Texte).

Die von Hnatjuk vorgeschlagene Klassifizierung der Legendenmärchen ist sehr relativ und ungenau. In dieses Genre hat er auch *skazki-bylički* (s. o. S. 694) und historische Sagen aufgenommen.

Vom künstlerischen Standpunkt aus stehen die *Galizisch-russischen Volkslegenden* dem ersten Band der *Ethnographischen Materialien aus Ungarisch-Rußland* nach, enthielt doch dieser sogar Texte des gleichen Genres von talentierteren Märchenerzählern wie M. Fotul und M. Pustaj. Trotz alledem stellt Hnatjuks „Korpus" einen Markstein in der Geschichte der ukrainischen Folkloristik dar, denn es zeichnet sich durch die vollständige Erfassung des Materials und den besonderen Reichtum an Sujets und Motiven aus. Eine vergleichbare Ausgabe finden wir weder in der Ukraine noch im russischen Teil der Sowjetunion und wohl auch sonst nicht in der slawischen Welt.

Einen ähnlich hervorrragenden Platz nimmt die Sammlung *Ukrajins'ki narodni bajky* (Ukrainische Volksmärchen) (*Etnohrafičnyj zbirnyk* 37—38) ein. Sie umfaßt 400 Tiermärchen, darunter 73 Varianten. 39 Texte stammen aus den Sammlungen von I. Rudčenko, B. Hrinčenko, P. Čubyns'kyj, M. Drahomanov, V. Šuchevyč, Ihnatij z Nyklovyč u. a., V. Hnatjuk selbst notierte 45 Texte im Bezirk Staryj-Sambor, Ivan Vološyns'kyj fixierte 11 im Gebiet von Horodenci, Pavlo Taraševs'kyj 93 im Kursker Gebiet und A. Oniščuk 46 in der Gegend von Snjatyn und Kosovo.

Die *Ukrainischen Volksmärchen* enthalten die meisten Tiermärchen nicht nur der ukrainischen (Rudčenko hat 35 Tiermärchen, Čubyns'kyj 13, Hrinčenko 15, Levčenko 41, Šuchevyč 7) und russischen, sondern der slawischen Sammlungen überhaupt. Denkt man daran, daß das *Typenverzeichnis* von Aarne-Thompson den Tiermärchen eine maximale Anzahl von 299 Typen einräumt, so nimmt sich V. Hnatjuks Sammlung auch im gesamteuropäischen Rahmen recht gut aus. Allein schon aus der Zahl von 400 Texten darf man den Schluß ziehen, daß das Tiermärchen ein charakteristisches Phänomen der ukrainischen Volksliteratur darstellt.

Der Band umfaßt zahlreiche künstlerisch wertvolle und echte folkloristische Texte. Daneben finden wir allerdings auch Texte didaktischen Charakters, die an der Grenze zwischen kollektivem und individuellem Schaffen stehen, und ein Mangel des Bandes besteht darin, daß zwischen der aus dem Volke kommenden Fabel und der didaktisch-literarischen keine genaue Grenze gezogen wird. Besondere Erwähnung verdient der umfangreiche wissenschaftliche Apparat. Es ist Hnatjuks reifste Arbeit und stellt die Krönung seiner fruchtbaren Tätigkeit als Volkskundler dar.

Fortsetzer des Werkes O. Rozdol's'kyjs und V. Hnatjuks war V. K. Kravčenko (1862—1945), ein bekannter sowjetischer Folklorist, Ethnograph und Schriftsteller, der zu den Begründern der „Gesellschaft der wolhynischen Forscher" gehört. Nur ein Teil der von ihm gesammelten Materialien wurde von B. Hrinčenko veröffentlicht, der größere Teil liegt noch ungedruckt im Archiv des Instituts für Kunstgeschichte, Folklore und Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR in Kiev (Etnohraf. mater. [Žytomyr], t. 4, 12, 1911—1914). Kravčenkos wichtigste Veröffentlichung *Narodni opovidannja i kazky* (Volkserzählungen und -märchen) ist von „hervorragendem wissenschaftlichem Interesse" (so A. Šachmatov in einem Brief vom 29. 9. 1912). Im zweiten Band dieser Sammlung finden wir verschiedene Genres der mündlichen Prosa, die von V. Kravčenko in den neunziger Jahren des 19. und zu Beginn des 20. Jh. aufgezeichnet wurden (über 200 Texte). Das Material ist nach dem System von M. Drahomanov angeordnet.

Kravčenko gibt Ort und Zeit der Aufzeichnung sowie die Namen der Erzähler an, biographische Angaben über die Märchenerzähler werden jedoch nicht gemacht. Die meisten Texte (30 Sujets) stammen von Trochym Charenko aus Chudjaki im Amtsbezirk Čerkassy. Die eigentlichen Märchen sind in Kravčenkos Sammlung verhältnismäßig schwach vertreten (insgesamt nur 15); es überwiegen die Legenden und die „Erzählungen über Erscheinungen aus dem Leben der Familie und der Gesellschaft" (Alltagsmärchen).

Kravčenkos Publikation setzt die Traditionen von Drahomanov und Hrinčenko fort. Damit sind ihr aber auch die Mängel eigen, auf die an entsprechender Stelle hingewiesen wurde.

In dieser kurzen Übersicht über die Sammlung und Veröffentlichung ukrainischer Volksmärchen wurden nur die wichtigsten, die sog. akademischen, Ausgaben behandelt und die weniger bedeutungsvollen populärwissenschaftlichen und volkstümlichen Sammlungen und Ausgaben von nur regionaler Bedeutung übergangen.

Am Schluß der Übersicht darf noch das Problem der gegenwärtigen Publikationen ukrainischer Märchen gestreift werden. Hier muß man leider feststellen, daß die Zahl der akademischen Sammlungen ukrainischer Märchen in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen ganz erheblich zurückgegangen ist. Während in der RSFSR eine ganze Reihe wissenschaftlicher Ausgaben russischer Märchen erschienen ist, kennen wir aus der Sowjetukraine nur einen Band dieses Typs (Levčenko); aus Galizien, der Bukowina und der Karpatoukraine — die damals noch nicht zur UdSSR gehörten — nicht einen einzigen.

Nach dem Großen Vaterländischen Krieg wurden Anthologien ukrainischer Märchen von M. Voznjak, H. Suchobrus, H. Petnikov u. a. herausgegeben. Wissenschaftliche Sammlungen mit neuem Material sind jedoch nicht erschienen.

M. Voznjaks *Ukrainische Volksmärchen* stellen eine volkstümliche Sammlung in drei schmalen Bändchen dar. Sie enthalten keinen wissenschaftlichen Apparat, es wird nicht angegeben, woher die einzelnen Texte stammen, und so eignet sich diese Sammlung kaum für wissenschaftliche Zwecke.

Die bekannte ukrainische Folkloristin H. Suchobrus, Herausgeberin mehrerer volkstümlicher Sammlungen, hat in ihre Anthologie zwei Dutzend neuer Texte aus den Beständen des Kiever Instituts für Kunstgeschichte, Folklore und Ethnographie aufgenommen. Diese neuen Varianten haben das Buch sehr belebt.

In den Westgebieten der Ukraine, besonders im Karpatengebiet, ist das Volksmärchen auch in unseren Tagen noch sehr lebendig. Während meiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit als Folkloresammler hatte ich Gelegenheit, eine große Anzahl von Erzählern aus der älteren und der jüngeren Generation kennenzulernen. Im Verlauf zahlreicher einzeln durchgeführter Sammelreisen und bei sieben Gemeinschaftsexkursionen, die ich mit Angehörigen der Staatlichen Universität Užgorod in den Jahren 1960—1966 durchgeführt habe, erfaßten wir alle Bezirke des genannten Gebietes und entdeckten dabei über 100 Erzähler und Sänger, von denen sich einige Dutzend als wahre Erzähltalente erwiesen.

Bei der systematischen Sammlung der karpatoukrainischen Märchen hatten wir uns zwei Hauptaufgaben gestellt: 1. die Aufzeichnung des Märchenrepertoires eines für das Gebiet typischen Dorfes und 2. die Aufzeichnung des Märchenrepertoires des gesamten Gebietes.

Als ein typisch karpatoukrainisches Dorf erwies sich Gorinčevo, ein großes Dorf im Bezirk Chust, das im Tal der Reka, eines rechten Nebenflusses der Theiß, am Fuße der Polonina-Karpaten liegt. Wir hatten vielfältige Möglichkeiten, dieses Dorf zu studieren und das Repertoire seiner Erzähler aufzuzeichnen. Zwischen 1941 und 1961 notierten wir hier über 300 Texte und ermittelten ein Dutzend talentierter Erzähler, wie Andrij Kalyn (von ihm stammen 120 Sujets), Jura Tehza-Poradjuk (30 Sujets), Toma Plešinec' (35 Sujets), Jura Revt' (40 Sujets), Ivan Dylinko (15 Sujets), Mytro Petryk (10 Sujets), Mychajlo Šovok (17 Sujets), Vasyl' Cholod (50 Sujets), Jura Mytrovyč (14 Sujets) u. a. Ihrem Alter nach kann man die Erzähler von Gorinčevo in drei Generationen einteilen: a) ältere Generation (60 bis 80 Jahre): Mytro Petryk, Jura Revt', Jura Tehza-Poradjuk, Ivan Dylinko; b) mittlere Generation (40 bis 60 Jahre): Toma Plešynec', Andrij Kalyn, Mychajlo Šovok und c) jüngere Generation (25 bis 40 Jahre): Jura Mytrovyč, Vasyl' Cholod, Vasyl' Petryk jun., Andrij Kalyn jun. u. a.

Mit der Erforschung der Märchentraditionen dieses Dorfes begannen wir, nachdem wir eingehend die künstlerische Persönlichkeit Kalyns stu-

diert hatten, des talentiertesten Erzählers, der weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden ist.[3]

Im Gespräch mit uns nannte Kalyn seine Lehrmeister, die Erzähler des Dorfes, bei denen er in der Kindheit die Kunst des Märchenerzählens erlernt hatte; es waren Jura Tehza-Poradjuk, Mytro Petryk, Jura Revt' und Ivan Dylinko. Im Verlauf der Arbeit mit A. Kalyn lernten wir sie alle kennen und zeichneten auch ihr Repertoire auf, und es war nun sehr interessant, die Märchen der „Lehrer" mit denen des „Schülers" zu vergleichen.

Später zeichneten wir auch von der jüngeren Generation der Erzähler aus Gorinčevo zahlreiche Texte auf, und zwar von J. Mytrovyč, V. Cholod, A. Kalyn jun., V. Petryk jun. und Maria Petrec'ka, der Tochter von T. Plešyns'. Diese langwierige Arbeit versetzte uns in die Lage, die Entwicklung eines Märchens in ein und derselben Ortschaft bei drei Generationen zu verfolgen.

Die Untersuchung des Märchenrepertoires eines Dorfes wirft eine Reihe wichtiger Fragen auf: 1. Wie werden die Märchensujets von einer Generation zur anderen weitergegeben, und welche Veränderungen erfolgen dabei in der Komposition, im Stil und im System der Märchengestalten? 2. Wie viele Sujets und wie viele Varianten davon gibt es in einem Dorfe? 3. Welche Märchengenres überwiegen? 4. Wie viele talentierte Erzähler gibt es in einer Ortschaft? 5. Wie ist das Verhältnis der besten Erzähler zur Tradition? 6. Worin äußert sich der persönliche Beitrag, das Neue, das der Erzähler in das Märchen hineinträgt? 7. Wie kommt die Weltanschauung des Erzählers im Märchen zum Ausdruck? 8. Wie reagiert der Erzähler auf seine Umwelt? 9. Wie gestaltet der Erzähler die Komposition des Märchens? 10. Wie schafft er seine Gestalten? — Natürlich erschöpfen die 300 von uns in Gorinčevo notierten Texte nicht das gesamte Märchenrepertoire dieses Dorfes. Dennoch dürfte das Material relativ vollständig erfaßt worden sein.

Wenn es nun schon schwierig ist, das Repertoire eines Dorfes erschöpfend aufzuzeichnen, um wieviel komplizierter stellt sich das Problem bei einem ganzen Gebiet dar! Unsere Aufgabe, das Märchenrepertoire der Karpatoukraine zu erfassen, ist bei weitem noch nicht erfüllt, und sie wäre wohl auch von zwei Lehrstühlen der Universität Užgorod und von einem weit größeren Kollektiv kaum zu bewältigen gewesen. Hier seien zunächst einige Ergebnisse der Sammeltätigkeit und der vorläufigen Systematisierung des Märchenmaterials im genannten Gebiet mitgeteilt.

Erfaßt wurden von uns 12 Bezirke der Karpatoukraine. Dabei wurden

3 A. Kalyns Märchen erschienen in Ukrainisch: *Zakarpats'ki kazky Andrija Kalyna* (Transkarpatische Märchen A. Kalyns), Užhorod 1955; *Kazky Verchovyny* (Märchen aus der Verchovyna), Užhorod 1960; in Russisch *Zakarpatskie skazki Andreja Kalina* (Transkarpatische Märchen A. Kalyns), Užgorod 1957; *Skazki Verchoviny* (Märchen aus der Verchovyna), Užgorod 1960; in Tschechisch: *Zakarpatské pohádky* (Transkarpatische Märchen), Praha 1958.

über 1500 Texte aufgezeichnet, und zwar in den Kreisen Chust 344, Iršava 300, Mukačevo (Mukačeve) 275, Perečin (Perečyn) 152, Tjačev (Tjačiv) 79, Vinogradov (Vynohradiv) 80, Svaljava 60, in den anderen Kreisen weniger.

Es wurden über 80 Erzähler ermittelt. 17 davon dürfen als erstklassig gelten, sie zeichnen sich durch Vielseitigkeit, Reichtum und meisterhafte Erzählweise, kunstvolle Komposition und plastische Gestaltung aus. Es sind dies vier Erzähler aus Gorinčevo (A. Kalyn, J. Tehza-Poradjuk, T. Plešynec' und I. Dylinko) und weiterhin: Mychajlo Halycja (von ihm stammen 35 Sujets), Vasyl' Korolovyč (82 Sujets), Fedir Kost'-Skubenyč (62 Sujets), Ivan Il't'o (60 Sujets), Ivan Lazar' (55 Sujets), Vasyl' Feer (70 Sujets), Mychajlo Handera (30 Sujets), Anna Vas'ko (40 Sujets), Vasyl' Zajac' (45 Sujets), Andrij Hryha (32 Sujets), Ivan Moryljak (30 Sujets), Petro Hrab (65 Sujets), Jurij Hebrjan (31 Sujets) und Andrij Homonaj (35 Sujets). Die genannten Gewährspersonen gehören verschiedenen Typen von Erzählern an: Kalyn, Halycja, Korolovyč und Zajac' sind universelle Erzähler, die Legendenmärchen und Alltagsmärchen, Volkssage und Anekdote in gleichem Maße beherrschen. Dylinko, Hryha, Moryljak und Homonaj sind epische Erzähler, die gern breite, epische Bilder ausmalen. Hebrjan, Lazar', Plešynec', Handera und Feer sind eher Meister des satirischen Genres, sie fühlen sich besonders in der Novelle und im Anekdotenmärchen zu Hause. Kost'-Skubenyč zieht Sujets mit philosophischem Einschlag vor, und Il't'o schließlich beherrscht das Genre der historischen Sage und der realistischen Skizze.

Die Erforschung des gesammelten Materials wirft viele Fragen auf, denken wir nur an das Problem der Beziehungen des ukrainischen Märchens zur übrigen ostslawischen, zur west- und südslawischen Folklore oder auch das Problem der ukrainisch-ungarischen und der ukrainisch-rumänischen Folklorebeziehungen.

Von außerordentlichem Interesse ist der künstlerische Werdegang der Erzähler. Ihre Lebensläufe ergeben eine anschauliche Geschichte ihres Gebietes und seiner Bevölkerung, die viel Leid und Elend unter fremder Herrschaft erleben mußte. Die Biographie schließt das Tor zur künstlerischen Werkstatt eines Volkskünstlers auf und hilft uns, das Geheimnis der Entstehung eines Volksmärchens zu verstehen. So geriet der älteste der Erzähler aus Gorinčevo, Mytro Petryk, 1914 beim Einmarsch der russischen Truppen in Lemberg als österreichischer Soldat in Gefangenschaft und arbeitete fünf Jahre lang im Gebiet von Omsk. Hier hörte er die Märchen sibirischer Erzähler und übernahm einige Sujets, die in der Ukraine wenig verbreitet sind, etwa das Märchen von Jeruslan Lazarevič. Sein Landsmann Jura Revt' war im Gouvernement Poltava in russischer Gefangenschaft und hörte dort ukrainische Erzähler, Toma Plešynec' war im Kaukasus, Ivan Il't'o kam zum Baikal, erlebte in Irkutsk die Oktoberrevolution und kehrte nach Beendigung des Bürgerkrieges — nach einer Irrfahrt durch halb Asien — über den Suezkanal nach Hause zurück. M. Šovok befand sich acht Jahre lang als Zwangsarbeiter in Magadan und brachte von dort ostsibirische und nordasiatische Sujets mit. Jura Tehza, A. Kalyns bester Lehrmeister, verbrachte seine Jugend in Bosnien

und der Herzegowina, wo er als Holzfäller arbeitete und die Märchen und Heldenlieder des Balkans kennenlernte. So konnten wir bei ihm ein Märchen über Kraljević Marko aufzeichnen.

Das Schicksal hat die Tagelöhner und Holzfäller aus der Karpatoukraine in die entlegensten Teile der Erde verschlagen. Fast alle transkarpatischen Märchenerzähler sind weitgereiste Leute, die nicht nur europäische, sondern auch asiatische, amerikanische und sogar afrikanische Länder gesehen haben. Sie alle bekennen, daß ihr Märchenrepertoire, das sie sich vor allem in den Kinderjahren im Heimatdorf angeeignet hatten, später, bei ihren Fahrten durch die Welt, durch neue Sujets und Motive bereichert wurde.

Einen Teil des in der Karpatoukraine gesammelten Materials haben wir in mehreren Bänden — nach dem Vorbild anderer sowjetischer Sammlungen — herausgegeben. Dabei setzten wir uns vorwiegend das Ziel, das Repertoire eines besonders guten Erzählers vorzustellen. Der Band mit Andrij Kalyns Märchen wurde bereits oben charakterisiert. Ihm folgte 1965 die Sammlung *Kazky zelenych hir* (Märchen der grünen Berge) mit Märchen von Mychajlo Halycja aus Dulovo im Bezirk Tjačev, einem damals achtzigjährigen Zimmermann, der die Alte und die Neue Welt auf der Suche nach Arbeit durchstreift hatte. Seine Märchen sind auch in russischer Übersetzung erschienen (*Skazki zelenych gor, rasskazannye M. M. Galicej*, Užgorod 1966). 1966 erschien als dritter Band *Jak čolovik vid'mu pidkuvav, a kišku včyv pracovaty* (Wie ein Mensch eine Hexe beschlug und einer Katze das Arbeiten beibrachte). Er umfaßt satirische und novellenartige Märchen von Vasyl' Feer aus Širokoe, Bezirk Vinogradov, Jurij Hebrjan aus Ljuta, Bezirk Perečin, Mychajlo Handera aus Drožincy, Bezirk Vinogradov, Toma Plešynec' aus Gorinčevo, Ivan Lazar' aus Makarevo, Bezirk Mukačevo, und anderen Erzählern. 1968 schließlich folgte ein vierter Märchenband mit dem Repertoire von Vasyl' Korolovyč aus Strabičovo, Bezirk Mukačevo, unter dem Titel *Try zoloti slova* (Drei goldene Worte). Korolovyč ist von Beruf Lokomotivführer, er verfügt über ein außerordentlich umfangreiches und sehr vielseitiges Repertoire. Die vier genannten Bände enthalten mehr als 200 neue Texte.

Zum Schluß unserer Übersicht über die Publikation ukrainischer Märchen dürfen wir die neueste Sammlung nicht unerwähnt lassen, die 1966 in Prešov, ČSSR, unter dem Titel *Ukrajins'ki narodni kazky Schidnoji Slovaččyny* von M. Hyrjak herausgegeben wurde. Sie enthält Texte, die Hyrjak 1962 und 1963 in ukrainischen Dörfern der Ostslowakei gesammelt hat.

Nach überschlägigen Berechnungen sind bis jetzt ca. 2000 karpatoukrainische Märchen (einschließlich Varianten) veröffentlicht worden, und ein weiteres Tausend liegt im Manuskript vor. Das entspricht insgesamt einem guten Drittel aller publizierten ukrainischen Märchen. Der besondere Reichtum und die Beständigkeit in der Märchentradition der Karpatoukraine hängen u. E. vor allem mit der Geschichte dieses Gebietes zusammen. Bereits zu Beginn des 11. Jh. eroberten es ungarische Feudalherren. Die ostslawische Bevölkerung lebte im unzugänglichen Hochgebirge, in dichten Wäldern, weit abgeschieden von den Kulturzentren, sie betrieb neun Jahrhunderte hindurch Naturalwirtschaft, also unter Voraussetzun-

gen, die die Bewahrung alter Volkstraditionen fördern. In ihrem Siedlungsgebiet an der Nahtstelle zwischen den Ost-, West- und Südslawen und an der Grenze des ungarischen und rumänischen Ethnikums nahmen die Ruthenen zudem viele Elemente der Folklore ihrer Nachbarn in sich auf und bewahrten sie bis in unsere Tage.

II

Zu den schwierigsten Fragen der Folkloristik gehört das Problem der Entstehung und Entwicklung der einzelnen Genres der Folklore. Es kann hier naturgemäß nicht unsere Absicht sein, das Problem der genetischen Verwandtschaft des ostslawischen Märchens zu lösen. Das erforderte eine besondere monographische Untersuchung. Doch fallen wohl selbst einem Laien, der zum ersten Male russische, belorussische und ukrainische Tiermärchen in die Hand bekommt, nicht nur die Verwandtschaft ihrer Sujets, Motive und Gestalten, die Ähnlichkeiten in Komposition und Ausdrucksmitteln, sondern auch die zahlreichen wortwörtlichen Übereinstimmungen innerhalb der Texte auf.

Die Gemeinsamkeiten im Märchen der Ostslawen erklären sich aus dem gemeinsamen Ursprung der drei Völker. Schon in der Epoche des Kiever Reiches, als die ostslawischen Stämme einer einheitlichen altrussischen Völkerschaft angehörten und noch ein ethnisches Ganzes darstellten, bildete sich das Märchen in seinen drei Hauptarten (Tier-, Zauber- und Legendenmärchen) heraus, und auch seine künstlerische Form, sein „Stil", entstand bereits damals.

Das ukrainische Märchen, das einen gemein-ostslawischen Ursprung aufweist, verselbständigte sich dann während der Herausbildung der ukrainischen Nation nach dem 14. bis 15. Jh. und nahm allmählich eigenständige Züge an: Vor allem was die spezifische künstlerische Form anbelangt. Doch auch das Märchenrepertoire der Ukraine trägt spezifische Züge: Wer die ukrainischen Märchensammlungen aufmerksam durchliest, dem muß die verhältnismäßig große Zahl der Tiermärchen und der Legendenmärchen auffallen. Diese Spezifik des ukrainischen Märchenrepertoires erklärt sich aus der geographischen Lage und aus der Geschichte der ukrainischen Gebiete. Die starke Verbreitung des Tierepos, der mythologischen und apokryphischen Legenden besonders im Karpatengebiet sowie rechtsseitig vom Dnepr ist wohl das Ergebnis des Einwirkens westslawischer Folklore. Wir ziehen diesen Schluß aus der Tatsache, daß Tier- und Legendenmärchen in Westeuropa stärker verbreitet sind als in Rußland.

III

Zur Charakterisierung des nationalen Repertoires ist die Kenntnis des Verhältnisses zwischen den einzelnen Genres erforderlich. N. Andreev ist bei einem Vergleich des russischen Märchenmaterials mit dem Verzeichnis von Aarne zu dem Schluß gelangt, daß die Zahl der Tiermärchen in Rußland am geringsten ist, und er erklärt dies aus den kulturhistorischen Bedingungen des europäischen Westens und Ostens: In den katholischen Ländern wurde die Tiererzählung im Mittelalter sehr gepflegt, denn sie

diente den Geistlichen zur Illustration und als Lehrstück (N. P. Andreev, *K obzoru russkich skazočnych sjužetov* [Zur Übersicht über die russischen Märchentypen], in: *Chudožestvennyj fol'klor* 2—3 [1927], S. 59—70). Diese Beobachtungen werden auch durch Fakten aus der belorussischen und der ukrainischen Folklore bestätigt. Volodymyr Hnatjuk hat recht, wenn er in seiner Einleitung zu der Sammlung *Ukrajins'ki narodni bajky* (Ukrainische Volksmärchen) erklärt, daß dieser Band mit seinen 400 Texten nicht nur die übrigen slawischen, sondern auch die westeuropäischen Sammlungen von Tiermärchen übertrifft.

Die starke Verbreitung des Tiermärchens gerade in den westukrainischen Gebieten steht u. E. auch im Zusammenhang mit den Bedingungen des kulturellen Lebens im Südwesten des alten Kiever Reiches, der dem Einfluß des katholischen Europas in besonderem Maße ausgesetzt war. Bekanntlich eroberten die polnischen Feudalherren um die Mitte des 14. Jh. Galizien und Wolhynien — die Karpatoukraine war von den ungarischen Magnaten bereits zu Beginn des 11. Jh. okkupiert worden — und errichteten hier ein Regime gewaltsamer Latinisierung, um die Gebiete vom orthodoxen Osten abzuspalten und die Bevölkerung ihrer nationalen Kultur zu entfremden. So wurde Ende des 16. Jh. die griechisch-unierte Kirche geschaffen. Ihre Geistlichen benutzten — ebenso wie die römisch-katholischen Priester — die Märchen und Volkslieder als Beispiele in ihren Predigten.

In den westlichen Gebieten des heutigen Belorußlands und der Ukraine mögen auch die Studenten der theologischen Lyzeen und Seminare eine bestimmte Rolle bei der Popularisierung von Märchensujets und -motiven gespielt haben; so verbinden manche Märchenforscher, etwa L. Kolmačevskij in *Životnyj épos na zapade i u slavjan* (Das Tierepos im Westen und bei den Slawen), Kazań 1882, die Verbreitung des Tiermärchens im Westen mit dem Bestehen der Klosterschulen.

Bei den Tiermärchen der Westukraine gilt es nun allerdings, einen Unterschied zwischen den didaktischen Märchen und den echten Volksmärchen zu machen. Diese beiden Gruppen unterscheiden sich in chronologischer wie in stilistischer Hinsicht:

Die didaktischen Märchen besitzen einen literarischen Ursprung. Sie entwickelten sich aus Stoffen der Äsopschen Fabeln, der mittelalterlichen Tierfabelbücher, der Erzählungen aus orientalischen Sammlungen und anderen Quellen; viele didaktische Sujets sind auch Früchte individuellen Schaffens. Diese Gruppe ist enger verbunden mit westeuropäischen Märchen.

Ganz anderen Ursprungs sind die echten Volksmärchen über Tiere. Ihre Wurzeln reichen weit in die Vergangenheit zurück. Das zuverlässigste Bestimmungskriterium ist wohl der Eindruck der Frische und Ursprünglichkeit, den sie vermitteln. Sie sind in Thematik und Komposition, in Stil und Sprache außerordentlich einfach und oft kindlich naiv.

Strenggenommen gibt es in der Ukraine nur relativ wenige Typen von Tiermärchen dieser zweiten Gruppe. Es sind dies vor allem *Schwesterchen Füchsin und Bruder Wolf* (Nr. 1), *Der Bär, der alte Mann und der Fuchs* (Nr. 6), *Der arme Wolf* (Nr. 10), *Der Ziegenbock und der Hammel* (Nr. 17), *Die mäklige Ziege* (Nr. 19), *Das Stierkalb aus Stroh* (Nr. 21), *Der Pfann-*

kuchen (Nr. 22), *Der Handschuh* (Nr. 23) und *Der Hahn und die Henne* (Nr. 25). Parallelen dazu — wir verwiesen bereits auf die genetischen Verwandtschaftsverhältnisse — finden wir in belorussischen und russischen Märchen.

Noch heute sind in diesen ukrainischen Märchen Überbleibsel von Totemismus anzutreffen. Man findet sie etwa in den Märchen vom Bären, dem Herrn der dichten Wälder und Karpatenberge. Hier malte sich die Phantasie des Volkes enge Wechselbeziehungen zwischen den Menschen und dem Bären aus: Der krummfüßige Mischka stiehlt ein Mädchen oder eine verheiratete Frau und lebt mit ihr zusammen wie Mann und Frau, sogar Kinder haben sie miteinander (oder ein Bauer [Pope] wird der Mann einer Bärin). Ein aus solcher Ehe entstammender Junge — Iwan-Bär — ist dann meist ein bärenstarker Recke und der Held des Märchens.

Der Bär ist das Totemtier der Jägerstämme. Man darf annehmen, daß in den düsteren Karpatenwäldern — ebenso wie in der sibirischen Taiga — irgendwann einmal unter den Jägern ein Bärenkult verbreitet war und daß „Bärenfeste" gefeiert wurden, bei denen Märchen über Bären erzählt, Lieder gesungen und Jagden veranstaltet wurden.

Das ukrainische Märchen kennt daneben eine Blutsverwandtschaft zwischen dem Menschen und dem Affen, zwischen dem Menschen und der Kuh, zwischen der Frau und dem Lindwurm u. ä.

Anklänge an den Totemismus finden wir auch im Volksglauben an „verbotene" Tiere, d. h., es wird das Töten von Wieseln, Schwalben, Störchen und „Hausschlangen" verboten, und Spuren von Fetischismus in Märchenmotiven vom Ursprung des Menschen aus einer Pflanze (Märchen von Kullererbse) oder gar aus einem unbelebten Gegenstand.

Die populärsten Tiergestalten in den ukrainischen Tiermärchen sind: Der Fuchs (die Füchsin) (in Hnatjuks Sammlung spielt er in 55 Texten eine Rolle), der Wolf (34 Texte), der Hund (29 Texte), der Bär (23 Texte), der Kater (18 Texte), der Hase (14 Texte) und das Pferd (12 Texte), von den Vögeln der Hahn (17 Texte), der Sperling (16 Texte) und der Adler (8 Texte). Natürlich kann die Anzahl der aufgezeichneten Texte über die einzelnen Tiere ganz zufällig sein. Dennoch ist nicht uninteressant, daß sie im proportionalen Verhältnis zur ukrainischen Fauna steht, denn die bekanntesten wilden Tiere in der Ukraine sind ja in der Tat der Fuchs, der Wolf, der Bär und der Hase.

Im Laufe der Zeit, mit der Entwicklung der materiellen und geistigen Kultur, machten die Tiermärchen Veränderungen in ihrem Ideengehalt und ihrer künstlerischen Form durch, und allmählich verloren sie die mythologischen und magischen Züge, die sie in der Zeit der Urgesellschaft besessen hatten. Auf einem höheren kulturellen Niveau waren die Voraussetzungen für die Herausbildung von Mythen nicht mehr gegeben. Die Helden des Tiermärchens erhielten jetzt menschliche Eigenschaften, und das Leben der Tiere wurde in seiner Wechselbeziehung zum Leben der Menschen gezeigt. Die mythologischen Gestalten erlangten allegorische Bedeutung.

In der ältesten Schicht der Tiermärchen fehlte nicht nur das satirische, sondern auch das didaktische Element. Erst als das Märchen für moralische

Belehrung und Satire zugänglich wurde, konnte es sich auch zur didaktischen Erzählung und weiter, unter der Feder talentierter Schriftsteller, zum literarischen Werk — zur Fabel — entwickeln. Dabei übten im Mittelalter insbesondere die Fabeln Äsops den stärksten Einfluß auf die Entwicklung des Tiermärchens aus.

Ebenso wie beim Tiermärchen steht auch beim Zaubermärchen das hohe Alter außer Frage. Das Problem der Genese und Entwicklung dieses Genres hat bereits eine umfangreiche kritische Literatur und viele Auseinandersetzungen und Theorien hervorgerufen. Dennoch kann es noch immer nicht als endgültig gelöst betrachtet werden. In diesem Zusammenhang dürfen zwei einschlägige Monographien nicht unerwähnt bleiben, die nach dem zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion erschienen sind: V. Ja. Propp, *Istoričeskie korni volšebnoj skazki* (Historische Wurzeln des Zaubermärchens), Leningrad 1946, und E. Meletinskij, *Geroj volšebnoj skazki, proischoždenie obraza* (Der Held des Zaubermärchens, Ursprung seiner Gestalt), Moskva 1958.

Man mag mit einigen Schlußfolgerungen Propps oder Meletinskijs nicht einverstanden sein, aber man kann nicht umhin, ihren ernsthaften Bemühungen um eine Lösung dieser so wichtigen und komplizierten Fragen unserer Wissenschaft Respekt zu zollen. Den Hauptwert von Propps Monographie sehen wir darin, daß sie das Problem der Entstehung des Zaubermärchens auf eine konkrete historische Grundlage stellt. Überzeugend erscheint uns vor allem die Hauptthese dieser Arbeit, daß viele Motive des Zaubermärchens auf die kulturellen Institutionen der Urgesellschaft zurückgehen, daß „die kompositionelle Einheit des Märchens in der historischen Realität der Vergangenheit liegt" (Propp S. 330) und nicht in den Besonderheiten der menschlichen Psyche.

An Meletinskijs Buch scheint uns besonders die Hypothese über die historischen Schichten im Zaubermärchen bemerkenswert. Er unterscheidet 1. eine archaische Schicht, die die mythischen und religiösen Vorstellungen und Riten widerspiegelt, 2. eine Schicht, die die Zeit des Zerfalls der Gentilverfassung und der Entstehung der Klassengesellschaft reflektiert, und 3. eine Schicht, die durch die Zuspitzung des sozialen Kampfes geprägt ist. Wir wollen versuchen, diese Schichten an einigen unserer ukrainischen Märchen deutlich zu machen.

1. Auf dem animistischen Glauben der Urzeit bauen Märchen auf wie *Die Hirtenflöte vom Schneeballstrauch* (Nr. 31), *Eine Zaubergeige entdeckt den Brudermörder* (Nr. 32), *Die Zarensöhne als Schwäne* (Nr. 38), *Das lahme Entchen* (Nr. 33), *Die Zarentochter als Kröte* (Nr. 34) und *Der Natternmensch* (Nr. 35).

Eine wichtige Rolle spielt dabei das Motiv der Metamorphose. Es begegnet am häufigsten in der Form, daß sich ein Mensch infolge einer Verwünschung in ein Tier verwandelt (*Die Zarensöhne als Schwäne*, *Der Natternmensch* u. a.). Die Mutter, die sich über ihre Söhne ärgert, sagt in einem verhängnisvollen Augenblick, „daß ihr doch alle zu Raben würdet!" Und die Brüder werden zu Vögeln, fliegen über dreimal neun Länder und lassen sich im Urwald nieder. Gerettet werden sie von ihrer Schwester, die vorher eine schwere Aufgabe zu erfüllen hat.

Der Jüngling, der in eine Natter (einen Bären oder in ein anderes Tier) verwandelt worden ist, kann nur durch ein unschuldiges Mädchen, das den „schrecklichen Bräutigam" liebgewinnt, seine menschliche Gestalt wiedererlangen.

Viele ukrainische Tier- und Zaubermärchen haben bis in unsere Tage Vorstellungen des Menschen der Urgesellschaft bewahrt, Mosaiksteinchen seiner Weltauffassung, die sich allerdings schwerlich zu einem geschlossenen System zusammenfügen lassen.

2. In der Feudalgesellschaft bewirkten die Unterdrückung und Ausbeutung der leibeigenen Bauernschaft, daß die sozialen Tendenzen im Zaubermärchen immer deutlicher hervortraten. Mit dem Beginn der Feudalgesellschaft mußte es naturgemäß manche Züge der neuen Zeit in sich aufnehmen, unterhielten doch die Märchenerzähler mit ihrer Kunst nicht nur Bauern, sondern auch Bojaren, Gutsbesitzer, Fürsten und Zaren. Daher figurieren in ihren Erzählungen nicht selten Zaren, Zarensöhne, Könige, Grafen und Prinzessinnen. Der Erzähler hat sie aber als Träger der Ideale des arbeitenden Volkes dargestellt.

3. Zur Differenzierung der zweiten von der dritten Schicht müssen bei den sozialen Motiven in den Zaubermärchen Zeit und Ort ihrer Aufzeichnung und die soziale Stellung des Märchenerzählers berücksichtigt werden. Stammt der Text von einem Gewährsmann, der aktiv an revolutionären Bewegungen teilgenommen hat, wird die soziale Aussage natürlicher Bestandteil der Improvisation sein, und es liegt ein Element der dritten Schicht vor.

Anders ist es bei sozialen Motiven in alten Texten, in denen die ideologische Einwirkung revolutionärer Bewegungen der Neuzeit noch nicht vermutet werden kann. Die sozialen Motive in solchen Zaubermärchen dürfen wir als alte Elemente betrachten, die den Klassenkampf im Feudalismus widerspiegeln.

In dem Märchen *Das fliegende Schiff* (Nr. 43), das I. Rudčenko Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Gadjač (Hadjač), Gouvernement Poltava, aufzeichnete, lesen wir folgende Episode: Dem Zaren wird berichtet, ein goldenes Schiff mit lauter einfachen Bauern sei gekommen. Der Zar glaubt es nicht. „Wie ist denn das möglich, daß Bauern mit einem goldenen Schiff angeflogen kommen? Du hast wahrscheinlich nicht richtig gefragt", sagt er zu seinem Diener und geht selbst, um sich die Gäste anzusehen. Der jüngste Sohn, der „Dumme", kommt ihm entgegen. Wie nun der Zar sieht, daß dessen Rock voll Flicken ist und an den Hosen die Knie herausschen, greift er sich an den Kopf: „Was, einem solchen Knecht soll ich mein Kind geben?" Mit allen Mitteln strebt er danach, die ungleiche Ehe der Prinzessin mit dem armen Bauern zu verhindern und den einfachen Burschen zugrunde zu richten.

Diese Episode ist eine Verallgemeinerung der feudalen Wirklichkeit, eine bildliche Darstellung der Beziehungen zwischen Feudalherrn und Bauern, die durch einen sozialen Abgrund voneinander getrennt waren. Der Zar äußert weniger seine persönliche Meinung als vielmehr die überhebliche Ansicht der privilegierten Schichten über den armen Bauern und Hungerleider.

Eine soziale Tendenz zeigt bereits der Beginn des Märchens vom Recken Bums Hufsohn (Nr. 48): Die Tochter eines reichen Kaufmanns verliebt sich in den Kutscher ihres Vaters, bekommt einen Jungen von ihm, und um ihre intimen Beziehungen zu verbergen, bringt sie das Kind nachts in die Steppe und überläßt es seinem Schicksal. Der Junge kommt jedoch nicht um, sondern wächst zu einem Recken heran, einem Beschützer der Armen und Entrechteten. Er vollbringt Heldentaten und gelangt dabei in einen prächtigen Palast. Dort trifft er ein Dienstmädchen, das von dem grausamen Besitzer des Palastes erniedrigt und gequält wird. Der Held aber behandelt es menschlich, wie seinesgleichen. Das Mädchen ist gerührt und erstaunt über sein Verhalten und sagt: „Habt Dank, Bums Hufsohn! Ich habe meinem Herrn dreißig Jahre gedient, und in den dreißig Jahren hat er mir weder einen Becher Branntwein noch einen Kanten Brot gegeben. Ihr aber habt mir gleich am ersten Tage zu trinken gegeben und mich essen lassen."

Zur Stilistik der ostslawischen Märchen hat der tschechische Folklorist Jiří Polívka, der sich speziell mit dieser Frage beschäftigt hat, interessante Gedanken geäußert. In seiner Monographie *Slovanské pohádky* (Slawische Märchen) nimmt das Kapitel „Über die Stilistik der ostslawischen Märchen" fünfzig Seiten ein. Nationale Besonderheiten in der Stilistik der russischen, belorussischen und ukrainischen Märchen sieht Polívka in den Einleitungs- und Schlußformeln, die sich grundlegend von entsprechenden Formeln in den Märchen anderer slawischer und der nichtslawischen Völker unterscheiden. Die Einleitungen und Schlüsse bei den ostslawischen Märchen heben sich nach Polívka durch ihre Farbigkeit und Vielfalt ab. Diesen besonderen Reichtum der ostslawischen Märchenstilistik erklärt der tschechische Wissenschaftler aus dem Umstand, daß sich die Tradition des professionellen Märchenerzählers in Rußland länger gehalten hat als im übrigen Europa.

Es war bereits davon die Rede, daß die nationale Spezifik des Märchenrepertoires der Ukraine in der Häufigkeit und Vielfalt der Tiermärchen zum Ausdruck kommt. Spezifische Züge läßt auch das ukrainische Legendenmärchen erkennen.

Der Begriff „Legende" kann nach der in der sowjetischen Folkloristik üblichen Terminologie im weiteren und im engeren Sinne verstanden werden. Im weiteren Sinne — in dem er dem deutschen Terminus „Sage" nahekommt — umfaßt er:

1. Erzählungen über Ereignisse, die als wirklich geschehen aufgefaßt werden. Sie bringen unter anderem den Glauben des Volkes an „unreine" Geister, d. h. dämonische Mächte, an Wald-, Feld- und Hausgeister, sowie an wiederkehrende Tote zum Ausdruck.
2. Historische Überlieferungen oder Ortssagen, die gewöhnlich an einen bestimmten Ort, etwa ein Schloß, ein Dorf oder einen Wald geknüpft sind, und von Heldentaten der Rächer aus dem Volke berichten (Pyntja, Dowbusch, Karmeljuk, Schuhaj u. a.).
3. Im engeren Sinne umfaßt der Begriff „Legende" „fromme" Märchen, die moralisieren, von biblischen Gestalten und Heiligen erzählen und in dichterischer Form den „Doppelglauben" widerspiegeln, der für die Welt-

anschauung der patriarchalischen Bauernschaft in der Zeit der Leibeigenschaft charakteristisch war.

Die Legenden im engeren Sinne dieses Wortes erfordern wohl ein näheres Eingehen: Zunächst ist festzuhalten, daß ihr Anteil an der ukrainischen Folklore größer ist als an der russischen.

Die ostslawische Folkloristik kennt zwei Standardwerke mit Märchen dieses Genres: ein russisches (*Narodnye russkie legendy* [Russische Volkslegenden] von A. Afanas'ev mit 33 Texten) und ein ukrainisches (*Halyc'ko-rus'ki narodni legendy* [Galizisch-russische Volkslegenden] von V. Hnatjuk [*Etnohrafičnyjzbirnyk* 12 und 13] mit 440 Texten). Hier könnte natürlich eingewendet werden, daß der Umfang dieser Ausgaben zufällig sei. Zählt man jedoch die Legendenmärchen in den anderen repräsentativen russischen, ukrainischen und belorussischen Sammlungen zusammen, gelangt man zu ähnlichen Ergebnissen. So enthalten die sechsbändigen *Ethnographischen Materialien aus Ungarisch-Rußland* von V. Hnatjuk über 200 Legendenmärchen. Auch in P. Čubyns'kyjs, M. Drahomanovs, V. Hrinčenkos, N. Levčenkos und V. Šuchevyčs Sammlungen nehmen sie weiten Raum ein. Allein in den von V. Hnatjuk insgesamt veröffentlichten Materialien finden wir ca. 650 Legendenmärchen. Deshalb erscheint die Frage berechtigt, warum das Legendenmärchen gerade in der Ukraine einen so wichtigen Platz beansprucht. Wir haben die Antwort darauf im historischen Leben des ukrainischen Volkes zu suchen. Für das ganze alte Rußland gilt, daß die Entstehung der Legendenmärchen durch die Einführung des Christentums und speziell durch die Übersetzungen biblischer Bücher und byzantinischen Schrifttums gefördert wurde. Es handelte sich dabei keinesfalls um eine bloße Übernahme. Der Zusammenstoß der heidnischen Weltauffassung mit der christlichen Glaubenslehre regte die Einbildungskraft des Volkes an. So wurden neue Sujets und Motive geschaffen, die durch den Doppelglauben, durch die Vermischung animistischer mit kirchlich-christlichen Vorstellungen gekennzeichnet sind (vgl. E. Aničkov, *Jazyčestvo i Drevnjaja Rus'* [Heidentum und die Alte Rus'], Petersburg 1914).

Die Volksliteratur wurde im Mittelalter durch das Bogomilentum, eine Ketzerbewegung gegen die offizielle Kirche, bereichert. Als im 15. und 16. Jh. die Welle der Reformation (Hus, Luther, Zwingli und Calvin) ganz Nord- und Mitteleuropa überflutete, wurde dann besonders Südwestrußland zum Schauplatz langanhaltender, intensiver Kämpfe zwischen der Orthodoxie und dem Protestantismus einerseits und der Orthodoxie und dem Katholizismus andererseits. Dieser Kampf wurde durch den Abschluß der Kirchenunion (in Brest 1596 und in Užhorod 1646) und ihre gewaltsame Einführung in den Westgebieten Belorußlands und der Ukraine eher noch verschärft. In der angespannten Atmosphäre ideologischer Kämpfe entstand eine polemisch-theologische Literatur, und parallel dazu entwickelte sich auch die Volksliteratur; es waren nicht nur die Schriftsteller (Ivan Vyšens'kyj, Mychajlo Andrella u. a.), die mit der Feder gegen die Jesuiten zu Felde zogen, auch die einfachen Bauern prangerten die katholische Geistlichkeit in ihren Liedern und Märchen, ihren Sagen und Sprichwörtern an. So sehen wir eine historische Gesetzmäßigkeit darin, daß die Legende, die die Möglichkeit bot, gleichermaßen die Priesterschaft und die polnischen

Pans, die alten Feinde der ukrainischen Bauernschaft, anzuklagen, gerade in Galizien, in der Bukowina und in der Karpatoukraine zur Blüte gelangte, denn dort war es, wo die Katholiken der orthodoxen Bevölkerung ihren Glauben aufzwangen und ihn mit Feuer und Schwert verbreiteten.

Das Legendenmärchen unterscheidet sich vom Zaubermärchen hauptsächlich durch seine stärkere soziale Aussage, und seine soziale Tendenz beweist, daß es in der Zeit der Leibeigenschaft und Fronarbeit entstanden ist. Freilich steht es weder in seiner nationalen Spezifik noch als Gattung allein; die Leibeigenschaft hat tiefe Spuren in der Folklore aller Völker hinterlassen, und sie hat auch zur Entstehung des Heldenepos, des historischen Liedes, der Ballade und des traditionellen lyrischen Liedes beigetragen. Was die ukrainischen Legenden anbelangt, so möchten wir auf einige Erzählungen aufmerksam machen, die zu verallgemeinerten Synthesen über die Fronarbeit streben und oft genug eine außerordentliche Stärke der künstlerischen Gestaltung erreichen. Es sind dies die Sujets vom Typ des *Erzsünders* (Nr. 83), *Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten* (Nr. 84), *Soll man vor dem Kreuze oder vor dem Galgen beten?* (Nr. 85) u. a.

In dem ersten der aufgeführten Sujets, das in Rußland und in ganz Europa weit verbreitet ist, wird von einem Räuber erzählt, der viele Seelen ins Verderben gestürzt hat und den vor dem Tode Reue überkommt (N. P. Andrejev, *Die Legende von den zwei Erzsündern*, Helsinki 1924; ders., *Die Legende vom Räuber Madej*, Helsinki 1924). Die karpatoukrainische Variante dieses Legendenmärchens handelt von einem Geächteten, der 99 Seelen umgebracht hat und nun Reue empfindet. Er kommt zum Geistlichen und bekennt seine Sünden. Als der Geistliche erfährt, daß es Reiche gewesen sind, die Mächtigen dieser Welt, wird er böse. Da springt der Räuber auf und sagt, habe er 99 umgebracht, so wolle er auch noch den Hundertsten umbringen. Der Geistliche erschrickt und verspricht dem Räuber, ihm Absolution zu erteilen, wenn er sich aus Ochsenhaut einen großen Sack nähen, 99 Ziegelsteine hineinlegen und ihn so lange tragen wolle, bis der Sack von selber zerreißt. Der Räuber trägt lange Jahre hindurch geduldig seine Last, doch der Sack zerfällt nicht. Da sieht er einmal, wie ein Gutsbesitzer sich von seinen Bauern schaukeln läßt und sie dabei durchprügelt, weil es ihm keiner recht machen kann. Der Räuber ist empört und denkt: Wenn's mir auch schwerfallen wird, hundert Ziegelsteine zu tragen, so muß ich doch die Leute von diesem Unglück befreien. Und er tötet den Gusherrn. In diesem Augenblick fällt der Sack auseinander.

Die Gestalt des schaukelnden Gutsherrn symbolisiert das gesamte feudale System der Leibeigenschaft, vor allem die Willkür der Gutsherren, die ungestraft die rechtlose Bauernschaft verhöhnen können. Die Idee dieser aus dem Volke geborenen Erzählung ist beeindruckend: Die Fronherrschaft ist ein so schreckliches Übel, daß für ihre Beseitigung 99 Todsünden verziehen werden.

Die Legende vom stolzen Zaren (Nr. 84) stellt einen anderen Charakterzug des Feudalismus bloß, den Despotismus der feudalen Monarchen, die keinerlei Beschränkungen ihrer Macht anerkennen wollen und denen nicht einmal die Bibel heilig ist.

Die Hüter der Feudalordnung und Leibeigenschaft waren die Ständegerichte, die den Gutsherren unterstanden und ihre Interessen vertraten. Sie gingen unbarmherzig gegen alle vor, die es wagten, dem Gutsherrn den Gehorsam zu verweigern oder sein Eigentum anzutasten. Eine vernichtende Kritik dieser Gerichte enthält die zwar kurze, aber inhaltsreiche Legende *Soll man vor dem Kreuze oder vor dem Galgen beten?* (Nr. 85). Der Erzähler A. Kalyn äußert hier den Gedanken, daß man nicht vor „Denkmälern" den Hut ziehen sollte, sondern vor dem Galgen (in einer anderen Variante vor dem Gefängnis), wo ehrliche Menschen schuldlos sterben müssen.

In vielen Legenden der Art *Wie der liebe Gott zu einem Reichen auf die Hochzeit ging* (Nr. 72), *Für den Reichen führt kein Weg zum Paradies* (Nr. 74), *Vom reichen Marko* (Nr. 75), *Die drei Brüder und der liebe Gott* (Nr. 76) geißeln die Märchenerzähler die Habgier der Pfarrer. Man kann sich schwerlich eine bissigere, vernichtendere Satire auf diese Habgier vorstellen als das Märchen *Der Alte* (Nr. 73), das zugleich ein Meisterwerk der Folklore ist, denn es verbindet auf harmonische Weise gedankliche Tiefe mit der Schönheit der künstlerischen Form. Dieses Legendenmärchen, die ukrainische Variante des „Wunderdoktors" (AT 785), die in Perejma, Kreis Balta, Gouvernement Podolien, aufgezeichnet wurde, entlarvt einen habgierigen Popen, der Gold mehr als alles andere auf der Welt, ja mehr als sein Leben liebte.

Einige Legendenmärchen behandeln auch das Thema Reichtum und Armut, das wohl aktuellste Thema in Literatur und Kunst aller Zeiten und Völker, so z. B. die Märchen *Für den Reichen führt kein Weg zum Paradies* (Nr. 74), *Vom reichen Marko* (Nr. 75), *Die drei Brüder und der liebe Gott* (Nr. 76) u. a. Das Legendenmärchen unterstreicht dabei zumeist die Vergänglichkeit des materiellen Wohlstandes, der den Menschen kein Glück bringt, während in den Tiermärchen und in den Zaubermärchen Reichtum das erwünschte Ziel des Menschen ist. Vielleicht erklärt sich dieser Unterschied aus der verschiedenen Entstehungszeit:

Tiermärchen und Zaubermärchen entwickelten sich höchstwahrscheinlich auf der materiellen Basis der Gentilordnung, als es noch kein Privateigentum an Produktionsmitteln und noch keine Differenzierung in Klassen gab, als alle Mitglieder der Gens nach Wohlstand strebten und in diesem Bestreben nichts Schlechtes sehen konnten.

Die Legendenmärchen dagegen entstanden wohl auf der materiellen Grundlage der Sklavenhalter- und der Feudalordnung, zu einer Zeit, als es das Privateigentum, das die Menschen in Reiche und Arme teilte, bereits gab. Da sich nun der Reichtum in den Händen der Minderheit befand und die Mehrheit in Not und Elend lebte, die Volksliteratur aber immer die Weltanschauung der Mehrheit, die Weltanschauung des arbeitenden Volkes, das sich mit der sozialen Ungerechtigkeit nicht abfinden wollte, zum Ausdruck brachte, wurde im Legendenmärchen der Gedanke der Verurteilung des Reichtums als der Hauptursache für das Unglück der Menschen zur zentralen Idee.

Außer Zweifel steht natürlich die Tatsache, daß das Gedankengut des Christentums einen starken Einfluß auf die Legendenmärchen gehabt hat. Doch ging dieser Einfluß oft genug nicht von den offiziellen christlichen

Kirchen und ihren Dogmen aus, sondern von den christlichen Sekten, die einen unversöhnlichen Haß gegen die weltlichen und kirchlichen Mächte predigten.

Für das Alltagsmärchen, das die jüngste Schicht des ukrainischen Märchenschatzes darstellt, ist charakteristisch, daß seine Personen nicht in einem „Dreimalneunten Zarenreich" agieren, sondern in einer realen Alltagssituation. Der Held des Alltagsmärchens ist der Arbeiter, der Diener beim Popen oder beim Gutsherrn, der Tagelöhner, der geschickte, findige, pfiffige Iwan, der nicht gegen Phantasiewesen ankämpft, sondern gegen ganz reale Feinde seiner Klasse angeht.

In den ukrainischen Märchenpublikationen aus der Zeit vor der Oktoberrevolution fristete das Alltagsmärchen ein Schattendasein. Die bürgerlichen Wissenschaftler waren geneigt, stärker sozial geprägte Motive zu verschweigen, und sie schenkten diesem Genre nur wenig Beachtung. Auch in der sowjetischen Folkloristik sind die sozialkritischen Alltagsmärchen durchaus noch nicht hinreichend erforscht, wenngleich man sich über einen Mangel an veröffentlichten Texten nicht beklagen kann (vgl. *Russkaja satiričeskaja skazka v zapisjach serediny XIV — načala XX veka* [Das russische satirische Märchen in Aufzeichnungen aus der Mitte des 14. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts], Auswahl der Texte, Einleitung und Kommentare von D. M. Moldovskij, Moskva-Leningrad 1955).

Dabei ist dieses Genre außerordentlich interessant, da in ihm der Kampf des arbeitenden Volkes gegen seine sozialen und nationalen Feinde besonders deutlich und realistisch dargestellt wird.

Der soziale Gehalt stellt das zentrale Problem des Alltagsmärchens dar. Er steht mit dem Ursprung des Genres und mit dem Milieu, in dem es weite Verbreitung gefunden hat, im Zusammenhang. Die Märchen von Gutsbesitzern, Popen, Kaufleuten und Dorfreichen sind nicht die Frucht müßiger Phantasie, nicht das Spiel der Einbildungskraft, sondern lebendige Denkmäler der Geschichte, die aus der historischen Wirklichkeit geboren wurden, Denkmäler, die geeignet sind, dokumentarische Angaben zu ergänzen.

Nach ihrem Ideengut kann man die zahlreichen sozialkritischen Alltagsmärchen in verschiedene Zyklen gliedern: 1. Märchen gegen die Gutsherren, 2. Märchen gegen die Popen und die Religion überhaupt, 3. satirische und humoristische Alltagsmärchen, die gesellschaftliche Mängel und allgemeinmenschliche Laster geißeln. Eine besondere Gruppe bilden schließlich die Sujets, in denen die neue bürgerlich-kapitalistische Epoche, die Klassendifferenzierung auf dem Lande, dargestellt wird.

1. Die gegen die Gutsbesitzer gerichteten Märchen erzählen von den Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und leibeigenen Bauern zur Zeit des Feudalismus. Die ukrainischen Gebiete waren damals politisch zersplittert. Der größte Teil gehörte zum zaristischen Rußland, Galizien zur polnischen Rzeczpospolita und die Karpatoukraine zu Ungarn. Infolge der Teilungen Polens (Ende des 18. Jh.) kamen schließlich alle westukrainischen Gebiete, darunter auch die Bukowina, an Österreich, später Österreich-Ungarn.

Hier wurde die sozialökonomische noch durch die religiöse und die

kulturell-nationale Unterdrückung verschärft. Der Gutsbesitzer war nicht nur Klassenfeind, sondern auch nationaler Feind des Bauern. Die polnischen und ungarischen Magnaten, die katholischen Priester und die griechisch-unierten Popen führten gemeinsam eine Politik der Entnationalisierung und Latinisierung der orthodoxen ukrainischen Bevölkerung durch. Der Vatikan, die polnischen und die ungarischen Könige und auch die österreichischen Kaiser betrachteten die Karpatoukraine, Galizien und die Bukowina als Vorposten des katholischen Westens in seinem Drang nach dem orthodoxen Osten. Bei der Analyse der Folklore muß diese historische Situation unbedingt berücksichtigt werden.

Diese Gruppe der Alltagsmärchen entwirft ein wahrheitsgetreues, wenn auch schematisiertes Bild vom Hungerdasein der leibeigenen Bauernschaft. „Es war einmal ein Gutsbesitzer, der war so geizig, daß er seinen Dienern weniger zu essen gab als seinen Hunden . . ." So beginnt *Der geizige Gutsbesitzer* (Nr. 94), den V. Kravčenko im Kreis Ostrog (Ostroh), Wolhynien, aufzeichnete.

Die Ständegerichte bestraften die Gutsbesitzer nicht, wenn diese ihre Bauern erbarmungslos ausbeuteten und grausam mit ihnen umgingen. In dem Märchen *Wie ein Kosak einem eigenmächtigen Gutsherrn eine Lektion erteilte* (Nr. 97) trifft ein Gutsherr einen Kosaken und fragt ihn: „Woher bist du, Kosak?" „Aus dem und dem Dorfe." „Hast du eine Pfeife?" „Nein." „Hast du Tabak?" „Nein." „Hast du eine Nadel?" „Nein." „Hast du eine Ahle?" „Nein." „Was hast du denn überhaupt . . .?" Er schreit den Kosaken an, und sie geben ihm fünfzig Hiebe mit der Peitsche.

Im realen Leben war der Bauer Objekt der Ausbeutung und Opfer der gutsherrlichen Willkür. Im Märchen aber triumphiert er über seine Feinde und hält sie zum besten: Ein Bauer führt einen dummen Gutsherrn an, indem er ihm drei Pferde ablockt und ihn veranlaßt, eine Eiche „festzuhalten" und eine „Nachtigall" unter der Mütze zu halten (*Wie ein Bauer einen Gutsherrn anführte*, Nr. 95). Er heilt einen Gutsbesitzer vom Geiz, indem er ihn im Winter aufs Feld unter einen Heuschober lockt und ihn Heu essen läßt (*Der geizige Gutsbesitzer*, Nr. 94). Er rächt sich an dem habgierigen Gutsherrn für das weggenommene Schwein, indem er ihn, mit ihm allein im Walde, bittet, einen Baum mit den Armen zu umfassen, ihm dann die Arme an den Baum bindet und ihn verprügelt.

Das Märchen hebt die körperliche, geistige und moralische Überlegenheit des einfachen Menschen über den Gutsherrn hervor. Der Sieg ist immer auf seiten des Vertreters des arbeitenden Volkes.

Im Märchen *Das weise Mädchen* (Nr. 99) hören wir von einem Wettkampf zwischen einem Gutsbesitzer und einem einfachen Bauernmädchen. Hier geht es nicht um körperliche, sondern um geistige Fähigkeiten. Auch hier siegt der Vertreter des einfachen Volkes, das Mädchen. Dieses Märchen, das schon im alten Rußland weitverbreitet war (davon zeugt die Erzählung von Pjotr und Fewronija), war wegen der Geschlossenheit seiner Komposition und der demokratischen Tendenz, die ihren Ausdruck in der bezaubernden Gestalt der Hauptheldin findet, sehr populär.

2. Quantitativ stehen die Märchen über Gutsbesitzer hinter denen über Popen zurück. Jahrhundertelang beherrschte die Kirche riesige Ländereien,

auf denen das Los der Leibeigenen nicht weniger drückend war als auf den Gütern. Die kirchlichen Würdenträger — Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe, Archimandriten und selbst die Dorfgeistlichen — beuteten die Bauernschaft in nicht geringerem Maße aus als die weltlichen Herren. In den Westgebieten der Ukraine traten die Geistlichen zudem nicht nur als Ausbeuter, sondern auch als Helfershelfer ausländischer Okkupanten auf.

Viele Alltagsmärchen gehen auf den moralischen Verfall der Geistlichkeit ein. Man darf annehmen, daß solche Märchen bereits im Mittelalter entstanden sind und im Westen wie im Osten der Ukraine weitverbreitet waren. Im 17. Jahrhundert lieferten sie den Stoff zu der Erzählung von Karp Sutulow (vgl. *Skazka o popach* [Märchen von den Popen] in der Sammlung *Pop i mužik — russkie narodnye skazki* [Der Pope und der Bauer — russische Volksmärchen] hg. von Ju. M. Sokolov, Moskva—Leningrad 1931), und schon in den ersten Aufzeichnungen ukrainischer Märchen treffen wir die Gestalt des Popen als Liebhaber. Die populärste Variante dieses Typs erzählt die groteske Geschichte eines Geistlichen, der auf der Suche nach einem galanten Abenteuer in ein Teerfaß gerät und als seltene „Ware" (als der Teufel) zum Markt gebracht wird.

3. Den größten Zyklus der Alltagsmärchen bilden die satirischen und die humoristischen Märchen. Sie richten sich zwar nicht gegen die Gutsherren oder Popen, doch ist es auch ihr Anliegen, neben allgemeinmenschlichen Lastern konkrete gesellschaftliche Mängel bloßzustellen. Hier finden wir einen bissigen Spott über die Raffgier, die Faulheit, die Geschwätzigkeit, den Undank gegenüber den Eltern, die sklavische Unterwürfigkeit unter alles Ausländische, die Trunksucht u. ä.

Hervorhebung verdient ein besonderer Zyklus sozialkritischer Alltagsmärchen, die eine philosophische Durchdringung und künstlerische Gestaltung abstrakter Begriffe wie Wahrheit und Lüge, Leben und Tod, Glück und Leid, Erfolg und Mißerfolg, Reichtum und Armut u. a. erstreben. Man kann hier von philosophischen Märchen sprechen. Sie bringen die Ansichten des Volkes über die den Menschen umgebende Natur, über die Gesetzmäßigkeiten der historischen Prozesse und über das gesellschaftliche Leben zum Ausdruck. Gerade diese Kategorie von Alltagsmärchen ist durch den unerschütterlichen Glauben an den Triumph der Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit, durch jenen Optimismus gekennzeichnet, der dem gesamten Märchenschaffen eigen ist und der ideell alle Genres verbindet.

Seitdem die Menschen ihr Leben auf der Erde bewußt gestalteten, haben sie ständig darüber nachgedacht, wie es sich besser leben läßt — mit der „Wahrheit" oder mit der „Lüge".

Auch das Volksmärchen weiß, daß der Weg der „Wahrheit" dornig und schwer, der Weg der „Lüge" dagegen glatt und leicht ist, daß Tausende von Versuchungen an den Menschen herantreten, den zweiten Weg zu beschreiten, der Reichtum, Karriere, Ehrungen und Ruhm verheißt, daß andererseits Tausende von Hindernissen den Weg der „Wahrheit" erschweren, und doch lehrt es, daß man auf die „Wahrheit" bauen müsse. Eine der besten der zahlreichen ukrainischen Varianten dieses Typs (AT 613) hat

Rudčenko in Baturin (Baturyn), Gebiet Černigov, aufgezeichnet. Das Märchen beginnt mit dem Streit zweier Brüder — eines reichen und eines armen — darüber, wie es sich am besten leben läßt. Der Arme behauptet: „Wenn es auch schwer auf der Welt ist, aber es ist doch besser, mit der Wahrheit zu leben." Der Reiche aber lacht ihn aus: „Wo findest du jetzt schon Wahrheit? Es gibt keine Wahrheit mehr auf der Welt. Überall herrscht Lug und Trug. Mit der Lüge lebt sich's besser." (Nr. 86). Häufig gibt das Märchen, das gern abstrakte Begriffe in konkrete Gestalten kleidet, dem armen Bruder den Namen Wahrheit und dem reichen den Namen Lüge.

IV

Aus unserer kurzen Übersicht über die Sammlung und Veröffentlichung ukrainischer Märchen (S. 692ff.) ist hervorgegangen, daß sich die Folkloristen des 19. Jh. — A. Dymins'kyj, I. Nyklovyč, P. Kuliš, I. Rudčenko, M. Drahomanov, P. Čubyns'kyj und B. Hrinčenko — für die Persönlichkeit des Märchenerzählers nicht interessiert haben. Das ergab sich folgerichtig aus der mythologischen Theorie, die Lied, Märchen und Legende als Frucht des Volksgeistes betrachtete und Einzelheiten ihrer Entstehung und Entwicklung nicht nachging. Auch die Anhänger der Migrationstheorie haben sich nicht ernsthaft mit dieser Frage befaßt. Erst die anthropologische Schule schenkte dem Problem der Genese und Entwicklung der Volksdichtung mehr Aufmerksamkeit. Bei der Untersuchung dieses Problems konnte es den Folkloristen nicht entgehen, daß derselbe Typ, dasselbe Motiv in den verschiedenen Varianten verschieden gestaltet waren. Als man nun die Bedingungen für die Verbreitung der Märchen untersuchte, kam man zu dem Schluß, daß man nur von talentierten Erzählern Texte aufzeichnen sollte. Zwar kann jeder Bauer im Dorfe zwei oder drei Märchen erzählen. Die Frage ist aber, wie er sie erzählt. Leuten, bei denen die Märchen blaß und langweilig klingen, mag niemand im Dorfe zuhören. Meistererzähler dagegen haben zu jeder Zeit und an jedem Ort einen großen Zuhörerkreis, und das ganze Dorf spricht voller Anerkennung und Bewunderung von ihnen. Bei jeder Märchenexkursion gilt es, solche Erzähler ausfindig zu machen, eine bisweilen recht schwierige und sehr verantwortungsvolle Aufgabe.

Seit den Zeiten Sadovnikovs, der in Avram Novopol'cev einen wahren Meister entdeckte, kennt die russische Folkloristik zahlreiche hervorragende Erzähler, und seit Ončukov ordnen viele Folkloristen ihre Märchensammlungen nach Erzählern, darunter D. Zelenin, B. und Ju. Sokolov und A. Smirnov. In der Ukraine war es Ončukovs Zeitgenosse Lesevyč, der als erster das Repertoire eines Märchenerzählers aufzeichnete. Im Dezember 1894 hielt er auf einer Tagung der Ethnographischen Sektion der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über R. F. Čmychalo; er teilte dessen Biographie mit und gab eine allgemeine Charakteristik seines Märchenrepertoires.

Rodion Fedorovyč Čmychalo wurde im Dorfe Denisovka, Kreis Lubny, Gouvernement Poltava, in der Familie eines verarmten Kosaken geboren. 1894 war er 65 Jahre alt. Nach Lesevyčs Worten war R. F. Čmychalo da-

mals ein „großer, schlanker, vornehmer alter Mann" — wir besitzen auch ein Bild des Erzählers von A. N. Šil'der — von natürlicher Intelligenz, feinfühlig und freundlich und durch die Erfahrungen eines langen Lebens gewitzt.

Rodion hatte von seinem Vater nur eine bescheidene Hütte und eine Desjatine Ackerland geerbt, und so war sein Schicksal, wie das aller anderen Bauern jener Zeit, durchaus nicht leicht. Er hatte sich jedoch daran gewöhnt, das Leben und seine Schwierigkeiten mit der Ruhe eines Philosophen zu betrachten. „Vor kurzem" — so schreibt V. Lesevyč — „hat er sich Bretter für einen Sarg gekauft, und dabei bringt ihn der Gedanke an den Tod gar nicht aus der Ruhe."

Märchen hatte Čmychalo schon in früher Jugend von seinem Vater erzählen hören. Da der Vater diese Märchen ebenfalls aus seinen Kinderjahren kannte, darf man schließen, daß sie in der Familie schon über 100 Jahre, d. h. seit dem 18. Jh., lebendig waren. Lesevyč zeichnete von Čmychalo 72 Texte auf, davon 37 eigentliche Märchen, 17 Legenden, 11 Novellen und 7 Anekdoten (nach V. Hnatjuks Klassifikation). Was den Reichtum des Repertoires anbelangt, kann man also Čmychalo mit A. Novopol'cev durchaus vergleichen, doch in künstlerischer Hinsicht stehen seine Märchen hinter denen seines russischen Zeitgenossen zurück, das ergibt sich deutlich bei einem Vergleich mit den Varianten derselben Typen in Rudčenkos und Čubyns'kyjs Sammlungen. Wenn also Čmychalo auch nicht eben zu den erstklassigen Erzählern gehört, ist ihm doch ein außergewöhnliches Naturtalent nicht abzusprechen. Seine Texte sind für die ukrainische Folkloristik von großem Wert, denn sie bieten die Gelegenheit, das Märchenrepertoire eines einzelnen Erzählers einzuschätzen. Repertoires anderer Märchenerzähler sind im Dneprgebiet während des 19. Jh. leider nicht aufgezeichnet worden.

Unter den Zaubermärchen sind Čmychalo besonders gut gelungen: *Vom Recken Bums Hufsohn* (Nr. 48), *Der Och* (Nr. 39), *Die Zarensöhne als Schwäne* (Nr. 38), unter den sozialkritischen Alltagsmärchen sind es *Die Vernunft und das Glück* (Nr. 87), *Der Bauer, seine Frau und der Pope* (Nr. 108) u. a.

V. Hnatjuk veröffentlichte V. Lesevyčs Aufzeichnungen. Er kritisierte allerdings die Sprache der Texte und klagte darüber, „daß in Rußland die Assimilierung der Sprache unseres einfachen Bauern an die Staatssprache, die manche bis jetzt noch immer für identisch mit der unseren ansehen wollen, weit vorangeschritten ist . . ." Wir möchten jedoch den Prozeß der Annäherung der ukrainischen Umgangssprache an die russische Hochsprache, der im übrigen in der Karpatoukraine ebenso wie anderswo erfolgte, bei der engen genetischen Verwandtschaft des Russischen mit dem Ukrainischen als eine natürliche und unter den gegebenen historischen Bedingungen gesetzmäßige Erscheinung betrachten.

Als Mangel in Čmychalos Märchenschaffen sehen wir nicht seine Sprache und seinen Stil an, sondern den geringen Vorrat an Ausdrucksmitteln. Wir vermissen die lebendige Erzählweise, die spannende, dynamische Entwicklung der Handlung und die geschlossene Komposition.

Die Methode der individuellen Arbeit mit den Erzählern und der Unter-

suchung ihres Repertoires, die in der russischen Folkloristik bereits zur Tradition geworden war, wurde allmählich auch von den ukrainischen Folkloristen übernommen. So gelang es schon V. Šuchevyč, der die Lieder und Märchen der Huzulen aufzeichnete, einige begabte Erzähler — etwa Mychajlo Palijčuk aus Kosmač (von ihm stammen 26 Texte) oder Petro Sekyrjak aus Holove (23 Texte) — zu ermitteln, doch lieferte er noch keine biographischen Angaben über sie. Auch Rozdol's'ky'j nennt nur die Namen der von ihm befragten Erzähler aus den Bezirken Brody und Stryj. Ihm war es allerdings nicht beschieden, echte Talente zu entdecken.

Besonders positive Ergebnisse erbrachte die neue Methode in der Tätigkeit Volodymyr Hnatjuks, der sich bereits bewußt die Aufgabe stellte, wahre Volkstalente ausfindig zu machen. Ihm gelang es nun wirklich, das Repertoire einer ganzen Reihe erstklassiger Märchenerzähler, wie z. B. M. Pustaj, M. Fotul, I. Farkas, O. Kumja, M. Kalančapi, aufzuzeichnen. Leider beschränkte sich Hnatjuk auf die Aufnahme der Autobiographien, die sehr verschwommen und oberflächlich sind, und versuchte nicht, obwohl er über reiches Material verfügte, ein literarisches Poträt der Erzähler zu liefern.

Mychajlo Pustaj stammt aus dem Gebirgsdorf Zbuj im Komitat Zemplén, einem malerischen Flecken zwischen Polen, der Slowakei und dem karpatoukrainischen Gebiet. Er war wie sein Vater Gemeindehirt und verdiente sich vom dreizehnten Lebensjahr an mühsam seinen Lebensunterhalt. Der Hirtenberuf mag bei ihm die Entwicklung zum Märchenerzähler gefördert haben. Nach der Heirat verbesserte sich zwar Pustajs materielle Lage etwas, denn seine Frau brachte ein Stück Ackerland mit in die Ehe, und so konnte er eine kleine Wirtschaft gründen. Aber die Not verließ seine Hütte nie gänzlich. In seiner Autobiographie erzählt Pustaj, wie einmal der Gerichtsvollzieher zu ihm kam, weil er die Steuern nicht bezahlen konnte, und er gar seine drei Ziegen verkaufen mußte. Doch die Not wirkte sich nicht negativ auf seinen Charakter aus.

Hnatjuk erinnerte sich an Pustaj als an einen heiteren, humorvollen Menschen, der seine Märchen bereitwillig zum besten gab. Nachdem er sechs Tage lang erzählt hatte, erklärte er Hnatjuk bei der Verabschiedung, daß er noch eine weitere Woche hätte erzählen können. Hnatjuk erhielt von Pustaj 39 Texte: 13 Zaubermärchen, 10 Legenden, 13 sozialkritische Alltagsmärchen und 3 Anekdoten.

Dabei war Mychajlo Pustaj als Erzähler in allen Sätteln gerecht, und er erzählte alle diese Genres mit gleicher Meisterschaft. Charakteristisch für seine Märchen, selbst die Legenden und Alltagsmärchen, ist ihre Länge und die Vielgliedrigkeit der Komposition.

Die Zaubermärchen, die in Pustajs Repertoire die erste Stelle einnehmen, tragen oft ein ausgeprägt karpatisches Kolorit oder beeindrucken durch ihre originelle, harmonische Verbindung ostslawischer und westslawischer Motive — bei einem Märchenerzähler, der in den Beskiden geboren und aufgewachsen ist, ist das freilich leicht erklärbar.

Pustaj ist ein Meister der lebendigen Erzählweise, die dramatischen Entwicklungen weiten Raum gibt. Dabei ist sein Stil einprägsam und bildhaft, und er zeichnet sich durch sehr reiche Ausdrucksmittel aus.

Mychajlo Fotul stammte aus Strojno, Komitat Béreg. Er war ein armer Bauer und Vater einer kinderreichen Familie. In der von Hnatjuk aufgezeichneten Autobiographie vermissen wir jegliche konkreten Angaben. Sie enthält nur Klagen über die unerträgliche materielle Situation und die ständige Not. „Mein Leben ist so", erzählt Fotul, „daß ich gar nicht weiß, was Freude ist. Meine vier Kinder und meine Frau muß ich ernähren, habe aber kein Land, kein Vieh, und nirgends ist auch nur ein Kreuzer zu verdienen." Insbesondere beschwert sich Fotul über die unmäßigen Steuern. „Der Staat nimmt, die Komitatsbehörden nehmen, der Notar nimmt. Der Gerichtsvollzieher reißt einem noch den letzten Bissen Brot aus den Zähnen . . ." Dieses Bild hoffnungsloser Armut ist wahrheitsgetreu und typisch — so lebte damals die karpatoukrainische Bauernschaft.

Von M. Fotul schrieb Hnatjuk 32 Texte auf (15 Legendenmärchen, 12 sozialkritische Alltagsmärchen und 5 Zaubermärchen), womit er dessen reiches, vielfältiges Repertoire bei weitem nicht ausschöpfte. Während bei Pustaj die Zaubermärchen überwiegen, sind es bei Fotul die Legendenmärchen und die sozialkritischen Alltagsmärchen. Er gehört zur Kategorie der Satiriker unter den Märchenerzählern, und es geht ihm vor allem darum, gesellschaftliche Mißstände anzuprangern. Besonders scharfe soziale Tendenzen zeigen die Märchen *Von Jakim, dem Hundefänger*, *Der verprügelte Pope. Der Pope und der Bösewicht Scholowka*, *Salomo und die Teufel im Faß*, *Ein Engel im Dienst beim Popen*. Bei Fotul wird nicht nur das novellistische, sondern auch das Legendenmärchen zu einer scharfen Waffe im Kampf gegen soziale Mißstände und gegen die Ausbeuterordnung. Die Schärfe seiner Satire richtet sich vor allem gegen die Popen der griechisch-unierten Kirche. Da er jedoch aus den Kreisen der patriarchalischen Bauernschaft stammt, die ökonomisch und kulturell rückständig war, äußert er auch konservative Ansichten. So findet man moralisierende Tendenzen etwa in seiner Legende *Vom schönen Josef* (Nr. 69). In manchen seiner Legenden wird der Gedanke geäußert, daß die Herrschaft in der Familie, in der Gesellschaft und im Staat allein dem Manne gebühre, die Gleichberechtigung von Mann und Frau wird bestritten.

1962 lernten wir den Sohn Fotuls kennen, der sich noch an V. Hnatjuk erinnern konnte und uns folgende interessante Episode berichtete: Hnatjuk, der sich bei seinem Vater für die großartigen Märchen erkenntlich zeigen wollte, nahm ihn mit nach Mukačevo auf den Markt und sagte, auf eine Herde fetter Ochsen weisend: „Suchen Sie sich für Ihre Märchen ein paar der besten Ochsen aus, Mychajlo!" Doch eben jener Sohn des erstklassigen Meisters konnte uns nicht ein einziges gutes Märchen erzählen!

Imre Farkas war ein armer Bauer aus dem ehem. Komitat Bács-Bodrog. In seiner scherzhaft erzählten Autobiographie ist weder das Geburtsjahr noch das Alter angegeben. Farkas erzählt von sich, er habe die Grundschule seines Heimatdorfes besucht, sei ein sehr guter Schüler gewesen, alles sei ihm nur so zugeflogen, und Gelesenes hätte er gleich auswendig behalten. Nach der Dorfschule „ging er dienen", d. h., er wurde Tagelöhner bei einem reichen Herrn. Daraus können wir schließen, daß es um die materielle Lage der Familie Farkas nicht zum besten stand. Der Großbauer, bei dem sich der Junge verdingte, zahlte ihm keinen Lohn, und so kam es

sogar einmal zu einer Gerichtsverhandlung. Farkas hatte es zunächst auch im persönlichen Leben nicht leicht, denn die wohlhabenden Bauern mochten ihre Töchter nur ungern an arme Burschen verheiraten. Doch schließlich fand er ein Mädchen, das ihm eine gute Hausfrau und Mutter seiner Kinder wurde. Freilich — das erste Kind starb bald nach der Geburt, das zweite wurde kaum 9 Monate alt. Im Jahre 1897, als er mit V. Hnatjuk zusammentraf, war er noch ein junger Mensch.

Imre Farkas ist ein typisch epischer Erzähler, der ausführliche Schilderungen liebt, dabei aber die Geschlossenheit der Komposition wahrt und die Erzählung lebendig, organisch und folgerichtig zu führen weiß. Seine Märchen, etwa *Wie ein König seinen Sohn töten lassen wollte, wie dieser fortlief, Schafhirte war und später dann König wurde* (Nr. 55), gestaltet er zu wahren Märchenepen. Sie sind überdies außerordentlich interessant für die vergleichende Märchenforschung. Wie bereits erwähnt, haben die ruthenischen Kolonisten in der Bačka, die zwei Jahrhunderte hindurch in der Nachbarschaft von Ungarn, Serben, Kroaten, Deutschen und Slowaken lebten, vieles vom Reichtum der mündlichen Überlieferung dieser Völker übernommen.

Farkas' Repertoire umfaßt zwar nicht viele Erzählungen (27 Texte, davon sind 13 Zaubermärchen, 2 Legenden, 4 novellistische Märchen, 5 Anekdoten und 3 historische Sagen), doch beansprucht es infolge des ungewöhnlichen Umfanges der Texte in V. Hnatjuks Sammelband einen verhältnismäßig großen Platz.

Osip Kulič war ein Landsmann von Farkas; er entstammte ebenfalls einer armen Bauernfamilie aus dem ehem. Komitat Bács-Bodrog. In seiner Autobiographie lesen wir, wie er in der Schule einmal den Lehrer vertrat: „Wir hatten zwei Räume und nur einen Lehrer. Er konnte natürlich nicht gleichzeitig in beiden Räumen unterrichten, und daher bat er mich eines Tages, die kleinen Kinder zu unterrichten. Ich trat also in die Klasse und sagte: ‚Ruhig, Kinder! Erst putzt ihr euch einmal die Nasen, und dann werde ich euch Märchen erzählen . . .' Und dann habe ich angefangen, ihnen von Zaren und Zigeunern zu erzählen, und sie waren so aufmerksam, daß der Lehrer aus dem Staunen nicht herauskam . . ."

Für die Märchenforschung ist diese Episode von großem Interesse, zeigt sie doch, daß O. Kulič schon als Schuljunge seine Zuhörer durch Märchen zu fesseln wußte.

Nach der Heirat lebte Kulič mit seiner Frau in der Kate seines Vaters, aber er vertrug sich nicht mit ihm, und so mußte er zu fremden Leuten gehen und als Tagelöhner arbeiten. Das Hungerdasein als heimatloser Tagelöhner lag wie ein Schatten auf seinem Leben, aber er verlor die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht. Durch harte Arbeit verdiente er sich etwas Geld und baute sich eine Hütte. Nun hatte er endlich ein eigenes Dach über dem Kopf. Doch wie im Märchen verfolgte ihn das Unglück. Die Kinder starben, eines nach dem anderen, und die unglücklichen Eltern blieben allein zurück.

Hnatjuk schätzte die Fähigkeiten Kuličs als Erzähler hoch ein, und er war vor allem von seinem phänomenalen Gedächtnis beeindruckt. Kulič lieferte ihm 44 Texte, das war die größte Zahl, die er je von einem Erzähler

erhielt (7 Zaubermärchen, 3 Legenden, 9 Novellen, 11 Anekdoten, 3 Tiermärchen und 11 historische Sagen).

Kulič ist ein universeller Erzähler, der Märchen der verschiedensten Genres mit gleicher Meisterschaft vorträgt. Besonders zu erwähnen sind seine historischen Sagen, von denen wir bereits an anderer Stelle sprachen (P. Lintur, *Zakarpatskie narodnye skazanija o Koroleviče Marko* [Transkarpatische Sagen über Kraljević Marko], in: *Sovetskaja ėtnografija* 1965 H. 1).

Bei seiner Arbeit kam Kulič sehr häufig mit Serben und Kroaten zusammen. Er hatte so auch oft Gelegenheit, ihren epischen Liedern, Sagen, Legenden und Märchen zu lauschen und sie seinem Gedächtnis einzuprägen. Auf diese Weise erklären sich die vielen südslawischen Elemente in seinen Texten, sogar in seinen Zaubermärchen, Legendenmärchen und in novellistischen Märchen.

Was die Märchenerzähler des 20. Jh., d. h. unsere Zeitgenossen, anbetrifft, so haben wir ihre Lebensläufe und ihr Repertoire selbstverständlich viel eingehender untersuchen können, als es bei den bisher vorgestellten Erzählern aus dem 19. Jh. geschehen konnte.

Mychajlo Halycja darf als einer der talentiertesten ukrainischen Märchenerzähler überhaupt gelten. Seine schöpferische Phantasie ist außerordentlich hoch entwickelt, dazu kommt, daß er ein vorzüglicher Erzähler ist. Bei ihm beeindrucken nicht nur der Reichtum und die Vielfalt der Sujets und Gestalten, sondern auch das Vermögen, spontan auf aktuelle Ereignisse zu reagieren. Er wurde 1885 in Dulovo, Bezirk Tjačev, in einer Bauernfamilie geboren. Lesen und schreiben lernte er in der Gemeindeschule. Doch sein Wissensdurst war damit nicht gestillt, und so führte ihn sein Lebensweg — bei kärglichen Löhnen — weit fort von seinem Elternhaus. Schon als Junge ging er als Forstarbeiter nach Galizien. Hier konnte er sich davon überzeugen, daß die Ruthenen der Karpatoukraine in ihrem Kampf um die nationale Befreiung nicht allein standen.

Als junger Bursche kam Halycja nach Bosnien und der Herzegowina, in das Heimatland des südslawischen Heldenepos. Bald war er heimisch in der Sprache der Serben und Kroaten, mit denen er im Wald zusammenarbeitete. Ihm gefielen ihre Lieder und die Erzählungen von den Heiducken, den Rächern aus dem Volke. Das südslawische Element ist in Halycjas Schaffen ganz deutlich zu spüren; so enthält sein Repertoire Sagen von Kraljević Marko und Musa Kesedžija. Vielleicht stammen von daher auch die breite, epische Form und der heroische Inhalt, die den Charakter seiner Märchen prägen.

Noch vor dem ersten Weltkrieg begab sich Halycja in die USA, wo er in einem Bergwerk arbeitete. Als er wieder nach Hause kam, wurde er zur Armee einberufen und als erfahrener Bergmann in die Stadt Salgótarján zur Kohleförderung geschickt. Hier erlebte er den Zerfall der Habsburger Monarchie und die sozialistische Revolution in Ungarn von 1919. Als dann die Karpatoukraine der bürgerlichen Tschechoslowakischen Republik angeschlossen war, fristete Halycja mit seiner Familie ein kümmerliches Dasein. Auf der Suche nach Arbeit führte ihn sein Weg wieder in die Fremde. Die Kinder starben, seine Frau litt an einer unheilbaren Krank-

heit. Erst im Alter sollten ihm glücklichere Tage beschieden sein: Er konnte seine reiche Erfahrung und sein Können beim Bau eines Kraftwerkes, als Leiter einer Zimmermannsbrigade, einsetzen. Später bekam er eine Rente, die ihm einen ruhigen Lebensabend sicherte. Heute ist Halycja ein Bürger der Sowjetunion, dessen Schicksal für das vieler Tausender Ukrainer des Karpatengebietes typisch ist.

Reich und vielseitig wie seine Lebenserfahrungen und seine Kenntnisse — er beherrscht ungefähr zehn Sprachen — ist auch sein Märchenrepertoire, das Zaubermärchen und Legendenmärchen, sozialkritische Alltagsmärchen und Kindermärchen, historische Sagen und philosophische Märchen gleichermaßen umfaßt. Außerdem kennt er zahlreiche Volkslieder, er weiß gut über Volksbräuche und -riten Bescheid, und sein Wortschatz ist reich an Sprichwörtern und Redewendungen.

Dabei ist allerdings nicht zu verkennen, daß ihm das Genre des Zaubermärchens doch am besten liegt. Hier kommen seine Gestaltungsfähigkeit und Gedankentiefe am glücklichsten zur Geltung. So sind Märchen wie *Der Weiße Almriese* (Nr. 59), *Die Schöne Anna* (Nr. 60), *Der Zar des Wilden Waldeš* (Nr. 61), *Von dem Berg, der mit seiner Spitze bis zum Himmel reichte* (Nr. 62) als wahre Kabinettstücke volkstümlicher Erzählkunst zu bezeichnen.

Von besonderem wissenschaftlichen und literarischen Interesse sind auch Halycjas Legendenmärchen, unter denen das in der europäischen Folklore geläufige Märchen vom Papst Gregor (Inzestmotiv) erwähnt sei. Dieses Märchen scheint durch die Lektüre bibelgeschichtlicher und kirchlicher Bücher beeinflußt worden zu sein.

Bei einer Gesamteinschätzung von Halycjas Repertoire sind seine Liebe zur Tradition, der lebendige Zusammenhang mit der so überaus reichen Überlieferung der ukrainischen, russischen und belorussischenVolksdichtung und seine Verbindungen zur Folklore der Nachbarvölker — Südslawen, Rumänen, Ungarn u. a. — hervorzuheben.

Halycja besitzt ein unübertroffenes Improvisationstalent. Er reagiert spontan auf Ereignisse der Zeit, überdenkt und verändert das Ideengut seiner Märchen, hebt immer neue soziale Tendenzen hervor und flicht ständig neue Motive in die Erzählung ein. Als er im Juli 1961 ein Märchen erzählte, in dem ein Hengst mit einer goldenen Mähne rund um den Erdball fliegt, konnte er sich nicht enthalten hinzuzufügen: „Und er war schneller geflogen als Juri Gagarin in seiner Rakete!" — er hatte nämlich kurz zuvor in der Zeitung vom ersten Flug des Menschen in den Kosmos gelesen (vgl. Nr. 60).

Andrij Kalyn ist wohl der bekannteste der noch lebenden ukrainischen Märchenerzähler, der nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch im Ausland Anerkennung gefunden hat. Seine Märchen sind in mehreren Auflagen in ukrainischer und in tschechischer Sprache herausgekommen. Er wurde 1908 in der Karpatoukraine, in Gorinčevo (Horinčove), Bezirk Chust, geboren. Bittere Not zwang ihn oftmals, die stets hungernde Familie zu verlassen und als Tagelöhner durch die Welt zu ziehen, um ein Stück Brot zu verdienen. Schon sein Vater hatte Weib und Kinder verlassen und war mittellos nach Amerika gefahren. Dort war er der schweren Arbeit

in den Kohlengruben nicht gewachsen, und er verstarb frühzeitig, als sein Sohn kaum sieben Jahre alt war. Seit dieser Zeit mußte Andrij im Schweiße seines Angesichts schuften, um seine Mutter und seine kleinen Schwestern vor dem Hungertod zu bewahren. Wie Zehntausende anderer Bauernkinder lernte er nicht lesen und schreiben, doch er absolvierte die harte Schule des Lebens, die ihn lehrte, die wahren Freunde von den Feinden des arbeitenden Volkes zu unterscheiden.

Nach der Befreiung der Karpatoukraine durch die Sowjetarmee wurde der ehemalige Tagelöhner eine bekannte Persönlichkeit. Seine Märchen wurden zuerst in den Lokalzeitungen abgedruckt, dann in zentralen ukrainischen Presseorganen, und 1955 erschienen sie als gesonderte Veröffentlichung.

Andrij Kalyn ist ein Märchenerzähler mit einem reichen und vielseitigen Repertoire. Bis 1962 konnten wir von ihm 120 Märchentexte aufzeichnen. Dabei stellten wir fest, daß er auch viele Lieder, Anekdoten und Memorate kennt.

Wie in der Fachliteratur schon mehrfach festgestellt wurde, zeugt die Auswahl der Märchen, die der Märchenerzähler selbst trifft, von der Hauptrichtung seines Denkens und Fühlens. Vor allem in der Auswahl der Märchen zeigt sich die schöpferische Individualität des Erzählers. Kalyn gibt bei der Auswahl seines Repertoires den Sujets den Vorzug, in denen arme Leute auftreten, vor allem Holzfäller, die auf der Suche nach Arbeit durch die Welt ziehen. Sein Lieblingsheld ist der „arme Seefahrer", der „Wanderer", den die Not treibt und der nicht um irgendeine abstrakte Wahrheit, sondern um soziale Gerechtigkeit kämpft.

Bei Kalyn, der die Weltanschauung der armen Bauernschaft zum Ausdruck bringt, beobachten wir neben scharfem sozialem Protest und erbarmungsloser Kritik an den herrschenden Klassen jedoch auch Züge politischer Beschränktheit, religiöse Vorurteile und patriarchalischen Konservativismus. Das erklärt sich aus den historischen Bedingungen des Lebens im Bergdorf, das bis zur Errichtung der Sowjetmacht Merkmale der Naturalwirtschaft beibehielt. Bis 1918 herrschte hier uneingeschränkt das Analphabetentum, und die einzigen „Gebildeten" waren der Pope und der Küster.

In Kalyns Repertoire sind fast alle Arten von Märchen vertreten: Zaubermärchen (51), Novellen (35), Legenden (5), Tiermärchen (5), historische Überlieferungen (20) und Sagen (4).

Ein großer Teil seines Repertoires stammt aus seinem Heimatdorf, aber Kalyn schöpfte aus dem Märchenschatz seiner ganzen Heimat, der gesamten Ukraine und auch der Nachbarländer. Seine kindlich naive Vorstellung von der ihn umgebenden Welt entspricht der animistischen Grundlage seiner Märchen. Märchen und Wirklichkeit verflechten sich in seiner Vorstellung, die ferne Vergangenheit verwebt er mit der Gegenwart. Er erklärt, er habe viele Sujets von den Räubern selbst gehört, die bereits zu Helden von Volkssagen geworden sind. So behauptet er beispielsweise, er sei mit Nikola Šuhaj, dem Helden der Karpaten, der 1921 getötet wurde, befreundet gewesen.

An Hand der Märchen Kalyns kann man die so wichtige Frage nach der Herkunft des Erzählerrepertoires einer Klärung entgegenführen. „Als ich

noch jung war", erzählt Kalyn, „kannte ich Tausende von Märchen. Ich brauchte ein Märchen nur einmal zu hören, und schon behielt ich es, selbst wenn es drei Tage lang war ... Ich habe nach Märchen geradezu gesucht ..." Einer seiner Helden, ein armer Junge (in *Versprich das, wovon du zu Hause nichts weißt*), gibt für ein Märchen alles hin, was er noch hat: seine alte Mütze, seine Jacke und seine Hosen. Es gibt wohl kaum eine gelungenere Darstellung der heißen Liebe eines einfachen Menschen zur Kunst des Wortes.

Als echter Meister bereichert Kalyn die Tradition mit seiner poetischen Begabung. Sie äußert sich im Gedankengang seiner Märchen, in der Geschlossenheit und Logik seiner Komposition, in der organischen Entwicklung des Sujets, in der Schaffung der Gestalten, im lebensvollen Lokalkolorit und in der volkstümlichen Sprache, die seine Erzählungen auszeichnet. Vom Standpunkt der Komposition kann man Kalyns Märchen in drei Gruppen einteilen: 1. Märchen, die das traditionelle Sujetschema beibehalten, 2. Märchen, die durch selbständige Verbindung traditioneller Motive mit eigenen, „Kalynschen", entstanden sind, 3. Originalmärchen, die Kalyn selbst erfunden hat.

Kalyn besitzt ein feines ästhetisches Gefühl und den Sinn für das rechte Maß, der ihn davor bewahrt, seine Märchen mit allzu vielen Motiven, Episoden und Details zu überladen. Kontaminationen von Sujets kommen nur selten vor; in der Regel vermeidet er sie. Die durchschnittliche Länge seiner Märchen beträgt 4 Seiten. Von seiner schöpferischen Initiative zeugen die ca. 40 Sujets, die er selbständig, durch Verbindung von traditionellen Motiven, zusammengestellt hat. Wir hatten das Glück, mit absoluter Zuverlässigkeit die Zeit, den Ort und die Situation für die Entstehung einiger seiner Erzählungen festzustellen.

Bei einer Stiluntersuchung fällt auf, daß Kalyn der äußeren Form des Märchens wenig Aufmerksamkeit schenkt und den traditionellen Märchenstil vernachlässigt. Einfach und ungezwungen legt er den Inhalt dar; er verzichtet auf die traditionellen Märchenanfänge und -schlüsse sowie stereotype Formeln, hält sich nicht an das Prinzip der Dreimaligkeit usw. Das erklärt sich aus einer gewissen Neigung zum Psychologismus und dem Streben nach realistischer Darstellung. Kalyn erzählt gedrängt und lakonisch, damit erreicht er eine maximale Dichte der Erzählung.

Vasyl' Korolovyč ist eine typische Persönlichkeit für das moderne ukrainische Dorf, das in den Jahren der Sowjetmacht große wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte zu verzeichnen hat. Leute seiner Art verdienten eigentlich besondere Monographien, denn sie verkörpern die Geschichte des Landes und sind ein anschauliches Beispiel für sein schnelles materielles und geistiges Wachstum. Er wurde 1903 in der Karpatoukraine — im Dorfe Strabičovo, Bezirk Mukačevo (Mukačeve) — in einer Bauernfamilie geboren. Er konnte nur die Grundschule besuchen, doch sein angeborener Wissensdurst veranlaßte ihn, die Wirklichkeit ringsum mit offenen Augen zu betrachten und auch in den Büchern die „Wahrheit" zu suchen. Als Siebzehnjähriger fand er Arbeit in einem Eisenbahndepot, dadurch fuhr er viel in der Welt umher. Bei Begegnungen mit Menschen der verschiedensten Nationen und durch Beobachtung ihrer Charaktere bereicherte Koro-

lovyč seine Lebenserfahrungen und sein Wissen. Sein Gesichtskreis erweiterte sich besonders nach der Vereinigung der Karpatoukraine mit der Sowjetukraine. Nun war es nicht mehr schwierig, ein Buch oder eine Fachzeitschrift in der Muttersprache zu beschaffen, und jeder Mensch hatte die Möglichkeit, die Lücken in seiner Bildung auszufüllen. Korolovyč besuchte Lehrgänge für Eisenbahner und festigte sein praktisches Wissen durch die Theorie. Doch obgleich Vasyl' Korolovyč bei seinen Kollegen in L'vov (L'viv) als einer der besten Lokomotivführer und als sehr gewissenhafter, pflichtbewußter und arbeitsamer Mensch gilt, wissen nur wenige, daß er ein außergewöhnlich talentierter Erzähler ist.

Zwischen 1955 und 1966 konnten wir aus seinem Munde 85 Texte aufzeichnen, und zwar verhältnismäßig ausführliche Märchen: 38 Zaubermärchen, 20 sozialkritische Alltagsmärchen, 3 Anekdoten, 2 Legendenmärchen, 7 *skazki-byličkі* (vgl. oben S. 609) und 15 historische Sagen. Daneben kennt er auch noch Rätsel (ca. 50), Sprichwörter und Redensarten, großartige Balladen, lyrische Lieder, Beschwörungsformeln und weiß über den Volksglauben Bescheid.

Korolovyč gehört zur Kategorie der Erzähler, die Tradition und persönliche Initiative harmonisch miteinander verbinden. Er nimmt die mündlich überlieferten Traditionen ernst, achtet und liebt sie aufrichtig. Sehr gern erinnert er sich an seine Lehrmeister: an seinen Großvater Vasyl' Korolovyč, den Zigeuner und Schmied Marcij, an seinen Landsmann Makusij Lenjat und andere.

Den größten Teil seines Repertoires lernte Korolovyč in früher Jugend auf Spinnabenden (die Spinnerinnen kamen in Korolovyčs Hütte zusammen), bei gemeinsamen Arbeiten und in den Sennhütten der Hirten kennen. Als er später bei der Eisenbahn arbeitete, hatte er Gelegenheit, gute Erzähler anderer Nationalitäten zu hören (Ungarn auf dem Bahnhof in Čop und Slowaken im Gebiet von Prešov). Darauf beruhen insbesondere die Breite seines Repertoires und die internationalen Züge in seinem Schaffen.

Mit Liebe zeichnet Korolovyč die Gestalten seiner Helden, die Vertreter des Volkes sind (*Der Seidenstaat*, Nr. 65, *Der Baum bis zum Himmel*, Nr. 66 u. a.), er verleiht ihnen körperliche Stärke, Mut, eisernen Willen, Verstand und Edelmut. Wozu Könige, Fürsten und edle Ritter nicht imstande sind — der einfache Schweinehirt vermag es. Er klettert auf den Baum, der bis zum Himmel reicht, gerät ins Jenseits und besiegt seine Feinde. Interessant ist die Idee des Staatsbewußtseins, die sich wie ein roter Faden durch V. Korolovyčs gesamtes Schaffen zieht und die seine Helden zu großen Taten inspiriert. Besonders deutlich wird sie im Märchen vom Seidenstaat (Nr. 65). Dieser „Seidenstaat" (in dem das Seidengras wächst) ist ein Bild, ein Symbol, das das Glück der Menschen verkörpert. Der Ritter, der den „Seidenstaat" von seinen zahlreichen Feinden befreit hat, vereinigt alle Länder der Welt und stellt den ewigen Frieden auf Erden her.

Eine ganze Reihe sozialkritischer Alltagsmärchen Korolovyčs geht auf aktuelle Fragen des Lebens in Gesellschaft und Familie ein (*Das Unglück*, Nr. 89, *Die Wahrheit und die Lüge*, Nr. 86 u. a.).

Besondere Beachtung verdienen seine philosophischen Märchen (*Das Glück und der Segen*, *Wie Gott den Segen unter den Völkern aufteilte* u. a.),

in denen er sich mit Problemen des Lebens auseinandersetzt, die die Menschheit stets bewegt haben.

Einen wichtigen Platz in Korolovyčs Repertoire nehmen die historischen Sagen ein, darunter ein Zyklus von Erzählungen über Mátyás Korvin (Matthias Corvinus), die zu dem großen Zyklus der antifeudalen Sujets gehören (*Wie Matthias König wurde*, *Wie ein einfacher Bauer die ‚Böcke' der Gutsbesitzer melkte*, *Wie Matthias Einfaltspinsel und Gutsbesitzer bewirtete* u. a.). Korolovyčs Märchen bieten somit auch besonders reiches Material für die Untersuchung der interethnischen (ukrainisch-ungarischen) Folklorebeziehungen.

Was die Vielfalt der Genres anbelangt, nimmt V. Korolovyč unter den ukrainischen Erzählern einen der ersten Plätze ein. Außer Zaubermärchen, novellistischen Märchen, Legendenmärchen, Anekdoten, Tiermärchen und historischen Sagen versucht er sich auch mit Erfolg in dem seltenen Genre der ethnographischen Skizze.

Fassen wir kurz zusammen: Das Schicksal der ukrainischen Märchendichtung erinnert an das Schicksal des russischen Bylinenepos. Wie das Bylinenlied in den Zentralgebieten Rußlands „unterging", während es im 19. Jh. im Norden, an der Küste des Weißen Meeres, weiterlebte, erhielt sich das ukrainische Märchen, das im Gebiet am Dnepr allmählich ausstarb, bis in die Mitte des 20. Jh. im Karpatengebiet, wo es auch heute noch lebendig ist und eifrig gepflegt wird.

LITERATUR- UND ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AA: N. P. Andreev, Ukazatel' skazočnych sjužetov po sisteme Aarne (Verzeichnis der Märchentypen nach dem System Aarne), Leningrad 1929.

Afanas'ev: Narodnye russkie skazki A. N. Afanas'eva v trech tomach. Podgotovka tekstov, predislovie i primečanija V. Ja. Proppa (Russische Volksmärchen von A. N. Afanas'ev in drei Bänden. Vorbereitung der Texte, Vorwort und Anmerkungen von V. Ja. Propp) Bd. 1—3, Moskva 1957—1958.

Afanas'ev Legendy: A. N. Afanas'ev, Narodnye russkie legendy. Redakcija, predislovie S. K. Šambinago (A. N. Afanas'ev. Russische Volkslegenden. Redaktion und Vorwort von S. K. Šambinago), Moskva 1914.

Arais: K. Arais, Latyšskie narodnye skazki. Skazki o životnych (Lettische Volksmärchen. Tiermärchen), Riga 1965.

AT: The Types of the Folktale. A Classification and Bibliography. Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen (FF Communications No. 3). Translated and enlarged by Stith Thompson. Second Revision, Helsinki 1961.

Barącz: Ks. Sadok Barącz, Bajki, freszki, podania, przysłowia i pieśni na Rusi. Drugie wydanie (Märchen, Scherzgedichte, Sagen, Sprichwörter und Lieder in Rußland, 2. Auflage), Lwów 1886 (1. Auflage 1866).

Barag: Belorussische Volksmärchen. Herausgegeben von L. G. Barag. Berlin 1966 (2. Auflage 1967, 3. Auflage 1968, 4. Auflage 1970).

Bessaraba: I. V. Bessaraba, Materialy po ėtnografii Chersonskoj gubernii. Sbornik Otdelenija Russkogo jazyka i slovesnosti Akademii nauk (Materialien zur Ethnographie des Gouvernements Cherson. Sammelband der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften) Band 94 Nr. 4, Petrograd 1916.

Bondarčyk: V. K. Bondarčyk, Belaruskija narodnyja kazki (Belorussische Volksmärchen), Minsk 1962.

BP: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von J. Bolte und G. Polívka, 5 Bde., Leipzig 1913—1932.

Čubinskij: Trudy ėtnografičesko-statističeskoj ėkspedicii v zapadnorusskij kraj, snarjažennoj Imperatorskim Russkim geografičeskim Obščestvom, Jugo-Zapadnyj Otdel, materialy i issledovanija, sobrannye d. čl. P. P. Čubinskim, t. II, izdannyj pod nabljudeniem P. Gil'tebrandta (Arbeiten der ethnographisch-statistischen Expedition in das Gebiet Westrußlands, ausgerüstet von der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft, Abteilung Südwesten, Materialien und Forschungen, gesammelt von dem Ord. Mitglied P. P. Čubinskij [= Čubyns'kyj], Bd. 2, verantw. Redakteur P. Gil'tebrandt), Petersburg 1878.

Dmitriev: M. Dmitriev, Sobranie pesen, skazok, obrjadov i obyčaev krest'jan Severo-Zapadnogo kraja (Sammlung von Liedern, Märchen, Sitten und Bräuchen der Bauern der Nordwest-Gebiete), Vil'no 1869.
Dobrovol'skij: V. N. Dobrovol'skij, Smolenskij ėtnografičeskij sbornik (Smolensker ethnographischer Sammelband) T. 1, Petersburg 1891.
Dragomanov: Malorusskie narodnye predanija i rasskazy. Svod M. Dragomanova (Kleinrussische Volkssagen und Erzählungen). Sammelband von M. Dragomanov (= Drahomanov), Kiev 1876.
EZ: Etnohrafičnyj zbirnyk. Vydaje Etnohrafična komisija Naukovoho tovarystva imeni T. Ševčenka u L'vovi (Ethnographischer Sammelband, hg. von der ethnographischen Kommission der wissenschaftlichen Gesellschaft „T. Ševčenko" in L'viv) Bd. 1 ff. ab 1897.
Federowski: Michał Federowski, Lud białoruski na Rusi Litewskiej (Das belorussische Volk in Litauisch-Rußland) Bd. 1, Kraków 1897, Bd. 2 Teil 1, Kraków 1902, Bd. 2 Teil 2, Kraków 1903.
Gliński: Bajarz polski. Opowiedzał A. Gliński (Der polnische Märchenerzähler, erzählt von A. Gliński), 4 Bde., Wilna 1881 (mehrere Auflagen).
Gnedič: P. A. Gnedič, Materialy po narodnoj slovesnosti Poltavskoj gubernii, Tomenskij uezd, vypusk IV. Skazki, legendy, rasskazy. Izdanie Poltavskoj učenoj archivnoj komissii, Poltava (Materialien zur Volksliteratur des Gouvernements Poltava, Kreis Tomny, Lieferung 4. Märchen, Legenden, Erzählungen. Ausgabe der wissenschaftlichen Archivkommission Poltava), Poltava 1916.
Gospodarev: Skazki P. F. Gospodareva. Zapis teksta, vstup. stat'ja i primečanija N. V. Novikova (Die Märchen P. F. Gospodarevs. Aufzeichnung des Textes, Einleitung und Anmerkungen von N. V. Novikov), Petrozavodsk 1941.
Grinčenko ĖM: B. D. Grinčenko (= Hrinčenko), Ėtnografičeskie materialy, sobrannye v Černigovskoj i sosed nichs nej gubernijach (Ethnographische Materialien, gesammelt im Gouvernement Černigov und in den Nachbargouvernements). Vypusk 1 i 2. Rasskazy, skazki, predanija, poslovicy, zagadki i pr. (Bde. 1 und 2. Erzählungen, Märchen, Sagen, Sprichwörter, Rätsel u. a.), Černigov 1895, 1897; Vypusk 3. Pesni (Bd. 3. Lieder), Černigov 1899.
Grinčenko IUN: Iz ust naroda. Malorusskie rasskazy, skazki i pr. B. D. Grinčenko (Aus dem Munde des Volkes. Kleinrussische Erzählungen, Märchen u. ä. von B. D. Hrinčenko), Černigov 1901.
Halycja: Kazky zelenych hir. Kazkar Mychajlo Halycja, Zapys tekstiv, uporjadkuvannja ta vstup. stattja P. V. Lintura (Märchen der grünen Berge. Der Märchenerzähler Mychajlo Halycja. Aufzeichnung der Texte, Systematisierung und Einleitung von P. V. Lintur), Užhorod 1965.
Holovac'kyj: U. Holovac'kyj, Vinok rusynam na obžynky (Ein Kranz für die Ruthenen zum Erntefest), Viden' (= Wien) 1847.
Hrinčenko: Ukrajins'ki narodni kazky, vybrani dlja ditej. Uporjadkuvav B. Hrinčenko (Ukrainische Volksmärchen, ausgewählt für Kinder. Hg. von B. Hrinčenko) Bd. 2, 3. Auflage, Kyjiv 1917.
Hyrjak: Ukrajins'ki narodni kazky Schidnoji Slovaččyny. Uporjadkuvann-

ja, pisljamova ta komentari M. Hyrjak (Ukrainische Volksmärchen der Ostslowakei. Systematisierung, Nachwort und Kommentare von M. Hyrjak), Prjašiv (= Prešov) 1966.
Jakimovič: A. Jakimovič, Belorusskie narodnye skazki (Belorussische Volksmärchen), Minsk 1964, 1968.
Jastrebov: Materialy po ėtnografii Novo-Rossijskogo kraja, sobrannye v Elizavetgradskom i Aleksandrijskom uezde Chersonskoj gub. V. N. Jastrebovym (Materialien zur Ethnographie des Gebietes von Neurußland, gesammelt im Kreis Elizavetgrad und Aleksandrovka im Gouvernement Cherson von V. N. Jastrebov), Odessa 1894.
Javorskij: Ju. Ja. Javorskij, Pamjatniki galicko-russkoj narodnoj slovesnosti, vyp. I. Legendy, skazki, rasskazy i anekdoty (Denkmäler des galizisch-russischen Volksschrifttums, Ausgabe I. Legenden, Märchen, Erzählungen und Anekdoten), Zapiski (Berichte) Bd. 27, Kiev 1915.
Kabašnikaŭ: Kazki i legendy rodnaga kraju. Sklaŭ K. P. Kabašnikaŭ (Märchen und Legenden des Heimatlandes. Zusammengestellt von K. P. Kabašnikaŭ), Minsk 1960.
Kalyn: Zakarpats'ki kazky Andrija Kalyna, zapys tekstiv ta vstupna stattja P. V. Lintura (Karpatoukrainische Märchen von Andrij Kalyn. Aufzeichnung der Texte und Einleitung von P. V. Lintur), Užhorod 1959.
Karłowicz: Podania i bajki zebrane na Litwie. Zbiór wiadomości do antropologii krajowej (Sagen und Märchen, gesammelt in Litauen = Sammlung von Informationen zur regionalen Anthropologie) Bde. 11—12, Kraków 1887—1888.
Klich: Edward Klich, Teksty białoruskie z powiatu Nowogródzkiego (Belorussische Texte aus dem Bezirk Nowogród). Materjały i prace Kom. językowej ... (Materialien und Arbeiten der sprachlichen Kommission ...) Bd. 2, Kraków 1903.
Kolberg Chelmskie: Oskar Kolberg, Chelmskie, Warszawa 1964.
Kolberg Pokucie: Oskar Kolberg, Pokucie. Obraz etnograficzny (Ethnographische Skizze), t. IV, Warszawa 1889.
Kolberg Przemyskie: Oskar Kolberg, Przemyskie, Warszawa 1891.
Kolberg Wołyń: Oskar Kolberg, Wołyń, Obrzędy, melodye, pieśni (Wolhynien, Bräuche, Melodien, Lieder), Kraków 1907.
Korolovyč: Try zoloti slova. Kazky Vasylja Korolovyča, zapys tekstiv, uporjadkuvannja ta vstupna stattja P. V. Lintura (Drei goldene Worte. Märchen von V. Korolovyč. Aufzeichnung der Texte, Systematisierung und Einleitung von P. V. Lintur), Užhorod 1968.
Kravčenko: Narodni opovidannja i kazky (Etnohrafični materialy) zibrani Vas. Kravčenkom (Volkserzählungen und Märchen [Ethnographische Materialien], gesammelt von Vas. Kravčenko) Bd. 2, Žytomyr 1914.
Krzyżanowski: J. Krzyżanowski, Polska bajka ludowa w układzie systematycznym (Das polnische Volksmärchen in systematischer Anordnung), 2 Bde., Wrocław 1962 bis 1963.
Kuliš Predanija: Ukrainskie narodnye predanija. Sobral P. Kuliš (Ukrainische Volkssagen. Gesammelt von P. Kuliš) Bd. 1, Moskva 1847, Bd. 2, Moskva 1893.
Kuliš Zapiski: Zapiski o Južnoj Rusi. Izdal P. Kuliš (Notizen über Süd-

rußland. Hg. von P. Kuliš) Bd. 1, Petersburg 1856, Bd. 2, Petersburg 1857.
Levčenko: Kazky ta opovidannja z Podillja v zapysach 1850—1860 rr. Uporjadkuvav. I. Levčenko (Märchen und Erzählungen aus Podolien, aufgez. in den Jahren 1850—1860. Systematisiert von I. Levčenko), 2 Bde., Kyjiv 1928.
Lintur: Jak čolovik vid'mu pidkuvav ... zakarp. nar. kazky. Humor ta satyra. Zapys tekstiv, uporjadkuvannja ta vstup. stattja P. Lintura (Wie ein Mensch eine Hexe beschlug ... Karpatoukrainische Volksmärchen. Humor und Satire. Aufzeichnung der Texte, Systematisierung und Einleitung von P. Lintur), Užhorod 1966.
Malinka: A. N. Malinka, Sbornik materialov po malorusskomu fol'kloru (Sammelband von Materialien zur kleinrussischen Folklore), Černigov 1902.
Manžura: Skazki, poslovicy i t. p., zapisannye v Ekaterinoslavskoj i Char'kovskoj gubernii I. I. Manžuroj (Märchen, Sprichwörter u. ä. Aufgezeichnet im Gouvernement Ekaterinoslav und Char'kov von I. I. Manžura), Char'kov 1890.
Materialy Grodnenskoj gub.: Materialy dlja ėtnografii Grodnenskoj gubernii (Material zur Ethnographie des Gouvernements Grodno) II, Vil'no 1912.
Moszyńska: I.Moszyńska, Bajki i zagadki ludu ukraińskiego. Zbiór wiadomości do antropologii Krajowej (Märchen und Rätsel des ukrainischen Volkes. Sammlung von Informationen zur regionalen Anthropologie) Bd. 9, Kraków 1885.
Nowosielski: Lud ukraiński ... Przez Antoniego Nowosielskiego (Das ukrainische Volk ... von Antoni Nowosielski), 2 Bde., Wilna 1857.
Nyklovyč: Kazky, zobrav Ihnatij z Nyklovyč (Märchen, gesammelt von Ihnatij von Nyklovyč), L'viv 1861.
Ončukov: N. E. Ončukov, Severnye skazki. Zap. Rus. geogr. ob-va po otd. ėtnogr. (Märchen des Nordens. Berichte der Russischen Geogr. Gesellschaft, Abteilung Ethnographie) Bd. 33, Petersburg 1908.
Pomeranzewa: Russische Volksmärchen. Hg. von Erna Pomeranzewa (= Pomeranceva) Berlin 1965 (8. Aufl. 1971).
Propp: V. Ja. Propp, Ukazatel' sjužetov (Verzeichnis der Typen), in: Narodnye russkie skazki A. N. Afanas'eva v trech tomach (Russische Volksmärchen von Afanas'ev in drei Bänden) Bd. 3, Moskva 1957, S. 454—502.
Rokossowska: Z. Rokossowska Bajki, kazki ze wsi Jurkowszczyzny (Märchen und Sagen von den Dörfern des Gebietes Jurkowka). Materyały antropologicz. i archeologicz (Anthropologische und archäologische Materialien) Bd. 2, Kraków 1897.
Romanov: E. G. Romanov, Belorusskij sbornik (Belorussischer Sammelband) Bd. 3, Mogilev 1887, Bd. 4, Mogilev 1891, Bd. 6, Vitebsk 1901.
Rudčenko: Narodnye južnorusskie skazki. Izdal P. E. Rudčenko (Südrussische Volksmärchen. Herausgegeben von P. E. Rudčenko) Bde. 1 und 2, Kiev 1869, 1870.
Sadovnikov: D. N. Sadovnikov, Skazki i predanija Samarskogo kraja

(Märchen und Sagen des Gebietes Samara). Zap. Rus. geogr. ob-va po otdel. ėtnografii (Berichte der Russischen Geogr. Gesellschaft, Abteilung Ethnographie) Bd. 12, Petersburg 1884.

Šejn: P. V. Šejn, Materialy dlja izučenija jazyka i byta russkogo naselenija Severo-Zapadnogo kraja (Materialien zum Studium der Sprache und Lebensweise der russischen Bevölkerung der Nordwestregion) Bd. 2, Petersburg 1893.

Seržputoŭski 1926: A. Seržputoŭski, Kazki i apavjadanni belarusaŭ z Sluckaga paveta (Märchen und Erzählungen der Belorussen aus dem Kreis Sluck), Minsk 1926.

Seržputovskij 1911: A. K. Seržputovskij (= Seržputoŭski), Skazki i rasskazy belorusov-poleščukov (Märchen und Erzählungen der Belorussen aus Polesje), Petersburg 1911.

Smirnov: A. M. Smirnov, Sbornik velikorusskich skazok (Sammlung großrussischer Märchen) Bd. I, II, Petrograd 1917.

Sokolovy: B. i Ju. Sokolovy, Skazki i pesni Belozerskogo kraja (Märchen und Lieder des Gebietes von Belozersk), Moskva 1915.

Šuchevyč: Hucul'ščyna, napysav V. Šuchevyč (Das Huzulenland, geschrieben von V. Šuchevyč) Bde. 1—5, L'viv 1900, 1902, 1904, 1908.

Suchobrus-Juzvenko: Ukrajins'ki narodni kazky, lehendy, anekdoty. Uporjadkuvali H. Suchobrus i V. Juzvenko. Vstupna stattja ta prymitky H. Suchobrus (Ukrainische Volksmärchen, Legenden und Anekdoten. Systematisiert von H. Suchobrus und V. Juzvenko. Einleitung und Anmerkungen von H. Suchobrus). Redaktion P. Popov, Kyjiv 1957.

Ukrajins'ki narodni kazky: Ukrajins'ki narodni kazky, lehendy, opovidannja i rečytatyvni virši dlja ditej (Ukrainische Volksmärchen, Legenden, Erzählungen und Aufsagereime für Kinder), Kyjiv 1939.

Verchrats'kyj Pro hovor: Ivan Verchrats'kyj, Pro hovor halyc'kych lemkiv (Über die Sprache der galizischen Lemken), L'viv 1899.

Verchrats'kyj Znadoby: Ivan Verchrats'kyj, Znadoby dlja piznannja rus'kych hovoriv (Hilfsmittel zum Studium der russischen [= ukrainischen] Dialekte), L'viv 1901.

Voznjak: Ukrajins'ki narodni kazky. V tr'och knyhach. Uporjadkuvav M. Voznjak (Ukrainische Volksmärchen in 3 Büchern, hg. von M. Voznjak) Bde. 1—3, Kyjiv 1946, 1947, 1948.

Weryho: Władysław Weryho, Podania białoruskie (Belorussische Sagen), Lwów 1889.

Zelenin Permsk: D. K. Zelenin Velikorusskie skazki Permskoj gub. = Zapiski Russkogo geogr. obščestva po otdeleniju ėtnografii (Großrussische Märchen des Gouvernements Perm. Berichte der Russischen Geogr. Gesellschaft, Abteilung Ethnographie) Bd. 11, Petrograd 1914.

Zelenin Vjatsk: D. K. Zelenin Velikorusskie skazki Vjatskoj gubernii = Zapiski Russkogo geogr. obščestva po otdeleniju ėtnogr. (Großrussische Märchen des Gouvernements Vjatka. Berichte der Russischen Geogr. Gesellschaft, Abteilung Ethnographie) Bd. 12, Petrograd 1915.

Das an Genres besonders reiche ukrainische Märchenrepertoire ist im vorliegenden Band mit Material aus verschiedenen Gebieten vertreten; es stammt vorwiegend von den besten Erzählern des 19. und des 20. Jahrhunderts. Die frühesten Texte gehen auf die Jahre 1840—1850 zurück (aus den Sammlungen von Kuliš und Levčenko), die spätesten auf die Jahre 1950—1960 (aus den Sammlungen von Hyrjak und Lintur). Da die Märchenfolklore in den Südwestgebieten der Ukraine (Galizien und Karpatoukraine) besonders reichhaltig ist und sich die mündliche Tradition dort bis heute gut erhalten hat, nehmen die Märchen aus diesen Gebieten einen bedeutenden Teil des Buches ein. P. V. Lintur, der verstorbene Herausgeber dieses Bandes, hat im übrigen vorwiegend in der Karpatoukraine gesammelt.

Das ukrainische Märchen ist untrennbar mit dem belorussischen und dem russischen verbunden. Dieser Umstand soll auch in den Anmerkungen zu den vorliegenden Märchen berücksichtigt werden. So werden hier neben den ukrainischen auch die belorussischen und die russischen Varianten angeführt. Systematische Verzeichnisse ukrainischer und belorussischer Märchen liegen bisher nicht vor. Daher werden außer den Hinweisen auf die internationalen und die russischen Verzeichnisse von Aarne-Thompson, Bolte-Polívka, Aarne-Andreev sowie Propp genaue bibliographische Hinweise auf ukrainisches und belorussisches Material gegeben. Die Nummern der Märchentypen nach den Verzeichnissen von Aarne-Andreev und Propp sind nur dann angegeben, wenn sie nicht mit den Nummern von Aarne-Thompson übereinstimmen. Jeder Kommentar enthält Angaben über Zeit und Ort der Aufzeichnung sowie über den Erzähler, soweit die ukrainische Erstpublikation solche Angaben liefert.

Die von P. V. Lintur begonnene und teilweise nur in Form eines Rohmanuskriptes hinterlassene Arbeit an den Kommentaren wurde nach dessen Tode von L. G. Barag zu Ende geführt. Er verwendete in den Kommentaren zu den ukrainischen Volksmärchen seine noch nicht publizierten Arbeiten: *Ukazatel' sjužetov vostočnoslavjanskich skazok o životnych* (Verzeichnis der Typen ostslawischer Tiermärchen), *Ukazatel' sjužetov belorusskich skazok* (Verzeichnis der Typen belorussischer Märchen) sowie einige seiner veröffentlichten Forschungen: *Sjužetnyj repertuar vostočnoslavjanskich skazok 1. Russkie, belorusskie i ukrainskie skazki o životnych v sravnitel'nom osveščenii* (Typenrepertoire ostslawischer Märchen. 1. Russische, belorussische und ukrainische Tiermärchen in vergleichender Darstellung) in dem Sammelband *Epičeskie žanry ustnogo narodnogo tvorčestva* (Epische Genres des mündlichen Volksschaffens), Ufa 1969, S. 167ff.; *Repertuar belorusskich skazok, sravnitel'no s ukrainskim i russkim repertua-*

rom (Repertoire der belorussischen Märchen im Vergleich zum ukrainischen und russischen Repertoire) Kapitel 5 der Monographie *Belorusskaja skazka* (Belorussisches Märchen), Minsk 1969.

Tiermärchen

1. Schwesterchen Füchsin und Brüderchen Wolf
Rudčenko I S. 6—9 Nr. 4. AT 158 + 1 + 2 + 3 + 4. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Veröffentlicht bei Hrinčenko S. 20—25. Verbreitung: Ukr. Var. des Typs AT 158: Hrinčenko S. 16—20 (Voznjak I S. 36—40); Gnedič IV S. 13—15 Nr. 1482, S. 33—34 Nr. 1508; Bessaraba S. 55—58 Nr. 20 und 21; EZ 37—38 S. 91—97 Nr. 70, S. 121—129 Nr. 92; *Char'kovskij zbornik* (Char'kover Sammelband) II S. 396—399; Levčenko S. 290—291 Nr. 449. — Der Anfang (Ein Fuchs stiehlt einen Pfannkuchen, ißt die Füllung auf, füllt ihn mit Müll und tauscht den Pfannkuchen gegen einen Ochsen ein) ist nur für ukr. Märchen des Typs AT 158 charakteristisch. Belor. Varianten: Romanov III S. 28 bis 34 Nr. 21a, 21b, 21c; Šejn II S. 4f. Nr. 4, S. 6—9 Nr. 6; Federowski II S. 19—22 Nr. 21—23; Klich S. 101 Nr. 2; Gliński II Nr. 9 (Nacherzählung des belor. Märchens in Polnisch). 14 russ. Var. (nach Propp S. 462). Kontaminationen von AT 158, 1 und 2 sind in ostslaw. Märchen nicht selten. — AT 1: 8 ukr., 7 belor., 21 russ. Var.; AT 2: 5 ukr., 8 belor., 17 russ. Var.; AT 3: 2 ukr., 5 belor., 7 russ. Var.; AT 4: 6 ukr. Var. Belor. Texte liegen nicht vor, 8 russ. (vgl. Barag S. 189f.).

2. Schwesterchen Füchsin
Hrinčenko S. 16—20. AT 170 + 154 (= AA *154 I). BP II S. 201ff., I S. 518 Fußnote. Aufgez. Anfang des 20. Jh. Veröffentlicht von Voznjak I S. 32 bis 35. Verbreitung: Ukr. Var. von AT 170: Rudčenko II S. 13—17 Nr. 7; Afanas'ev I S. 11—12 Nr. 6 (Übersetzung ins Russ.). Belor. Var. nicht veröffentlicht. 14 russ. Var. (Propp S. 452).
AT 170 gibt außer den russ. nur lett. (38) und estn. (6) Var. an. Doch sind Märchen, wie sie Barag in *Skazki* anführt, auch im romanischen und im kaukasischen Material anzutreffen. Die Episode vom Fuchs und von dem Schwanz hat Andreev als besonderen Typ aufgeführt, sie erscheint häufig beim Typ AT 154; ostslaw. Var. siehe in der Anmerkung zu Nr. 8. Die Märchenschlüsse, die erklären, warum der Hase (der Bär) keinen langen Schwanz hat, sind in ostslaw. Märchen und in den Märchen asiatischer Völker der UdSSR, auch bei den Baschkiren, verhältnismäßig häufig.

3. Die Füchsin, der Kater und der Hahn
Hrinčenko S. 11f. AT 61 B = AA *61 II. Aufgez. Anfang des 20. Jh. Veröffentlicht bei Voznjak II S. 34. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I S. 27 bis 29 Nr. 15, II S. 3—5 Nr. 3; L. Kosač, *Dytjači pisni i kazky z Kovel'ščyny na Volyni* (Kinderlieder und Märchen aus dem Gebiet von Kovel' in Wolhynien), Kyjiv 1903, S. 24—27, in: *Ukrajins'kyj dytjačyj fol'klor* (Ukrainische Kinderfolklore), hg. V. Bojko, Kyjiv 1962, S. 116f.; Gnedič IV S. 23f. Nr. 1496 (vgl. ebd. Nr. 1531 *Der Hund, der Hahn und der*

Fuchs); EZ 37—38 S. 251—255 Nr. 200; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 201 bis 206. Beloruss. Var.: Šejn II S. 1—3 Nr. 1; *Mogilevskaja starina* III, Mogilev 1903, S. 83; Klich S. 162 Nr. 4; Federowski II S. 6—8 Nr. 7, 8 (vgl. russ. literarische Bearbeitung bei Jakub Kolas, *Gesammelte Werke* V, Minsk 1962, S. 596). 22 russ. Var. (vgl. Propp S. 460).
Im Ukr. wird der Typ zuweilen weiterentwickelt. Außer russ. gibt AT nur 40 litauische, 1 lappischen und 1 serbokroatischen Text an. Nicht berücksichtigt sind die vor kurzem veröffentlichten estn., lett., tschech. und poln. Märchen des Typs (vgl. Barag S. 180).

4. Die Füchsin und der Kranich

Rudčenko II S. 30—32 Nr. 17. AT 225 = K 1041. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Dieser Text wurde zweimal abgedruckt (bei Hrinčenko S. 34 und bei Voznjak I S. 46). Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 37—38 S. 371 Nr. 269—271, S. 376—379 Nr. 277—279, S. 421 Nr. 324. Belor. Var. nicht veröffentlicht, 3 russ. Var.: Sadovnikov Nr. 53, 54 und Ončukov Nr. 11.

5. Der Herr Kater

Rudčenko I Nr. 13. AT 103. BP I Nr. 48. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I S. 22—26 Nr. 12, 14; Hrinčenko S. 31—33 (veröffentlicht bei Voznjak II S. 5—6); Šuchevyč V S. 166 Nr. 104; EZ 37—38 S. 102—107 Nr. 77—79, S. 251—255 Nr. 200; Javorskij S. 23f.; Levčenko S. 284 Nr. 440. Belor. Var.: Romanov S. 34f. Nr. 24; Šejn II S. 3f. Nr. 2, S. 5f. Nr. 5, S. 258 Nr. 120; *Mogilevskaja starina* III S. 80f.; Materialy Grodnenskoj gub. II, Vil'no 1912, S. 385 Nr. 26; I. Serbov, *Belorusy-sakuny* (Die belorussischen Sakunen), Petrograd 1915, S. 173 bis 175; Federowski I S. 8—10 Nr. 10. 19 russ. Var. Außer den 16 Texten bei Propp seien genannt: Ė. Pomeranceva, *Russkoe narodnoe tvorčestvo v Baškirii* (Russische Volksdichtung in Baschkirien), Ufa 1957, S. 22f. Nr. 27; V. Potjavin, *Narodnaja poėzija Gor'kovskij oblasti* (Volkspoesie des Gebietes Gor'kij) I, Gor'kij 1960, S. 64—67 Nr. 15; M. Kitajnik und N. Kuštum, *Skazki Urala* (Märchen des Urals), Sverdlovsk 1959, S. 105.
Der Typ ist vorwiegend in Nordosteuropa verbreitet. Die größte Anzahl von Varianten (156) weist AT im finnischen Material nach. In den ostslaw., litauischen und lett. Märchen tritt der Kater als Mann der Füchsin auf.

6. Der Bär, der alte Mann und der Fuchs

Grinčenko ĖM I S. 144f. Nr. 154. AT 154. BP I (Nr. 58) S. 518 Fußnote. Aufgez. Ende des 19. Jh. in Nižnjaja Sirovatka (Nyžnja Syrovatka), Kreis Sumy, Gouvernement Char'kov; Sammler: B. Hrinčenko. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I S. 17f. Nr. 8; Čubinskij II S. 124—126 Nr. 42; Malinka S. 324f. Nr. 42; Gnedič IV S. 7f. Nr. 1476; Levčenko S. 283f. Nr. 439; EZ 37—38 S. 158—164; Halycja S. 249—254 (vgl. Anm. zu Nr. 30). Belor. Var.: Romanov III S. 25—28 Nr. 18a, 18b; Dobrovol'skij I S. 652f. Nr. 1; Dmitriev S. 164—166 (= Afanas'ev I Nr. 126); Federowski II S. 24—27 Nr. 27—29; Klich S. 161f. Nr. 3 (literarische Nacherzählung bei A. Jakimovič, *Belorusskie narodnye skazki* [Belorussische Volksmärchen] S. 66—69, letzte Auflage Minsk 1968). 10 russ. Var. (vgl. Propp S. 461).

7. Die Füchsin als Taufpatin
Hrinčenko S. 43—46. Aufgez. Anfang des 20. Jh.

8. Undank ist der Welt Lohn
Šuchevyč V S. 167—168. AT 155. BP II (Nr. 99) S. 420. Augez. Anfang des 20. Jh. in den Karpaten. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 124 bis 126 Nr. 42; Malinka S. 324f. Nr. 42; Verchrats'kyj II S. 116f.; EZ 2 S. 19f. Nr. 16; EZ 14 S. 248—250 Nr. 44; EZ 37—38 S. 130—140 Nr. 100 bis 107; Levčenko S. 291f. Nr. 451; Barącz S. 215—219 (Ukr. Märchen in poln. Übersetzung). Belor. Var.: Šejn II S. 267—269 Nr. 128; Federowski II S. 22—24 Nr. 24—25 (vgl. auch die literarische Nacherzählung bei A. Jakimovič [vgl. Anm. zu 6] S. 88 in der Ausgabe von 1968). 6 russ. Var. (Propp S. 462).

9. Die Füchsin, die Tiere und der Specht
Hrinčenko S. 27—29. AT 20 A + 21 + 248 A* (= AA *56 C). BP I Nr. 58. Aufgez. Anfang des 20. Jh. Veröffentlicht bei Voznjak I S. 42—44. Verbreitung: Kontamination von AT 20 A und 21 auch in folgenden ukr. und belor. Märchen: Rudčenko I S. 20f. Nr. 10; Malinka S. 316—331 Nr. 36; Bessaraba S. 82—84; EZ 37—38 S. 149—151 Nr. 120; Romanov III S. 23—25 Nr. 16 und 17; Federowski II S. 9f. Nr. 11 (vgl. auch literarische Nacherzählungen von I. Franko, *Kogda zveri govorili* [Als die Tiere noch sprechen konnten] Nr. 5 und A. Jakimovič S. 95—98 nach der Auflage von 1964. Im Märchen von Jakimovič wird auch der Typ AT 248* verwendet.). AT 21 ist außerhalb der Verbindung mit AT 20 A selten. Je 12 russ. Märchen zu beiden Typen (vgl. Propp S. 458). Typ AT 248 A*: Ukr. Var.: Grinčenko ÈM I S. 145—147 Nr. 155; Jastrebov S. 164f. Nr. 24 (Schluß); Šuchevyč V S. 16; Malinka S. 326f. Nr. 44 (Schluß); EZ 37—38 S. 158—163 Nr. 126, S. 398—403 Nr. 302—304; Levčenko S. 283 Nr. 439 (unvollständiger Text). Belor. Märchen: Romanov III S. 23—25 Nr. 16 und 17 (AT 20 A + 21 + 248 A*); Šejn II S. 27—31 (Schluß). 13 russ. Var. (vgl. Propp S. 459, AA *56 C).

10. Der arme Wolf
Rudčenko I S. 1—4 Nr. 1. AT 122 A (= 47 B) + 122 F* + 122 M* + 122 N* + 121. BP II (Nr. 114) S. 530 Fußnote 3. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 im Kreis Gadjač (Hadjač), Gouvernement Poltava. Veröffentlicht bei Hrinčenko S. 38—42. Verbreitung: AT 122 A weist in den ukr. Sammlungen mehr als 20 Var. nach: Rudčenko I S. 4—10 Nr. 2—4; Afanas'ev III S. 313f. Nr. 555 (= Černigovskie gubernskie vedomosti 1860 Nr. 21); Čubinskij II S. 124—127 Nr. 42, 43; Malinka S. 326 Nr. 43; Bessaraba S. 74f. Nr. 43; *Živaja starina* (Lebendiges Altertum) 1895, III—IV S. 453; Verchrats'kyj Znadoby I S. 149f.; Verchrats'kyj Pro hovor S. 196—198; Barącz S. 215—219; EZ 4 S. 167—169 Nr. 2; EZ 37—38 S. 53—65 Nr. 37—46, S. 39f. Nr. 28, S. 290 Nr. 216, S. 209—211. Ein Hund rettet eine Kuh vor dem dummen Wolf: EZ 37—38 S. 309 Nr. 229. Ein Kamel schlägt einem Wolf mit dem Huf in die Zähne: Kolberg Przemyskie S. 202 Nr. 3; Levčenko S. 291; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 171. Belor. Var.:

Romanov III S. 18—20 Nr. 12, S. 37f. Nr. 25; Šejn II S. 345f. Nr. 191—193; Materialy grodnenskoj gub. II S. 387 Nr. 29; Federowski II S. 27—29 Nr. 30; vgl. auch literarische Nacherzählungen belor. Volksmärchen bei Gliński III S. 158—171; Jakub Kolas in *Chrestomatija dlja detej-belorusov* (Chrestomathie für belorussische Kinder); Jakimovič S. 26—29 nach der Auflage von 1968. 8 russ. Var. (Propp S. 461). — AT 122 F* ist bisher nur im indischen, spanischen, afrikanischen und amerikanischen Material nachgewiesen. Hingewiesen sei auf eine lett. Var. des Typs in der Sammlung von Arais (russ. Ausgabe 1965 S. 159—161). — AT 122 M* kommt in ostslaw. Märchen nicht isoliert vor. Der Typ bildet eine der Episoden in Märchen über den dummen Wolf. Folgende ukr., belor. und russ. Texte sind veröffentlicht: Kudčenko I Nr. 3; Afanas'ev III S. 323 Nr. 555; Barącz S. 218f.; Kolberg Przemyskie S. 202 Nr. 3; EZ 37—38 S. 56—58 Nr. 41, S. 60 Nr. 43, S. 64f. Nr. 46; Romanov III S. 8—20 Nr. 12; Šejn II S. 346f. Nr. 193; Afanas'ev I S. 77—79 Nr. 56. — AT 122 N* ist von AT nur in griechischen Sammlungen nachgewiesen, hat jedoch außer dem veröffentlichten Text in Rudčenkos Sammelband noch eine ganze Reihe weiterer Varianten, und zwar ukr.: Rudčenko I Nr. 4 (= Voznjak I S. 49f.); EZ 37—38 Nr. 26; bulg.: Šapkarev Nr. 279, lett.: Arais S. 160 nach der russischen Ausgabe von 1965. — AT 121 wird in ostslaw. Märchen nicht selten mit dem Sujet vom dummen Wolf kontaminiert. Erwähnt seien noch ukr. und belor. Märchen, in denen dieser Typ weiterentwickelt wird: Rudčenko I Nr. 2; Čubinskij II S. 126f. Nr. 43; Malinka S. 323 Nr. 43; Bessaraba S. 75f. Nr. 43; EZ 1 S. 25f.; EZ 37—38 S. 52f. Nr. 36, S. 64f. Nr. 46; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 217f.

11. Der Hund und der Wolf

Kolberg Pokucie S. 266—268 Nr. 71. AT 102 + 100. BP II (Nr. 73) S. 111 + AT 104. BP I Nr. 48. Aufgez. in Polen zwischen 1870 und 1880. Verbreitung: AT 102 hat folgende ukr. und belor. Var.: Šuchevyč V S. 165f.; EZ 4 S. 11 Nr. 8; EZ 37—38 S. 223f. Nr. 178—179; Kolberg Przemyskie S. 228 Nr. 12; Romanov III S. 15—17 Nr. 10 (= AT 101 + 102 + 104); Dobrovol'skij I S. 653—655 Nr. 2 (AT 101 + 102 + 100); im russ. Material sind keine Varianten nachgewiesen. — AT 100 ist im veröffentlichten ukr. Material in vielen Varianten anzutreffen: Rudčenko I S. 11f. Nr. 5; Čubinskij II S. 124—126 Nr. 42; Hrinčenko S. 29—31 (dieser Text auch veröffentlicht bei Voznjak I S. 49—53); Rokossowska S. 61; Šuchevyč V S. 165f. Nr. 103; EZ 37—38 S. 229f. Nr. 183, S. 231—236 Nr. 185—186; Levčenko S. 286—288 Nr. 445; Javorskij S. 160f. Nr. 61; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 177f. Belor. Var.: Romanov III S. 15—17 Nr. 10; Dobrovol'skij I S. 653—655 Nr. 2; Šejn II S. 258—262 Nr. 121 bis 122; Materialy Grodnenskoj gub. II S. 386 Nr. 27; Federowski II S. 27—30 Nr. 30—31; Karłowicz S. 57f. Nr. 88; 6 russ. Var. (Propp S. 460).

12. Sirko

Rudčenko I S. 11—12 Nr. 5. AT 101 + 100. BP I (Nr. 48), BP II (Nr. 73) S. 111. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Sammler: Ivan Rudčenko. Erzähler: A. Petrunjak, Kreis Uman', Gouvernement Kiev (heute Gebiet Čer-

kassy [Čerkasy]). Verbreitung: AT 101: Ukr. Var.: Rudčenko I S. 9—11 Nr. 4, S. 12f. Nr. 6; Čubinskij II S. 124—126 Nr. 42; Hrinčenko S. 29—31; Šuchevyč V S. 165f. Nr. 103; EZ 37—38 S. 229—239 Nr. 183—189; Javorskij S. 160f. Nr. 61; Kolberg Pokucie S. 266—268; Rokossowska S. 61; Levčenko S. 286—288 Nr. 445; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 17. Belor. Var.: Romanov S. 15—17 Nr. 10; Dobrovol'skij I S. 653—655 Nr. 2; Šejn II S. 258 bis 262 Nr. 121, 122; Federowski II S. 27—30, 31; Karłowicz S. 57f. Nr. 83. 2 russ. Var. (Propp S. 460). — AT 100 vgl. in der Anmerkung zu Nr. 11. Kontaminationen der Typen 101 und 100 sind charakteristisch für ostslaw., poln., litauische, lett. und estn. Märchen. Beide Typen sind nicht auf europäische Länder beschränkt, jedoch wurden die meisten Varianten in Osteuropa ermittelt, besonders häufig in lett. und litauischen Sammlungen.

13. Wie der Wolf Dorfschulze werden wollte
EZ 37—38 S. 38f. Nr. 26. AT 122 N*. Aufgez. Anfang des 20. Jh. in Karlovo, Bezirk Snjatyn. Erzähler: N. Semenjuk. Vgl. die Anmerkung zu Nr. 10, wo dieser Typ als Episode in den Abenteuern des dummen Wolfes erscheint.

14. Wie es den Wolf nach den Ziegenkindern gelüstete
EZ 37—38 S. 42—44 Nr. 30. AT 123, vgl. 327 F. BP I Nr. 5. Aufgez. zu Beginn des 20. Jh. Sammler: P. Tarasovs'kyj. Sammelort: Šebekino, Gouvernement Kursk. Erzählerin: Ja. Perednikova. Veröffentlicht bei Voznjak I S. 53—56. Verbreitung: Ukr. Var.: Voznjak I S. 44f.; Javorskij S. 161. Belor. Var.: *Mogilevskaja starina* III S. 82—88 (veröffentlicht bei Bondarčyk S. 299f.); Federowski II S. 5 Nr. 6, S. 10f. Nr. 12. 8 russ. Var. (Propp S. 461). Die größte Anzahl von Var. wurde im lett. (64) und im litauischen (35) Material ermittelt.

15. Der Wolf, der Hund und der Kater
Grinčenko ĖM II S. 240—242 Nr. 180. AT 47 D = 117*, AA *119. Aufgez. Anfang des 20. Jh. im Bezirk Čigirin (Čyhyryn), heute Gebiet Čerkassy (Čerkasy). Sammler: V. Kravčenko. Erzähler: Der Soldat Korobka. Verbreitung: Ukr. Var.: Hrinčenko S. 36—38 (veröffentlicht bei Voznjak I S. 18—20); Barącz S. 162f.; Kolberg Chelmskie S. 121 Nr. 122; EZ 37—38 S. 227—229 Nr. 180—182; Levčenko S. 285f. Nr. 444; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 220f. Belor. Var.: Romanov III S. 36 Nr. 26; Dobrovol'skij I S. 655—657 Nr. 3; Barag S. 500 Nr. 103. 4 russ. Texte (Propp S. 461).
AT verzeichnet außer den russ. nur litauische und indische Varianten. Dieser Typ ist jedoch auch bei anderen Völkern anzutreffen, z. B. bei den Polen (vgl. Krzyżanowski Nr. 107), bei den Tadshiken (Ŕ. Amonov und K. Ulug-Zade, *Tadžikskie narodnye skazki* [Tadshikische Volksmärchen], Dušanbe 1957, S. 39f.).

16. Das Schaf und der Wolf
Hrinčenko S. 49. AT 44*, AA *122 I. Gewöhnlich rettet in Märchen dieses Typs der Fuchs das Schaf, nachdem er den Wolf veranlaßt hat, den

„Schwur" — das Fangeisen — zu küssen. Der Text wurde Anfang des 20. Jh. aufgez. und im EZ 37—38 S. 291 Nr. 217 veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 113 Nr. 36; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 173 (in beiden Var. finden sich nur zwei handelnde Personen, genauso wie bei Hrinčenko: das Schaf und der Wolf); EZ 37—38 S. 39 Nr. 27 (Der Fuchs betrügt den Wolf und frißt dann das Schaf selbst), S. 292—294 Nr. 220 (vgl. ebenda S. 62—64 Nr. 45: Der Hase läßt den Wolf das Fangeisen küssen, als Episode im Märchen vom dummen Wolf). Belor. und russ. Var.: Romanov III S. 35 Nr. 25; Afanas'ev I S. 43 Nr. 28. Märchen des Typs sind besonders häufig im lett. Material (41 Var.).

17. Der Ziegenbock und der Hammel

Rudčenko I S. 41—43 Nr. 24. AT 125. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 im Weiler Nikolaevka (Mykolajivka), Kreis Borzna, Gouvernement Černigov. Veröffentlicht wurde der Text zum ersten Mal in der Zeitung *Černigovskie gubernskie vedomosti* (1860 Nr. 2) und dann nach Rudčenko im EZ 37—38 S. 294f. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 37—38 S. 245f. (Der Hammel erschreckt die Wölfe mit seinem Bruder, den Ziegenbock und den Kater mit dem großen Bären, den er als seinen Bruder ausgibt); Afanas'ev III S. 312f. Nr. 554 (= *Černigovskie gubernskie vedomosti* 1860 Nr. 2); Hrinčenko S. 34—36; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 170—172. Belor. Texte nicht veröffentlicht. 5 russ. Var. (Propp S. 461).
Die größte Anzahl (212) von Var. dieses Typs wurde im finnischen Material ermittelt. Zusätzlich zu den bei AT angegebenen Var. seien Belege erwähnt bei den Kasachen (vgl. *Kazachskie narodnye skazki* [Kasachische Volksmärchen], Moskva 1952, S. 21) und Kalmücken (vgl. *Mednovolosaja devuška. Kalmyckie narodnye skazki*]Das kupferhaarige Mädchen. Kalmückische Volksmärchen], Moskva 1964, S. 261).

18. Zwei Kameraden

Rudčenko II S. 16—18 Nr. 8. AT 118, vgl. AT 56 A*. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Verbreitung: Ukr. Märchen vom Typ AT 118: EZ 37—38 S. 319—321 Nr. 239—242; Malinka S. 327 Nr. 45 (unvollständiger Text). Der bei Rudčenko veröffentlichte Text gehört zu der nur für das ukrainische Material charakteristischen Abart des Typs *Der Löwe und das Pferd.* Das alte schwache Pferd Pakinj setzt das starke Pferd Pralo durch seine Fähigkeit in Erstaunen, aus einem Stein Funken zu schlagen sowie Fische und Vögel zu fangen. Dieser Text wurde veröffentlicht im EZ 37—38 S. 317f. Nr. 238. Weitere ukr. Märchen vom starken und schwachen Pferd: Čubinskij II S. 112f. Nr. 35 (= Hrinčenko S. 63—64 = Voznjak I S. 57f.); *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 173—176. — An dieses Märchen schließen sich die westukr. Märchen von dem Esel an, der den Löwen oder den Bären durch seine Fähigkeiten in Erstaunen setzt: Kolberg Pokucie S. 268—270 Nr. 72; EZ 4 S. 165—167 Nr. 1; EZ 37—38 S. 24—26 Nr. 10 (Der Löwe erkennt den Esel als König der Tiere an, da er Fische und Vögel fangen kann; ähnliche ungar. Märchen enthalten die Verzeichnisse von Kovács und Thompson — AT 56 A*.). Belor. und russ. Märchen des Typs AT 118: Federowski II S. 31f. Nr. 34; Šejn II S. 22f. Nr. 12. (Bekannt sind auch

literarische Bearbeitungen dieses Sujets durch die belor. Schriftsteller Jakub Kolas und Ales' Jakimovič; zusätzlich zu AT vgl. *Skazki Magaja* [Die Märchen Magajs], aufgezeichnet von L. Ėliasov und M. Azadovskij, Leningrad 1940, S. 269f. Nr. 33, derselbe Text bei A. Gurevič, *Russkie skazki vostočnoj Sibiri* [Russische Märchen Ostsibiriens], Irkutsk 1939, S. 326.).Bei AT sind auch die drei veröffentlichten poln. Märchen vom Typ 118 (vgl. Krzyżanowski, 2. Auflage, Nr. 118) nicht vermerkt.

19. Die mäklige Ziege

Hrinčenko S. 13—16. AT 212. BP I (Nr. 36) S. 346—349. Aufgez. Anfang des 20. Jh. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I S. 43—48 Nr. 25; Čubinskij II S. 128f. Nr. 44; Nowosielski I S. 243f.; Kolberg Pokucie S. 262—265 Nr. 7; Moszyńska Nr. 11; EZ 37—38 S. 44f. Nr. 31, S. 198 bis 200 Nr. 153, S. 295—307 Nr. 222—226, S. 327 Nr. 248; Verchrats'kyi II S. 194f., 198; Javorskij S. 161f.; Levčenko S. 294f. Nr. 454f.; D. Mordovcev, *Malorusskij narodnyj sbornik* (Kleinrussisches Volksbuch), Saratov 1859, S. 361 bis 366; Suchobrus S. 37—42. Belor. Var.: Romanov III, S. 7—11 Nr. 5, 6; *Mogilevskaja starina* III, S. 82f. (der Text wurde veröffentlicht bei Bondarčyk S. 299—303); Šejn, *Belorusskie narodnye pesni* (Belorussische Volkslieder), Petersburg 1874, S. 419f. Nr. 754; Šejn II S. 24f. Nr. 14; Dobrovol'skij I S. 652f. Nr. 1; Federowski II S. 18f. Nr. 20; Karłowicz S. 42f. Nr. 7. 10 russ. Var. (Propp S. 462).

20. Das Häschen und das Zweiglein

Levčenko Nr. 437. Vgl. AT 2015. BP II (Nr. 72a) S. 104f. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 in Podolien (heute Gebiet Kamenec-Podol'skij [Kam'janec' Podil's'kyj]). Sammler: A. Dymins'kyj. Der Text in Levčenkos Sammlung gehört zu einer besonderen Variante des Typs *Keine Ziege mit Nüssen*, die für die ukr. und belor. Folklore charakteristisch ist und bei AT, AA sowie bei Propp nicht berücksichtigt wurde. Es gibt ferner noch folgende ukr. und belor. Märchen vom Häschen (Sperling) und von dem Zweiglein: Levčenko Nr. 437; Rudčenko I Nr. 27, 28; Romanov S. 12—18 Nr. 8—9; Federowski II S. 12f. 11 russ. Märchen (Propp S. 500).

21. Das Stierkalb aus Stroh

Rudčenko II S. 13—16 Nr. 7. AT 156 C* = AA 159. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Kreis Zen'kov (Zin'kiv), Gouvernement Poltava. Sammler: Ivan Rudčenko. Der Text wurde mehrmals veröffentlicht, und zwar in: Hrinčenko S. 77—81; EZ 37—38 S. 287—289 Nr. 314; Voznjak I, S. 46—49; *Ukrainskie skazki i legendy* (Ukrainische Märchen und Legenden), zusammengestellt von G. Petnikov, Simferopol' 1966, S. 7—9. Verbreitung: Ukr. Var.: Malinka S. 316f. Nr. 36 (siehe auch die Nacherzählung bei G. Danilevskij, *Ukrainskie narodnye skazki* [Ukrainische Volksmärchen]). Belor. und russ. Var.: Barag S. 385f.; M. Serova, *Sbornik russkich skazok* (Sammlung russischer Märchen), Leningrad 1925, Nr. 15.
AT enthält nur litauische, finnische, ein deutsches und ein russisches Märchen dieses Typs, jedoch sind Märchen vom Stierkalb mit Pech auch im

außereuropäischen Material anzutreffen, vgl. dazu besonders die Anmerkungen zu Barag, *Belorussische Volksmärchen* (S. 633 Nr. 97).

22. Der Pfannkuchen

Rudčenko II S. 2f. Nr. 2. AT 2025, AA *296. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Sammler: Ivan Rudčenko. Der Text wurde veröffentlicht im EZ 37—38 S. 74f. Nr. 56. Verbreitung: Ukr. Var.: Hrinčenko S. 9f. (abgedruckt bei Voznjak I S. 30—34); Bessaraba S. 55—58 Nr. 20; Levčenko S. 290f. Nr. 449; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 159 bis 161 (vgl. Gnedič IV S. 33f. — Anfang des Märchens vom Schlitten des Fuchses). Belor. Var.: Romanov III S. 28—34 Nr. 21a, 21c (Kontamination mit den Typen AT 158 und AT 47 A). 9 russ. Var. (Propp S. 464). Es gibt ukr. und russ. literarische Nacherzählungen für Kinder (vgl. z. B. G. Danilevskij, *Ukrainskie narodnye skazky*).

Die westeuropäischen Märchen des Typs AT 2025, insbesondere die deutschen, vom Pfannkuchen, der drei Mädchen entlaufen ist, welche ihn nicht rechtzeitig aus dem Ofen geholt haben, unterscheiden sich ganz wesentlich von den ostslaw. und litauischen Märchen vom Pfannkuchen. In den ukr. und belor. Märchen figuriert anstelle des Pfannkuchens sehr häufig die „entlaufene Pirogge". Eine ausführliche Übersicht über die Varianten dieses Typs in verschiedenen Sprachen enthält O. Dähnhardt, *Natursagen* III S. 272—284. AT verzeichnet außer den europäischen nur angloamerikanische Märchen vom Typ 2025, jedoch sind solche Märchen auch in orientalischen Folkloresammelbänden anzutreffen (vgl. für die Usbeken die Sammlung *Birjuzovyj larec* [Das türkisfarbene Kästchen], Taškent 1967, S. 133—137).

23. Der Handschuh

Rudčenko II S. 1f. Nr. 1. AT 283 B* = AA *282. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Sammler: Ivan Rudčenko. Sammelort: Mirgorod (Myrhorod), Gouvernement Poltava. Der Text wurde mehrmals veröffentlicht: Hrinčenko S. 3f.; Voznjak I S. 9f. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 109f. Nr. 33; EZ 37—38 S. 147 Nr. 116; *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 164f. Belor. Var.: Federowski II S. 3f. Nr. 1, S. 4f. Nr. 4; *Mogilevskaja starina* III S. 81 (nachgedruckt in den Sammlungen von Kabašnikaŭ S. 25f. und Bondarčyk S. 293f.). 14 russ. Var. (Propp S. 463f.).

Bei AT sind nur russ. Märchen dieses Typs berücksichtigt, jedoch sind ähnliche Märchen außer in russ., ukr. und belor. Sammlungen noch in slowak. und lett. anzutreffen, z. B.: Dobšinský, *Prostonárodní slovanské pověsti* (Slawische Sagen des einfachen Volkes), 1. Auflage, S. 28—31; Arais S. 234—236.

24. Der Iltis

Manžura S. 1. AT 210* = AA 210* B. Aufgez. zwischen 1880 und 1890. Sammler: Ivan Manžura. Abgedruckt bei Voznjak II S. 11f. sowie in *Ukrajins'ki narodni kazky* S. 166f. — Vgl. auch das Märchen *Wie die Ente den Wiedehopf schlagen ging* im EZ 37—38 S. 453 Nr. 354. Das ukrainische Märchen vom Iltis, der die Hühner gefressen hat und der von einem

Mann, einem Pferdeapfel, einem Strick, einem Stock, einer Eichel, einem Krebs und einem Hahn bestraft wurde, ähnelt den Märchen von dem gefräßigen Ungetüm Verlioka, das von einem alten Mann, einem Enterich, einem Strick, einem Ausklopfer und einer Eichel bestraft wird. Bei AA sind unter der Nummer 210* B drei russ. Märchen über die Bestrafung des Verlioka berücksichtigt. Genannt sei noch ein Märchen dieses Typs in N. Rożdestvenskajas Sammlung *Skazki Belomor'ja i Pinež'ja* (Märchen aus dem Weißmeergebiet und der Gegend von Pinega), Archangel'sk 1941, 115f. Nr. 34 (Kontamination mit dem Typ AT 123). Belor. Var.: Dobrovol'skij I S. 152 Nr. 87. Bei AT sind unter 210 nur russ. Texte verzeichnet (nach den Angaben von N. P. Andreev).

25. Der Hahn und die Henne

Kuliš Predanija S. 77—79. AT 2021 = AA *241 I. BP II Nr. 80. Aufgez. zwischen 1840 und 1850. Verbreitung: Ukr. Var.: Manžura S. 5; Zeitschrift *Živaja starina* (Lebendiges Altertum) 1895, III—V S. 459; Šuchevyč V S. 167 Nr. 105; EZ 37—38 S. 449f. Nr. 345; Levčenko S. 289f. Belor. Texte: Romanov III S. 6 Nr. 3; Weryho Nr. 16; Federowski II S. 14f. Nr. 16 (vgl. die literarische Nacherzählung von Jakub Kolas, die mehrmals aufgelegt wurde). 10 russ. Var. (Propp S. 463).

26. Der Alte und die Alte

Hrinčenko S. 8f. AT 2022 B = AA *241 III. Aufgez. Anfang des 20. Jh. Verbreitung: Ukr. Var.: Grinčenko ĖM; S. 147—149 Nr. 156 (derselbe Text im EZ 37—38 S. 446—448 Nr. 343); Manžura S. 6; Čubinskij II S. 90f. Nr. 24; Malinka S. 373—375 Nr. 100 und 101; Moszyńska S. 446; EZ 37—38 S. 45f. (Anfang); Levčenko S. 289 Nr. 417. Belor. Var.: Romanov III S. 1—3 Nr. 1a, 1b, S. 380 Nr. 2. 5 russ. Texte (Propp S. 463).
AT enthält nur russ., litauische und rumän. Märchen dieses Typs. Das Kettenmärchen von dem Hühnchen, das ein Ei zerschlagen hat, ist auch in Lettland bekannt (vgl. Arais S. 267—270).

27. Der Löwe und der Hecht

Čubinskij II S. 112f. Nr. 35. AT 157. BP II (Nr. 72) S. 96. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Korneevka, Kreis Perejaslav, Gouvernement Poltava. Sammler: Ivan Kas'janenko. Verbreitung: Ukr. Var.: Malinka S. 327—332 Nr. 45; Hrinčenko S. 63f. (derselbe Text bei Voznjak I S. 58); EZ 4 S. 165—167 Nr. 1; EZ 37—38 S. 26—27 Nr. 11; *Živaja starina* (Lebendiges Altertum) 1895, III—IV S. 453; Kolberg Chelmskie S. 182; Levčenko S. 296 Nr. 457; Lintur S. 58—61. Die Einleitung vom Löwen und vom Hecht ist charakteristisch für die ukr. Märchen vom „richtigen Menschen". Im russ. veröffentlichten Material gibt es nur ein Märchen vom Typ 157, und zwar Sadovnikov S. 184—186 Nr. 58. Ein belor. Märchen dieses Typs ist poln. von Gliński nacherzählt worden (III Nr. 9).
AT enthält nur Märchen einiger europäischer Völker vom „richtigen Menschen". Nicht vermerkt sind orientalische Märchen, vgl. aber z. B. Chalilov, *Skazki narodov Dagestana* (Märchen der Völker Dagestans),

Moskva-Leningrad 1965, S. 46f. Nr. 27; R. Amonov und K. Ulug-Zade, *Tadžikskie narodnye skazki* (Tadshikische Volksmärchen), Dušanbe 1957, S. 69—72.

28. Der Bär und der Huzule

EZ 37—38 S. 148f. Nr. 118. AT 160 A, AA —. Huzulen sind ukr. Bergbewohner in den Karpaten. Aufgez. Anfang des 20. Jh. in Trostjanica (Trostjanycja), Kreis Snjatyn, im Gebiet Stanislav (heute Gebiet Ivano-Frankovsk [Ivano-Frankivs'k]). Erzähler: Vasyl' Pavljuk. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 37—38 S. 149—151 Nr. 119. AT enthält nur zwei polnische Märchen dieses Typs: *Ein wandernder Musikant spielt den Tieren in der Wolfsgrube auf seiner Geige etwas vor* (nach Angaben von Krzyżanowski Nr. 160 A).

29. Iwans Kater

Čubinskij II S. 204—207 Nr. 56. AT 545 B. BP I Nr. 33a, III Nr. 214. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Miropol' (Myropil'), Kreis Novograd-Volynskij (Novohrad-Volyns'kyj), Gouvernement Wolhynien (heute Gebiet Luck [Luc'k]). — In ukr. und belor. Märchen dieses Typs, die teilweise an Tiermärchen anklingen, tritt nicht selten der Fuchs als Hauptgestalt auf. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I Nr. 18, II Nr. 5—6; EZ 7 Nr. 53; EZ 37—38 Nr. 205—208; Kalyn S. 149—154. Belor. Var.: Romanov III S. 219—227 Nr. 33—36; Šejn II S. 11—15 Nr. 8, S. 128—133 Nr. 58 und 59; Dobrovol'skij I S. 102 Nr. 43; Gliński III Nr. 8 (Nacherzählung in polnischer Sprache, bei der der Einfluß des *Gestiefelten Katers* von Perrault spürbar ist). 8 russ. Var. (Propp S. 474).

30. Wie ein Bauer mit einem Bären die Wirtschaft führte

Halycja S. 249—255. AT 9 + 154. BP I (Nr. 58) S. 518 Fußnote. AT 5. BP II (Nr. 74) S. 117 Fußnote 2. Vor kurzem in Dulovo, Bezirk Tjačev (Tjačiv), in der Karpatoukraine aufgez. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Mychajlo Halycja (geboren 1885). Eine Charakteristik dieses Erzählers und seines Repertoires wird von P. V. Lintur in der Einleitung zu der Sammlung *Skazki zelenych gor, rasskazannye M. M. Galicej* gegeben. Verbreitung: Der Typ AT 9, vgl. auch AT 1030, wird kontaminiert mit dem Typ AT 154, und zwar nicht nur in Halycjas Märchen, sondern auch in anderen ukr. Texten: Gnedič IV S. 7 Nr. 1476; EZ 37—38 S. 158—164 Nr. 126. Vgl. auch folgende ukr. Märchen über gemeinsame Arbeit von Bär und Bauer, Bär und Fuchs: EZ 37—38 S. 156—158 Nr. 125; V. Hnatjuk, *Das Geschlechtsleben des ukrainischen Bauernvolkes* 2, Leipzig 1912, S. 262—272 Nr. 292, 293; Gnedič IV S. 13 Nr. 1482 (Bär und Fuchs). Ostslaw. Märchen vom Typ 154 vgl. Anm. zu Nr. 6. — Der Typ AT 5 ist in den ostukr., belor. und russ. Märchen nicht bekannt, hat jedoch westukr. Var.: Verchrats'kyj Pro hovo, S. 196—198; EZ 37—38 S. 122—123 Nr. 94. AT 5 verzeichnet nur ein slaw. Märchen, und zwar ein poln.

31. Die Hirtenflöte vom Schneeballstrauch

Kuliš Zapiski II S. 20—23. AT 780 A. BP I Nr. 28. L. Makkensen, *Der singende Knochen*, Helsinki 1923, FFC 49. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Kreis Pirjatin (Pyrjatyn), Gouvernement Poltava. Sammler: L. Žemčužnykov. Der Text wurde bei Voznjak veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko II Nr. 14; EZ I Nr. 55; Javorskij Nr. 98. Belor. Var.: Romanov III S. 262—265 Nr. 45a, b, c; Dobrovol'skij I S. 473—475 Nr. 26; Federowski II Nr. 70, 71, 391, 392; Karłowicz Nr. 32. 15 russ. Märchen (Propp S. 481).

32. Eine Zaubergeige entdeckt den Brudermörder

EZ I Nr. 56. Krzyżanowski 734, vgl. AT und AA 780. Aufgez. Ende des 19. Jh. in Berlin von einem Bauern aus dem Kreis Brody (Galizien). Sammler: Osyp Rozdol's'kyj. Es ist die Abart des Typs von der Wunderpfeife, die im ukr., belor., poln. und tschech. Material ermittelt wurde. Erwähnt seien noch folgende ukr. Var.: Kuliš S. 76—77; Čubinskij II S. 473—475 Nr. 144, 145; Rudčenko I Nr. 55, 56. Die belor. Sammlungen enthalten drei ähnliche Märchen über Brudermörder: Romanov III S. 264 Nr. 45c; Weryho S. 17—19 Nr. 3; Federowski II S. 336—340 Nr. 393.

33. Das lahme Entchen

Rudčenko II Nr. 13. Vgl. AT 400*. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 im Vorwerk Matronovka, Bezirk Borzna, Gouvernement Černigov. Sammler: Ivan Rudčenko.

34. Die Zarentochter als Kröte

Rudčenko II Nr. 29. AT 402 + 400. BP II Nr. 63, Nr. 106, III Nr. 121. Vgl. BP II (Nr. 88) S. 269—271, II Nr. 92, III Nr. 193. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Gadjač (Hadjač), Gouvernement Poltava. Sammler: Ivan Rudčenko. Verbreitung: Der Typ AT 402 wird in den meisten ukr. Var. mit dem Typ 400 kontaminiert, vgl. Rudčenko I Nr. 43; Dragomanov S. 313—317; Čubinskij II S. 445—448 Nr. 137; EZ 14 Nr. 11; Kalyn S. 142—148. Der Märchentyp von der Suche nach der verschwundenen Frau (dem verschwundenen Mann) gehört zu den populärsten in der ostslaw. Folklore. In den veröffentlichten ukr. Zaubermärchen hat dieser Typ 22 Var. Belor. Var. des Typs AT 402: Federowski II S. 185f. Nr. 160; Karłowicz S. 115 Nr. 80; Klich S. 95; Gospodarev (belorussisch-russischer Märchenerzähler) S. 218—232 Nr. 8. — Belor. Var. von AT 400: Romanov III S. 88—92 Nr. 12, S. 136 Nr. 24, S. 192 Nr. 25, S. 327 Nr. 35, S. 630 Nr. 38; Dobrovol'skij I S. 630—631 Nr. 38; Federowski I S. 77—78 Nr. 228; Weryho S. 48 Nr. 12; Karłowicz Nr. 27; Gliński I Nr. 3, III Nr. 15, IV Nr. 4 (poln. Nacherzählung). 26 russ. Var. von AT 402, 58 von AT 400 (Propp S. 468).

35. Der Natternmensch

EZ 29 S. 246—252 Nr. 34. AT 425 A und teilweise 433. BP II Nr. 88, III Nr. 127. Jan Öjvind Swahn, *The Tale of Cupid and Psyche*, Lund 1955.

Im Schlußteil wird der folgende in veröffentlichten karpatoukrainischen Märchen mehrfach anzutreffende, aber bei AT nicht vermerkte Typ entwickelt: Ein Vater läuft seiner kinderreichen Familie davon, und seine Söhne finden ihn. Aufgez. 1897 von V. Hnatjuk im Komitat Bács-Bodrog (heute Jugoslawien). Erzähler: Der Karpatoukrainer D. Palančani. Verbreitung: Ukr. Märchen des Typs AT 425 A (*Amor und Psyche*): Kuliš Predanija S. 83—89; Javorskij Nr. 43; Levčenko Nr. 481. Russ. Var.: Ončukov Nr. 178. Der Typ AT 433 ist noch in belor. Märchen anzutreffen: Romanov VI S. 419 bis 426 Nr. 46. Im ostslaw. Märchengut trifft man AT 425 C (*Die feuerrote Blume*) häufiger als andere Abarten des Typs AT 425.

36. Das Wunderei

Rudčenko I Nr. 52. AT 564 + 554 und teilweise 313 A. BP I Nr. 36, BP II Nr. 62. Sujets von Wundergaben und dankbaren Tieren werden in diesem originellen Märchen organisch miteinander verbunden. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 im Kreis Uman', Gouvernement Kiev. Erzähler: A. Petrunjak. Der Text wurde bei Hrinčenko S. 89—95 veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I Nr. 53; Čubinskij II S. 15—17 Nr. 4; EZ 14 Nr. 3; EZ 1 Nr. 59. Belor. Var.: Romanov III S. 271—277 Nr. 50 und 51; Federowski I S. 161f. Nr. 489; Federowski II S. 299f. Nr. 331. 17 russ. Var. (Propp S. 475f.). — AT 554: Belor. Var.: Romanov VI S. 36—60 Nr. 5, S. 96 Nr. 10, S. 442 Nr. 19; Karłowicz S. 121. 24 russ. Var. (Propp S. 475f.).

37. Telessyk

Rudčenko II Nr. 15. AT 327 C + 327 F. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Gadjač (Hadjač), Gouvernement Poltava. Sammler: Ivan Rudčenko. Der Text wurde bei Hrinčenko S. 49—54 veröffentlicht. *Telessyk* ist in der Ukraine das bekannteste und beliebteste Kindermärchen. Verbreitung: Ukr. Var.: Kuliš Predanija S. 79—81; Kuliš Zapiski II S. 79—81; Dragomanov S. 353—355; Gnedič IV Nr. 1480; Levčenko Nr. 466. Das in Čubinskijs Sammlung II Nr. 116 veröffentlichte Märchen ist in ukr.-belor. Mundart. Die belor. und russ. Märchen *Telessik, Iwassik und Tereschetschka* sind eng mit den ukr. Märchen vom Typ AT 327 C verbunden. Belor. Var.: Romanov III S. 268—270 Nr. 42a und b; Šejn II S. 47f. Nr. 21, S. 72f. Nr. 37, S. 274f. Nr. 132; Dobrovol'skij I S. 498 Nr. 16; Federowski II S. 170—172 Nr. 147 und 148; Klich S. 136—138; Gliński II Nr. 7 (Nacherzählung in Poln.); Zeitschrift *Majak* (Leuchtturm) 1844, Bd. XV S. 80 (Nacherzählung in Russ.). Bei Afanas'ev I Nr. 106 wurde es in einer belor.-russ. Übergangsmundart veröffentlicht. Es stammt aus Pogar' (Gebiet Brjansk). Ein russ. Märchen dieses Typs (aus derselben Sammlung) erschien in Deutsch in E. V. Pomeranzewas *Russischen Volksmärchen* unter Nr. 46. Propps Verzeichnis enthält über 30 russ. Var.

38. Die Zarensöhne als Schwäne

EZ 14 Nr. 12. AT 451. BP I 9, 25, 49. Aufgez. zwischen 1890 und 1900 in Denisovka, Gouvernement Poltava. Sammler: V. Lesevyč. Erzähler:

Rodion Čmychalo. Seine Märchen bilden einen ganzen Band des EZ, der 1914 in L'viv (Lemberg) mit einem Vorwort herauskam, in dem der Sammler eine Charakteristik des alten Kosaken und seines Repertoires gibt. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 67—70 Nr. 16; Dragomanov S. 304—306; EZ 4 S. 112—117 Nr. 21. Ein Märchen bei Čubinskij II S. 341—344 Nr. 88 ist in einer ukr.-belor. Übergangsmundart (aus dem kleinen belor. Ort Drogičin, Gebiet Brest). Belor. Var.: Romanov III S. 328—330 Nr. 76, VI S. 97—100 Nr. 57, S. 100—102 Nr. 58, S. 104 Nr. 60; Federowski I S. 86 Nr. 265, S. 193—194 Nr. 739; Karłowicz 1888 S. 58f. Nr. 44; Gliński IV Nr. 7.
Das in russ. Sprache im Märchenband des außerordentlich talentierten belor.-russ., aus Belorußland stammenden Erzählers Filipp Gospodarev veröffentlichte Märchen von den Brüdern, die Vögel waren (S. 313—319 Nr. 16), zeigt auch Beziehungen zur belor. Folklore. In anderen russ. Sammlungen sind Märchen des Typs AT 451 nicht anzutreffen.

39. Der Och

EZ 14 S. 48—54 Nr. 5. AT 325. BP II Nr. 68. J. Polívka, *Mag'osnik i negovijat učenik* (Der Zauberer und sein Schüler), Sofija 1898. Erzähler: Rodion Čmychalo (s. Anmerkung zu Nr. 38). Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko II S. 107—114 Nr. 29; Dragomanov S. 326—328; Čubinskij II S. 368—379 Nr. 102—104; Mordovcev, *Malorusskij sbornik* (Kleinrussischer Sammelband), Saratov 1851, S. 354—361; EZ 4 S. 30—33 Nr. 6; Javorskij Nr. 36; Levčenko Nr. 543—545. Belor. Texte: Šejn II S. 57—59 Nr. 26, 27; Dobrovol'skij I S. 615 Nr. 34; Federowski I S. 91—93 Nr. 280; Federowski II S. 145—150 Nr. 122, 123; Karłowicz Nr. 9, 74; Gliński I Nr. 10 (Nacherzählung in poln.). Ein Märchen dieses Typs enthält der Band von Märchen, die nach der Oktoberrevolution in Petrozavodsk aus dem Munde von Filip Gospodarev aufgezeichnet wurden. Letzterer stammt aus Belorußland und hat die ersten dreißig Jahre seines Lebens dort verbracht (S. 337—341 Nr. 20). Andere russ. Sammlungen enthalten 26 Märchen über den Och oder „die listige Wissenschaft" (Propp S. 466—467).

40. Die Tochter des Alten und der goldene Apfelbaum

Čubinskij II S. 459—465 Nr. 141. AT 480. Aufgez. zwischen 1860 und 1870. Sammler: Zaljubovs'kyj. Erzähler und Erzählort sind nicht angegeben. — Dieses Märchen findet in keiner Variante des Typs AT 480 eine genaue Entsprechung. Vgl.: Rudčenko II Nr. 19 und 20; Javorskij Nr. 65; Levčenko Nr. 559. Vgl. auch belor. und russ. Märchen von der Stieftochter, die einen Kater, einen Apfelbaum, eine Birke u. ä. liebevoll behandelt (AA 480* E): Romanov III S. 367—368 Nr. 95; Federowski II Nr. 166—168; Afanas'ev Nr. 103, 113, 558.

41. Großvaters Tochter und Großmutters Tochter

Hrinčenko S. 59—63, AT 480, AA 480* B. BP I Nr. 24. Aufgez. zwischen 1900 und 1910. — Dieses Märchen von der Stiefmutter und der Stieftochter unterscheidet sich in seiner Motivkombination wesentlich von Nr. 40. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 63—68 Nr. 14 und 15, S. 97—102

Nr. 28; EZ 14 Nr. 18; EZ 1 Nr. 51; Kolberg Pokucie Nr. 2 und 3; Gnedič IV Nr. 1475, 1489. Belor. Var.: Romanov III S. 361—363 Nr. 92, S. 363—365; Šejn II S. 60f. Nr. 28; Federowski I S. 159f. Nr. 487; Federowski II S. 222—226 Nr. 212—213; Kolberg, *Baśnie z Polesia (Zbiór wiadomości do antropologii krajowej*, t. XIII, 1889*)* (Märchen aus Polesie; Sammlung von Informationen zur Regionalanthropologie 13, 1889) S. 203 bis 204. Mehr als 30 russ. Märchen über Stiefmutter und Stieftochter (Propp S. 471).

42. Das Verjüngungswasser

Kolberg Pokucie S. 58—63 Nr. 12. AT 551. BP II Nr. 97. Aufgez. zwischen 1870 und 1880 in Horodenka (Pokucie). Verbreitung: Ukr. Var.: Šuchevyč V Nr. 72; Hyrjak Nr. 2; EZ 1 Nr. 6; EZ 29 Nr. 4 und 5; Levčenko Nr. 519. Das Märchen bei Čubinskij II S. 77—83 ist in einer ukr.-belor. Übergangsmundart. Belor. Var.: Romanov III S. 214—217 Nr. 31, VI S. 370 bis 382 Nr. 40 und 41; Dobrovol'skij I S. 501—510 Nr. 17; Karłowitz Nr. 5. 27 russ. Var., darunter die von einem belor. Märchenerzähler stammende (Propp S. 474).

43. Das fliegende Schiff

Rudčenko II S. 78—85 Nr. 25. AT 513 B. BP III Nr. 165. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Gadjač (Hadjač), Gouvernement Poltava. Sammler: Ivan Rudčenko. Dieser Text wurde bei Voznjak abgedruckt. Verbreitung: Ukr. Var.: Nyklovyč S. 46—52; Dragomanov S. 262—267; EZ 4 S. 39—55 Nr. 8; Manžura S. 21—27. Belor. Var. sind nicht veröffentlicht. 5 russ. Märchen (Propp S. 472).

44. Iwan-Pobywan

Suchobrus-Juzvenko S. 176—178. AT 1640. BP I Nr. 20. Aufgez. 1920 in Krasilovo, Gebiet Kamenec Podol'skij (Kam'janec' Podil's'kyj). Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko II S. 185—187 Nr. 45; Čubinskij II S. 582f., 635f.; Gričenko ÈM S. 188—195 Nr. 167; EZ 1 Nr. 6; EZ 4 S. 153—157 Nr. 36; EZ 30 S. 147—151 Nr. 19; Manžura S. 90f.; Kolberg Pokucie S. 19; Levčenko Nr. 581, 582. Belor. Var.: Romanov VI S. 490 bis 495; Dobrovol'skij I S. 622—624. 20 russ. Märchen des Typs (Propp S. 495).

Im Unterschied zu Grimms *Tapferem Schneiderlein* und anderen westeuropäischen Märchen haben die ostslaw. Märchen von Iwan-Pobywan (oder Fjodor Nabilkin und Foma Berennikow) nichts mehr mit den Anekdoten über dumme Riesen und dumme Teufel zu tun, sie sind vielmehr originelle Parodien auf Märchen über Heldentaten vom Recken und zeigen die Überlegenheit der Bauernschläue über jegliche Gewalt.

45. Kullererbse

Hrinčenko S. 99—107. AT 312 D (= AA *312 I) + 301 B. BP III (Nr. 197) S. 429—431, II Nr. 71, II Nr. 91, III Nr. 166. Aufgez. zwischen 1900 und 1910. Veröffentlicht bei Voznjak. Verbreitung: Ukr. Var.: Nyklovyč S. 60—64; Dragomanov S. 255f., 260—262; Grinčenko ÈM I Nr. 165;

Šuchevyč V Nr. 59, 69; Čubinskij Nr. 61, 62, 63; EZ 1 Nr. 27, 33; EZ 14 Nr. 30; EZ 29 Nr. 20; Kravčenko Nr. 120 und 121; Levčenko Nr. 471, 513 und 514. — 30 ukr. veröffentlichte Var. des Typs 301 B, 30 belor. und 87 russ. Belor. Märchen des Typs 312 D und des Typs 301 B sowie die ältesten orientalischen Varianten sind in den Anmerkungen zu Barag, *Belorussische Volksmärchen* S. 593f. erwähnt. 10 russ. Var. des Typs AT 312 D, der besonders in der Ukraine und in Belorußland populär ist, während er in Westeuropa nicht verbreitet ist. Nicht nur das ukr., sondern auch das belor. Märchen kennt Kontaminationen von AT 312 D und 301 B.

46. Der Hundesohn, der Froschsohn, der magere Sohn und die goldlockigen Söhne der Zarin

Čubinskij II S. 40—45 Nr. 9. AT 707. BP II Nr. 96. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Borispol' (Boryspil'). Kreis Perejaslav, Gouvernement Poltava. Sammler: P. Čubyns'kyj. Veröffentlicht bei Voznjak. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 71—73 Nr. 17; Rudčenko II Nr. 27; EZ 14 Nr. 19; EZ 29 Nr. 39; Levčenko Nr. 499. Belor. und russ. Var. in deutscher Sprache bei Barag, *Belorussische Volksmärchen* S. 221—230 Nr. 21, Anmerkung auf S. 602f., wo alle belor. Märchen dieses Typs angegeben sind, und Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen*, 5. Aufl., S. 265—272 Nr. 38, Anmerkung S. 629. 50 russ. Märchen (Propp S. 479). Das in Rußland populäre Märchen A. S. Puschkins vom Zaren Saltan, das ein Reflex des Volksmärchens ist, hat seinerseits einen wesentlichen Einfluß auf die ostslaw. Volksmärchen ausgeübt.

47. Das Märchen von Ilja Muromez und Räuber Nachtigall

Suchobrus-Juzvenko S. 126—132. AA *650 I; vgl. AT 650 A. Aufgez. 1955. Sammler: G. Suchobrus. Erzähler: A. D. Lužans'kyj. — Ukr. Märchen dieses Typs, die das Sujet einer alten Byline widerspiegeln: Levčenko Nr. 436; V. Kalaš, *Malorusskie legendy ob Il'e Muromce* (Kleinrussische Legenden von Ilja Muromez), in *Ėtnografičeskoe obozrenie* (Ethnographische Umschau) 1889 Bd. III S. 205. Ein belor. Märchen dieses Typs, das 1947 aufgezeichnet wurde, ist in deutscher Sprache bei Barag, *Belorussische Volksmärchen*, veröffentlicht worden (S. 126—129 Nr. 8), in den Anmerkungen sind die belor. Var. genannt. Das russ. Märchen von Ilja Muromez und Räuber Nachtigall, das 1940 im Gebiet Gor'kij aus dem Munde des russ. Erzählers M. Skazkin aufgezeichnet wurde, ist in deutscher Übersetzung bei Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen*, 5. Aufl., S. 362 bis 388 Nr. 56, Anmerkung auf S. 634, veröffentlicht worden. 25 Märchen dieses Typs enthalten russ. Sammlungen.

Eine Analyse der Märchen über den Recken Ilja Muromez und andere Helden des Bylinenepos enthält A. M. Astachovas Monographie *Narodnye skazki o bogatyrjach russkogo ėposa* (Volksmärchen über Recken des russischen Epos), Moskva 1962. Unter den ca. 100 Märchen über Ilja Muromez aus der UdSSR, die A. M. Astachova berücksichtigt hat (zu verschiedenen Typen), sind ca. 70 russ. Märchen. Außer den russ., ukr. und belor.

sind Märchen über Ilja Muromez z. B. bei den Letten, Tschuwaschen und Mordwinen bekannt.

48. Vom Recken Bums Hufsohn

EZ 14 S. 39—48 Nr. 4. Vgl. AT 300. Aufgez. zwischen 1890 und 1900 in Denisovka, Gouvernement Poltava. Sammler: V. Lesevyč. Erzähler: R. Čmychalo (vgl. Nr. 38 und 39). — Es liegt eine freie Kombination von Motiven verschiedener Märchen und Legenden vor, die im veröffentlichten Material keine direkte Entsprechung hat. Die einzelnen Motive (Der unverwundbare Held verachtet seine bewaffneten Gegner, erlangt eine Tarnkappe, die einen Turm krönt, und heiratet ein starkes Reckenmädchen aus einem Mädchenreich) sind jedoch bekannt und haben ukr. Parallelen. In einigen traditionellen Märchen sind auch folgende Motive aus Čmychalos Märchen anzutreffen: Das ganze Tor, Zwölf lustige Musikanten unterhalten den Helden, Der Held zertrümmert einen Steinturm. Bums Hufsohn und seine Gefolgschaft handeln ähnlich den in ukr. Dumen und historischen Liedern besungenen Kosaken aus Zaporož'e, die im Altertum türkische Seefestungen stürmten und Gefangene befreiten. Čmychalos Phantasie wurde wohl durch die Gestalten der ihm bekannten Lieder über den Kampf der Kosaken gegen die Türken angeregt. Bums Hufsohn, der uneheliche Sohn einer Kaufmannstochter und eines Pferdeknechtes, rechnet mit seinen Feinden „auf einfache Weise" ab, ohne die militärischen Regeln zu beachten. Damit ist das humoristische Kolorit dieses charakteristisch ukr. Reckenmärchens verbunden. Die hyperbolische Darstellung der Kraft des Helden enthält eine deutliche soziale Tendenz. Vgl. L. G. Barag, *Ob osobennostjach ukrainskoj skazočnoj geroiki* (Über die Besonderheiten der Helden im ukrainischen Märchen), in: *Russkij fol'klor* 11, Moskva-Leningrad 1968, S. 159—176.

49. Der goldene Schuh

Hrinčenko S. 84—88. AT 510 A. BP I Nr. 21. Aufgez. zwischen 1900 und 1910. Verbreitung: Ukr. Var.: Dragomanov S. 361 f., 177—181; Čubinskij II S. 73—76 Nr. 18; EZ 29 Nr. 43 und 44; Levčenko Nr. 567. Belor. Var.: Federowski II S. 98—100 Nr. 72; Gliński III Nr. 7 (poln. Nacherzählung). 6 russ. Var. Somit gehört dieser weltbekannte Typ nicht zu den populärsten ostslaw. Märchentypen. Im Zusammenhang mit der ukr. Folklore wird dieses Sujet in Drahomanovs Artikel *Kordelija-Zamurza* behandelt, vgl. *Rozvydky* (Sammelband von Arbeiten Drahomanovs) I, L'viv 1899.

50. Jursa-Mursa und der junge Schütze

Čubinskij II S. 281—285 Nr. 74. AT 465 B. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Soloveevka (Solov'jivka), Kreis Radomyšl', Gourvernement Kiev. Verbreitung: Ukr. Var.: Grinčenko ĖM I Nr. 160; Manžura 70—71; Kravčenko Nr. 128; Levčenko Nr. 484 und 485. Belor. Var.: Romanov III S. 350 Nr. 86; Romanov VI S. 70—81 Nr. 7; Šejn II S. 42, 388; Federowski II S. 168—170 Nr. 81. Vgl. auch Gospodarev S. 86—112 Nr. 3. In russ. Sammlungen sind außerdem 40 Märchen veröffentlicht, in denen das Motiv „Geh dorthin, ich weiß nicht wohin!" eine Rolle spielt (Propp

S. 470f.). 10 poln. Varianten nach den Angaben von Krzyżanowski. Besonders verbreitet bei Ostslawen und Polen. Die ostslaw. Märchen vom Typ AT 465 A zeichnen sich durch antifeudale und antizaristische Tendenzen aus. Ihr Held ist nicht selten ein Schütze oder Jäger. Vgl. das Märchen *Andrej der Jäger* des russ. Erzählers M. Korguev, deutsch bei E. Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen* Nr. 33 Anmerkung S. 627.

51. Von dem armen Burschen und der Zarentochter

Čubinskij II S. 52—58 Nr. 12. AT 560. BP II Nr. 104a. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Tiraspol' (Tyraspol'), Kreis Perejaslav, Gouvernement Poltava. Sammler: P. Čubyns'kyj. Dieser Text wurde bei Hrinčenko S. 77 bis 84 und Voznjak veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Nyklovyč S. 7—19 Nr. 3, 4; EZ 1 Nr. 35, 52, 5; EZ 14 Nr. 16; EZ 29 Nr. 26; EZ 37 Nr. 169, 192; Kolberg Pokucie Nr. 74; Barącz S. 235—239; Javorskij Nr. 34. Vgl. ein belor. Märchen dieses Typs in deutscher Übersetzung bei Barag, *Belorussische Volksmärchen* Nr. 17. In der Anmerkung S. 601 sind die belor. Var. aufgezählt und auch die ältesten orientalischen und europäischen Märchen vom Zauberring angegeben. 50 russ. Var. (Propp S. 475).

52. Die Schwester ohne Arme

Hrinčenko S. 95f. AT 706. BP I Nr. 31. Aufgez. zwischen 1900 und 1910. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko II S. 89—98; Čubinskij II S. 40—45 Nr. 9; EZ 1 S. 85—90 Nr. 23; EZ 14 S. 181—185 Nr. 25; EZ 4 S. 84—88 Nr. 18, S. 117—122 Nr. 22; EZ 29 S. 285—288 Nr. 40, 41; Manžura S. 49—50; Kolberg Pokucie Nr. 8, 10; Gnedič IV Nr. 1477; Javorskij Nr. 48. Belor. Var.: Dmitriev S. 178—180 (derselbe Text auch bei Afanas'ev II Nr. 281); Romanov III S. 283—292 Nr. 55a, 55b, 56; Šejn II Nr. 36; Federowski II S. 112—120 Nr. 78—81. Das russ. Märchen *Die Zarin ohne Arme* des zeitgenössischen Märchenerzählers Ivan Kovalev in deutscher Übersetzung bei Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen* Nr. 42 Anmerkung auf S. 630. In Propps Verzeichnis sind 34 russ. Märchen vermerkt.

Der serbische Wissenschaftler P. Popović hat in seiner Monographie *O devojci bez ruku* (Vom Mädchen ohne Arme), Beograd 1905, einen Zusammenhang mit den literarischen Legenden von der Gottesmutter und den Heiligen gezeigt. Die legendären Motive hagiographischen Ursprungs, z. B. das Motiv vom goldenen Kahn, in dem ein Heiliger ein in den Fluß gefallenes Kind rettet, sind auch in ostslaw. Märchen dieses Typs anzutreffen. In den ostslaw. Märchen ist jedoch die westeuropäische literarische Tradition relativ wenig spürbar. Für sie ist folgende Entwicklung der Handlung charakteristisch: Das Mädchen wird von der Frau ihres Bruders verfolgt, und auf Grund einer Verleumdung der Frau hackt der Bruder der Schwester die Hände ab. Diese Spielart des Typs ist im Westen selten.

53. Von der Zarentochter, deren Seele in einem Ei in einer Pappel lag

Čubinskij II S. 24—27 Nr. 6. Vgl. AT 403 A. BP III Nr. 135. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Borispol' (Boryspil'), Kreis Perejaslav, Gouver-

nement Poltava. Auch bei Voznjak veröffentlicht. Genaue Parallelen liegen nicht vor. — Vgl. ukr. Märchen vom Typ 403 A: Čubinskij II S. 27 Nr 7; Kuliš Predanija S. 71—72; Dragomanov S. 352—353; EZ 1 Nr. 64; EZ 14 Nr. 19; EZ 29 Nr. 27—29; Levčenko Nr. 563. Belor. Var.: Federowski II S. 280—281 Nr. 319; Weryho S. 71—73 Nr. 21; Gliński IV Nr. 5 (poln. Nacherzählung). 9 russ. Var. (Propp Nr. 31).

54. Der ungeborene Zarensohn

AT —. Einzelne Motive erinnern an die Typen 510 B, 511, 554 u. a. Insgesamt hat dieses Märchen jedoch keinerlei veröffentlichte Parallelen. Aufgez. 1893 in Kožiči, Kreis Gorodok (Horodok) (Galizien). Sammler: O. Rozdol's'kyj. Erzähler: Ivan Krylyšyn.

55. Wie ein König seinen Sohn töten lassen wollte, wie dieser fortlief, Schafhirte war und später König wurde

EZ 29 Nr. 6. Vgl. AT 532. Aufgez. 1897 im ehemaligen Komitat Bács-Bodrog (heute Jugoslawien). Sammler: V. Hnatjuk. Erzähler: Imre Farkas, der aus der Karpatoukraine stammt. Direkte Parallelen sind nicht veröffentlicht.

56. Wie ein junger Bursche die Furcht suchte

Šuchevyč V S. 103—105 Nr. 65. AT 326 B. BP I Nr. 4. Aufgez. Anfang des 20. Jh. in dem Huzulendorf Kosmač (Galizien). Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 1 Nr. 24, 43; EZ 29 Nr. 38. Das bei Čubinskij II S. 366f. Nr. 101 veröffentlichte Märchen aus Drogičin, Gebiet Brest, gehört gleichermaßen zur ukr. wie zur belor. Folklore. Belor. Var.: Federowski I S. 78 Nr. 131. Der belor. und russ. Folklore gehört die Var. des aus Belorußland gebürtigen Märchenerzählers Gospodarev S. 353—356 Nr. 24 an. 10 russ. Var. nach Propp. Zum Typ AT 326 tritt eine Episode, die gewöhnlich im Typ AT 300 sowie AT 301 anzutreffen ist: Der Held kehrt am Tage der Hochzeit der Zarentochter, seiner ihm zugesprochenen Braut, zurück und entlarvt den Verräter und Betrüger, der sich als ihr Retter ausgegeben hat.

57. Der Goldvogel und die Meerjungfrau

Kolberg Pokucie S. 112—118 Nr. 21. AT 550. BP I Nr. 57. Der Märchentyp ist weltbekannt. Hier wird er kontaminiert mit dem Motiv „Die neidischen Brüder erschlagen ihren jüngsten Bruder" (vgl. AT 780, nach Krzyżanowski ein besonderer Typ. Die Brudermörder Nr. 734). Aufgez. zwischen 1870 und 1880 in Horodenka, Pokucie, wo ukrainische Huzulen leben. Sammler: O. Kolberg. Verbreitung: Ukr. Var.: Levčenko Nr. 487; Kalyn S. 131. Belor. Var.: Romanov III S. 250—253 Nr. 42; Federowski II S. 58f. Nr. 50; Klich S. 169; Weryho S. 38—42 Nr. 9; Karłowicz Nr. 81; Gliński I (poln. nacherzählt). 12 russ. Märchen sind veröffentlicht (Propp S. 474). Der Typ AT 550 wird in einem Märchen des russ. Märchenerzählers E. I. Sorokovikov-Magaj, das in deutscher Übersetzung von E. Pomeranzewa veröffentlicht wurde, mit anderen Typen kontaminiert (*Russische Volksmärchen* Nr. 22 S. 623). In dem ukr. Märchen aus Kolbergs Samm-

lung finden sich einige originell gestaltete Episoden, z. B. spielt der Held im Palast auf der Geige, die Zarentochter erkennt ihn und erzählt alles, wie es war.

58. Der Recke Hundesohn

Čubinskij II S. 256—269 Nr. 69. AT 300 A (= AA 300* B), 513 A. Zum Typ 513 A vgl. BP II Nr. 71, III Nr. 134, 224. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Mleev (Mlijiv), Kreis Čerkassy (Čerkasy), Gouvernement Kiev. Sammler: P. Čubins'kyj. Die Kontamination dieser beiden Typen hat in der ostslaw. Folklore eine Tradition. Der Typ 513 A ist in ukr. Märchen fast ausschließlich in Form der Abschlußepisode der Abenteuer von Hundesohn — des in der Ukraine beliebtesten Märchenhelden — anzutreffen. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 252—256 Nr. 64; Manžura S. 221—227; EZ 4 S. 39—56 Nr. 8; EZ 29 S. 230—238 Nr. 32; Kalyn S. 56—60; Hyrjak Nr. 63. Vgl. das belor. Märchen *Michas der Witwensohn* bei Barag Nr. 3. In der Anmerkung S. 593f. sind die belor. Var. — mehr als 15 — von 300 A angegeben. 27 russ. Var. — 22 russ. Var. von AT 513 A (Propp S. 472). Nicht eben zahlreiche Texte des Typs AT 300 A sind bei den Völkern des Baltikums und bei den Polen anzutreffen. J. Krzyżanowski hat die These aufgestellt, daß dieser Typ aus der ostslaw. Folklore in die poln. gelangt sei (Krzyżanowski I S. 87f.). Die Episode von den Schmieden Kusma und Demjan, die dem Helden helfen, den Drachen zu besiegen und ihn vor einen Pflug zu spannen (vgl. den Mythos von Theseus), mit dem er eine gigantische Furche pflügt, ist charakteristisch für die ostslaw. Märchen des Typs und wurde auch in ukr., belor. und russ. Sagen besonders entwickelt, so z. B. in der Sage vom sogenannten Drachenwall in der Ukraine, vgl. Nr. 114, *Kusma und Demjan*, in Barags Sammlung *Belorussische Volksmärchen*, ebenda Anm. S. 639.

59. Der Weiße Almriese

Halycja S. 149—167. Vgl. AT 552. BP II Nr. 82a, III Nr. 197; vgl. auch teilweise AT 406. Aufgez. 1962. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Mychajlo Halycja. Obwohl diesem Märchen das internationale Sujet von den Tieren (Teufeln) als Schwiegersöhnen zugrunde liegt, ist es ein guter Beleg für das individuelle Schaffen des Märchenerzählers Halycjar, und es findet keine genaue Parallele in der veröffentlichten Folklore. Halycja verwendet Motive verschiedener Volkssagen aus den Karpaten, modernisiert die Märchenerzählung, und sein Stil kommt dem literarischen nahe. Eine bemerkenswerte Besonderheit dieses Märchens ist die Darstellung der Natur der Karpatoukraine und ihrer poetischen Schönheit. Der zweite Teil kommt dem russ. Märchen aus der Sammlung von Afanas'ev (I Nr. 161) *Iwan der Zarensohn und der Weiße Almriese* nahe. Hier sind die Abenteuer des Helden ebenfalls mit der Suche nach einem mächtigen Recken, dem Weißen Almriesen, verbunden. Einige Märchen von Halycja fallen in der Motivik mit dem belor. Märchen *Zar Wassyl* (Romanov III S. 99—100 Nr. 14) und einem ukr. Märchen von Manžura S. 14—18 zusammen. In einigen veröffentlichten ukr. Märchen wird als Weißer Almriese eine

dämonische Person bezeichnet, die dem Kočej in russ. Var. entspricht (vgl. etwa Čubinskij II Nr. 80).

60. Die Schöne Anna

Halycja S. 37—44. — Das Sujet vom ausgetauschten Zarensohn (Der Prinz und der Bettler) ist hier mit Motiven der Märchen vom Typ AT 531 und 460 verwoben. P. V. Lintur, der hervorhob, wie anschaulich sich in Halycjas Märchen seine Weltauffassung widerspiegelt, macht in seinem Vorwort zu der Sammlung *Die Märchen der grünen Berge* (1966) darauf aufmerksam, wie kunstvoll in dem Märchen *Die Schöne Anna* das Sujet von der Reise zur Sonne behandelt wird (S. 6).

61. Der Zar des Wilden Waldes

Halycja S. 56—74. Vgl. AT 502. BP III Nr. 136. Vgl. AT 531. BP III (Nr. 136) S. 114 Fußnote 1. Vgl. AT 850. BP II (Nr. 114) S. 528—529. Halycja verwendet Motive traditioneller Sujets und ergänzt sie durch originelle Einzelheiten (man vergleiche etwa, wie er die Suche nach dem Wilden Mann durch den Diener des Grafen beschreibt). Als Ganzes hat dieses Märchen keine veröffentlichten Parallelen.

62. Von dem Berg, der mit seiner Spitze bis zum Himmel reichte

Halycja S. 91—115. Vgl. AT 563. BP I Nr. 36. Vgl. AT 566. BP I (Nr. 54) S. 470—485, III Nr. 122. — Diese traditionellen Typen sind so originell miteinander verbunden und so glücklich durch die Phantasie des improvisierenden Märchenerzählers ergänzt, daß dieses Märchen als Werk des individuellen Schaffens betrachtet werden kann. Freilich ist das individuelle Schaffen Halycjas — hier wie in seinen anderen Märchen — in traditionelle Formen gekleidet und vom Geist der Folklore durchdrungen.

63. Das Märchen von Rose Iwan

Halycja S. 116—148. Vgl. AT 315 A. BP I (Nr. 60) S. 551—554, III (Nr. 121) S. 1—2 und Fußnote. AT 318 (= AA 315* B). BP II (Nr. 86) S. 206, teilweise AT 613, BP II Nr. 107. AT 315 A wird durch Motive verschiedener anderer Märchen bereichert. Verbreitung: Ukr. Var. des Typs AT 315 A: Kuliš Zapiski II S. 48—57; Rudčenko I S. 120—141; Dragomanov S. 300—304; Čubinskij II S. 143—164, 285—290; Manžura S. 34—39; Grinčenko ÈM I S. 155—159, II S. 269—271; EZ 9 S. 54—56; EZ 25 S. 27—34; EZ 29 S. 67—73, 76—96. Belor. Var. vom Typ 315 A: Romanov III S. 38—73 Nr. 1—8; Dobrovol'skij I S. 495 Nr. 15; Federowski I S. 120—126 Nr. 342 und 343, II S. 65—74 Nr. 52—58, S. 314f. Nr. 347; Weryho S. 19—23 Nr. 4; vgl. auch die Var. in der Sammlung des russ.-belor. Märchenerzählers Gospodarev S. 197—217 Nr. 7. 49 russ. Var. (Propp S. 466).

64. Vom treuen Kameraden

Korolovyč S. 34—43. AT 516. BP I Nr. 6. E. Rösch, *Der getreue Johannes*, Helsinki 1928, FFC 77. Sammler: P. V. Lintur, 1958. Erzähler: Korolovyč. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 1 Nr. 27; Javorskij Nr. 38; Čubinskij II Nr. 80.

Direkte Beziehungen bestehen zwischen den ukr. und belor. Var.: Romanov IV S. 146—149 Nr. 83 und 84, VI S. 1—14 Nr. 1 und 2; Dobrovol'skij I S. 327 Nr. 21; Weryho S. 35—38 Nr. 7. Einige belor. und russ. Var. gehen auf literarische Quellen (volkstümliche Bilderbögen) zurück. 10 russ. Var. (Propp S. 473).

65. Der Seidenstaat

Korolovyč S. 43—51. AT —. Aufgez. 1956 in Strabičovo, Bezirk Mukačevo (Mukačeve), Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Vasyl' Korolovyč. Eine Einschätzung dieses Erzählers und seines Repertoires vgl. in dem Vorwort P. V. Linturs zu *Try zoloti slova* (Drei goldene Worte), Užhorod 1968, und im Nachwort zum vorliegenden Band. Das Motiv „Ein Auge des Zaren weint ständig, während das andere lacht" ist auch in anderen Märchen der Karpatoukraine festgestellt worden, am häufigsten im Typ AT 551. Die Gestalt des Hundekopfes ist ebenfalls traditionell für die karpatoukrainischen Märchen (vgl. etwa das Märchen *Die drei Brüder und der Hundekopf* in *Skazki Verchoviny* [Märchen aus Verchovyna], Užgorod 1963, S. 186—188). Märchen desselben Erzählers: 64, 66, 67 und 89.

66. Der Baum bis zum Himmel

Korolovyč S. 164—170. AT —. Aufgez. 1958. Sammler: P. V. Lintur. Märchen, in denen ein Held die Zarentochter befreit, die ein Drache auf die Spitze eines Baumes verschleppt hat, der bis in den Himmel reicht, sind in der ungar. Folklore nicht selten. Sie sind auch in der Karpatoukraine verbreitet. Eine Var. vgl. in EZ 29 S. 122—129.

67. Die schwarze Bergwiese

Korolovyč S. 126—133. AT 304. BP II Nr. 111. Aufgez. 1958. — Korolovyčs Märchen unterscheidet sich genauso wie ein anderes in der Sammlung von Halycjas Märchen (S. 11—36) veröffentlichtes karpatoukrainisches Märchen vom Typ AT 304 von anderen durch einige charakteristische Besonderheiten: So tötet der Held nicht Riesen oder Drachen, die die Zarentochter rauben wollen, sondern Räuber. Das einzige russ. Märchen vom Typ AT 304 ist in der Sammlung *Velikorusskie skazki v zapisjach I. A. Chudjakova* (Großrussische Märchen, aufgezeichnet von I. A. Chudjakov) (nach der Aufl. von 1964, S. 167f. Nr. 64) enthalten.

Legendenmärchen

68. Wie die ersten Menschen einander über eine Meile hinweg eine Axt zureichen konnten

Levčenko S. 2 Nr. 3. AT 701. Aufgez. zwischen 1850 und 1860. — Ukr. Var.: Dragomanov S. 383; Čubinskij I S. 212 Nr. 212; Nowosielski II S. 11—14; EZ 3 Nr. 215, 216; EZ 4 S. 45, 249f.; Javorskij Nr. 2. Belor. Texte: Federowski I S. 201—202; Cz. Pietkiewicz, *Kultura duchowa Polesia Rzeczyckiego* (Die geistige Kultur von Polesie Rzeczyckie), Warszawa 1938, S. 79. Siehe auch N. Sumcov, *Očerki južnorusskich apokrifičeskich skazanij* (Skizzen südrussischer apokryphischer Legenden), S. 37—42.

69. Vom schönen Josef

EZ 3 S. 13—16 Nr. 6. AT —. Aufgez. 1896: Sammler: V. Hnatjuk. Erzähler: M. Fotul. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 25 S. 183—185 Nr. 26. Vgl. auch I. Franko, *Apokrify starozavitni* (Alttestamentliche Apokryphen), S. 124—173; I. Porfir'ev, *Apokrifičeskie skazanija o vetcho-zavetnych licach i sobytijach po rukopisjam Soloveckoj biblioteki* (Apokryphische Erzählungen von Personen und Ereignissen des Alten Testaments nach Handschriften der Soloveckaja-Bibliothek), Petersburg 1877.

70. Christus, Petrus und Paulus als Drescher

EZ 3 S. 58f. Nr. 22. AT 752 B* (= AA 752). Aufgez. 1896 in Zbuj, Komitat Zemplén (heute ČSSR). Sammler: V. Hnatjuk. Erzähler: M. Pustoj. — P.s Märchen zeichnet sich durch eine ausgeprägt humoristische Zeichnung der Gestalten der eigennützigen und selbstgefälligen Begleiter Christi sowie durch eine scharfe soziale Tendenz aus. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 12 Nr. 121, 409; Čubinskij I S. 156f.; Šuchevyč V S. 27. Belor. Var.: Dobrovol'skij I S. 306f. Nr. 6; Šejn II S. 370f. Nr. 216; Seržputoŭski 1926 S. 109—111 Nr. 48; Federowski S. 273f. 5 russ. Märchen dieses Typs (vgl. AA S. 52).

71. Petrus und der liebe Gott

Čubinskij II S. 329—333 Nr. 82. AT 791. BP III (Nr. 199) S. 451 Fußnote. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Borispol' (Boryspil'), Kreis Perejaslav, Gouvernement Poltava. Sammler: P. Čubyns'kyj. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 1 Nr. 7; EZ 3 S. 65—73; EZ 12 Nr. 104—106; Dragomanov S. 129 Nr. 27; Jastrebov S. 124—126. Belor. Var.: Dobrovol'skij I S. 307 Nr. 6; Šejn II S. 370f. Nr. 216; Seržputoŭski 1926 S. 9 Nr. 5. In russ. Sammlungen ist der Typ nicht nachgewiesen.

72. Wie der liebe Gott zu einem Reichen auf die Hochzeit ging und der Reiche die Hunde auf ihn hetzte

Levčenko S. 76—79 Nr. 140. AT 751 A* (= AA *751 II). Aufgez. zwischen 1850 und 1860 in Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. Belor. Var. sind nicht bekannt. 5 russ. Var.

73. Der Alte

Čubinskij II S. 333—335 Nr. 85. AT 785. BP II (Nr. 81) S. 149—157, III (Nr. 147) S. 195 Fußnote. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Perejma, Kreis Balta, Gouvernement Podolien. Sammler: P. Čubyns'kyj. Verbreitung: Ukr. Var.: Hnatjuk Lehendy Nr. 122; EZ 3 S. 59—62 Nr. 24; *Žytje i slovo* 4 S. 95f.; Dragomanov S. 125—128, 403—406; Gnedič IV Nr. 1543; Kravčenko II Nr. 126. Belor. Var.: Romanov IV S. 31f. Nr. 25, S. 60f. Nr. 42a, b und c — 44, S. 214f. Nr. 58; Šejn II S. 144f. Nr. 65; *Materialy dlja ėtnografii Grodnenskoj gubernii* (Materialien zur Ethnographie des Gouvernements Grodno) II S. 364—366; Federowski I S. 11 Nr. 21; Gliński II Nr. 11 (poln. nacherzählt). 12 russ. Var. veröffentlicht. Eine Übersicht dazu enthält I. I. Tolstoj, *Stat'i o fol'klore* (Artikel über Folklore), Moskva 1966, S. 42—58.

Die ostslaw. Märchen vom Typ AT 785 enthalten eine deutliche Satire gegen die Geistlichkeit. Dieses Sujet ist mit dem von der mißlungenen Heilung kontaminiert. Eine solche Sujetverbindung treffen wir zum ersten Male in einem Märchen vom Typ 785, das im mittelalterlichen *Žitie Varlaama i Ioasafa* (Leben Barlaams und Josaphats) enthalten ist (vgl. E. Kuhn, *Warlaam und Joasaph*, 1893, S. 82). Den ostslaw. Lesern im Mittelalter war dieses Sujet daneben auch aus der Übersetzung des *Sinaitischen Paterikons* (russische Hs. aus dem 14.—15. Jh.) bekannt. Wenn in den meisten westeuropäischen Märchen vom Typ AT 785 Petrus und der Soldat (er ißt die Leber des Schafes) die Hauptgestalten sind, finden wir in den meisten ostslaw. Märchen Gott oder Nikolaus, und in der Rolle des Weggefährten tritt der habgierige Pope auf; er ißt die Hostie und erhält für sein Vergehen die verdiente Strafe.

74. Für den Reichen führt kein Weg zum Paradies
Levčenko S. 108f. Gehört im wesentlichen zum Typ AT 751 C* (= AA *796 I). Aufgez. zwischen 1850 und 1860 in Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. Verbreitung: Belor. Var.: Dobrovol'skij I S. 306f. Nr. 6. Russ. Var.: Smirnov, *Sbornik velikorusskich skazok* (Sammlung großrussischer Märchen), Petrograd 1917, Nr. 122 und 262.

75. Vom reichen Marko
Čubinskij II S. 341—344 Nr. 88. AT 461, vgl. auch AT 930. BP I Nr. 29. Aufgez. in einer ukr.-belor. Übergangsmundart zwischen 1860 und 1870 in Drogičin (Drohyčyn), Kreis Kobrin, Gouvernement Grodno (heute Bezirk Kobrin, Gebiet Brest, Belorußland). Verbreitung: 15 ukr. Var. (vgl. Hnatjuks Anmerkungen in EZ 4 S. 136f.; EZ 29 S. 265). 14 russ. Var. (Propp S. 471). 32 belor. Var. Vgl. Anm. zu der in deutscher Übersetzung bei Barag, *Belorussische Volksmärchen*, erschienenen belor. Var. (Nr. 32 S. 608f.). A. Aarne, *Der reiche Mann und sein Schwiegersohn*, Helsinki 1916, FFC 23.

76. Die drei Brüder und der liebe Gott
Čubinskij II S. 355—357 Nr. 94. AT 751 C* (AA *796 I). Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Dudary, Kreis Uman', Gouvernement Kiev. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 3 S. 76 bis 80 Nr. 31; EZ 9 S. 27—29 Nr. 13; EZ 12 Nr. 97; EZ 30 Nr. 30 und 31; Šuchevyč V Nr. 37; M. Kostomarov, *Pamjatniki russkoj literatury* (Denkmäler der russischen Literatur) I S. 117f. Belor. Var.: Dobrovol'skij I S. 306f. Nr. 6. Vgl. auch Drahomanovs Untersuchung in *Rozvidky* III, L'viv 1906; *Slavjans'ki opovidannja pro požertvuvannja vlastnoji dityny* (Slawische Erzählungen von der Opferung des eigenen Kindes) S. 149—183.

77. Die Wunderochsen
Kolberg Pokucie S. 195—196 Nr. 38. AT —. Aufgez. zwischen 1870 und 1880 in dem Huzulendorf Horodenka. — Varianten finden sich nur in ukr. Sammlungen: EZ 12 Nr. 347—362, 433; Čubinskij II S. 400—403 Nr. 113.

78. Der Reiche
Kolberg Pokucie S. 169—171 Nr. 31. AT 756 A* (= AA *762). Aufgez. zwischen 1870 und 1880 in dem Huzulendorf Gwoździec (Hvozdec'). — Vgl. belor. und russ. Märchen dieses Typs: Federowski I S. 63 Nr. 188, II S. 246 Nr. 252; Afanas'ev III S. 140 Nr. 370.

79. Von dem Bauern, der Geld auf Zinsen verborgte
Kravčenko II S. 54—56 Nr. 62. AT —. Aufgez. 1894 in Potutorivka, Kreis Kremenec (Kremenec'), Gouvernement Wolhynien. Sammler: K. Kravčenko. — Var. sind nicht bekannt.

80. Von der Mutter in der Hölle
Kravčenko II S. 38f. Nr. 54. AT 804. BP III Nr. 221. Aufgez. 1900 in Vol'-maš, Kreis Priluki (Pryluky), Gouvernement Wolhynien. Sammler: V. Kravčenko. — Vgl. verwandte ukr. Var. bei E. Karskij, *Materialy dlja izučenija malorusskich govorov, vypusk* 2 (Materialien zum Studium der kleinrussischen Dialekte Nr. 2) S. 78 (aufgez. an der Grenze zwischen der Ukraine und Belorußland). Verbreitung: Belor. Var.: E. Karskij, *Materialy dlja izučenija belorusskich govorov, vypusk* 3 (Materialien zum Studium der belorussischen Dialekte, Nr. 3) S. 49f.; Romanov IV S. 188—190 Nr. 47; Šejn II S. 263 Nr. 212; Federowski III S. 274 Nr. 540; Karłowicz Nr. 30—a. Russ. Var.: Afanas'ev Legendy Nr. 8; Smirnov, *Sbornik velikorusskich skazok* (Sammlung großrussischer Märchen) Nr. 134. In zahlreichen westeuropäischen Anekdotenmärchen dieses Typs treten Petrus und seine sündige Mutter als Hauptgestalten auf.

81. Der Soldat und der Tod
Manžura S. 61—63. AT 330 A, teilweise AT 563. BP II Nr. 82, I Nr. 36. Aufgez. zwischen 1880 und 1890 in Alekseevka (Oleksijivka), Kreis Aleksandrovsk (Oleksandrivs'k), Gouvernement Ekaterinoslav (heute Gebiet Dnepropetrovsk [Dnipropetrovs'k]). Sammler: Ivan Manžura. Verbreitung: Ukr. Var.: Hrinčenko S. 118—124 Nr. 155; Grinčenko ÈM II S. 89 bis 91; Šuchevyč V Nr. 62; EZ 12 Nr. 235—252; EZ 30 Nr. 69; Hyrjak Nr. 12; Kalyn S. 167—170. Belor. Märchen des Typs AT 330 A vgl. bei Barag, *Belorussische Volksmärchen* S. 617f. Dort auch kurze historische Daten über diesen Typ. Bei AA 10 russ. Märchen des Typs.

82. Der Ritter und der Tod
EZ 3 S. 120f. Nr. 46. Vgl. AT 757. N. K. Gudzij, *Prenie života i smerti i novyj ukrainskij ego spisok* („Der Streit zwischen Leben und Tod" und ein neues ukrainisches Verzeichnis dazu), in: *Russkij filologičeskij vestnik* 1910 Bd. 3—4 S. 317—336. — Vgl. EZ 12 Nr. 234; EZ 30 Nr. 70; Hrinčenko S. 415—420; Afanas'ev Legendy Nr. 24; *Zapysky naukovoho tovarystva imeni Ševčenka* (Berichte der wissenschaftlichen Ševčenko-Gesellschaft) L'viv, Bd. 16; *Lehendy z Chitors'koho zbirnyka* (Legenden aus der Sammlung Ch.) S. 14—18. Mit dem hier veröffentlichten Märchen verwandt ist ein auf einem Bilderbogen veröffentlichtes, literarisch für einen breiten Leserkreis bearbeitetes Märchen *Der Ritter und der Tod*, Kolomyja 1894.

83. Der Erzsünder
Lintur S. 24—27. AT 757. BP III (Nr. 206) S. 469f. Aufgez. im Jahre 1958 in Černyj Potok (Čornyj Potik) am rechten Theißufer (Karpatoukraine). Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: V. Zajac'. Verbreitung: Ukr. Var.: Afanas'ev Legendy Nr. 20 B. Belor. Var.: Romanov III S. 307—312 Nr. 65; Romanov IV S. 26—28; Šejn II S. 371—373 Nr. 217; Federowski II S. 310 bis 312 Nr. 342. Russ. Var.: Sadovnikov Nr. 99.

84. Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten
Lintur S. 18—24. AT 757. BP III (Nr. 152) S. 217 Fußnote 2. Aufgez. 1958 in Sirma, Bezirk Vinogradov (Vynohradiv), Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: M. Handera. — Ukr. Varianten von AT 757 vgl. in der Anm. zu Nr. 82. Ein verwandtes belor. Märchen von einem stolzen Zaren, dessen Thron ein Engel einnimmt, vgl. in deutscher Sprache bei Barag, *Belorussische Volksmärchen* Nr. 55. Ebd. in der Anmerkung auf S. 618f. kurze Hinweise über Geschichte und Verbreitung dieses Typs.

85. Soll man vor dem Kreuze oder vor dem Galgen beten?
Kalyn S. 170f. Vgl. AT 795 (= AA 795 A*). Aufgez. im Jahre 1951 in Gorinčevo (Horinčove), Bezirk Chust, Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Kalyn (vgl. dazu im Nachwort). — Zum Unterschied von den anderen Var., die zu den Legendenmärchen gehören, hat Kalyns Märchen sozialkritischen Charakter. Die für diesen Typ sonst charakteristische Gestalt des Engels, der die Menschen durch seine Handlungen in Erstaunen setzt, ist hier durch die Gestalt eines Popendieners ersetzt. Vgl. belor. und russ. Var.: Romanov IV S. 11f. Nr. 5; Dobrovol'skij I S. 323—325 Nr. 18; Seržputoŭski 1926 S. 170 Nr. 72; Federowski S. 230 Nr. 1093; Afanas'ev Legendy Nr. 26; Sadovnikov Nr. 84.

Alltagsmärchen

86. Die Wahrheit und die Lüge
Rudčenko II Nr. 33. AT 613. BP II Nr. 107. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 in Baturin (Baturyn), Gebiet Černigov. Sammler: I. Rudčenko. Der Text wurde bei Hrinčenko S. 112—115 veröffentlicht. — Bei den Ostslawen überwiegen die Var., in denen der reiche Kulak als Verkörperung der Lüge auftritt und die Wahrheit durch den von ihm geblendeten armen Bruder verkörpert wird. Verbreitung: Ukr. Var.: Dragomanov S. 182—184, 410—413; Čubinskij II S. 45—52 Nr. 10; Grinčenko ÈM Nr. 163, 164; EZ 1 Nr. 19; EZ 3 Nr. 36; Manžura S. 58f.; Kolberg Pokucie Nr. 47; Javorskij Nr. 49; Kravčenko II Nr. 81; Hyrjak Nr. 75; Lintur S. 58f. Čubinskijs Sammlung enthält zwei Märchen dieses Typs. Das zweite (Bd. II Nr. 11) wurde an der Grenze zwischen Belorußland und der Ukraine im Kreis Brest aufgezeichnet. Belor. Var.: Romanov III S. 319f. Nr. 69, S. 321—325 Nr. 71, Nr. 72a, b, c, IV S. 378 Nr. 41, S. 380 Nr. 43; Dobrovol'skij I S. 637f. Nr. 7, S. 644 bis 649; Seržputoŭski 1926 S. 66—68 Nr. 29; Karłowicz Nr. 16, 79. Ein Märchen vom Typ AT 613 enthält auch die Sammlung Gospodarev S. 337 bis 341 Nr. 19. 25 russ. Varianten (Propp S. 476).

87. Die Vernunft und das Glück
EZ 14 S. 264—267 Nr. 48. AT 945. BP III (Nr. 129) S. 56f. Aufgez. zwischen 1890 und 1900 in Denisovka, Gouvernement Poltava. Erzähler: R. Čmychalo. Sammler: V. Lesevyč. Verbreitung: Ukr. Var.: Grinčenko ĖM II S. 190f. Nr. 131; Manžura S. 67f.; EZ 3 S. 105—108 Nr. 38; *Žytje i slovo* II S. 191 bis 194; Lintur S. 242—247. Belor. Var.: Romanov IV S. 204—206; Šejn II S. 167ff. Russ. Var. wurden nicht ermittelt.

88. Das Schicksal
Grinčenko ĖM I Nr. 130. AT 735, vgl. auch AA *934 I. Aufgez. Ende des vergangenen Jh. in Obuchovo (Obuchiv), Kreis Staryj Oskol, Gouvernement Kursk (an der Grenze zur Ukraine). Sammler: T. Zin'kivs'kyj. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij I S. 216; Manžura S. 52; Dragomanov S. 182 Nr. 19; EZ 30 S. 147—149. Belor. Var.: Romanov IV S. 46—48 Nr. 35 und 36, S. 204—209 Nr. 54, 55; Šejn II S. 157f. Nr. 75; Seržputovskij 1911 S. 102—107 Nr. 56; Seržputoŭski 1926 S. 203f. Nr. 80. Vgl. auch die Var. des belor.-russ. Erzählers Gospodarev in seiner Sammlung S. 342—344 Nr. 21. 10 russ. Var. (Propp S. 480). Dieser Typ ist vorwiegend in Westeuropa verbreitet. Die hier veröffentlichte Var. weist originelle Züge auf (Rückkehr des Mannes, der sein Schicksal zu Hause gefunden hat). Bemerkenswert ist auch die ungezwungene Form des Memorats.

89. Das Unglück
Lintur S. 227—236. AT 735 + 735 A (= AA *735 I). BP II (Nr. 99) S. 420 bis 422. Aufgez. in Strabičovo, Bezirk Mukačevo (Mukačeve), Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Vasyl' Korolovyč. Verbreitung: Ukr. Var. von AT 735 A: Nyklovyč Nr. 18; Čubinskij II S. 393, 627, 639; Kolberg Pokucie Nr. 40; Manžura S. 40; EZ I Nr. 3 und 4; EZ 12 Nr. 232, 233; EZ 14 Nr. 47; Javorskij Nr. 52; Levčenko Nr. 298; Hyrjak Nr. 44 und 48. Belor. Var. vom Typ AT 735 A: Romanov III S. 317—319 Nr. 67 und 68; Šejn II S. 157 Nr. 75; Federowski II S. 137—138 Nr. 355; Cz. Pietkiewicz, *Kultura duchowa Polesia Rzeczyckiego* (Die geistige Kultur von Polesie Rzeczyckie), Warszawa 1938, S. 189. Ein russ. Märchen dieses Typs in deutscher Übersetzung bei Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen* Nr. 54 Anm. S. 633. 10 russ. Var. (Propp S. 480). Der Typ ist charakteristisch für die osteuropäische Folklore, er ist im Westen nicht bekannt. Mit diesen Märchen stehen die gleichfalls stark sozial geprägten Lieder der ostslaw. Völker von der Not im Zusammenhang.

90. Die drei Generationen
EZ 8 S. 79 Nr. 32. AT —. Aufgez. 1893 in Berlin von einem Bauern aus dem Kreis Brody, Galizien. Sammler: Rozdol's'kyj. Erzähler: Luhovoj. Der Typ ist mit L. Tolstois moralisierender Erzählung *Das hühnereigroße Korn* verwandt.

91. Die drei Berufe
EZ 8 S. 79f. AT —. Aufgez. 1893 in Berlin von einem Bauern aus dem Kreis Brody. Sammler: Rozdol's'kyj. — Erzähler: Luhovoj.

92. Welche Liebe ist die beste?
Lintur S. 208—210. AT 923. BP III Nr. 179. 1960 aufgez. in Gorinčevo (Horinčove), Bezirk Chust, Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Cholod. — Dieser Märchentyp erinnert an einige Episoden aus Shakespeares *König Lear* (die Antworten der drei Töchter auf die Frage, wie sie ihren Vater lieben; die Vertreibung Cordelias; die Begegnung Lears mit Cordelia am Ende der Tragödie).

93. Geld bringt Tod
Dragomanov S. 184f. AT 763 (= AA *937). BP II (Nr. 81) S. 154 Fußnote. Aufgez. zwischen 1870 und 1880. Ort der Aufzeichnung unbekannt. Der Text wurde bei Hrinčenko S. 149 sowie bei Voznjak veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I Nr. 79; EZ 12 Nr. 206, 207, 295; EZ 30 S. 136; Levčenko Nr. 300; Hyrjak Nr. 54. 3 russ. Var. (vgl. AA).

94. Der geizige Gutsbesitzer
Grinčenko ĖM II S. 195f. AT 1775. Aufgez. zwischen 1890 und 1900 im Kreis Ostrog (Ostroh), Gouvernement Wolhynien. Sammler: Kravčenko. Erzähler: Luka Zinevyč. Abgedruckt bei Suchobrus-Juzvenko S. 295. Verbreitung: Ukr. Var.: Hrinčenko Nr. 270; Kolberg Pokucie Nr. 33; EZ 6 S. 153 Nr. 349 (einige Motive). Ein ähnliches Märchen *(Wie ein Pope Heu aß)* bei Barag, *Belorussische Volksmärchen* Nr. 74. Im Verzeichnis von AA sind 11 russ. Var. angegeben. W. Liungman verfolgt in seinem Buche *Die schwedischen Volksmärchen, Herkunft und Geschichte* (Berlin 1961, S. 335) die Geschichte des Typs vom 15. bis 17. Jahrhundert auf Grund schwedischer Schwanksammlungen.

95. Wie ein Bauer einen Gutsherrn anführte
Manžura S. 82f. AT 1528. Aufgez. zwischen 1880 und 1890 in Ol'šana, Kreis Bogoduchov (Bohoduchiv), Gouvernement Char'kov. Sammler: I. Manžura. Der Text wurde bei Suchobrus-Juzvenko veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Grinčenko ĖM Nr. 190; Javorskij Nr. 88a und b; Levčenko Nr. 393, 621, 403, 622. Eine diesem Märchen nahekommende belor. Var. bei Šejn. Bei Propp sind 15 russ. Var. vermerkt. Eine von ihnen enthält der Märchenband des beloruss.-russ. Erzählers Gospodarev.

96. Der Arme vor Gericht
Hyrjak S. 83—87. AT 1534 (= AA 1660). Aufgez. 1962 im Raum von Prešov (Prjašiv) (Slowakei). Sammler: M. Hyrjak. Erzähler: Der ukr. Bauer J. Šamulka. Die ostslaw. Märchen dieses Typs hängen mit der russ. satirischen Erzählung *Schemjakas Gericht* aus dem 17. Jh. zusammen. Zur Geschichte dieses alten Märchentyps vgl. F. Buslaevs Artikel *Perechožie povesti* (Wandererzählungen) in *Moi dosugi* (Meine Freizeitbeschäftigungen), Moskva 1886. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 657 Nr. 119; Grinčenko ĖM II Nr. 241; Barącz S. 159; EZ 4 Nr. 103. Belor. Var.: Romanov III S. 396—400; Dobrovol'skij I S. 376f. 12 russ. Varianten ermittelt. Eine von ihnen, die T. N. Ljaško in Baschkirien aufgezeichnet hat, ist in

deutscher Sprache bei Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen* Nr. 91 Anm. S. 643 veröffentlicht. Märchen vom selben Erzähler siehe Nr. 109.

97. Wie ein Kosak einem eigenmächtigen Gutsherrn eine Lektion erteilte
Levčenko S. 227f. Nr. 340. AT —. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Gouvernement Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. Var. sind nicht bekannt.

98. Wie ein alter Mann drei Böcke melkte
Ukrajins'ki narodni kazky (Ukrainische Volksmärchen), L'viv 1966, S. 179 bis 181. AT 922. BP III Nr. 152. V. Anderson, *Imperator i abbat* (Der Kaiser und der Abt), Kazan' 1916. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 7 S. 43—45. Vgl. das Märchen des belor.-russ. Märchenerzählers Gospodarev Nr. 54. 24 russ. Var. (Propp S. 484).

99. Das weise Mädchen
Hrinčenko S. 136—139. AT 875. BP II Nr. 94. Aufgez. zwischen 1900 und 1910. Verbreitung: In der Ukraine gibt es zwei Varianten des Typs: 1. Das weise Mädchen löst den Brautwerbern und dem Bräutigam Rätsel (Kolberg Pokucie Nr. 50 und 51); 2. Das weise Mädchen löst Rätsel: Čubinskij II S. 611—616 Nr. 84 und 85; Dragomanov S. 347—349; Grinčenko ÈM II Nr. 189; EZ 6 S. 154f. Nr. 350; EZ 14 Nr. 551; Javorskij Nr. 68; Kravčenko II Nr. 163 und 164; Lintur S. 237—241. Vgl. die belor. Var.: Romanov III S. 392—396 Nr. 13. Es sind 24 russ. Märchen dieses Typs ermittelt worden, darunter eine Variante des belor.-russ. Erzählers Gospodarev. Ein russ. Märchen in deutscher Sprache bei Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen* Nr. 72 Anm. auf S. 638f. Motive des Märchens enthält eine russ. Erzählung des 16. Jh. *(Peter und Fewronija)*.

100. Wie sich ein Gutsherr einen Scherz erlaubte
Levčenko S. 224f. Nr. 327. AT. —. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Gouvernement Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 648f. Nr. 111.

101. Wie ein Soldat den Zaren überlistete
Suchobrus-Juzvenko S. 301f. AT —. Aufgez. 1939 in Šljachova, Bezirk Vinnica (Vinnycja). — Var. dieses Soldatenmärchens sind nicht bekannt.

102. Das Hasenfett
Suchobrus-Juzvenko S. 480. AT 1920. BP III Nr. 146. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 647f. Nr. 109; EZ 8 S. 117f. Nr. 63; Hyrjak Nr. 60; Lintur S. 122f.; *Ukrajins'ki narodni kazky*, L'viv 1966, S. 227—229. 4 russ. Var. sind ermittelt (Propp S. 498).

103. Der kluge Arme und der unersättliche Reiche
Levčenko S. 217f. AT —. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Gouvernement Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. Verbreitung: Ukr. Var.: Čubinskij II S. 522—524 Nr. 18.

104. Der getreue Iwan
Grinčenko ÈM I Nr. 112. Aufgez. 1892 in Piščenka (Piščanka), Gouvernement Voronež (an der Grenze zur Ukraine). Sammler: L. Taraševs'kyj. Erzähler: A. Syduk. Vgl. AT 889. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I Nr. 81; Kalyn S. 36—40. Russ. Var.: Zelenin Permsk Nr. 26.

105. Der unersättliche Pope
Narodna tvorčist', Kyjiv 1939, I. AT —. Aufgez. 1939 in Kiev (Kyjiv). Erzähler: Ein Arbeiter des Bolschewik-Werkes. Der Text wurde bei Suchobrus-Juzvenko S. 342 veröffentlicht. — Vgl. zahlreiche ukr. Anekdoten über die Habgier der Popen, so bei Kolberg Pokucie Nr. 62; EZ 1 S. 27; EZ 7 Nr. 242, 425 und 580; Levčenko Nr. 192—194. Ähnliche belor. und russ. Anekdoten sind neben den ukr. in dem Band *Narodnye skazki o boge, svjatych i popach* (Volksmärchen von Gott, den Heiligen und den Popen), hg. von M. K. Azadovskij, Moskva 1963, enthalten. Einen Kommentar zu den ukr. Märchen gibt M. K. Azadovskij S. 206f.

106. Die habgierige Popenfrau
Dragomanov S. 154f. AT —. Aufgez. zwischen 1870 und 1880 im Gouvernement Poltava. Der Text wurde bei Suchobrus-Juzvenko S. 340 veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Kuliš Zapiski II S. 89—95. Das Motiv von der Popenfrau, der Hühnerfedern wachsen, erinnert entfernt an die bei den Ukrainern, Belorussen und Russen verbreiteten Märchen vom habgierigen Popen, dem ein Ziegenfell anwächst (AT 831).

107. Der Pope und sein Diener
Kalyn S. 195—201. AT 1561. 1945 aufgez. in Gorinčevo (Horinčove), Bezirk Chust, Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: A. Kalyn (über ihn vgl. im Nachwort). — Ukr. Var.: EZ 1 S. 17f.; EZ 3 S. 133—138 Nr. 3 und 4; EZ 8 Nr. 18, 19 und 22; Gnedič IV Nr. 1488; Javorskij Nr. 81 und 82; Hyrjak Nr. 8; Lintur S. 191—194. Ebenso wie in den ukr. findet man auch in den belor. und russ. Märchen das Sujet vom verärgerten Diener in den verschiedensten Kombinationen mit anderen Sujets über Popen.

108. Der Bauer, seine Frau und der Pope
EZ 14 S. 297—299. Vgl. AT 1725. BP II Nr. 77. Aufgez. zwischen 1890 und 1900 in Denisovka, Gouvernement Poltava. Sammler: V. Lesevyč. Erzähler: R. Čmychalo. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I Nr. 60 und 61, II Nr. 37 und 51; Manžura S. 91—94; Čubinskij II S. 652—656; Kolberg Pokucie Nr. 36 und 66; EZ 8 Nr. 11, 36 und 66; Kravčenko II Nr. 163; Hyrjak Nr. 28, 29 und 52. Vgl. ein belor. Märchen, das sehr stark an Nr. 108 erinnert, bei Barag, *Belorussische Volksmärchen* Nr. 82. Dort sind in der Anm. auf S. 628 andere anklingende belor. Märchen angegeben. Erwähnt seien auch verwandte russ. Var.: Ončukov Nr. 256; Sokolovy Nr. 56.

109. Die Frau, ihr Mann und der Liebhaber
Hyrjak S. 103—106 Nr. 15. AT 1380. BP III Nr. 139. Aufgez. 1962 im Raum von Prešov (Prjašiv) (Slowakei). Erzähler: Ju. Šamulka.

110. Der Diakon Tyt Hryhorowytsch
Dragomanov S. 162—166. AT 1725 + 1380. BP II Nr. 77, III (Nr. 139) S. 124—126. Aufgez. zwischen 1870 und 1880. Sammler: N. Muraško. Ort der Aufzeichnung nicht angegeben. Ė. V. Pomeranceva, *K voprosu o nacional'nom i internacional'nom načale v narodnych skazkach* (Zur Frage des nationalen und des internationalen Elements in Volksmärchen), in: *Istorija, fol'klor, iskusstvo slavjanskich narodov* (Geschichte, Folklore und Kunst der slawischen Völker), Moskva 1963. Verbreitung: Ukr. Var. vom Typ 1380: Kolberg Pokucie Nr. 67; Hyrjak Nr. 21 und 37; Lintur S. 172—176. Ein russ. Märchen *(Mikola Duplenski)* vom Typ 1380 ist bei Pomeranzewa, *Russische Volksmärchen* Nr. 70 Anm. S. 638 veröffentlicht. Die russ. Var. dieses Typs sind weitaus zahlreicher als die ukr. und belor. (20 Belege bei Propp S. 490).

111. Der Diakon und der Kirchendiener
Dragomanov S. 155. AT —. Aufgez. zwischen 1870 und 1880. Var. wurden nicht ermittelt.

112. Wie ein Pfarrer ein Fohlen zur Welt bringen sollte
Levčenko S. 139 Nr. 198. AT 1739. BP I (Nr. 32) S. 317f. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Gouvernement Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. Eine Untersuchung der ukr. Schwankmärchen vom Typ 1739 und einen Vergleich zur Folklore anderer Völker liefert N. F. Sumcov, *Razyskanija v oblasti anekdotičeskoj literatury. Anekdoty o glupcach* (Untersuchungen auf dem Gebiet der Anekdotenliteratur. Anekdoten über Dumme), Char'kov 1898, S. 100—103. Gewöhnlich haben Schwankmärchen dieses Typs einen anderen Schluß. Der Pope denkt, daß er ein Fohlen zur Welt bringen würde, und er hält ein fremdes Fohlen für das seine. Verbreitung: Ukr. Var.: EZ 6 S. 351 Nr. 690; EZ 8 Nr. 69; *Zbiór wiadomości do antropologii krajowej* (Sammlung von Informationen für die regionale Anthropologie), Kraków, Bd. 7 S. 30 Nr. 80. Vgl. belor. Märchen: Federowski III S. 59f. Nr. 17; Šejn II S. 197—199 Nr. 92; Weryho S. 71 Nr. 136. 6 russ. Var. (vgl. bei AA).

113. Der Diakon als Dieb und der Pope als Wahrsager
EZ 3 S. 138—142. AT 1641 + 1790. BP II Nr. 98. Aufgez. 1896 in Zbuj, Komitat Zemplén (heute ČSSR). Sammler: V. Hnatjuk. Erzähler: M. Pustaj. Die Besonderheiten der slaw. Var. im Vergleich zu denen anderer Völker behandeln J. Polívka, *Lidové povidky slovanské* (Volkssagen der Slawen), Praha 1929, S. 23—86, und N. F. Sumcov, *Razyskanija v oblasti anekdotičeskoj literatury. Anekdoty o glupcach* (Untersuchungen auf dem Gebiet der Anekdotenliteratur. Anekdoten über Dumme), Char'kov 1898, S. 51—56. Verbreitung: Ukr. Var. des Typs AT 1641: Dragomanov S. 148—168; Čubinskij II S. 646f.; ET 3 S. 115—117 Nr. 290. Die Kontamination der Typen 1641 und 1790 ist für die antiklerikalen ostslaw. Märchen charakteristisch. Vgl. z. B. das belor. Märchen bei Šejn II S. 213—219. 28 russ. Var. (Propp S. 495).

114. Der versoffene Pfarrer
Levčenko S. 131 Nr. 181. AT —. Aufgez. zwischen 1850 und 1860 im Gouvernement Podolien. Sammler: A. Dymins'kyj. — Schwankmärchen dieses Typs hängen mit der negativen Einstellung der westukr. Bauernschaft gegenüber der Politik einer gewaltsamen Durchsetzung des Katholizismus, wie sie von poln. Pfarrern betrieben wurde, zusammen.

115. Der erstickte Heilige Geist
Lintur S. 161. AT 1837. 1960 aufgez. in Makarove, Bezirk Mukačevo (Mukačeve), Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Ivan Lazar'. — Schwankmärchen dieses Typs sind besonders in der Westukraine populär. Auch in den westlichen Gebieten Belorußlands (vgl. Federowski III) sind sie weit verbreitet.

116. Auf der Welt gibt's noch Dümmere als meine Frau
Lintur S. 110—115. AT 1384 + 1242 + 1245. Vgl. auch AT 1540. BP I (Nr. 34) S. 335, II Nr. 104. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko II Nr. 50; Čubinskij II S. 504f.; Hrinčenko I Nr. 171, II Nr. 190; Manžura S. 108; Moszyńska Nr. 28; Javorskij Nr. 87; EZ 8 Nr. 16 und 17; Kravčenko II Nr. 171 und 179; *Žytje i slovo* III S. 67—69 Nr. 7. Belor. Var. sind nicht sehr zahlreich. 16 russ. Var. (Propp S. 490).

117. Die undankbaren Söhne und die Schatulle
Dragomanov Nr. 13. Der erste Teil des Märchens entspricht, wenn auch nicht vollständig, AT 779 B* (= AA *766 A). Der zweite Teil von der Schatulle, die der unglückliche Alte von einem Herrn bekommt, findet keine Entsprechung bei AT. Aufgez. zwischen 1870 und 1880 in Malyj Černjatin (Malyj Černjatyn), Kreis Berdičev (Berdyčiv), Gouvernement Kiev. Sammler: V. Menčic. — Legendenmärchen über die Bestrafung der Kinder wegen Mißachtung der Eltern sind nur im ukr. und russ. Material ermittelt worden. Vgl. Smirnov Nr. 81 (AA *766 A) und Ončukov Nr. 280 (AA *766 B = AT 777 C).

118. Die Faule
Rudčenko I Nr. 67. AT 901 B*. Aufgez. zwischen 1860 und 1870 im Gouvernement Poltava. Der Text wurde bei Hrinčenko S. 155—158 veröffentlicht. — Der Typ ist für die Ukraine charakteristisch, er wurde in belor., russ. und anderen Sammlungen nicht ermittelt. Verbreitung: Ukr. Var.: Grinčenko ÈM II Nr. 111; Grinčenko IUN Nr. 235—237; Gnedič IV Nr. 1516; Lintur S. 93—97, 97—100.

119. Der Geldbeutel
Manžura S. 87f. AT 1415. BP II (Nr. 83) S. 199—201. Aufgez. zwischen 1880 und 1890 im Gouvernement Ekaterinoslav von I. Manžura. Der Text wurde bei Hrinčenko S. 126f. abgedruckt, desgleichen bei Suchobrus-Juzvenko S. 407—409. Verbreitung: Ukr. Var.: Afanas'ev III S. 208—210 Nr. 409; *Živaja starina* 1912, II—IV S. 315—317; Levčenko Nr. 625. Eine belor. Var. bei Romanov III S. 379. 4 russ. Var. (von den 6 bei Propp verzeichneten Texten sind 2 ukr.).

120. Der Zigeuner als Schnitter
Grinčenko ĖM I Nr. 133. AT 2105* (= AA *2105). Aufgez. 1883. Ort der Aufzeichnung unbekannt. Sammler: A. Zin'kivs'kyj. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko II S. 191f.; EZ 6 S. 252f. Nr. 552; EZ 8 Nr. 59 und 60. 2 russ. Var. (vgl. AA).

121. Die schwatzhafte Chweska
Hrinčenko S. 139—144. AT 1381. BP I (Nr. 59) S. 527f. Aufgez. zwischen 1900 und 1910. Bei Suchobrus-Juzvenko S. 417—421 veröffentlicht. Verbreitung: Ukr. Var.: Dragomanov S. 173f.; Rudčenko I Nr. 71, 72; EZ 6 Nr. 13 und 14; EZ 8 Nr. 77; Gnedič IV Nr. 1492; Javorskij Nr. 89; Levčenko Nr. 242—245; Lintur S. 106—110. 17 russ. Var. (Propp S. 490).

122. *Das Märchen von der treuen Ehefrau*
Kalyn S. 210—212. AT 882. BP III (Nr. 135) S. 92 Fußnote 1. 1946 aufgez. in Gorinčevo (Horinčove), Bezirk Chust, Karpatoukraine. Sammler: P. V. Lintur. Erzähler: Kalyn. Verbreitung: Ukr. Var.: Grinčenko IUN Nr. 234: EZ 8 Nr. 1. Belor. Var.: Romanov VI S. 412—419. Die Anzahl der russ. Var. (24) ist weit größer als die der ukr. und belor. (Propp S. 482).

123. Anton der Dieb
Grinčenko ĖM I Nr. 175. AT 1525 D + 1525 A + 1525 G + 1045 + 1072. BP III (Nr. 192) S. 390f., III S. 392 Fußnote 2. Aufgez. Ende des 19. Jh. in Nižnjaja Sirovatka (Nyžnja Syrovatka), Kreis Sumy. Sammler: B. Hrinčenko. Erzähler: Holuda. — Die antifeudale satirische Behandlung des Motivs vom schlauen Dieb und ihre Kontamination mit Motiven vom dummen Teufel ist charakteristisch für die Märchen der drei ostslaw. Völker. Verbreitung: Ukr. Var.: Rudčenko I Nr. 36, 73, 74; Čubinskij II S. 621 Nr. 90; Malinka Nr. 67; Kolberg Pokucie Nr. 37, 58; Šuchevyč V Nr. 84; EZ 3 S. 195—205; EZ 29 S. 239—242; Levčenko Nr. 588—590. Märchen vom schlauen Dieb gehören bei den Ukrainern, Russen und Belorussen zu den populärsten. Am häufigsten sind Märchen vom Typ 1525 A. In russ. Sammlungen hat dieser Typ 39 Var., der Typ 1525 D hat 11, der Typ 1525 G nur 2 (Propp S. 491).

INHALTSVERZEICHNIS

Tiermärchen

1 Schwesterchen Füchsin und Bruder Wolf 5
2 Schwesterchen Füchsin 10
3 Die Füchsin, der Kater und der Hahn 15
4 Die Füchsin und der Kranich 18
5 Der Herr Kater 19
6 Der Bär, der alte Mann und der Fuchs 21
7 Die Füchsin als Taufpatin 22
8 Undank ist der Welt Lohn 25
9 Die Füchsin, die Tiere und der Specht 26
10 Der arme Wolf 29
11 Der Hund und der Wolf 33
12 Sirko 37
13 Wie der Wolf Dorfschulze werden wollte 39
14 Wie es den Wolf nach den Ziegenkindern gelüstete 40
15 Der Wolf, der Hund und der Kater 43
16 Das Schaf und der Wolf 46
17 Der Ziegenbock und der Hammel 46
18 Zwei Kameraden 48
19 Die mäklige Ziege 51
20 Das Häschen und das Zweiglein 56
21 Das Stierkalb aus Stroh 58
22 Der Pfannkuchen 62
23 Der Handschuh 64
24 Der Iltis 65
25 Der Hahn und die Henne 67
26 Der Alte und die Alte 70
27 Der Löwe und der Hecht 73
28 Der Bär und der Huzule 74
29 Iwans Kater 74
30 Wie ein Bauer mit einem Bären die Wirtschaft führte 79

Zaubermärchen

31 Die Hirtenflöte vom Schneeballstrauch 86
32 Eine Zaubergeige entdeckt den Brudermörder 88
33 Das lahme Entchen 91
34 Die Zarentochter als Kröte 94

35 Der Natternmensch 102
36 Das Wunderei 110
37 Telessyk 120
38 Die Zarensöhne als Schwäne 126
39 Der Och 134
40 Die Tochter des Alten und der goldene Apfelbaum 146
41 Großvaters Tochter und Großmutters Tochter 153
42 Das Verjüngungswasser 161
43 Das fliegende Schiff 167
44 Iwan-Pobywan 176
45 Kullererbse 179
46 Der Hundesohn, der Froschsohn, der magere Sohn und die goldlockigen Söhne der Zarin 189
47 Das Märchen von Ilja Muromez und Räuber Nachtigall 195
48 Vom Recken Bums Hufsohn 202
49 Der goldene Schuh 210
50 Jursa-Mursa und der junge Schütze 216
51 Von dem armen Burschen und der Zarentochter 221
52 Die Schwester ohne Arme 228
53 Von der Zarentochter, deren Seele in einem Ei in einer Pappel lag 232
54 Der ungeborene Zarensohn 235
55 Wie ein König seinen Sohn töten lassen wollte, wie dieser fortlief, Schafhirt war und später dann König wurde 240
56 Wie ein junger Bursche die Furcht suchte 252
57 Der Goldvogel und die Meerjungfrau 256
58 Der Recke Hundesohn 263
59 Der Weiße Almriese 279
60 Die Schöne Anna 299
61 Der Zar des Wilden Waldes 319
62 Von dem Berg, der mit seiner Spitze bis zum Himmel reichte . . 340
63 Das Märchen von Rose Iwan 360
64 Vom treuen Kameraden 396
65 Der Seidenstaat 409
66 Der Baum bis zum Himmel 420
67 Die schwarze Bergwiese 429

Legendenmärchen

68 Wie die ersten Menschen einander über eine Meile hinweg eine Axt zureichen konnten 439
69 Vom schönen Josef 439
70 Christus, Petrus und Paulus als Drescher 443

71 Petrus und der liebe Gott 446
72 Wie der liebe Gott zu einem Reichen auf die Hochzeit ging und der Reiche die Hunde auf ihn hetzte 450
73 Der Alte 452
74 Für den Reichen führt kein Weg zum Paradies 456
75 Vom reichen Marko 458
76 Die drei Brüder und der liebe Gott 461
77 Die Wunderochsen 464
78 Der Reiche 465
79 Von dem Bauern, der Geld auf Zinsen verborgte 467
80 Von der Mutter in der Hölle 469
81 Der Soldat und der Tod 470
82 Der Ritter und der Tod 473
83 Der Erzsünder 475
84 Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten . . 477
85 Soll man vor dem Kreuze oder vor dem Galgen beten? 482

Alltagsmärchen

86 Die Wahrheit und die Lüge 484
87 Die Vernunft und das Glück 490
88 Das Schicksal 497
89 Das Unglück 502
90 Die drei Generationen 511
91 Die drei Berufe 512
92 Welche Liebe ist die beste? 513
93 Geld bringt Tod 515
94 Der geizige Gutsbesitzer 516
95 Wie ein Bauer einen Gutsherrn anführte 517
96 Der Arme vor Gericht 519
97 Wie ein Kosak einem eigenmächtigen Gutsherrn eine Lektion erteilte 524
98 Wie ein alter Mann drei Böcke melkte 526
99 Das weise Mädchen 528
100 Wie sich ein Gutsherr einen Scherz erlaubte 533
101 Wie ein Soldat den Zaren überlistete 534
102 Das Hasenfett 536
103 Der kluge Arme und der unersättliche Reiche 538
104 Der getreue Iwan 540
105 Der unersättliche Pope 544
106 Die habgierige Popenfrau 545
107 Der Pope und sein Diener 546

108 Der Bauer, seine Frau und der Pope 553
109 Die Frau, ihr Mann und der Liebhaber 555
110 Der Diakon Tyt Hryhorowytsch 558
111 Der Diakon und der Kirchendiener 564
112 Wie ein Pfarrer ein Fohlen zur Welt bringen sollte 565
113 Der Diakon als Dieb und der Pope als Wahrsager 567
114 Der versoffene Pfarrer 573
115 Der erstickte Heilige Geist 574
116 Auf der Welt gibt's noch Dümmere als meine Frau 574
117 Die undankbaren Söhne und die Schatulle 577
118 Die Faule 582
119 Der Geldbeutel 585
120 Der Zigeuner als Schnitter 588
121 Die schwatzhafte Chweska 592
122 Das Märchen von der treuen Ehefrau 597
123 Anton der Dieb 599

Anhang

Nachwort 607
Literatur- und Abkürzungsverzeichnis 645
Anmerkungen 650

ИБ № 9218

Художественный редактор
Розова Л. А.
Технический редактор
Кольцова Е. Ф.

Подписано в печать 4.12.80.
Формат 84×108/32.
Бумага офсетная.
Печать офсет.
Услови. печ. л. 72,24
Уч.-изд. л. 44,29
Тираж 67 000 экз.
Заказ № 2714.
Цена 1 р. 90 к.
Изд. № 31867

Издательство «Прогресс»
Государственного комитета СССР
по делам издательств,
полиграфии и книжной торговли.
Москва 119021, Зубовский бульвар, 17
Ордена Трудового Красного Знамени
Калининский полиграфический комбинат
Союзполиграфпрома при Государственном
комитете СССР по делам издательств,
полиграфии и книжной торговли.
г. Калинин, пр. Ленина, 5.